Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXIV.

(Juli — August — September 1905.)

68028
6/7/06

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, E. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. C. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. R. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.124

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertvierundzwanzigsten Bande (Juli — September 1905).

		Seite
I.	Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** IV. (Schluß)	1
II.	Die Krone. Erzählung von **Ernst Heilborn.** XVI./XXX. (Schluß)	22
III.	Manzonis literarischer Nachlaß. Von **Wilhelm Lang**	60
IV.	Aus dem Frankfurter Parlament. Briefe des Abgeordneten Ernst von Saucken-Tarputschen. Herausgegeben von Professor Dr. **Georg von Below**	79
V.	Adolf Harnack. Von **Theodor Kappstein**	105
VI.	Die Anfänge der Staatenbildung in Babylonien. Von **Arthur Ungnad**	124
VII.	Der Straßburger Fischermeister Leonhard Baldner. Von **Wilhelm Bölsche**	133
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs** . .	137
IX.	Politische Rundschau	149
X.	Neuere Belletristik. Von **Otto Frommel**	154
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Sebaldus Rümpel. Novelle von **Georg Hirschfeld.** . .	161
XIV.	Japan und China an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Von **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** I. Japan	177
XV.	Freiheit und Zwang auf dem Gebiete des Verkehrsrechts. Von **Victor Ehrenberg**	187
XVI.	Farbenwerte und Farbenwirkungen in Kunst und Natur. Von Dr. **Schlodtmann** (Lübeck)	203
XVII.	Petra. Von **Ad. Michaelis**	219
XVIII.	Des Herzogs Amme. Von **Felix Speidel**	228
XIX.	Die deutschen Gelehrten im Auslande und der Gelehrtenaustausch mit Amerika	235

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XX. Erinnerungen an Hermann Kurz. Von **Isolde Kurz.** I. III. 249
XXI. P. J. Tschaikowsky. Von **Eugen Zabel** 267
XXII. Cosma Racoare. Aus dem Rumänischen von **Michael Sadoveanu** 284
XXIII. Das Urchristentum in geschichtlicher Bedeutung. Von **Julius Kaftan** 291
XXIV. Englisch-deutsche Beziehungen. Von **M. v. Brandt** . 295
XXV. Politische Rundschau 300
XXVI. Neuere Goethe-Literatur. Von **Reinhold Steig** . . . 304
XXVII. Ein deutsches Lesebuch für französische Schüler . . 314
XXVIII. Literarische Notizen 316
XXIX. Literarische Neuigkeiten 319
XXX. Das klingende Fließ. Novelle von **Anna Behnisch-Kappstein** 321
XXXI. Japan und China an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Von **Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** II. China 355
XXXII. Erinnerungen an Hermann Kurz. Von **Isolde Kurz.** IV. V. (Schluß) 373
XXXIII. Ein Rückblick auf den Seekrieg zwischen Rußland und Japan. Von **Curt Freiherrn von Maltzahn** . . . 391
XXXIV. Thera. Von **F. von Duhn** 415
XXXV. Die weltwirtschaftliche Bedeutung Marokkos. Von **Theobald Fischer** 435
XXXVI. L'Intruse. Von **Anselm Heine** 457
XXXVII. Die Ausstellung von Werken deutscher Landschafter in Berlin. Von **Walther Gensel** 462
XXXVIII. Politische Rundschau 467
XXXIX. Pädagogisches für Haus und Schule 471
XL. Marie Eugenie delle Grazie 473
XLI. Zur Memoiren-Literatur 475
XLII. Literarische Notizen 477
XLIII. Literarische Neuigkeiten 480

Meine Kinderjahre.

Biographische Skizzen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.)

Es war eine epochemachende Neuerung, daß jeder, der in Zdißlawitz einen Brief erwartete, ihn täglich erhalten konnte. Erst seit wenig Jahren befand sich ein Postamt in unsrer Nähe. Früher mußte der Bote vier Stunden weit nach dem Städtchen Wischau pilgern, um die für das Dorf und das Schloß bestimmten Postsendungen abzuholen. Er setzte sich nur zweimal wöchentlich in Bewegung, und was er dann regelmäßig außer einem Räuschchen mitbrachte, das waren einige Nummern der Wiener und der Brünner Zeitung. Wenn auch Briefe eintrafen, galt das schon als ein kleines Ereignis. Papa eröffnete sie nie vor Tische. Er muß das Lesen von Briefen als etwas Appetitverderbendes angesehen haben. Beim schwarzen Kaffee erst nahm er die Schriftstücke zur Kenntnis, nachdem er deren Äußeres sorgfältig geprüft hatte. Einmal kam ein schmaler, schwarzgesiegelter Brief auf dünnem Papier, aus Paris. Die Adresse war mit einer feinen Perlschrift geschrieben, die dem Papa nicht ganz fremd schien; es könnte wohl die Madame Dufoulons sein. „Lies," sagte er, reichte Mama den Brief, und sie las eine Weile schweigend. — „Nun, was schreibt sie?" — „Es wird euch traurig machen," war die Antwort, „und tut auch mir sehr leid. Der arme Just, das arme Kind — und seine noch viel ärmere Mutter!"

Madame Dufoulon teilte in dem Briefe die Nachricht vom Tode ihres lieben Sohnes mit. Ein Nervenfieber hatte ihn dahingerafft, wenige Monate nachdem er so glücklich gewesen war, eine Stellung zu finden, die ihn instand gesetzt hätte, seiner Mutter und seiner Schwester eine kräftige Stütze zu sein ... Das war eine grausame Verschärfung der Bitternis dieses Verlustes. — Ich kam von der Frage nicht fort: Was wird geschehen, was wird man tun?

Es wird geschehen, man wird tun, was in solchen Fällen das Gewöhnliche ist. Man wird, von Mitleid erfüllt, einen sehr teilnehmenden und herz-

lichen Brief schreiben, man wird noch einige Male sagen: „Der arme Just, seine arme Mutter, was wird sie jetzt wohl anfangen?“ und dann — vergessen. Man wird . . . ich werde! Mit peinlichem Selbstvorwurf ergriff mich der Gedanke an Frau Krämer. Wie lange hatte ich mich ihrer nicht mehr erinnert, die dasselbe Schicksal gehabt wie Madame Dufoulon. Auch sie hatte alle ihre Hoffnung auf den Sohn gesetzt, der ihr weggestorben war, bevor sein verheißungsreiches Leben sich zur Blüte entfalten konnte.

Es war Spätherbst und unsre Abreise stand bevor. Vorher aber wollte meine Schwester noch etwas ausführen, was ihr als eine Pflicht gegen unsern Freund und Spielgefährten erschien.

Eine Viertelstunde weit vom Schlosse, aber schon zum angrenzenden Dorf gehörend, befand sich eine Schlucht. Sie war von einem dünnen Wasserfaden durchzogen und mit Buschwerk dicht überwachsen, aus dem einzelne schlanke Bäume hoch emporschossen. In ihrer Eile, der niedrigen Umgebung zu entragen, hatten sie sich nicht Zeit genommen, unterwegs Zweige anzusetzen; all ihren Blätterschmuck entfalteten sie erst in der Krone, und die wurde ihnen manchmal zu schwer. Wenn ich sie ansah, mußte ich an meinen Schiller denken mit seinem Kranz. Ganz gerade stand keiner von ihnen; nach verschiedenen Richtungen hin hatte der Wind sie gebogen. Mitten in der Schlucht ist ein kleiner, freier Platz, und da befindet sich ein kapellenartig übermauertes Brünnlein. Zwei steinerne Stufen führen durch den schmalen Eingang zu seinem Wasserspiegel. Im Dunkel sieht das Wasser so schwarz wie Tinte aus, ins Glas geschöpft ist es kristallklar, und ihm wird die Kraft zugeschrieben, Augenleiden zu heilen.

Einige Schritte von dem Fußsteig entfernt, auf dem man vom Felde aus steil ab zum Brünnlein gelangt, steht eine Rüster . . .

Du alte Königin, weißt du von dem muntern Zeug, das grünt und lebt und sich vermehrt und nichts verlangt, als seines Daseins froh zu werden zu deinen Füßen und unter deinem Schutze? Weißt du von den Emporstrebenden, die der Ehrgeiz treibt, dir in deinen erhabenen Wipfel zu schauen und seine Geheimnisse auszuspähen? — Du alte Königin, du Herrscherin, wie du dastehst vor meinem geistigen Auge in deiner Schönheit, deinem Stolze, deiner Kraft, so könnte dich mir zu Dank kein Maler malen, kein Dichter beschreiben. Vor dir, zwischen zweien deiner mächtigen Wurzeln, haben kleine Menschen ein kleines, hölzernes Standbild aufgerichtet: die heilige Anna, die ihr Töchterchen lesen lehrt. Kein Kunstwerk und — mehr als ein Kunstwerk für die Armen, die Betrübten, die hierher beten, die Glücklichen, die Genesenen, die danken kommen.

Die Schlucht, in der der wundertätige Quell sich befindet und die herrliche alte Rüster sich einst befand, hatte ihren Namen von dem kleinen Standbild erhalten. Zur „Svatá Anna“ wanderten wir als Kinder oft, brachten dort manchen Sommernachmittag zu und einmal schnitt Monsieur Just seinen Namen in den Stamm der Rüster ein. Mit großen Buchstaben, tief durch die dicke Rinde bis aufs Lebendige. Von weitem konnte man lesen, gelbweiß herausleuchtend aus dunkler Umrahmung: Just.

Das dürfe man nicht so lassen, meinte Fritzi; jetzt, weil er tot sei, müsse ein Kreuz über den lieben Namen gesetzt werden. Wir bewaffneten uns mit unsern schärfsten Taschenmessern und begaben uns eines trüben Novembermorgens zu der Rüster bei der „Svatá Anna". Eifrig mühten und streckten wir uns soviel wir konnten, um zu der Höhe hinauf zu reichen, in der unser Kreuz angebracht werden sollte. Es war vergeblich, wir mußten uns bequemen, das Zeichen des ewigen Friedens unter den Namen unsres entschlafenen Freundes einzuschneiden.

Heute steht die kleine „Svatá Anna" nicht mehr unter dem Schutze der Rüster. Sie haben die Herrliche gefällt und auch die schlanken Bäume in ihrer Nähe und alles Gebüsch fortgeputzt, um mehr Platz zu schaffen für Rüben und Getreide. Gewiß wird bei dem Standbild der Heiligen noch immer fromm gebetet, gewiß noch an die Heilkraft des Wassers im Brünnlein geglaubt. Ich aber meide diese Stelle und habe sie nicht mehr betreten, seitdem die alte Riesin ihren noch grünen Wipfel, der wonneschauernd das erste Morgengrauen begrüßte, der feierlich den letzten Sonnenkuß empfing, zu Boden senken mußte.

Nachdem Fräulein Karoline uns verlassen hatte, fand man Fritzi und mich alt genug, um fortan in Freiheit dressiert zu werden; nur für die kleine Sophie wurde eine Gouvernante aufgenommen: Madame Vaxelaire, die weibliche Hälfte eines Ehepaares, das sich dem Erzieherfache gewidmet hatte. Zu der Zeit, in der die Gattin unserm Schwesterchen ihre Sorgfalt widmete, was sie treu und redlich tat, war der Gatte Hofmeister eines Knaben, von dem er stets erzählte, dessen ungewöhnliche Begabung und edle Eigenschaften er rühmte und dem er eine glänzende Zukunft vorhersagte. Er hat Recht behalten, denn dieser Knabe hieß: Graf Hans Wilczek.

An Madame Vaxelaire hatten wir eine äußerst angenehme Hausgenossin. Sie war eine kräftige, wohlwollende Frau, im Besitze des unschätzbaren Vorzugs einer immer gleichmäßig guten Laune. Sehr gesund, nicht mehr jung, hoch in der Farbe, machte sie, mit ihren roten Wangen und dem gelbbraunen Teint, den erfrischenden Eindruck eines schönen Oktobertages. Sie hatte unsre kleine Sophie sehr lieb und nahm sich auch unser freundlich an, obwohl sie gegen Fritzi und mich keine andre Verpflichtung hatte, als die, uns täglich auf dem Spaziergang zu begleiten.

Das Stadtleben ging den gewohnten Gang, unsre Lehrer und Lehrerinnen fanden sich wieder ein, nur trat ein neuer Zeichenmeister an den Platz des früheren. Wir erfuhren später, daß dieser sich einer schweren Taktlosigkeit schuldig gemacht hatte. Er wartete eines Vormittags wie gewöhnlich auf uns im Speisezimmer, das während der Zeichenstunde unser Atelier vorstellte. Wir erschienen — ebenfalls wie gewöhnlich — in Begleitung von Mamas Musterkammerjungfer, Fräulein Josephine. Sie hatte die Aufgabe, den Herrn Lehrer zu beaufsichtigen, und nahm die Sache sehr ernst. Als wir an jenem verhängnisvollen Vormittage eintraten und ihn grüßten, kam er uns entgegen, blieb vor meiner Schwester stehen, stemmte den Arm in die Seite und sprach:

„Sakerlott, Komteß Fritzi, was haben Sie für Augen! Nein wirklich, mirakulös schöne Augen!“

Ich hätte dem biedern Oberösterreicher diesen Ausdruck einer gerechten Bewunderung verziehen. Die Kammerjungfer hielt es für ihre Pflicht, ihn höhern Ortes anzuzeigen, und wir erhielten einen Zeichenlehrer, noch um ein Jahrzehnt älter als der frühere, der auch kein Jüngling war. Der Nachfolger hatte einen Beethovenkopf. Ich lernte in ihm eines der größten Originale kennen, die mir im Leben begegnet sind. Ein ganz ungelehrter Mensch, der sich in den Wunsch verrannt hatte, Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete zu machen, und nicht die geringste Freude an der Ausübung des braven Malertalents besaß, mit dem er begnadet war. Er überließ seine kleinen Ölgemälde — treffliche Genrebildchen — zu guten Preisen einem Kunsthändler, der sie zu noch viel bessern nach England verkaufte. Der Mann quälte ihn mit seinen Bestellungen, er aber ließ die Arbeit stehen und beschäftigte sich mit Erfindungen und Entdeckungen. Von ernsten Studien war er ein Feind, er las wenig. „Die Bücher,“ war eine seiner Lieblingsbehauptungen, „bringen uns um die Originalität. Auch verdirbt es mir ja die Freude an einem eignen Einfall, wenn ich erfahre, daß ein andrer ihn vor mir gehabt hat. Oder vielleicht nicht? was?“

Es war komisch, unsern Zeichenlehrer, während er eine Aufgabe korrigierte, sagen zu hören, daß wir nichts andres seien, als lebendige Leydener Flaschen. Wir meinten, das müsse in irgend einer Beziehung zur Zeichenkunst stehen, es stand aber in Beziehung zur Physik. „Ja, der Cunäus,“ pflegte er seinen Vortrag zu eröffnen, „ein großer Mann — aber er ist bei der Flaschenelektrizität stehengeblieben, bis zur menschlichen nicht vorgedrungen. Und wir sind mit Elektrizität doch ebenso angefüllt, wie seine stanniolbeklebten Glasgefäße, und was die Entladung betrifft, für die ist gesorgt. Wenn der Mensch zum Beispiel erschrickt, oder wenn er sich zum Beispiel plötzlich verliebt.“ Bei dem Worte spitzte Fräulein Josefine die Ohren und ließ ein deutliches Räuspern vernehmen. Er bemerkte es nicht und fuhr fort: — „Das wären jähe Entladungen. Allmähliche finden ununterbrochen statt. Sie können sich davon selbst überzeugen. Gehen Sie spazieren durch mehrere Tage nacheinander immer auf demselben Weg. An jedem Tag wird er ihnen kürzer vorkommen als am vorhergehenden. Warum? Sie haben am ersten am meisten Elektrizität abgegeben an die Erde, die ein mittelmäßiger Leiter ist, am zweiten finden Sie den größten Teil abgegebener Elektrizität auf dem Wege wieder, verbrauchen also weniger von der Ihren, werden also weniger müde, der Weg kommt Ihnen also kürzer vor. Ist das richtig? Oder vielleicht nicht — was?“

Er sah uns dabei so streng an, daß wir es immer richtig fanden.

Auf ein zweites Steckenpferd schwang er sich auch fürs Leben gern. Er schrieb sich — gewiß ohne je eine Zeile von oder über E. T. A. Hoffmann gelesen zu haben — die Fähigkeit zu, Farben zu riechen und zu hören. Blau klingt wie ein Mollton, Rot ist Dur. Farbenempfindung, Tonempfindung werden durch den gleichen Reiz erregt, einfache Farben, einfache Töne. Mit halben Farben, mit allerlei Schattierungen, lassen sich Terzen, Quarten,

Quinten darstellen. Eines Tages brachte er uns ein gemaltes Farbenklavier mit mehreren Oktaven. Ich war geblendet und freute mich, demnächst vor meinem Vetter Moritz mit den physikalischen Kenntnissen zu prunken, die ich bei der Zeichenlektion erworben hatte. Sie machten aber keinen besondern Eindruck, und ich erfuhr den Schmerz, zu hören, daß die vermeinte Entdeckung des Künstlers, der sich führerlos auf wissenschaftlichen Pfaden umhertrieb, keine sei. „Ein Farbenklavier ist schon zusammengestellt worden," sagte mein Vetter.

„Schon zusammengestellt — und durch wen?"

„Durch Castel."

„Und wann?"

„Vor mehr als hundert Jahren."

Vor so langer Zeit? eine so alte Geschichte hat das Farbenklavier? O Gott! der arme Herr Lehrer wird arg enttäuscht sein, wenn er hört, daß er nicht der alleinige Entdecker dieses mysteriösen Instrumentes ist . . . Ich versetzte mich in seine Lage und machte im voraus alle Qualen der Beschämung mit ihm durch. Zum Glück unnötiger Weise, denn er war viel zu sehr beschäftigt mit seinen eigenen wissenschaftlichen Leistungen, um von denen andrer Notiz zu nehmen.

Einige Tage später fragte mich mein Vetter, ob es mich interessieren würde, etwas zu hören von den Versuchen, die gemacht worden sind, um die Harmonie zwischen Farben und Tönen nachzuweisen. In seiner klaren und anschaulichen Art beschrieb er den Apparat, den Ruete zusammengestellt hat, um den Eindruck von Farbenakkorden hervorzubringen. Er sprach von Kontrastharmonien, von den Farben, die nur stimmen, wenn sie durch Grau oder Weiß eine Unterbrechung erlitten haben. Solange er redete, war ich überzeugt, alles gut zu verstehen, was er mir erklärte. Als ich aber darüber nachdachte und es mir zurecht legen wollte in meinem Kopfe, da merkte ich, daß die neuen Erkenntnisse nicht hineingedrungen waren. Draußen schwebten sie umher als klang- und farbenreiche undeutliche Gebilde.

Mein Zeichenmeister hatte es besser; ihm tönte, wenn er den großen, mit bunten Streifen bedeckten Bogen betrachtete, den er sein Farbenklavier nannte, eine ganze Reihe schöner Akkorde entgegen.

In den Briefen meiner treuen Mentorin finde ich einen recht trüben Reflex des Glanzes, in dem ich mich ihr als angehender Shakespeare des 19. Jahrhunderts vorstellte. Sie begann ernstlich besorgt um mich zu werden und schlug einen strengen Ton an. In Bücher gebunden liegen alle ihre Briefe vor mir; wohlverwahrt und ungelesen sind sie jahrelang im Schranke geblieben. Ich habe sie erst wieder hervorgesucht, um sie dem Freunde zur Verfügung zu stellen, der die Geschichte meines Werdegangs mit feiner und liebevoller Hand aufgezeichnet hat.

Jetzt blättre ich oft in den inhaltreichen Bänden, und was mich dabei mit schmerzvoller Wehmut erfüllt, ist das Schicksal ihrer Verfasserin, von dem sie Zeugnis geben.

Marie Kittl ist die erste der vielen gewesen, die mir, je weiter ich fortschritt auf meinem Lebenswege, desto öfter begegnen sollten — der Opfer eines eingebildeten schriftstellerischen Berufes. Es wurde allmählich meine ständige Qual, mitansehen zu müssen, wie diese Bedauernswerten, von ihren Aspirationen getrieben und genarrt, taub werden für die dringendste Bitte, den ehrlichsten Rat, und dem widerwilligen Verzichten, mit einem andern Wort: — der Verzweiflung entgegengehen.

Ich kenne ihre Sehnsucht und weiß, daß sie ebenso unüberwindlich ist wie die der echten Begabung, mit der die ihre noch manche andre Ähnlichkeit und wahrscheinlich denselben Ursprung hat, aber an Unzulänglichkeit leidet. Denn nur von Unzulänglichkeit kann die Rede sein. Etwas Talent ist immer vorhanden, ohne Talent macht man gar nichts, nicht einmal etwas Miserables. Aber das vorhandene Fünkchen, ja sogar der Funke, wird noch lange nicht genügen, ein Licht daran zu entzünden, das über den Tag hinaus leuchten kann. Und nun steht vor mir der ganze Jammer, der sich da vorbereitet, der wachsen und wuchern und traurige Früchte reifen wird. Das peinvoll hastige Streben der Ohnmacht, die mit jeder neuen Arbeit neu aufflackernde Hoffnung, die blutige Enttäuschung nach langem Warten und Harren, endlich die Trostlosigkeit und Erbitterung. Die Menschenliebe erlischt; wie soll man die lieben, die uns nicht gelten lassen? Die Teilnahme für die Mitstrebenden, die beseelte und anspornte, verwandelt sich in Gleichgültigkeit und, wenn ihnen ein Glückssternchen aufblinkt, in Mißgunst. Da ist der und da ist jener, die haben Minderwertiges geleistet und Anerkennung gefunden. Man wägt und vergleicht und legt einen seltsamen Maßstab an; nicht am Großen mißt man sich, nein — am Kleinen. Hat man einmal einen andern Kleinen, oder wenn ein besonders glücklicher Zufall es fügt — einen Großen scheitern gesehen, dann erwacht die klägliche, die verpönte, die Bettlerin unter den Freuden — die Schadenfreude. Kein wirklicher Balsam und Trost, denn sie entspringt dem Giftquell des Neides, dieses moralischen Gebrechens, dessen fressender Qual sogar der „fanfaron du vice“ sich nicht rühmen mag. Ich sehe jeden, den er foltert, ihn lächelnd verbeißen, wie der Spartanerknabe seine Schmerzen verbiß, als ihm der gestohlene Fuchs, den er unter dem Mantel verbarg, die Brust zerfleischte.

Marie Kittl hat allerdings weder Erbitterung noch Neid gekannt, aber unglücklich haben ihre immer gescheiterten Versuche, sich schriftstellerisch zu betätigen, sie gemacht. Sie stand in reifen Jahren, hatte die Erziehung der jungen, mütterlicherseits verwaisten Fürstin Arenberg vollendet und ihren geliebten Zögling noch zum Altar geleitet. Bald darauf war sie einer Einladung nach Brüssel gefolgt und hatte dort die Stellung einer Gouvernante bei der hochbegabten Tochter König Leopolds, der Prinzessin Charlotte, eingenommen, und später die der Vorleserin der Herzogin von Brabant. Es waren sonnige und schöne Jahre, die sie am belgischen Hofe verlebte. Der Wirkungskreis, der sich ihr eröffnet hatte, sagte ihr in jeder Weise zu, er brachte ihr äußere Ehren, für die sie nicht ganz unempfänglich war und bot ihr Befriedigung des innigen Herzensbedürfnisses, das sie hatte, die Anhäng-

lichkeit und Liebe ihrer Umgebung zu gewinnen. Auch ihr lang genährter Wunsch, weite Reisen zu unternehmen, erfüllte sich unter den denkbar angenehmsten Verhältnissen. All das Gute erfuhr sie bei der Ausübung ihres wirklichen Berufes und sie fand ihr Glück in ihm, bis der falsche sein Lügenhaupt erhob und sie umwob und umstrickte mit allen Zaubern und Lockungen, über die das Blendwerk verfügt.

Sie begann nach Freiheit zu lechzen, um schreiben zu können soviel sie wollte. „Meine Flügel," teilte sie mir mit, „haben sich geregt." Und sie kamen nicht wieder zur Ruhe, die verhängnisvollen Flügel, deren kümmerlicher Schlag gerade genügte, um ihre Besitzerin hinzuschleifen über Dornen und Gestein. Ihre Geschwister und ich bewunderten, was sie schrieb, weil sie es geschrieben hatte — alle übrigen schwiegen. In ihrem Kreise entstand, wie wir hörten, Verlegenheit, wenn sie kam, der oder jener Hoheit ein neues Werk zu überreichen. Auf eigne Kosten gedruckt, prächtig eingebunden war es und wurde mit höflichem Lächeln hingenommen, denn man achtete Madame Kittl zu hoch, um ihr Lobsprüche über Arbeiten zu erteilen, die man ihrer so wenig würdig fand. Sie hat es mir nie gesagt, doch vermute ich, daß der Mangel an Anerkennung, den ihre Reisebeschreibungen und Novellen fanden, sie bestimmte, den Hof zu verlassen. Diesen Entschluß führte sie unerwartet rasch aus, um den Einwendungen zu entgehen, die gegen ihr Scheiden erhoben worden wären. In London, wo sie ihren Wohnsitz nahm, erhielt sie den Beweis der treuen Gesinnung, die man ihr am belgischen Hofe bewahrte. König Leopold setzte der Erzieherin seiner Tochter aus eigner Initiative ein ansehnliches Jahresgehalt aus. So blieb sie bis an ihr Ende vor Mangel geschützt. Es war noch eine gute Frucht, die ihr echter Beruf ihr eintrug, der falsche forderte immer neue Opfer. Die ersten wurden leichten Herzens gebracht. Marie Kittl befand sich in behaglichen Verhältnissen und konnte leicht einen Teil ihrer Ersparnisse daran wenden, von Zeit zu Zeit einen neuen, hübsch ausgestatteten Band in kleiner Auflage drucken zu lassen, und einige Exemplare an Freunde zu verschenken. Der Rest stapelte sich auf in den Magazinen ihres Verlegers und oft klagte sie: „Er tut zu wenig für meine Bücher. Ich finde sie nirgends angezeigt." So ging es fort, bis die Ersparnisse aufgezehrt waren. In schonendster Weise bemühten sich die ehrlichen unter den Freunden und Verehrern der unermüdlich Strebenden, sie zu bewegen, die Schriftstellerei nur noch als Hausindustrie zu betreiben, an der sie versprachen, ihre Freude haben zu wollen. „Nein, nein! Manuskripte gehen verloren, die Bücher, die sich jetzt in Kellergewölben häufen, werden ans Licht gelangen. Dann dürften die Menschen sich wundern, daß sie diesen Schatz so lange ungehoben ließen."

So dachte sie vielleicht im stillen, so sagten laut die Ihren, deren Stütze und Hort, deren Leitstern sie war. Ich aber hatte die Erkenntnis gewonnen: für diese Werke gibt es so wenig ein Morgen wie ein Heute. Es ist mir ein Rätsel geblieben, wie meine Freundin, die so viel Lebensweisheit besaß, die ein so richtiges Urteil für fremde literarische Leistungen hatte, über ihre eignen mit völliger Blindheit geschlagen sein konnte. Sie erzählte gut, sie schilderte gut —

mit gesprochenen Worten; sobald sie aber das Gesprochene niederschrieb, zerflossen die Begebenheiten, die Gestalten, die Landschaften wie feuchte Flecke auf Löschpapier. Von ihrer Sprache sagte sie selbst: „Ich weiß, sie ist international.“ Daß sich eine kleine Kur vornehmen ließe, davon wollte sie nichts hören. Man hat seinen Stil, wie man seinen Buckel hat, schien sie anzunehmen und wollte Ruhe haben vor der Orthopädie. Das Ende war Entmutigung und doch auch — und darüber kann ich nicht hinwegkommen — ein Zweifel an meiner Hilfsbereitschaft. Er hat ihre Freundschaft und Liebe zu mir nicht verringert, aber er war da, ich fühlte ihn. Sie brachte die letzten Jahre ihres Lebens in Wien zu und nahm oft meine Vermittlung bei Redakteuren und Verlegern in Anspruch. Alle Briefe, mit denen ich ihre Manuskripte zurückerhielt, konnte ich ihr nicht zeigen, es hätte ihr zu weh getan; und doch wollte sie jeden sehen. — Ich wußte oft nicht, welche Notlüge ersinnen, um zu erklären, warum es mir unmöglich sei, ihr die Zuschrift mitzuteilen, die ich in Begleitung eines wieder abgelehnten Manuskriptes erhalten hatte. Einen immer schwereren Entschluß kostete es mich, die Botin des abermaligen Scheiterns einer frohen Erwartung sein zu müssen.

„Nicht angenommen? Auch das nicht? Und ich hielt es doch für mein Bestes.“

Mehr sagte sie nicht — aber ich ermaß den Schmerz, den diese heroisch kühlen Worte verbargen.

Und ich sah mich im Zimmer um — und ich wohnte ihrem Mittagessen bei und ich wußte, sie empfindet bitter die Dürftigkeit, die aus jedem Winkel dieses Raumes schreit, aus jedem Schüsselchen, das ihr die Hausmagd auf den Tisch stellt. Durch Jahrzehnte hat sie in königlichen Schlössern gewohnt und an königlicher Tafel gespeist. Sie mußte ja leiden, sie mußte! unter dem Kontrast zwischen einst und jetzt . . .

Nun, sie verriet es nie. — Die Übergütige, die sich zu einem strengen Wort gegen mich nie hatte aufraffen können, wies jede Andeutung an das Glück, das es mir gewähren würde, ihr Dasein behaglicher gestalten zu dürfen, energisch zurück.

„Ich bin ganz zufrieden, ich brauche nichts, schicke mein Manuskript jetzt nur an einen andern Verleger.“

Und sobald es eine neue Reise angetreten hatte, stiegen die Hoffnungen wieder empor. Eines ihrer Bücher würde ja doch einmal „einschlagen“ und dann die andern alle zu Ehren bringen. „Denke nur, wie lange du gerungen hast um deinen ersten Sieg!“

Sieg! Mir war leicht, sie zu überzeugen, daß es nicht weit her sei mit diesem „Sieg“. Sie hatte hundert Einwendungen, aber ein bißchen wohl tat es ihrem wunden Herzen doch, zu hören, daß ihre Schülerin sich nicht in ungetrübtem Ruhmesglanze sonnte.

Sie hat das Bitterste erlitten, das ich weiß: sie hat einen brennenden und unerfüllbaren Wunsch in der Seele getragen. Aber noch einen zweiten, einen weniger heißen, aber sehnlicheren, hatte sie und betete täglich um dessen Gewährung, die ihr auch zuteil wurde. Ihr Tod war sanft und schmerzlos.

Ohne vorhergegangene Krankheit ist sie eines Nachts, nachdem sie sich am Abend zuvor wohlauf und gesund zur Ruhe begeben hatte, aus dem zeitlichen in den ewigen Schlaf gesunken. — Im Traume, im schönen, lichtverklärten Traume, so hoffe ich, du gute Träumerin!

Es war wieder Frühling geworden. Die Kastanienbäume im Prater standen im hellsten Flor, auf den Wiesen, die grünten und dufteten, fanden reiche und arme Kinder sich beim Blumenpflücken ein, die einen zum Vergnügen, die andern zum Erwerb. Er war hauptsächlich auf Veilchen abgesehen. Von denen banden die Mütter der armen Kinder einige Dutzend an einen kleinen Stab, legten ihnen ein Efeublatt als Stehkragen um und boten die Sträußchen zum Preise von drei Kreuzern Konventionsmünze in den Straßen der Stadt aus. Der aufmerksame Gatte brachte der Frau ein „Büscherl" heim, der Bräutigam legte es der Braut zu Füßen, das Kind den Eltern, und welche Freude bereitete das bescheidene Geschenk! — Ihren beliebtesten Standort hatten die Verkäuferinnen am Graben vor dem Trattnerhof und der Alte, mit dem ich von meinem Fenster aus gern Zwiesprache pflege, versicherte mir erst gestern, die kleinen „Praterveigerln" hätten bis zum zweiten Stock zu ihm hinauf gedustet. Die großen „wällischen Veilchen" hingegen könnten haufenweise an ihm vorbei getragen werden, er röche gar nichts.

Ich möchte das Körbchen einer Blumenfrau von einst gar zu gern neben dem tragbaren Blumenmagazin einer ihrer Kolleginnen von heute stehen sehen! In dem einen kleine dunkle Urbilder der Lieblichkeit, des Segens, den sie ausströmen unbewußt, in dem andern alle Farbenglut und Formenpracht südlicher Flora in prangendem Glanz und Reichtum entfaltet. Was die einander zu sagen hätten, die beiden! Kulturgeschichte würden sie reden.

Es war wieder Frühling geworden. Die Tage wuchsen und mit ihnen unsre Sehnsucht nach der Rückkehr auf das Land. Sie war für Mitte Mai festgesetzt und allmählich in so nahe Aussicht gekommen, daß man begann, die Koffer vom Boden herunterzuschaffen. Auch die unsern erschienen und wir machten uns an die köstliche Arbeit des Einpackens und sangen dazu aus vollem Halse nach der Melodie des Volksliedes: „Da droben auf dem Bergerl" mein selbstverfaßtes Reiselied:

Adieu nun, du Wien,
Wir fahren hinaus,
Nicht weit in die Fremde,
O nein, nach zu Haus.
Dort steht's auf dem Bergel
So traurig und denkt:
Wann werden die Kinder
Mir wieder geschenkt?
Sei froh jetzt, mein altes,
Sie sind schon ganz nah,
Gott grüß dich, sie kommen,
Die Kinder sind da!

Wohl hatte Fritzi gefunden, das Liedchen passe nicht mehr für uns, und so hatte ich eines für erwachsene Mädchen gedichtet. Das war aber ohne Schwung und sang sich nicht von selbst wie das erste. So blieben wir bei dem.

Unser Festesjubel erfuhr eine jähe Störung, die Abreise mußte verschoben werden, denn Großmama war plötzlich erkrankt.

„Nichts von Bedeutung," versicherte der Arzt, ein Homöopath, der damals in Wien großes Ansehen genoß. „Eine leichte Lungenentzündung; in vierzehn Tagen ist die alte Frau wieder gesund und dann fahren Sie mit ihr, je eher, je besser aufs Land!"

In vierzehn Tagen! in vierzehn Tagen erst? — das ist ja so lang, nicht auszudenken wie lang, das ist ja nicht zu erleben, das Ende dieser vierzehn Tage. Wir waren über die Verzögerung unsrer Abreise so unglücklich, daß wir ihre Veranlassung im ersten Augenblick kaum erwogen. Als aber zwei Tage vergingen, an denen wir Großmama nicht sehen durften, als es noch am dritten hieß: „Sie hat Fieber, sie hustet und muß Ruhe haben," begann uns angst zu werden. Auch Papa war besorgt und äußerte Zweifel an der Unfehlbarkeit des berühmten Arztes. Am vierten Tage hatten wir beim Nachhausekommen vom Spaziergang angeläutet an Großmamas Wohnungstür, waren, als sie geöffnet wurde, ins Vorzimmer gedrungen und bedrängten die Kammerjungfer mit Bitten, uns zu melden. Sie brauche nur zu sagen, daß wir da seien, sonst gar nichts. Vielleicht, man könne ja nicht wissen, vielleicht würden wir doch vorgelassen.

Die Kammerjungfer mahnte zur Geduld. Unsre Eltern und der Arzt, die sich schon eine Weile bei Großmama befänden, würden gleich kommen und dann bestimmen, was zu geschehen habe. Als sie eintraten und wir unser Anliegen vorbrachten, wies der Doktor uns barsch ab. Er war in schlechter Laune und fuhr ungeduldig heraus, als Papa Besorgnisse um die Kranke äußerte:

„Sehen Sie denn nicht? Es geht ja besser. Ganz gesund wird man in dem Alter doch nicht von einem Tag zum andern!"

Beide Eltern fragten noch: „Also wirklich keine Gefahr?"

„Wenn ich Ihnen sage: Nicht die geringste."

Das war denn schön und beruhigend. Es ging besser, es ging beinahe gut, setzte unser jugendlicher Optimismus hinzu. Von den vierzehn Tagen, die überstanden werden sollten, bevor Großmama reisen durfte, waren vier vorbei. Zehn noch dazu, und wir sind wieder in unserm lieben alten Neste ... Die Lindenbäume wiegen ihre blühenden, duftenden Zweige und die Fichten ihre in die Wolken strebenden Wipfel; wie von einer unsichtbaren Riesenhand gestreichelt, wallen und schmiegen sich wohlig die Millionen Ähren auf den Feldern, die mütterliche Heimaterde qualmt, die Sonne leuchtet, freundliche Augen lachen und alle, alle sagen: „Grüß euch Gott!"

Nun war der fünfte Tag gekommen — ein Maitag mit Sommertemperatur, auf dem Lande wonnig, in der Stadt für mich ein Kopfschmerzenausbrüter. Sie hatten sich heftig eingestellt, und als die Eltern am Vormittage mit uns ausfahren wollten, bat ich zuhause bleiben zu dürfen, weil das Rollen des Wagens übers Pflaster mir sehr qualvoll gewesen wäre.

Die Meinen waren kaum fort, als Madame Varelaire zu mir geeilt kam, um mir zu sagen, daß Großmama heraufgeschickt habe . . . Sie wolle Fritzi und mich sehen . . . und schrecklich — schrecklich — jetzt sei Fritzi nicht da! —

Die Erregung, mit der die gute Frau sprach, entsetzte mich. Was hatte das zu bedeuten? Was gab es denn? Ich war aufgesprungen, ich rannte auf den Gang. Dort stand der alte Josef, der gekommen war, uns abzuholen, uns beide, und jetzt mich allein über die Stiege geleitete.

„Neštěsti, Neštěsti!“ [1]) war alles, was er auf die Fragen erwiderte, mit denen ich ihn bestürmte.

Die Kammerjungfer erwartete mich — tief bekümmert, von Zweifeln und Sorgen zerquält. Sie wußte nicht, ob es recht von ihr sei, mich zur Großmama zu führen. In der Früh, als der Arzt da gewesen war, hatte er unsre Bitte, uns einfinden zu dürfen, abermals grimmig abweisen lassen. Aber die Frau Baronin wolle uns sehen, habe den Befehl uns zu holen so bestimmt gegeben — da müsse man ihr doch gehorchen.

Wir gingen in das Speisezimmer und leise auf den Fußspitzen zur Tür des Schlafzimmers. Sie war nur angelehnt und gab meinem zaghaften Drucke nach.

Ich blieb auf der Schwelle stehen.

Die zwei Fenster rechts, die in das Rotgäßchen sahen und zwischen denen am breiten Pfeiler das Etablissement stand, waren ganz, das Fenster der Tür gegenüber bis zur halben Höhe verhängt. So konnte die Kranke ein Stück des mild leuchtenden blauen Himmels sehen, von ihrem Bette aus, das die Mitte der Längswand zur Linken des Eingangs einnahm. Nie anders als eilig und freudig war ich in dieses stille Gemach getreten, und nun bannte eine schwere, beklemmende Bangigkeit mich auf meinen Platz. Von ihm aus sah ich die hochgetürmten Polster, deren Stickereien das Kopfende des Bettes überragten, sich ein wenig bewegen und nun hörte ich die Stimme Großmamas. Sie fragte:

„Die Kinder — kommen sie?“

Da faßte ich mir ein Herz, da lief ich zu ihr und plötzlich und wonnig ergriff mich die Freude des Wiedersehens. Ganz ungetrübt. Großmama machte mir nicht den Eindruck einer Kranken. Sie saß fast aufrecht in ihrem Bette, an ihre Schultern schmiegte sich ihr weicher, feiner Schal mit den bunten Blümchen, den sie so gern hatte. Sie war auch frisiert wie gewöhnlich, trug eine reich garnierte weiße Haube; unbefangen angesteckt an die grauen Scheitel der eigenen Haare waren an jeder Seite der Stirn drei braune Seidenlocken.

Was liegt einem Kinde an der Schönheit alter Leute? Ich hatte nie darüber nachgedacht, ob meine greise Großmutter schön sei oder nicht. Jetzt aber sagte ich mir und war sehr glücklich und stolz darüber: Sie ist ebenso schön, wie sie lieb ist und gut!

Sie hatte mir zugenickt. „Fritzi?“ fragte sie, und ihre Stimme war arm und heiser.

---

[1]) Unglück, Unglück!

Ich versicherte mit Bestimmtheit, daß Fritzi gleich kommen werde, und begann, ohne selbst zu wissen, warum, eine lebhafte Beredsamkeit zu entfalten. Genau besinne ich mich, wie jeder Einzelheit dieser letzten Stunde, die ich mit meiner Großmutter verlebte, daß ich von Zdißlawitz sprach und daß wir nun, da sie fast gesund sei, bald abreisen könnten.

Sie lächelte — sehr traurig, wie mir vorkam — und machte mir ein Zeichen, mich auf einen Sessel zu setzen, der an ihrem Bette stand, mit der Lehne gegen das Fenster. Ich gehorchte, war aber durch Großmamas Schweigen und durch ihr trauriges Lächeln aus meiner zuversichtlichen Stimmung und in Verlegenheit geraten. So verhielt ich mich denn ganz ruhig und wagte nicht mehr mich zu rühren. Großmama hatte die Augen geschlossen und ihrem schweren und hörbaren Atmen glaubte ich zu entnehmen, daß sie schliefe.

Alles still rings um uns. Manchmal nur rollte ein Wagen durch das Gäßchen und über den Rabenplatz. Die Sonne, deren Anblick uns nicht gegönnt war, mußte nun im Zenith stehen, denn der Himmel hatte schon die purpurne Bläue, die seine Königin ihm verleiht, wenn sie den Gipfel ihrer Herrschaft über den Tag erreicht. Durch den unverhangen gebliebenen Teil der Fenster fiel goldiges Licht in das Zimmer und bildete einen breiten hellen Streifen an den Wänden. Sie waren glatt, mit grüner Farbe bemalt. Von meinem Platze aus sah ich grade auf die Stelle hin, an der, vor nun auch schon acht Jahren, mein Kinderbett durch längere Zeit gestanden hatte. Meine Schwester war an den Masern erkrankt, wir wurden getrennt, und Großmama nahm mich in ihre Obhut. Mein kleines Lager war in ihrem Schlafzimmer aufgeschlagen und wenn ich früher als sie erwachte, stellte ich mich sachte auf und begann die Farbe von der Wand loszulösen. Eine angenehme Morgenbeschäftigung. Die Farbe, die sehr dick aufgetragen war, bildete hie und da Blasen, und wenn man sie eindrückte, sprangen sie ab wie Glas, und wie Glas ließ sich auch ihre nächste Umgebung vom lichten Grund abheben. Ein wenig weiter kam dann wieder ein Bläschen und wieder wurde es eingedrückt, und nach ein paar Wochen war mitten im Grün ein weißer, vielfach ausgebuchteter Fleck zu sehen, der sich wie ein Ozean auf einer Landkarte ausnahm. Die Kammerjungfer hatte zu dem Unfug länger geschwiegen als ihr leicht wurde, und machte ihren Bedenklichkeiten endlich Luft. Sie stellte sich mit gerungenen Händen vor den Ozean und gab die bestimmtesten Versicherungen ab, daß sie nicht ahne, was jetzt mit der so übel zugerichteten Wand anzufangen sei. Großmama, die mir eben Unterricht im Häkeln gab, antwortete gleichmütig:

„Man wird sie frisch anstreichen lassen."

Ich hatte nie wieder daran gedacht — jetzt fiel es mir ein und, dem leisen Anstoß folgend, nach und nach, ein Zeichen ihrer still waltenden Liebe ums andre, eine unendliche Reihe, die sich im Unbewußtsein der Kindheit verlor . . . Und diese Liebe, die immer gab, sich nie erschöpfte, hatte ich besessen und hingenommen wie etwas ganz Selbstverständliches das mir gebührte, mich nie besonnen, daß ich ein göttliches Geschenk genoß und noch weniger, daß es mir je genommen werden könnte . . . Immer würde ich sie haben,

die mir jede Freude bereitet hatte, die sie mir bereiten konnte, immer eine Entschuldigung für mich gewußt, mir alles verziehen, zuletzt sogar die Dichterei. Und wie wird es erst sein, wenn ich Großes geleistet haben werde und sie stolz auf mich sein wird? . . . Als ich, diese stumme Frage auf dem Herzen, zu ihr emporsah, begegnete mein Blick ihren weitgeöffneten Augen, die mit unsagbarer Zärtlichkeit auf mir ruhten. Es glitt wie ein lichter Schein über ihr Gesicht, und sie wies nach einem Tisch, den man in die Nähe ihres Bettes gerückt hatte. Dort standen allerlei Schächtelchen mit guten Hustenbonbons, die ich sonst sehr zu würdigen wußte.

„Nimm dir," sagte sie.

Mir aber war auf einmal jäh und schrecklich die Ahnung einer grausamen Möglichkeit aufgegangen: Wenn sie stürbe! Wenn wir unsre Großmutter nicht mehr hätten! . . . Ich sprang auf, ich stürzte mich über ihre Hand und küßte sie viel-, vielmals . . .

Sie zog diese liebe Hand zurück, legte sie auf meinen Kopf, als ich aufschluchzend mein Gesicht in die Decke preßte; und sprach:

„Nur gescheit! Nur gescheit!"

Am nächsten Tage knieten meine Schwester und ich am Bett der toten Großmutter mit tief gesenkten Häuptern. Wir wagten nicht empor zu sehen. Eine Leiche — das muß etwas furchtbar trauriges sein. Man hätte uns sonst, als unser kleines Schwesterchen starb, nicht so ängstlich von ihm ferngehalten und es nicht so rasch fortgetragen. Nach langem Gebete stand meine Schwester auf und ließ einen scheuen Blick über das Angesicht der Toten gleiten . . . „O!" sagte sie plötzlich und faltete die Hände in frommer, freudiger Überraschung: „O — schau!" Nun stand auch ich auf und meine Augen folgten der Richtung der ihren und auch meine Hände falteten sich . . . Wie heilig war unsre Großmutter, wie herrlich und heilig! Der schwermütige Zug um den Mund, den wir an ihr gekannt hatten, war verschwunden, die stummen Lippen, deren Sprache ich immer verstanden hatte, sagten: „Jetzt ist alles gut." Ein unaussprechlicher, unendlicher Frieden lag auf ihren stillen Zügen und wehte uns entgegen, eine himmlische Tröstung und Erhebung, ein letzter Gruß ihrer Liebe. Wir konnten uns von ihr nicht losreißen und — weinten nicht. Man soll nicht weinen in der Nähe von Toten, es tut ihnen weh. Ich weiß nicht, wieso wir zu dieser Überzeugung gelangt waren. Erst als Tante Helene und Vetter Moritz kamen, sie laut klagend, er von tiefstem Leid erfüllt, brach meine Schwester in Schluchzen aus und vermochte ihren Schmerz nicht mehr zu bemeistern. Am Abend fieberte sie und nachdem man sie zu Bette gebracht hatte, schluchzte sie noch im Schlafe.

Es wurde uns nicht erlaubt, das Sterbezimmer ein zweites Mal zu betreten. Wir sollten die Tote nicht mehr sehen, es griff uns zu sehr an. Bei der Einsegnung nur waren wir zugegen, als unsre Großmutter im geschlossenen Sarge lag, bereit zur letzten Reise nach Zdißlawitz.

Wie irrten sie, die glaubten, daß ich sie jetzt nicht sähe, daß die Wände ihrer metallenen Behausung für mich nicht durchsichtig wären!

Die Verstorbene hatte unsern Vater zum Vollstrecker ihrer letztwilligen Anordnungen bestellt, und dadurch wurde unser Aufenthalt in Wien neuerdings verlängert. Ich erhielt den Auftrag, diese Zeit zu benützen, um einen Katalog der Bücher meiner Großmutter anzufertigen. Sie waren mein und meiner Schwester Eigentum geworden und sollten im Sommer verpackt und nach Zdißlawitz geschickt werden. Ich ging mit Eifer an meine Arbeit, hatte keine Ahnung davon, was das heißt: „einen Katalog anzufertigen," meinte aber diese Aufgabe zu lösen, indem ich ein Buch nach dem andern aus dem Schranke nahm, dessen Titel in ein Heft eintrug und es dann wieder an seinen früheren Platz stellte.

Das Zimmer, in dem die kleine Bibliothek Großmamas sich befand, war ihr Toilettezimmer gewesen, stieß an das Schlafgemach und hatte wie dieses die Aussicht auf das sogenannte „Rabenplatzl". Die Wand zunächst am Fenster nahm der Bücherschrank ein, und wenn ich seine Flügel öffnete, breitete sich das helle Licht sonniger Junivormittage über eine auserlesene Gesellschaft.

Sie bewohnte fünf Geschosse und bildete in jedem eine stattliche Reihe von vornehm in braunen, roten und grünen Saffian gekleideten Buchpersönlichkeiten. Ihre Anführerin war die Bibel. Ich kannte den Band; er hatte meinem Großvater gehört, und es waren viele Zeichen von seiner Hand darin eingelegt. An einer Stelle befand sich außer dem Zeichen ein Bleistiftstrich. Die Stelle lautete: „Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

O, das verstand ich! Der Anblick meiner entschlafenen Großmutter hatte es mich gelehrt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben." Und wo hatte ich diese Stelle gefunden, die mir so hell einleuchtete? In der Offenbarung Johannis, der heiligen, rätselhaft verschleierten Schrift, deren Geheimnisse noch niemand durchdrungen hat. Nicht einmal der große Newton, der, wie mein Vetter mir unlängst erzählt, die letzten Jahre seines Lebens dem Studium und der Erklärung der Apokalypse gewidmet hatte . . . Und ich — es mutete mich an wie ein Wunder — ich verstand sie! Mir war's gegeben, mir, einem Kinde! . . . In unaussprechlichem Jubel schwoll mein Herz, ich glaubte, daß eine himmlische Erleuchtung mir zuteil geworden sei.

Mit zitternden Fingern blätterte ich zurück vom vierzehnten zum ersten Kapitel, und was ich las, Vers um Vers, war ein schönes, seltsames Gedicht. Aber je weiter ich kam, je dunkler wurde mir der Sinn des Gelesenen. Da half kein Kopfzerbrechen. Einzelne Bilder nur schwebten vor mir, sehr klar und in großer Pracht, so wie der Heilige sie geschaut hatte, als er „war im Geiste". Blendend die Vision von dem einen, den er nicht nennt, und der anzusehen war wie Jaspis und Sardis, und vor dessen, von einem Regenbogen wie Smaragd umgebenen Thron die Ältesten ihre goldenen Kronen

niederlegten. Ich sah die vier Lebendigen und sah das Buch mit den sieben Siegeln in der Rechten des einen und glaubte eine Ahnung davon zu haben, was für ein Buch das war, und die Namen der vier Lebendigen nennen zu können . . . Damit war meine Weisheit zu Ende. Von nun an gab es keinen Lichtschein mehr, der mir einen Pfad zu neuem Begreifen und Erkennen gewiesen hätte . . . Nein, ich war das gottbegnadete Kind nicht, das in Einfalt findet, „was kein Verstand des Verständigen sieht".

Enttäuscht und beschämt stellte ich das Buch der Bücher wieder an seinen Platz, und jetzt bemerkte ich: außer an der einen Stelle, die ich zuerst aufgeschlagen hatte, war in der ganzen Apokalypse kein Zeichen eingelegt.

Zunächst an die Heilige Schrift schmiegte sich das Werk ihres frommen und milden Apostels, Thomas a Kempis, und er hatte Herder zum Nachbarn, und dann kam Lessing. Neben seinen Werken stand seine Biographie in drei Bänden, von K. G. Lessing. Ich las die ersten Kapitel und wurde dabei in meinen eigenen Augen so klein, wie ich nicht einmal als Auslegerin der Offenbarung Johannis geworden war. Meine hohe Meinung von meiner Begabung, meinem Lerneifer, meinem Wissensdrang erfuhr eine jämmerliche Einschränkung durch den Vergleich zwischen mir und dem Kinde Gotthold Ephraim. Wie kam ich mir vor, ich Dreizehnjährige, von Zweifeln Gequälte, wenn ich las: „Im vierten und fünften Jahre wußte er schon, warum und wie er glauben sollte." Und weiter: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in dem ein Vogel saß, malen wollte, erfuhr dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. Mit einem großen, großen Haufen Bücher," sagte er, „müssen Sie mich malen oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein." Und da er auf die Fürstenschule nach Meißen gebracht wurde, „mußte man ihn um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem dreizehnten Jahre angenommen werden soll". Auf der Schule studierte er sogar in den freien Stunden, und Klassiker, deren Namen ich nicht einmal hatte aussprechen gehört, „waren seine Welt".

So sind die Kinder beschaffen, aus denen große Menschen werden — so war ich nicht. Ich konnte mir nicht einmal recht vorstellen, wie dem beneidenswerten Gotthold Ephraim zu Mute gewesen sein mußte im Besitze seines großen Reichtums. Alles gäbe ich darum, nur einen Tag, nur eine Stunde lang so zu sein wie er, umgehen zu dürfen mit unsterblichen Menschen wie mit Freunden, und einzudringen in ihre leuchtende Gedankenwelt.

Es war eine bittere Zeit der Selbsterkenntnis, voll Sehnsucht und Kümmernis, diese erste, die ich Aug in Auge mit den Bewohnern des Bücherschrankes meiner Großmutter zubrachte.

Zur Unterstützung meines Gedächtnisses habe ich Lessings Biographie, die sich seitdem in meinem Besitze befindet, zur Hand genommen, und finde auf dem Schutzblatte des ersten Bandes die Zeilen eingeschrieben:

Ich bin ein Nichts für meinen Gott,
Für meinen Nächsten bin ich klein,
Mir selber dien' ich nur zum Spott,
Wie könnt' ein Mensch noch ärmer sein?

Allmählich trat Erholung von dieser Depression ein. Wenn auch nicht ein Lessing, konnte doch etwas andres Gutes aus mir werden. Nur lernen mußte ich zuerst, alles kennen lernen, was es Schönes gab in diesen Büchern, die nun ich zu meiner Welt machen wollte. So feierte ich wahre Lesеorgien und fand die Vormittage, die mir zur Verfügung standen, um „einen Katalog anzufertigen", immer zu kurz. Mit Heißhunger verschlang ich, was ich vorfand an Dramen von Shakespeare, Goethe, Kleist, und bedauerte nur, daß die Bibliothek Großmamas nicht ein einziges Werk der Klassiker enthielt, in die Lessing sich versenkt hatte, als er in meinem Alter stand. Er freilich, er lernte sie in ihrer Sprache kennen, der Glückliche. Weil er ein Bub war, durfte er das, er mußte sogar Griechisch lernen und Latein. Von seinen Lippen tönte die Sprache, in der Themistokles, Demosthenes, Cäsar, Titus geredet haben. Zum Ruhme gereichte ihm sein Glück . . . Wofür würde ich angesehen werden, wenn ich anfangen wollte, Griechisch und Latein zu lernen? Ganz einfach für verrückt. Ich war ja nur ein Mädchen. Was gehört sich alles nicht, schickt sich alles nicht für ein Mädchen! Himmelhoch türmten sich die Mauern vor mir empor, zwischen denen mein Dichten und Trachten sich zu bewegen hatte, die Mauern, die mich — umfriedeten.

Kein gutes Wort in dieser Anwendung! „Umfrieden" paßt nur für den Kirchhof, in dem die Toten liegen; die Lebendigen kommen um den Frieden, wenn man ihnen enge Grenzen setzt . . . Sie werden fortwährend suchen, sie zu durchbrechen, immer gegen sie anrennen und immer glauben: dieses Mal weichen sie mir!

Das dürften ungefähr die Gedanken gewesen sein, die damals meinen jungen Kopf durchschwirrten und denen ich in zahllosen Gedichten Worte gab. Es ist von den stürmischen und hoffärtigen, deren ich mich später schämte, nichts übrig geblieben. Nur einige friedliche Verslein ließ ich bestehen. Als den letzten aus den Kinderjahren möge ihnen hier Unterkunft gewährt sein.

Was hör ich in der Dämmerung?
Wie Glöcklein hell es klinget.
's ist wohl der Tag, der licht und jung
Ein goldnes Liedchen singet.

Wenn ich als Kind zum Himmel geschaut,
Hat droben mein Land geblinkt und geblaut.
Jetzt ist der Himmel geworden so leer,
Ich sehe mein Land, mein liebes, nicht mehr.

Der sogenannte Katalog war fertig; ich hatte nun angefangen, ihn abzuschreiben, weil ich einen Grund haben mußte, um meine Vormittage noch immer in der Wohnung Großmamas zubringen zu dürfen. Da herrschte jetzt Totenstille; die Küche sowie das „Frauenzimmer" waren leer. Die Köchin und die Kammerjungfer hatten sich in ihre Heimat begeben, um dort ihren Ruhestand und ihr Ruhegehalt zu genießen. Nur der alte Josef war noch anwesend und sollte, bevor er uns auf das Land nachfolgte, die Verpackung der Möbel überwachen. Mit treuer Liebe zu seiner langjährigen Tätigkeit hielt er die

Zimmer der verstorbenen Herrin so nett und blank wie je. Doch standen jetzt alle Türen weit offen, und ich konnte, ohne eine Klinke zu berühren, von der Küche aus bis in den großen Salon gehen. Daß auch seine Tür offen stand, mutete mich besonders fremdartig an. Wir Kinder hatten ihn nie betreten; er wurde auch nur benützt, wenn unsre Großmutter eine Gesellschaft gab, was selten geschah. Immer nur verstohlen hatten wir hineingeguckt, wenn Josef darin gravitätisch seines Amtes waltete mit Staubbesen und Federwisch. Der Salon machte uns einen feierlichen Eindruck. Seine weißlackierten, durch vergoldete Stäbe in Felder eingeteilten Wände verbreiteten einen majestätischen Glanz, und die Mahagonimöbel mit Intarsien und Beschlägen aus Bronze hatten jedes eine eigene noble Physiognomie. Der hellgelbe Seidenstoff, mit dem die Polsterung der Kanapees, der Stühle und Sessel überzogen war, schimmerte so prächtig, wie ich nie wieder einen hellgelben Seidenstoff habe schimmern gesehen.

Und dieses imposante, mit dem Reiz des Geheimnisvollen umkleidete Gelaß, da stand es nun erschlossen, jedem zugänglich, und war eben nur ein Zimmer wie ein andres.

Wie merkwürdig kamen meine Wanderungen mir vor durch die Räume, denen die zurückgeschlagenen Türflügel das Gepräge grenzenloser Ödigkeit verliehen. Ich wollte sie mir beleben, wollte mir einbilden, daß der Schatten der Entschlafenen vor mir herschwebe und Gestalt annehme, und daß ich sie sehen werde, an ihrer Toilette sitzend oder am Fenster im Schlafzimmer; und wenn da nicht, im nächsten, vielleicht im Speisezimmer, an dem Tische, an dem wir so oft ihre Gäste gewesen waren. Ich ging von Tür zu Tür, ganz sachte, voll Sehnsucht, und doch ein wenig bange, schloß die Augen und öffnete sie plötzlich und hoffte: jetzt — jetzt muß sie dir erscheinen . . . Aber da war nichts. Ihr Platz blieb unbesetzt, die Stuben blieben leer . . .

Der Tag vor der Abreise von Wien und vor dem Scheiden von den lieben Räumen, die mir mit jeder in ihnen verlebten Stunde teurer und heiliger geworden, war gekommen, und ich veranstaltete eine kleine Abschiedsfeier. Ich holte zwei Bücher aus dem Schranke, nahm Platz am Arbeitstische meiner Großmutter und überdachte innig und ließ durch meinen Kopf und durch mein Herz ziehen, was diese beiden Bücher mir geschenkt hatten. Es war so viel!

Das eine, der erste Band der „Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche, épouse de Louis XIII, roi de France, par Madame de Motteville", hatte mir einen herrlichen Dramenstoff geschenkt. Alles, was in mir lebte an Vergötterung des Schönen, an Verachtung und Haß des Schlechten und Gemeinen und nicht zum mindesten an übermütigem Humor, mit dem ich oft verletzte und Anstoß erregte, alles ließ sich da hineinschütten wie in eine eigens mir zu Lieb und Ehr geformte goldene Schale.

Cinq-Mars war mein Held, der junge, leichtsinnige, leichtgläubige Günstling Ludwigs XIII., der seinen Herrn von der erdrückenden Tyrannei des allmächtigen Ministers Richelieu befreien will, im tollkühn unternommenen Kampfe mit dem Riesen unterliegt und nach einem Augenblick des Verzagens prachtvoll stirbt.

Und was für Gestalten gruppieren sich um ihn! Ludwig XIII., den mit kühnen Strichen hinzuzeichnen die reine Wonne sein wird, der sich fühlbar unter die Hand des Bildners schmiegt! Eine königliche Erscheinung, von einer kleinen Seele belebt; treulos wie die Schwäche, hart wie die Engherzigkeit. In einem Gefühle nur bleibt er unwandelbar, im Hasse gegen den Gewaltigen, der sich rühmen darf: „Ich habe meinen König zu meinem Diener gemacht und diesen Diener zum größten Monarchen der Welt."

Sein Herr verabscheut ihn und kann ihn nicht entbehren, sein Herr ist im geheimen das Haupt jeder Verschwörung gegen ihn, und sobald eine neue mißlingt, kriecht der „Herr" grollend und knirschend zu Kreuze und liefert, ein Kronzeuge, seine Mitschuldigen dem Sieger aus. Und endlich einmal bietet, ja bietet! er seine beiden Söhnchen dem triumphierenden Kardinal zum Pfande völliger Unterwerfung an. Aber da bäumt die Königin sich auf und bewahrt „die Kinder Frankreichs" vor der Schmach, die ihnen drohte. Ich liebte Königin Anna von Österreich und wollte schon dafür sorgen, daß jeder, der sie durch mich kennen lernte, sie ebenfalls lieben müßte. Als die Heldin sollte sie geschildert werden, die kühn und stolz den verliebten Löwen abgewiesen hatte, da er sich vermaß, um ihre Frauengunst zu werben. In allen Stunden ihres Lebens litt sie unter seiner unersättlichen Rachgier, erlitt Demütigungen und Grausamkeiten ohne Zahl, und unterwarf sich nicht . . . Und wie viele tauchten neben ihr auf und waren voll Kraft und voll Leben und mir in ihren geheimsten Regungen und verborgensten Motiven durchsichtig wie die Luft!

Aber die Krone des Ganzen sollte doch die Figur Richelieus werden. Der Reichtum, den sie der Phantasie bot, war unerschöpflich. Wo man antippte, gab's Funken. Diese rätselhaften Kontraste! Der Mann, der sein Frankreich an die Spitze aller Staaten der Erde gestellt, die Hugenotten besiegt, den mächtigen, rebellischen Adel unterworfen hatte, der die Vertreter der Parlamente mit den Fingern seiner Rechten wie Marionetten an Drähtchen hüpfen ließ — buhlte um literarischen Ruhm. Es fraß ihm am Herzen, daß die Pariser den Tragödien des jungen Corneille zujauchzten und die ihres alten Ministers mit so wenig Geräusch als möglich zu Grabe — gähnten. Der Kirchenfürst und Heerführer, der den Purpurmantel des Kardinals über der Stahlrüstung trug, wollte auch als Tänzer glänzen. Die Bewunderung, die seine Größe der Königin nicht abgewann, versuchte er ihr durch seine Grazie abzugewinnen. O, die Sarabande, mit der er sich zweihundert Jahre früher vor der Majestät und ihrem Hofstaat lächerlich gemacht, wie oft hat er sie mir aufgeführt im Schlafzimmer meiner Großmutter! Und wie viele andre herrliche Szenen! Die letzte zum Beispiel des ersten Aufzugs: Der König ist im Lager vor Perpignan, umringt von Feinden des Kardinals, und der liegt krank und gebrochen in Tarascon, weiß sich verraten und verkauft, weiß von dem Vertrag mit Spanien, der ihn stürzen soll, und vermag ihn nicht in seine Hand zu bekommen.

Da plötzlich verwandelt sich seine Trostlosigkeit in wilden Triumph. Einer seiner Späher ist zurückgekehrt und legt einen ausgehöhlten Wanderstab

vor ihn hin. Er enthält eine Rolle — den Vertrag. Nun hat er sie — da stehen sie, die ihn unterzeichnet haben: Gaston von Orléans, des schwachen Königs elender Bruder, der Herzog von Bouillon, der Großstallmeister Cinq-Mars. — Sie sind zu hoch emporgeschossen, Monsieur le Grand! Man wird Sie um einen Kopf kürzer machen lassen. — Von neuer Lebenskraft beseelt, erhebt der kranke Kardinal sich vom Pfühl. Zu Pferde seine Garden! Das Gefolge rüste, ein Zug voll Glanz und Pracht ordne sich! Es geht zu Hof; es geht mit fürstlichem Gepränge ins königliche Lager zu Perpignan!

Dort sollte der zweite Aufzug spielen, und ich dachte ihn mir sehr bewegt. Wir lernen Cinq-Mars kennen in seinem liebenswürdigen und blinden Glauben an sein Glück, und seinen Freund de Thou und Fontrailles, der die Verhandlungen mit Spanien geleitet hat. Gerüchte, der Kardinal sei sterbend, sind aufgetaucht; Gaston von Orléans meint, Katzen hätten ein zähes Leben, man solle nachhelfen.

„Seht den König an," sagt er zu Cinq-Mars, „er macht mir Sorge, er war gestern wieder sehr krank. Wenn er vor seinem Minister stürbe, würde es euch schlecht ergehen." Cinq-Mars weist den Gedanken an den nahen Tod seines Herrn mit Entrüstung zurück. Wie kann man einen solchen Gedanken nur haben, nur fassen? — „Versucht's!" erwidert Gaston, „und erinnert euch dann meines Mittels. Ich bleibe der Herzog von Orléans auch nach dem Tode meines Bruders. Ihr seid dann nur noch — der Feind des Kardinals. Cinq-Mars schlägt den abscheulichen Rat des Herzogs und die Warnungen de Thous in den Wind. Er und seine Anhänger blicken mit seliger Zuversicht dem unausbleiblichen Sturze Richelieus und kommenden schönen, ruhmvollen Tagen entgegen. — Im Lager wird gespielt, getanzt, musiziert, tolle Lustigkeit hat geherrscht . . . Nun, auf einmal, tritt, als sei plötzlich etwas Unheimliches aufgetaucht, da und dort Stille ein; sie verbreitet sich weiter und weiter, auch die Lautesten verstummen, auch die Kühnsten halten den Atem an; die sangen und schrien, sie lauschen. Zwei Worte erschüttern die Luft und erfüllen die fröhlichsten Herzen mit Grauen: „Seine Eminenz!" —

Richelieu betritt das Lager wie der Tod den Ballsaal.

Wundergut gefiel mir dieses Ende des zweiten Aufzugs, und im dritten sollte es noch viel schöner kommen. Da sollte im Zelte des Königs die Begegnung zwischen ihm und dem Kardinal stattfinden. Ganz unhistorisch, aber daran lag mir nichts. Ich *sah es*, deutlich zum Greifen — so *war es* denn!

Sie saßen einander gegenüber und mit kaum bezähmtem Wohlgefallen spürte einer in den Zügen des andern jedem Zeichen schweren Siechtums nach. Den Blick in die Augen des Königs gesenkt, unverwandt, unerbittlich, berichtet sein treuer Diener dem Ahnungslosen, daß er schändlich hintergangen wird . . . Er legt ihm den Vertrag mit Spanien vor und ist voll Entsetzen über die Gefahr, in der das Land und der Monarch gestanden haben. Sein Herz blutet, eine Rührung ergreift ihn, wenn er sich fragt: „Wer sind diese Verräter?" und antworten muß: „Die nächsten seinem Thron, seinem Vertrauen, seiner Liebe, es sind die, denen mein König im Begriff war, seinen einzigen Getreuen zu opfern." Kaum noch bewahrt Ludwig einen Schein der Fassung, kaum

noch verbirgt der Kardinal seinen knirschenden Zorn hinter der Maske süßlicher Heuchelei und erlangt alles, was er will, wie er es will — demütig angeboten... Eine vortreffliche Szene, und genial würden Laroche und Löwe sie spielen.

Reiche Handlung stand mir auch für den vierten und fünften Akt zur Verfügung.

Die Auslieferung de Thous, den keine andre Schuld traf, als daß er der Freund eines Feindes Richelieus gewesen, an den Kardinal.

Cinq-Mars' leichtsinniges Spielen mit dem Verhängnis, das über ihm schwebte.

Die Fahrt Richelieus auf der Rhône. In purpurumhangener Barke liegt der Sterbende; und von seinem stolzen Fahrzeug wird ein ärmlicher Kahn geschleppt. Seine Opfer befinden sich darin, zwei Menschen, kraftvoll und jung, in blühender Gesundheit. Und er, der vielleicht seinen alternden Schattenkönig nicht mehr überlebt, die beiden wird er überleben. Der Gedanke zaubert ein Lächeln auf sein düsteres Gesicht und legt ihm grauenvolle Worte auf die Lippen.

Den Tod meines Helden. Seinen Abschied von der großen Prinzessin, die ihm ihr Herz geschenkt hatte, und von seiner berückenden Geliebten Marion Delorme . . . Wie mit dem Fuße stößt er dann ein Leben, in dem seine ehrgeizigen Träume sich nicht erfüllen sollten, von sich.

Entsühnt durch den Priester, erbaut durch die Frömmigkeit des Freundes, betritt er den Weg zur Richtstätte. Zu dem letzten Gang hat dieser Mann, dieses Kind sich schmücken lassen wie zu einem Gang nach Hofe. Diese heroische Eitelkeit war mir unaussprechlich rührend und kostete mich viele Tränen.

Viele Jahre hindurch sollte ich mich mit diesem Stoffe, von dem ich gemeint hatte, daß er sich von selbst zum Drama gestalten werde, herumschlagen. Zuletzt stand ich an der Spitze einer kleinen Armee von Manuskripten, von denen nur die ersten den Titel „Cinq-Mars", die letzten aber den Titel „Richelieu" führten. Seine Gestalt wuchs und wuchs riesenhaft vor mir empor, bis sie mir — entwuchs und ich begriff, daß ich aus meiner Blindheit über ihre Größe den Mut geschöpft hatte, sie darzustellen. Allmählich waren die Augen mir aufgegangen, ich wußte: Mit all meiner Begeisterung, all meinem Fleiß habe ich nur ein Pfuschwerk zustande gebracht.

Durchaus nicht in einem Verzweiflungsanfall, ganz ruhig schichtete ich dann meine „Cinq-Mars" und „Richelieus" im Ofen sorgfältig und nett zu einem Scheiterhaufen zusammen und zündete ihn an.

Er rauchte erst sehr stark, dann lohten schöne Flammen auf. Die Blätter — viele von ihnen waren kalligraphiert und illustriert — wanden und krümmten sich wie in Schmerzen, Fünkchen — Klosterfrauen, die in ihre Zellen eilen, nennen sie die Kinder — huschten über den Zunder. Nun lag ein unförmiger Pack schwarzer, schmutziger Fetzen da — als Frucht so vieler Mühen. Hätte eine Vision mich dieses Ende sehen lassen, als ich in den ersten zärtlichen Verkehr mit dem schönen „Stoffe" trat, für den ich Madame de Motteville so dankbar segnete, würde ich die Arbeit, die zu diesem Resultate führte, unternommen haben?

Fast glaube ich: Ja.

An jenem Junimorgen aber vor nun einundsechzig Jahren trübte nicht die leiseste Furcht vor der Möglichkeit eines Mißlingens meine freudige Zuversicht. „Mein Stück" leuchtete vor mir im reinen Glanze eines Phantasiegebildes, an das die gestaltende Hand noch nicht gelegt wurde. Noch war es geistiger Natur, noch haftete keine Werdequal und keine der Widrigkeiten ihm an, mit denen jede Geburt eines Lebendigen sich vollzieht.

Das zweite Buch, das ich mir zu meinem Abschiedsfeste eingeladen hatte, enthielt die Oden Klopstocks. Ich kannte von ihnen allen nur eine, diese aber kannte ich gut. Sie hieß „Die Frühlingsfeier" und war mir entgegengekommen, als ich ihre alte braune Behausung ein wenig durchmustern wollte. Immer öffnete sie sich da, wo die „Frühlingsfeier" stand. Wie oft mußten andre vor mir sie dort aufgesucht haben und wer mochte es gewesen sein — meine Großmutter, mein Großvater oder vielleicht meine Mutter?

Vielleicht waren es alle gewesen, und diese noch sichtbare leise Spur führte ein Kind, dessen Dasein dem ihren entsprossen war, aus seinem bangen Tasten und Suchen auf den Weg, den sie gegangen waren.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen —
. . . . . .
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten —
. . . . . .
Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
. . . mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Mehr — weil ich weiß, wie wenig ich bin: — ein verwehender Hauch auf einem Stäubchen im All. . . . Aber der Atem Gottes lebt in diesem Hauche. Um das zu begreifen, bedurfte ich einer Gnadengabe des Unendlichen, eines Lichtstrahls von seinem Geiste. Er hat ihn mir gespendet, seinem Geschöpf und ich darf „mein Vater" zu ihm sagen.

Als ich auf der Schwelle stehen blieb und noch einmal zurückblickte in den stillen Raum, aus dem ein liebes und köstliches Leben entschwunden und in dem ich so oft allein mit meinen Gedanken gewesen war, überkam es mich: Eine andre, als ich ihn betreten, verlasse ich ihn. Meine Sehnsucht, zu denken und zu leiden, nährte sich nicht mehr von dämmernden Träumen, sie hatte begonnen sich zu erfüllen. Eine kleine Vergangenheit lag schon hinter mir. Ich hatte gedacht und gelitten — ich war kein Kind mehr.

Die Krone.

Erzählung
von
Ernst Heilborn.

(Schluß.)

XVI.

Am späten Abend war ein Gewitter oder vielmehr eine Kette von Unwettern niedergegangen, von denen eins das andre nach sich zog. Tief hingen die Wolken, daß es schien, als rissen ihnen die Berge die schwarzen Eingeweide auf; senkrecht fuhren die Blitze und nahmen den Donner mit sich.

Mit zornigen Händen griff Urmutter Nacht nach ihrem entarteten Kind, der Erde.

Hagen stand in der offenen Tür seines Hauses. Die Arme über der Brust ineinandergelegt, den Kopf hintenübergereckt, mit weitoffenen Augen die Blitze suchend, so stand er da. Der Wind zauste sein Haar; aber er schien es nicht zu achten.

Eilenden Schrittes kam ein später Wanderer vom Gebirge herab. Schutzsuchend trat er an Hagen heran und bat um Unterkunft. Der maß ihn verdrossen von oben bis unten, doch da er sah, daß das Wasser aus den Kleidern des Fremden troff, lud er ihn ein, näherzutreten. Er hieß Brigitte Feuer im Kamin machen und für ein heißes Getränk Sorge tragen.

Wie der Fremde das Zimmer betrat, heulte Caliban auf. Dann verkroch er sich, auf dem Bauche rutschend, in die äußerste Ecke. Das Tier war in letzter Zeit offenbar menschenscheu geworden.

Die Lampe war angezündet, und Hagen mißfiel das Aussehen seines späten Gastes nicht. Es war etwas Demütiges in seiner Haltung. Die strähnigen, semmelblonden Haare trug er auffällig lang; seine wasserblauen Augen hatten schwärmerischen, sei es fanatischen Ausdruck. Hagen hatte die Empfindung, es mit einem sektiererischen Wanderprediger oder dergleichen zu tun zu haben.

Mit dieser äußerlichen Kennzeichnung war sein Interesse durchaus erschöpft. Er stellte ein paar gleichgültige Fragen, die mit einem fremdklingenden Accent beantwortet wurden, und begnügte sich, für die leibliche Wohlfahrt seines Gastes Sorge zu tragen. Auch dem schien nichts daran gelegen, sich in ein weiterführendes Gespräch einzulassen.

Erst als der Fremde sich einigermaßen erholt hatte, rückte Hagen sich einen Stuhl ihm gegenüber ans Feuer und fragte, was ihn so spät und bei so drohendem Himmel ins Gebirge geführt.

„Die Pflicht," sagte der andre und schwieg.

„Und welcher Art ist diese Pflicht, wenn man fragen darf?"

„Ich bitte Sie, mir die Antwort zu erlassen."

Hagen erhob sich. Er zuckte die Achseln und war im Begriff, aus dem Zimmer zu gehen, als der Fremde gleichfalls aufstand und sagte: „Verzeihen Sie. Sie haben selbstverständlich ein Recht, zu fragen. Ich bin Mitglied des russischen Sicherheitsdienstes." Er stellte sich vor und nannte einen russisch klingenden Namen.

„Und da führt Sie Ihre Pflicht hierher?"

„Ich habe zwei politisch Verdächtigen zu folgen."

„Das also ist Ihr Geschäft?" fuhr Hagen auf. „Und Sie treten in mein Haus und suchen bei mir Unterkunft? Ich habe mit euch und euresgleichen nichts zu schaffen, will keine Gemeinschaft mit Ihnen — gehen Sie! Ich mag Sie nicht vor Augen haben."

Der Fremde schien zu erbleichen. „Herr," sagte er, „wie einen Hund weisen Sie mich vor die Tür?"

„Ich weise meinen und fremde Hunde nicht vor die Tür. Sie gehören hinaus. Ja, meinen Sie vielleicht, ich wüßte nicht, wer ihr seid? Ich kenne euer sauberes Gewerbe! Die Besten eures Landes sind's, die ihr verfolgt. Ah, daß ich meinem Ekel nicht Worte leihe!"

Schweren Fußes war der Fremde aus dem Zimmer geschritten, über die Diele, dem Haustor zu. Dort machte er noch einmal Halt. „Es ist nicht, daß ich das Unwetter fürchtete: ich bin Schlimmeres gewöhnt; es ist bitter, Herr, verachtet zu werden."

„Sie werden sich meiner Verachtung alsbald entzogen haben," sagte Hagen mit schneidendem Hohn.

„Wohin man kommt, ein ganzes Leben lang, Verachtung, Abscheu auf Schritt und Tritt zu finden — das ist furchtbar, ist mehr, als sich ertragen läßt."

Hagen hatte ihm den Rücken gekehrt und war im Begriff, die Tür seines Zimmers hinter sich zuzuziehen. Da geschah etwas Seltsames. Auch der Fremde war zurückgeeilt und hatte sich ihm zu Füßen geworfen. „Hören Sie mich an," rief er, „ich beschwöre Sie, hören Sie mich an! Gewiß, es ist nur ein Tropfen mehr, aber das Maß ist voll. Ich bin am Ende meiner Kräfte, ich trag's nicht mehr. Und wenn es mir das Leben kostet, jetzt, jetzt sollen Sie mich hören."

„Stehen Sie auf," sagte Hagen verächtlich.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, und Sie haben mich freundlich aufgenommen, und sobald ich Ihnen sage, wer ich bin, weisen Sie mir die Tür. Mag kommen, was da will, ich fordere jetzt Gehör von Ihnen. Auch er ist unter der Last seines Kreuzes zusammengebrochen. Und wenn nur immer und immer wieder Verachtung der Lohn all der furchtbaren Qualen ist, dann nimmt's einmal ein Ende." Er war aufgestanden: „Machen Sie Gebrauch von meinen Worten, welchen Sie wollen. Aber daß Sie mich anhören, das ist mein Menschenrecht."

Hagen antwortete nichts, er blieb stehen, die Arme ineinandergeschlagen. Er maß den späten Besucher von Kopf zu Fuß; der Eindringling begann, ihm unheimlich zu werden.

Der Fremde lehnte an dem Türpfosten und hielt die Augen mit der Hand bedeckt. Mit leiser, klangloser Stimme hob er an: „Es gibt bei uns in Rußland eine kleine Schar, die sich die ‚Jünger des Gedankens' nennen. Ihnen gehöre ich an. Neben dem Meister sind wir unsrer zwölf. Ich bin der niedrigste der Brüder.

„Der Meister lehrt: ‚Es sind nicht die Machthaber, die an unserm Unglück Schuld tragen: Schuld trägt das Volk. Das Volk weithin im heiligen Rußland schläft. Noch ist es keinem gelungen, es zu wecken. Geweckt muß es werden. Geht hin,' spricht der Meister, ‚und weckt mein Volk mit eisernen Ruten!'

„‚Wo aber Ruten hernehmen, das Volk zu wecken?' fragen die Jünger. ‚An Ruten fehlt es nicht,' sagt der Meister; ‚es sind die Machthaber, die über das Volk gesetzt sind. Nehmt sie in eure Hand und geißelt das Volk damit!'

„Zu den zwölf Mächtigsten im Reiche hat uns der Meister gesandt. Mit ihren Lastern ketten wir sie an uns, durch ihre Furcht sind sie an uns gebunden. Sind sie argwöhnisch, wir machen sie argwöhnischer; sind sie grausam, wir machen sie grausamer; schlagen sie mit Geißeln, so geben wir ihnen Skorpione in die Hände. Denn also hat es der Meister befohlen.

„Wir kommen und führen ihnen ihre Opfer zu. Blutige Menschenopfer sind es, und unsre Hände sind blutig. Mag das Herz in der Brust zerreißen, immer neue Opfer treiben wir ihnen zu. Und ob das Jammergeschrei der Elenden tags in unsern Ohren gellt, ob sie nachts als bleiche Schatten an unser Lager treten, uns sind sie verfallen; wir kennen kein Erbarmen; den Machthabern liefern wir sie aus, auf daß das Maß voll werde. Denn also hat es der Meister befohlen.

„‚Es währt nicht mehr lange,' sagt der Erhabene, ‚und die Zeit ist erfüllt. Schon stöhnt das Volk unter unsern Rutenschlägen, aber noch ist es das Stöhnen des Schlafenden. Bald wird es erwachen und wird aufstehen und die Fackel entzünden. Und der heilige Mord wird durch die Straßen ziehen.'

„Aber also hat der Meister gesprochen: ‚Auch die Tage des Aufruhrs sind gezählt; er wird in sich zusammensinken, und Freiheit und Liebe werden den Thron besteigen. Wir aber werden es nicht erleben.'

„Herr, Ihr wißt nun, wer ich bin. Ihr werdet mich fürderhin nicht mehr verachten. Ich aber muß weiter. Lebt wohl!“

Während der Fremde gesprochen hatte, war Hagen Schritt für Schritt zurückgewichen. Ein Grauen, wie er es noch nie erfahren, hatte ihm die Kehle zugeschnürt, kalte Schauer waren ihm den Rücken hinabgeglitten. Hätte sich der Wahnsinnige auf ihn gestürzt, er wäre wehrlos gewesen.

Aber ruhig, als wäre nichts vorgefallen, mit dienstbarer Verbeugung hatte der Fremde sich entfernt. Eine Weile noch stand Hagen da und starrte ihm nach, die Hand auf die atmende Brust gepreßt, unfähig, sich zu regen. Aber es war kein Zweifel, der Fremde war gegangen, und so beruhigte sich allmählich sein Blut. Er rief Caliban, um doch irgendein lebendes Wesen um sich zu haben; doch war der Hund nur durch wiederholten Zuruf aus seiner Ecke hervorzulocken, und als er endlich herbeikroch, bot er einen geradezu kläglichen Anblick. Auch das Tier schien sich zu fürchten.

Hagen selbst aber war nicht der Mann, den feiger Schrecken lange im Banne hätte halten können. Er trat an die Haustür, die der Fremde hinter sich zugezogen hatte, und stieß sie auf. Das Gewitter war vorübergegangen. Noch jagte der Mond durch zerklüftete Wolken; aber weite Teile der Himmelswölbung waren bereits in tiefes, nachtdunkles Blau getaucht und mit leuchtenden Sternen besetzt. Wohltuend strich die kühle Luft um seine heiße Stirn.

Es währte nicht lange, und die senkrechte Falte zwischen seinen Augenbrauen zog sich zusammen. Je mehr er über den seltsamen Besucher nachdachte, desto rätselhafter schien er ihm. Ja, war dieser Mann wirklich ein Wahnsinniger gewesen? Es war eine eigene Folgerichtigkeit in dem, was er sagte. Freilich, die hatte unter Umständen der Wahnsinn auch. Wer aber wollte sagen, wohin Verzweiflung Menschen zu treiben vermochte? Und warum sollte es unmöglich sein, daß es in einem Lande, in dem Verruchte mit Mordanschlägen umgingen, auch „Jünger des Gedankens“ gab?

Wie dem auch sei, es war gut, daß der Fremde ihn verlassen hatte. Er hatte genug an seinem eigenen Leid zu tragen.

Allmählich kehrten seine Vorstellungen in ihr gewohntes Bett zurück. Auf ihm lasteten andre Sorgen als die um irgendeinen zugelaufenen Narren.

Er trat plötzlich einen Schritt zurück, und seine Hände griffen in die Luft. Ein schriller Pfiff kam über seine zusammengepreßten Lippen. Unvorhergesehen war ein Gedanke in ihm aufgezuckt, und dieser Gedanke war alsbald Entschluß geworden.

XVII.

Der warnenden, inneren Stimme zum Trotz hatte Hagen den Bergsee wieder aufgesucht. Er scheute auch die letzte Abrechnung mit seinem Schicksal nicht mehr; er suchte sie.

Doch hatte ihn ein Grausen befallen, als er am Ufer des Sees stand. Ohne zu wissen, was er tat, war er Schritt für Schritt zurückgewichen, und das Grauen war in seinen weitgeöffneten, starren Augen. Auf dem Stein, den seine Eva sich zum Sitz erkoren hatte, war er schließlich betäubt niedergesunken.

Eine seltsame Vision wurde ihm zuteil. Er wußte, daß er, unfähig sich zu regen, auf dem Stein am Ufer des Sees, in dem sie ihr Leben verloren hatte, saß, und gleichzeitig sah er sich selbst auf schmalem Bergpfad dahineilen. Sein andres Selbst beschleunigte seine Schritte, und nun, bei einer Wegbiegung, erschien ihm der Verhaßte, der Mörder seiner Eva. Eine tolle Jagd begann. Durch einen Wald ging es; er fing sich in Zweigen und Wurzeln, kam zu Fall, raffte sich wieder auf und folgte der Fährte. Der Wald lichtete sich; über Abhänge und Schluchten trieb es sie hinab zum Meer. Ein Kahn lag am Ufer. Der Fliehende bestieg ihn und stieß vom Lande; er selbst warf sich schwimmend in die Fluten. Er erreichte das Boot, packte es mit seinen Händen, — nun schwammen sie beide. Vor ihnen tauchte eine Insel auf; sie erkletterten die steile Böschung. Auf der Insel war eine Höhle, in die flüchtete der Verfolgte. Sie krochen durch enge Gänge, die sich allmählich weiteten, — Glut schlug ihnen entgegen. In hohem, unterirdischem Raume brannte das Feuer. Der Mörder warf sich nieder und umfaßte flehend seine Knie. Er aber würgte ihn und grub ihm seine Nägel in den Hals. Jener lag entseelt am Boden, und nun, beim Schein des flackernden Feuers, blickte er ihm in das entstellte Antlitz. Er erkannte es nicht. Ein Fremder war es, den er getötet hatte, nicht der Gutsherr. Und doch, er hatte diesen Fremden irgendwo gesehen, er besann sich — die Augen gingen ihm auf, — jener andre war's, dem er damals das Messer in die Brust gestoßen hatte.

Es war wie das Erwachen aus einem schweren Traum. Nur mühsam gelang es ihm, sich aufzuraffen. Er mußte seine Gedanken sammeln, sich besinnen. Er ging am Ufer auf und ab, schöpfte aus dem Wasser des Sees und kühlte seine brennende Stirn.

Während er so ruhig hin und her schritt, den Boden mit seinen Füßen messend, gewann er die kühle Überlegung wieder. Als wäre er nicht Herr seiner selbst, sondern irgendeiner Krankheit anheimgegeben, so folgte dem wirren Gefühlsüberschwang jetzt ohne sein Zutun besonnene Verstandesarbeit. Zum erstenmal sah er seinen Plan fest umrissen vor Augen, vermochte er jede Einzelheit prüfend zu erwägen.

Vor allem galt es — darüber war er sich klar —, den Schein zu meiden. Nichts durfte Argwohn wecken. Sah er den andern wieder, was hoffentlich bald geschah, so mußte er ihm als Freund gegenübertreten. Glaubte jener einmal, daß er von seiner Tat nichts wisse, so konnte es nicht schwer fallen, sein Vertrauen zu gewinnen.

Darum durfte er die Gelegenheit des Wiedersehens nicht suchen, er mußte warten. Das war das Bittere, daß er zum Warten verurteilt war.

Aber die Zeit würde kommen, des war er gewiß; und er würde sehr schnell den Stumpfen in Sicherheit einzuwiegen wissen.

Was dann weiter? Es war eine Torheit, den zu töten, den man verderben wollte. Nicht im Sterben war die Qual, sondern im Leben. Er würde weder Gift noch Dolch, noch Beil benötigen, die Rache an seinem Opfer zu vollziehen. Der andre sollte sich selbst zugrunde richten.

Er ging stundenlang auf und ab und überlegte. Nun waren seiner Phantasie wieder die Schwingen gewachsen. Er sah sich mit jenem an einem Tische sitzen; er hörte, was sie miteinander sprachen, Wort für Wort. Er konnte die Antworten, die ihm wurden, voraus berechnen; er wußte, was er etwaigen Einwänden entgegenzuhalten hatte, sein Opfer taub und blind zu machen.

Mit einem Verbrecher hatte er es zu tun. Nun wohl, er würde ihn die Straße des Verbrechens führen, bis seine Taten gegen ihn aufstanden, bis auch sein stumpfes Gewissen sich regte und ihn den Qualen überlieferte.

Den gefährlichsten Feind trug der Mensch in sich selbst. Es kam nur darauf an, daß er zu blutigem Aufstand geweckt wurde und die Bande, die ihn fesselten, zerriß. Dafür aber wollte er Sorge tragen, daß der Verhaßte die letzte Macht, die er über seine bösen Instinkte etwa noch besaß, verlor, daß seine eigenen Begierden ihn tiefer und tiefer in den Abgrund zerrten. Das war die Aufgabe, der er fortan zu leben hatte.

Es war Abend geworden, da Hagen sich auf den Heimweg machte. Ein dichter Nebel hatte sich zwischen die Fichten gelegt, und über die Waldpfade schwankten graue Gestalten. Nur mit Mühe, auf Irrwegen tastend und stolpernd, hatte er sich heimgefunden. Als er dicht vor seinem Hause stand und bereits den bräunlichgelben Schimmer des Lichtes hinter den Scheiben sah, gellte ihm ein Angstschrei entgegen. Er eilte hinzu und fand die alte Brigitte. „Ihr seid es, Herr?"

„Nun freilich, Brigitte, bin ich es."

„Es sah erschreckend aus, wie Ihr dort hinten hervorkamt. Wie ein Riese, der um sich schlägt, und es schien, als trüge er seinen Kopf unter dem Arm."

„Er haftet noch fest, gute Alte. Wird es auch, denk ich, dartun, daß er auf dem rechten Flecke sitzt."

Die Gelegenheit, die Hagen ersehnte, sollte sich früher einstellen, als er zu hoffen gewagt.

Auf den nebligen Abend waren heiße und schwüle Tage gefolgt. Mit einem Buch auf den Knien, in dem er nicht las, saß Hagen vor seinem Hause, inmitten des verwelkten und verkommenen Gärtchens. Da sah er eine weiße Mädchengestalt auf dem Wege, der zu ihm führte. Mit einem weißen Gürtel war das Kleid um die Hüften zusammengehalten, die kurzen Ärmel ließen die Unterarme frei, das schlichte, blonde Haar glitzerte in der Sonne, den breitrandigen Strohhut hatte sie am langen Bande über den Arm gehängt. Es war Elisabeth. Er stand auf, ihr entgegenzugehen.

„Wir bedürfen Ihrer Hilfe," sagte sie und reichte ihm die Hand. „Der Oheim ist neulich bei dem Nebel mit dem Pferd gestürzt und kann seither den Fuß nicht brauchen. Er hoffte, es zu zwingen, aber es ist von Tag zu Tag schlimmer geworden. Von einem Arzt will er nichts wissen, und als ich von Ihnen sprach, wurde er zornig und schalt mich. So habe ich es denn gestern noch mitangesehen. Heut aber habe ich mich heimlich aufgemacht, und" — sie machte eine hilflose Bewegung mit den Armen — „da bin ich."

Er war in innerer Erregung erbleicht, während sie gesprochen hatte. Nun sagte er ruhig: „Warten Sie einen Augenblick, ich stecke nur das Notwendige zu mir und komme mit Ihnen."

„Ich wußte es, daß Sie es mir nicht abschlagen würden," sagte sie, und ein sanftes Rot trat in ihre Wangen.

„Aber das ist wohl selbstverständlich. Wie sollte ich mich entziehen, wo Menschen- und Freundespflicht rufen."

Sie gingen schweigend nebeneinander den Weg zum Dorf hinab. Wieder hatte Elisabeth, ohne daß ihr Begleiter es gewahr geworden wäre, diese hilflose Bewegung mit ihren Armen gemacht, dann sagte sie leise: „Ich habe Sie nicht gesprochen, seit sie gestorben ist. Ich muß Ihnen sagen —"

„Lassen wir das," unterbrach er sie hart.

„Sie dürfen mir nicht zürnen, daß ich nicht einmal ihrem Sarge gefolgt bin. Der Oheim ließ es nicht zu; ich bat ihn, aber er hat es mir und auch den andern allen nicht gestattet.

„Ja, ja. Wie das so geht."

„Ich habe sie sehr liebgehabt . . . Gleich, als ich das erstemal sie sah. Und nachher ist sie so gut zu mir gewesen! Sie war es gewiß zu allen, und ich rechne es mir nicht an, aber mich hat es glücklich gemacht . . ., wie kaum etwas zuvor. Ich habe nie jemanden gehabt, der mich beachtet hätte."

„Lassen Sie es gut sein. Die Toten sind begraben. Wir wollen sehen, was unser lieber Kranker macht."

Unter solchen Gesprächen schritten die beiden dem Gutshofe zu.

XVIII.

„Alles, was recht ist, Doktor. Mit Ihnen läßt's sich leben. Sie wissen einen wieder auf den Damm zu bringen. Arzt, Krankenschwester und Zechgenoß, alles in einer Person. Werde Sie als Faktotum engagieren, Doktor." Der Gutsherr sagte es mit seinem dröhnenden Lachen, während er, auf Doktor Hagens Schulter gestützt, in seinem Garten die ersten Gehversuche machte.

„Treten Sie fest auf, wenn es auch schmerzt, der Fuß muß sich wieder gewöhnen."

„Müssen wissen, Doktor, bin sonst den Ärzten nicht grün. Kann die Kerls auf den Tod nicht ausstehen. Ein gesunder Körper, sag ich, hilft sich schon selber. Und was die Natur nicht vermag, das tut eure Quacksalberei gewiß nicht."

„Ich merkte es Ihnen an, Sie kamen mir mit einem gewissen Mißtrauen entgegen," sagte Hagen mit seltsam lauerndem Blick.

„Entgegenkommen, ist gut gesagt," lachte der Hüne. „Sollte mir wohl schwer werden, Ihnen entgegenzukommen. Lag da und konnte den Fuß nicht rühren. Mußte froh sein, daß das Mädel, die Elisabeth, auf den Gedanken verfallen war, Sie zu holen."

„Man konnte Ihnen die Überraschung ansehen, als ich eintrat. Hätte ich nicht gewußt, daß Sie ein Mann sind, der die Furcht nicht kennt und nötigenfalls den Teufel selber beim Pferdefuß packt und geradewegs in die Hölle hinabwirft, hätte ich Sie nicht so gut gekannt, ich hätte wahrhaftig gedacht, Sie fürchten sich vor dem Doktor. Aber es war eben nur der freudige Schreck."

„Da haben Sie das rechte Wort gefunden, Doktor. Der freudige Schreck, das war es. Natürlich war es der freudige Schreck. Ho ho, Sie sind ein guter Beobachter, Doktor; muß sich wahrhaftig vor Ihnen in acht nehmen!“

Heiße, trockene Tage waren ins Land gegangen. Am hellen Himmel stand die Sonne und strahlte sengend auf die Erde nieder. Tauchten einmal Wolken auf, so zogen sie eilends vorüber, wie sie gekommen waren. Schon hatten die Pappeln an der Fahrstraße die Zweige gesenkt, vereinzelte welke Blätter sandten die Birken nieder, und gelblich färbte sich das Gras auf dem kargen Boden. Der Weizen war in die Halme geschossen, ohne rechte Frucht anzusetzen. Der Gutsherr hatte auch jetzt, da sie den darbenden Garten durchschritten, von seinen Sorgen gesprochen.

„Hat man kein Fleisch zur Suppe, so kocht man Knochen,“ bemerkte Hagen kühl. Und, da der Gutsherr ihn verständnislos ansah: „Ich dächte, es wäre einfach genug. Die Natur können wir nicht zwingen. Was sie uns schuldig bleibt, das müssen die Leute durch doppelte Arbeit ersetzen.“

„So ist es, Doktor.“

„Als ich ankam, hatte ich auch die schwächlichen Ansichten des Großstädters, und wahrscheinlich ist Ihnen das aufgefallen. Hier habe ich schnell genug gelernt: mit träger Sentimentalität kommt man nicht weiter. Auf diesen Fleck Erde gehört ein ganzer Mann, der ein paar Schalttage aus jedem Monat herauspreßt und die Zügel straff hält. Sollte meinen, daß Sie der Mann dazu sind.“

„Dächte es selbst.“ Sie waren ein paar Schritte weitergegangen, nicht ohne daß den Gutsherrn der kranke Fuß schmerzte. Er blieb stehen und reckte sich auf: „Hunde! Ich sag Ihnen, Doktor, es sind Hunde. Was haben die Kerls getan? Haben eine Beschwerde wegen des aufgeforsteten Angers an die Regierung gesandt.“

„Und Ihre Antwort darauf, Gutsherr?“

„Dagegen ist man nun freilich wehrlos.“

„Wehrlos? Das Wort hätte ich nicht von Ihnen zu hören gedacht. Ein Mann wie Sie ist niemals wehrlos. Ich weiß auch sehr gut, Sie kennen die Antwort, die Sie den Leuten zu geben haben.“

„Natürlich kenne ich sie . . .“

„Die Antwort lautet: es wird ein weiterer Wiesengrund aufgeforstet. Wie? Habe ich recht? Ist das Ihre Antwort?“

„Das soll ein Wort sein! Doktor, Sie haben ins Schwarze getroffen.“

„Reden Sie nicht von mir. Ich wußte, daß Sie so handeln würden, und daß Sie der Mann sind, es durchzusetzen. Ich selbst — wer will sagen, ob ich die Kraft dazu hätte? Glaub's eigentlich kaum. Ich bin immer eine ängstliche Natur gewesen, und meine Art war stets, jedem drohenden Streite auszuweichen. Ich pflege mir zu sagen: ein Maß voll Leid ist besser als ein Quäntchen Streit. Und habe damit auch meinen Weg gemacht.“

Der Gutsherr lachte: „Wenn Ihnen einer einen Streich auf den rechten Backen gibt, so halten Sie den linken hin.“

„Mag sein. Aber was will man machen, wenn einen die Natur einmal so geschaffen hat? Sie sind ein Hüne, und ich bin von mittlerer Statur. Das Gute ist, daß mir noch keiner zu nahe getreten."

„Ihnen ist noch niemand zu nahe getreten! Natürlich nicht. Doktor, Sie sind ein Prachtkerl!" Der Gutsherr lachte, daß es durch den Garten dröhnte. „Ein Prachtkerl, Doktor."

XIX.

Den heißen, regenlosen Tagen war die Dürre gefolgt. Nun suchten die Bergwasser in ihren breiten Betten nur zögernd einen kümmerlichen und schmalen Weg; die Ähren auf dem steinigen Boden hoben taube Köpfe auf langen Hälsen gen Himmel; die Laubbäume hatten die gelben Trauerkleider angelegt, und saftlos senkten sich ihre Zweige. Tag für Tag aber lachte über dem darbenden Land ein stahlblauer Himmel, und einzelne Wolkenschifflein, die hin und wieder am Horizont auftauchten, mußten vor der Sonne flüchten. Müde kam das Wild zu den Wasserbächen, müde und schleppenden Schrittes gingen die Menschen an ihr Tagewerk.

Nur einer wurde es kaum gewahr, wie sehr alles um ihn unter der Sonnengeißel litt. Dieser eine fuhr fort, seine weiten, einsamen Gebirgsgänge zu machen; unablässig funkelte der Dolch seiner Rache vor seinen Augen.

Es war zur Abendzeit, und die neuen Freunde, Hagen und der Gutsherr, waren zusammen auf die Jagd gegangen. Kaum dreißig Schritt voneinander standen sie am Rande einer Waldwiese auf Anstand. Ein starker Hirsch — in dieser Gebirgsgegend ein seltener Gast — sollte hier wechseln.

Die Flinte brannte Hagen in der Hand.

Der Schütze, der sein Ziel verfehlte, war er nicht. Geradewegs durch den Hinterkopf konnte er seinem Opfer die Kugel jagen. Wer wollte nachher aufstehen und behaupten, der Schuß sei etwas andres als ein Jagdversehen gewesen? So sicher war der Verhaßte so bald nicht wieder in seine Hand gegeben. Und es lag ein eigener Hohn darin, aus des Gutsherrn eigener Flinte ihm die Abschlußrechnung zu senden.

Die geladene Büchse ruhte in Hagens Arm; leise schob er den Sicherungsflügel zurück. Seine Hand preßte sich um den Kolbenhals. Unmerklich hob er die Waffe, sie fügte sich fest in seine Schulterhöhle. Er visierte den Kopf des Gutsherrn; sein Finger spielte an dem Abzugsbügel.

Aber nein! Da er den Mörder seines geliebten Weibes so rettungslos in den Druck seiner Fingerspitze gegeben sah, wuchs sein Haß ins Ungemeßne. Drückte er los, so war sein Opfer ein für allemal seiner Rache entzogen. Er war tot, es war zu Ende. Schmerzlos war er dahingegangen; er selbst aber blieb seinen Qualen zur Beute. Zu billig schien ihm die Rache. Schritt für Schritt wollte er jenem zur Seite bleiben und Schritt für Schritt die Schlinge enger spannen. Mit einem unseligen Leben sollte er zahlen, nicht mit schnellem, erbarmendem Tode.

Die Flinte lag längst wieder in seinem Arm, und es war gut so. Mit ruhigem Blick betrachtete er den andern, der von alldem, was da vorgegangen

war, nichts ahnte; wie der Künstler sein angefangenes Werk, begutachtete er ihn. Und wahrlich, er war der Künstler seiner Rache.

Kurz darauf tönten zwei Schüsse durch den Wald und hallten von den Bergen wieder. Der Hirsch, den der Gutsherr gefehlt hatte, war, von Hagens Kugel ins Blatt getroffen, lautlos zusammengebrochen.

Die beiden Jagdgefährten hatten ihre Hände in das nahe Bergwasser getaucht und ließen sich nun gemächlich nieder, den mitgebrachten Imbiß gemeinsam zu verzehren.

„So hätten wir denn," sagte Hagen, „von unserm natürlichen Menschenrecht Gebrauch gemacht und gemordet."

Der Gutsherr lachte: „Morden nennen Sie's, wenn Sie einen prachtvollen Achtender, wie den Burschen da, zur Strecke bringen?"

„Ich nenne es freilich Morden. Ich sehe keinen Unterschied, ob der Löwe die Gazelle erlegt, der Wolf das Lamm oder wir den Hirsch. Raubtiere sind wir alle miteinander."

„Doktor, ich glaube, Sie haben Gewissensbisse!"

„Nichts liegt mir ferner. Im Gegenteil, mich freut's, wenn ein Kulturschwächling, wie ich es bin, sich auch einmal auf sein altes Raubtierrecht besinnt. Not tut es einem wahrlich, will man nicht ganz verweichlichen. Nehmen Sie einen Schluck aus meiner Flasche, so, und nun geben Sie sie mir. Auf das Recht des Stärkeren!"

„Ein Trinkspruch, der nicht schlecht klingt."

„Gewalt herrscht überall in der Welt, und wer die Kraft hat, sie geltendzumachen, dem fehlt nicht der Titel des Rechts. Wenn Sie die Leute, die auf Sie angewiesen sind, zur Arbeit auf Ihren Feldern zwingen, so ist das Ihr gutes Recht. Nutzen Sie die Notlage der Siedler zu Ihrem Vorteil aus, — Sie wären ein Narr, es nicht zu tun, denn Sie sind der Stärkere. Und gefällt Ihnen in irgendeiner der Hütten ein Mädel — warum nicht? —, so wird die süße Frucht gebrochen."

„Na, na, Doktor, mit der Lehre kommen Sie nicht weit."

„Und warum nicht? Man sagt, Sie hätten es Ihr ganzes Leben so gehalten."

„Es wird einem manches nachgeredet. Und manches, was man getan, bereut man später."

Nun lachte Hagen hellauf: „Gutsherr, Sie, als reumütiger Sünder, das hätte ich mir freilich nicht träumen lassen! Ich dachte, ein Mann wie Sie wäre über derartige Schwächen erhaben. Ja, wissen Sie nicht, daß der Grundherr früher über Tod und Leben seiner Leute zu gebieten hatte?"

„Sie sind spaßhaft, Doktor. Die Zeiten haben sich gewandelt."

„Ja freilich sind die Zeiten andre geworden, und das eben ist's, was ich beklage. Schwächlich sind sie geworden, und wir mit ihnen. Das ist der Wandel, von dem Sie reden. Die feigherzigen Seelen, die immer die große Mehrheit bilden, haben den Starken ihre erbärmliche Moral aufdisputiert. Nun heißt es: Übe Mitleid, schone, hilf. Ich aber sage: Sei ein Raubtier! Das ist besser."

„In meinem Katechismus hat es anders gestanden."

„Lieber Freund, der Katechismus ist für Kinder: wir sind Männer. Sagen Sie selbst, sind wir Menschen ein Teil der Natur, oder sind wir's nicht?"

„Ich dächte, eine Ausnahme machten wir da nicht."

„Nun also. Sehen Sie sich einmal um in der Natur. Da ist der Krieg aller gegen alle. Eins nährt sich vom andern. Das Recht des Stärkeren ist das große Gesetz der Natur. Und ob wir Menschen wollen oder nicht, wir können uns dem nicht entziehen. Wir fressen, oder wir werden gefressen. Was wir uns vormachen an Mitleid und Moral, das ist nur das Feigenblatt, unsre natürliche Blöße zu bedecken. Wer nicht die Kraft hat, zu vernichten, wird dahingerafft, das ist die Wahrheit, alles andre ist Lüge."

„Wahrhaftig, Doktor, es kann einem angst und bange werden, wenn man Sie reden hört."

Ein Lachen spielte um Hagens Lippen, es war ihm eine Lust, seine eigenen Gedanken zum Spottbild zu verzerren. „Was wissen wir von Gott," fuhr er fort. „Auf sein großes Werk, die Natur, muß man blicken, will man erfahren, wer er ist. Gott und die Natur sind eins, und darum denke ich, daß er Freude an denen hat, die rücksichtslos ihre Kräfte nutzen. An dem Starken hat er seine Lust. Der das Raubtier erschaffen und ihm seine Zähne gegeben, wollte, daß es Gebrauch davon mache."

„Sprechen wir lieber von etwas anderm, Doktor."

„Sie hören es nicht gern, wenn man Sie lobt?"

„Es tut nicht gut," sagte der Gutsherr, sich scheu umblickend, „über solche Dinge nachzudenken. Es wird einem wirr davon im Kopf. Ich habe mein Leben lang nach derlei nicht gefragt."

„Sie sind ein sonderbarer Mann. Sie haben den Mut und die Kraft, sich Ihr Leben ganz nach Ihren Wünschen einzurichten, Ihnen ist kein Gegner zu stark und Ihnen hängt keine Frucht zu hoch — und eben deshalb bewundere und liebe ich Sie —, aber Sie fürchten sich davor, sich von dem Rechenschaft abzulegen, was Sie täglich durch die Tat erweisen."

„Ich fürchte mich nicht, aber —"

„Sie fürchten sich. Herr, haben Sie den Mut, die Konsequenzen aus Ihrem eigenen Tun zu ziehen, und Sie werden unangreifbar sein. Sie sind der stärkste Charakter, den ich bisher kennen gelernt, der einzige, dem ich Bewunderung zolle. Aber Sie gehen Ihren Weg wie ein Schlafwandler mit geschlossenen Augen. Öffnen Sie sie, und Sie werden gewahr werden, wie hoch Sie stehen."

„Hat mir bisher noch niemand gesagt."

„Weil Sie immer nur die Stimme der Schwachen gehört haben. Ich selbst bin leider Gottes auch nichts als ein Krüppel. Und wenn ich den Hirsch hier erlegt habe, ist es mir beinahe leid darum, denn es war Zufall, daß Sie fehlten, und Zufall, daß ich traf. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich ein Schwächling bin; aber ich habe wenigstens Sinn und Verständnis für die Kraft."

„Ihr Schuß war gut," sagte der blonde Hüne leutselig und strich sich den langen Bart.

„Wenn Sie über das nachdenken, was ich Ihnen gesagt — und ich weiß, Sie werden es tun —, so wird Sie die Wahrheit meiner Worte überraschen. Dann erst werden Sie zum frohen Genuß Ihres Lebens kommen."

„Bin auch so nicht unzufrieden mit der Haut, in der ich stecke."

„Das will ich meinen. Wüßte nicht, wen Sie zu beneiden oder wen Sie zu fürchten hätten. Und doch! Gerade starke Naturen laufen Gefahr, daß sich die Schwächlinge mit allerlei Listen an sie machen. Da gibt es Verführungen, Schmeicheleien, Überredungskünste; ganz unversehens werfen sie einem dann die Schlinge um den Hals. Davor sollten Sie sich wirklich hüten."

Der Gutsherr lachte. „Seien Sie unbesorgt, Doktor. An mich wagt sich keiner so leicht heran. Aber — was Sie da vom Recht des Stärkeren meinten, sagen Sie, war das Ihr Ernst? Ich kann's noch immer nicht glauben."

„Wie man es nehmen will. Für helle Augen ist es Wahrheit, für trübe Irrlicht. Sie werden Ihre Augen prüfen müssen."

XX.

Dürre herrschte im Lande. Es ging aber ein Säemann aus, den Samen des Bösen zu streuen, und der schoß rasch in die Halme.

Im Herrschaftshause war ein Gast zu längerem Verweilen eingetroffen, ein stiller, in sich gekehrter Jüngling, und da er in den kleinen Kreis trat, war es, als hätte er immer dazu gehört. Ein entfernter Verwandter des Gutsherrn, schien er doch von ganz andrer Art zu sein. Allen, die ihn kennen lernten, fiel eine Bewegung an ihm auf, die er häufig machte: er führte die Hand an die Augen, um sie zu beschatten; sei es, daß ihn, den an Stubenluft Gewöhnten, das grelle Sonnenlicht im Freien blendete, sei es, daß er Eindrücke von sich abweisen wollte.

Er war gekommen, um Genesung zu suchen. Ein gar holdes, sechzehnjähriges Mädchen, deren weltabgewandte Seele vorzeitig gereift gewesen war, hatte sich ihm anverlobt gehabt. Eine kurze Strecke Weges waren die beiden Hand in Hand gegangen, dann war sie ihm vom Tode geraubt worden. Seither war sein Gesicht schmal und sein Gang müde geworden.

Niemandem fiel er zur Last. Am abendlichen Tische, zu dem sich auch Hagen nunmehr einzustellen pflegte, saß er still und in sich gekehrt. Tagsüber machte er weite Spaziergänge ins Gebirge, immer von seinem Hammer begleitet. Mineraloge von Fach, suchte er auf jedem Wege den Boden, über den er schritt, zu enträtseln, und sah man ihn, in seinem unscheinbaren, schwarzen Rock von fern, an den Felsen gebückt, mit dem Hammer das Gestein prüfen, so mochte man sich an einen Specht erinnert fühlen, der den Baumstamm auf und ab schürft, nach Nahrung zu suchen. Kam einmal die Rede auf die Steinformationen des Gebirges, oder durfte er von der unterirdischen Pracht der Bergwerke, von geheimnisvollen, gängereichen Höhlen er-

zählen, die er besucht, so klang seine Stimme heller, und es trat ein eigenes, befremdendes Leben in seine Worte, daß man greifbar vor sich zu haben wähnte, wovon er sprach. Bald aber legte er die Hand an die Augen und war wieder still und in sich gekehrt.

Nun war es gar lieblich mitanzusehen, wie Elisabeths ruhiges, hilfreiches Wirken auf ihn des Eindrucks nicht verfehlte. Oft ließ er seine Blicke verwundert auf ihr ruhen. Es kam vor, daß seine sonst so blassen Wangen sich färbten, wenn sie unversehens ins Zimmer trat oder ein Wort sprach, das ihm vertraut klang. Mit der Zeit begann er ihre Gesellschaft zu suchen, und sie wich ihm nicht aus. Er begleitete sie auf ihren Gängen, wenn sie Besorgungen machte, wie sie es nannte, in Wahrheit nach den Notleidenden sah. Dann trug er an seinem Arm den Korb, wie sonst in der Hand den Hammer, begab sich auch wohl in die Hütten mit hinein und hörte aufmerksam zu, wie jemand, der in eine ganz fremde Welt verschlagen worden. Es war offenbar, daß sie, ganz ohne ihr Zutun, Gewalt über sein verwaistes Herz gewann; und ließ sie sich das nicht sonderlich angelegen sein, so schien es ihr auch nicht lästig zu fallen. Sie blieb, die sie war. Fuhr auch er fort, beim abendlichen Beisammensein den stillen Zuhörer abzugeben, so war es doch ersichtlich, daß er mehr als früher Interesse nahm. Auch beschattete er die Augen jetzt seltener mit der Hand, als er vordem getan.

Eines Tages traf Hagen an einsamer Felsenstelle den Jüngling. Von einzelnen Gegenständen der Beobachtung kam man auf die wirkenden Kräfte zu sprechen, und wie der Mensch gezwungen sei, sich in ihnen und sie in sich wiederzufinden. Ein paarmal leuchteten die Augen des Jünglings bei Hagens Worten auf, dann sagte er, als sei nun jede Schranke zwischen ihnen gefallen: „Ihr Weg führt mitten in die Welt, und Sie vergraben sich hier in die Einsamkeit? Werden Sie nicht in Ihren Wirkungskreis zurückkehren?“

„Ich habe hier vorerst noch ein Geschäft abzuwickeln,“ sagte Hagen, indem er jede Silbe seiner Worte betonte.

„Und nachher?“

„Nachher werde ich eine Reise antreten. Weiß noch nicht, wohin sie mich führen wird. Vielleicht nur in das Armenviertel einer großen Stadt, vielleicht ans andere Ufer des Ozeans, zu irgendwelchen Völkern, die an Krankheiten Überfluß, an Ärzten aber Mangel haben.“

„Das klingt, als wären Sie Ihres Lebens überdrüssig?“

„Wenn ich die Arbeit zu Ende geführt habe, die mich hier zurückhält, habe ich meine nächste Aufgabe erfüllt. Und ich meine immer, man soll seine Gedanken nicht über das Erreichbare hinaus in die Zukunft senden.“

„Eins wollte ich Sie schon immer fragen,“ sagte der Jüngling und schob, da sie nun durch das sonnige Knieholz schritten, vertraulich seinen Arm unter den Hagens. „Es betrifft Ihr Verhältnis zu dem Gutsherrn.“

„Bitte, fragen Sie.“

„Es ist schwer, das auszudrücken. Die Art, wie Sie ihm begegnen, will mir mit Ihrem sonstigen Wesen und auch mit seiner Art nicht recht vereinbar scheinen.“

„Die Verehrung, die ich ihm zolle, dünkt Sie unangebracht?“

„Ja das; gerade das ist es.“

„O,“ sagte Hagen, „er ist ein starker Charakter. Was er sich vorsetzt, führt er durch.“

„Nur scheint er seine Kraft nicht aufs Gute zu wenden.“

„Lernt man ihn kennen, so meint man zunächst, es mit einem beinahe dümmlichen, begriffsstutzigen Menschen zu tun zu haben. Aber seine Langsamkeit ist Gründlichkeit. Er ist von außerordentlicher Verstandesschärfe, vielleicht nur ein wenig ungeschult im Denken.“

„Ihr Urteil überrascht mich aufs höchste. Nicht wahr, man ist immer froh, jemanden, den man gering geschätzt, achten zu dürfen, aber hier, ich gestehe es, fällt es mir schwer. Doch begreife ich nun Ihr Verhalten ihm gegenüber. Und — wenn ich offen sein darf — es hatte mich beinahe an Ihnen irre gemacht.“

Die Dürre hielt an und schlug von Tag zu Tag ihre Krallen tiefer in das steinige Land. Fast allabendlich saß Hagen nunmehr am Tische des Gutsherrn, er war dessen vertrautester Freund geworden, und bei alledem war sein Plan in nichts gefördert, der Verhaßte gedieh wie eine giftige Pflanze in fettem Boden, der Tag der Rache schien ins Unabsehbare hinausgerückt.

Wochen waren so vergangen. Eines Tages, da Hagen gegen Abend in das Zimmer des Gutsherrn trat, kam ihm der entgegen und legte die Hand auf seine Schulter: „Gut, daß Sie kommen, Doktor. Hab etwas mit Ihnen zu besprechen. Mein Neffe (so nannte er den Jüngling, obwohl er nur ein entfernter Verwandter war) hat heute bei mir um die Hand Elisabeths angehalten. Doktor, was sagen Sie dazu?“

Einen Augenblick fuhr es wie Wetterleuchten über Hagens Gesicht: er hatte sich dem Ziele, den Verhaßten in seine Gewalt zu bekommen, also doch genähert. Dann aber sagte er ruhig: „Lassen Sie uns ein wenig über die Felder schlendern. Im Gehen überlegt sich derartiges am besten.“

So griffen sie zu Hut und Stock und schritten der untergehenden Sonne entgegen.

Zunächst mußte Hagen sich selber klar werden. Was ging ihn Elisabeth an, was dieser Fremde? Harmlose Menschen, die ihm nichts zuleide getan hatten. Vielleicht war es sogar leichter, den Mörder seines Weibes in seine Netze zu ziehen, wenn er allein und von Elisabeth getrennt war. Aber die Lust zu zerstören, um jeden Preis zu zerstören, war bereits allmächtig in ihm geworden. Sie bestimmte seinen Entschluß auch jetzt.

„Man sollte meinen,“ begann er zögernd, indem er den Bergstock in seiner Hand kreisen ließ, „gegen eine Heirat der beiden jungen Leute wäre nicht viel einzuwenden. Sie werden so glücklich miteinander sein, wie man das in der Ehe eben werden kann, und er wird es Ihnen zeitlebens Dank wissen.“

„Nach Dank frag ich nicht,“ brummte der Gutsherr.

„Sie haben recht. Dank ist billige Münze, für die man wenig kaufen kann. Und eben darum sage ich mir, als Ihr Freund, was haben Sie von dieser Heirat? Sie können die Elisabeth hier brauchen, das steht außer Zweifel. Sie führt Ihnen die Wirtschaft und macht ihre Sache gut. Haben Sie sich deshalb so lange Jahre mit dem Mädchen abgequält, um sie jetzt, da sie Ihnen nützlich wird, ziehen zu lassen und irgendeinem Hergelaufenen noch eine Aussteuer dazu zu geben? Ich sehe mit dem besten Willen nicht ein, was Sie bei dieser Heirat zu gewinnen haben."

„Nun, nun, man muß nicht immer an sich denken."

„Sie sagen sich: es ist die Tochter meiner verstorbenen Schwester; ich will für sie sorgen. Sie vergessen dabei, daß Ihre Schwester nichts, Sie alles für das Kind getan haben. Aber sei dem, wie ihm wolle: Glauben Sie, daß es etwas Besseres für Ihre Elisabeth gibt, als daß sie in Ihrer Nähe bleibe?"

„Eigene mich nicht sonderlich zum Jungfernhüter, sollt ich meinen."

„Davon ist hier nicht die Rede. In Ihrem Umgang bildet sich der Charakter des Mädchens. Sie lernt, was man vom Leben zu halten hat. Sie gewinnt an Festigkeit und Willensstärke. Ich wenigstens wüßte mir keinen besseren Lehrmeister dafür."

„Doktor, manchmal denk ich, Sie sind ein Schmeichler."

„Man muß unter Freunden das Recht haben, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, gleichviel, ob es angenehm oder bitter klingt. Ich muß auch noch etwas anderes geltendmachen, auf die Gefahr hin, daß Sie mich wieder für einen Schmeichler halten. Der junge Mann ist zwar aus Ihrer Familie, aber die Elisabeth ist mir doch zu schade für ihn. Das Mädchen ist nun einmal zu etwas Besserem geworden. Wem sie das verdankt, mag dahingestellt bleiben. Aber sie ist ein seltenes Geschöpf, und er, er ist ein gelehrter Stubenhocker, wie — ich selber. Weiß nicht, ob er die rechte Art hat, sich bei einem Weibe in Achtung zu setzen."

„Gut, daß Sie mich darauf bringen, Doktor. So etwas — ja, derartiges habe ich selbst auch schon gedacht. Ich werde mir die Sache überlegen."

Ein paar Tage darauf war der Jüngling abgereist. Er hatte wieder ganz so blaß ausgesehen, wie damals, da er gekommen war, schweigend hatte er in dem kleinen Kreise gesessen, und oftmals hatte man beobachten können, wie er seine Augen mit der Hand beschattete. Das war nun einmal seine Art so, und es war schwer zu sagen, warum er es tat.

Wieder ein paar Tage später war Hagen, da er den Gutsherrn suchte, durch die Zimmer des Herrschaftshauses geirrt. Plötzlich trat ihm Elisabeth entgegen, ging auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin. Sie sagte mit einem gar lieblichen Erröten: „Ich danke Ihnen."

„Wofür danken Sie mir?"

Sie senkte ihr blondes Köpfchen tiefer: „Der Oheim hat mir wohl gesagt, welchen Rat Sie ihm gegeben haben."

„Und dafür sind Sie mir dankbar?"

„Muß ich das nicht? Sie hatten mein Bestes im Auge."

„Das freilich wohl . . . aber . . . wären Sie ihm nicht gern gefolgt? Und wenn nicht, warum haben Sie es nicht selbst erklärt?"

„Er bedurfte meiner. Vielleicht wäre es mir auch gelungen, ihn wieder froh zu stimmen — früher war er ein ganz anderer, und ich hätte ihn gern so heiter wieder gesehen wie ehedem. Viel hätte ich, das weiß ich, für ihn tun können und gern getan, aber die Verstorbene hätte ich ihn nicht vergessen machen können, hätte es auch nicht tun dürfen, und ein ganzes Leben hinter einer Toten zurückstehen müssen," — sie sah ihn groß und fragend an — „nicht wahr, das muß furchtbar sein."

Hagen hatte den Sinn der Frage nicht gefaßt, aber aus seinen Gedanken heraus sagte er: „Verflucht, wer seiner Toten je vergißt!" Und damit schwieg er und stand da, die Augen auf den Boden geheftet, während sich die tiefe Falte in seine Stirn grub.

Nach einer Weile erst faßte sie Mut, ihn wieder anzusprechen. „Habe ich Sie verletzt?" fragte sie leise.

„Verzeihen Sie, ich war zerstreut. Es ist nur, daß ich selbst eine Gestorbene zu beklagen habe, und es gibt Augenblicke, in denen ich sie nicht ganz vergessen kann. Aber Sie! Von Ihnen war die Rede. Sie wären nicht gern von uns gegangen?"

Sie schüttelte den Kopf, und wieder stieg ihr das Blut in die Wangen.

„Was hält Sie hier in dieser Einöde zurück? Es gibt bessere Stätten auf dieser Erde, und glücklichere Menschen wohnen da. Oder ist es um Ihres Oheims willen?"

Sie sah ihm einen Augenblick in die Augen und schlug sie dann zu Boden.

„Sie haben sich Ihren Wirkungskreis hier geschaffen, ich weiß, ich weiß. Und Sie haben recht! Wohl dem, den gute Pflichten an seine Heimat binden. Es mag Männer geben, die viel genossen und viel erfahren haben, die Sie beneiden könnten, Elisabeth." Er tat ein paar Schritte durch das Zimmer und sah sich nun der silbernen Krone gegenüber, die unter einer Glasglocke auf einem Schranke stand, und die ihm aufgefallen war, als er das erstemal mit seiner Eva, die Gefahr nicht ahnend, das Herrschaftshaus betreten hatte. Er wies mit dem Finger darauf und sagte: „Sie würde sich gut machen in Ihren blonden Haaren."

„Nein," rief sie entsetzt und erhob wie abwehrend beide Arme.

„Ja, richtig," sagte er mit einem müden Lächeln, „ich hatte es ganz vergessen, was für ein sonderbares Kind Sie sind. Einem ungeliebten Mann zu folgen, nur um sein Schicksal freundlicher zu gestalten und ihn zu erheitern, dazu hätten Sie den Mut. Hätten es auch ohne weiteres getan, wenn nicht zufällig die böse Vernunft zu Ihren Gunsten gesprochen hätte. Aber vor solch einem toten, silbrigen Ding haben Sie Furcht, weil es eine Angehörige Ihrer Familie getragen haben soll, die katholisch war, und weil es Ihnen — irre ich nicht — in Ihren Träumen erschienen. Aber trösten Sie sich: so sind wir Menschen alle." Er nickte ihr zu und hatte das Zimmer verlassen.

Wäre es ihm möglich gewesen, einen Blick durch die nur eben hinter ihm geschlossene Tür zu werfen, er hätte sie dastehn sehen, die Augen weit, verträumt geöffnet, die Arme nach ihm ausgestreckt.

XXI.

Die Männer hatten sich in der Menkeschen Hütte zusammengefunden. Sie standen, da es an Sitzen fehlte, zumeist an die Wände des niederen, engen Raumes gelehnt; schwer hingen die arbeitsmüden Arme von ihren Schultern hinab. Aller Augen waren zu Boden gerichtet. Kaum ein Wort wurde gesprochen.

Ein letztes Mal war die Tür kreischend geöffnet und laut ins Schloß geschlagen worden. „Wir sind vollzählig," hieß es nun.

Wendelin tat ein paar Schritte vor, und nun erst sah man, wie sehr der Alte die andren überragte. „Ihr wißt," sagte er, „daß wir uns an die Regierung gewandt haben, damit sie Abhilfe schaffe. Wir sind abschlägig beschieden worden."

Es war, als erwartete er einen Ausbruch der Unruhe, zornige Worte; aber es wurde nur stiller in dem engen Raum. „Was uns widerfahren, — wir haben es wohl alle vorhergesehen. Was wissen die Stadtherren von uns? Sie sitzen auf weichen Stühlen und kennen den Hunger nicht. Aber wir haben gehofft, daß es ihm den trotzigen Nacken beugen würde, wenn er uns zur Tat entschlossen sähe. Wohl, — die Tat muß nicht die rechte gewesen sein. Er hat angeordnet, daß weitere Felder aufgeforstet werden. Ich frage euch, was ihr nun zu tun gedenkt."

„Laßt die Sensen reden!" rief eine zornige Stimme.

Als wäre damit der Bann gelöst, ertönte es nun von allen Seiten: „Gewalt! Gewalt! Wir sind des Zögerns müde! Wir schreiben ihm die Antwort mit der Faust."

„Brüder," jubelte der junge Reile, „ich setze ihm in der Nacht den roten Hahn auf Scheunen und Haus!"

„Was redet ihr von Gewalt," fuhr Menke auf, und es war ein böser Blick in seinen Augen, „was will uns Gewalt? Den andern Tag, als der Sarg meines Mädchens hier stand, habt ihr selbst gesagt, daß er Schuld an ihrem Tode trägt, nicht sie, sie nicht. Vergeltung fordere ich. Sterben muß er."

Wieder nahm der alte Wendelin das Wort, und seine Stimme klang sehr ruhig: „Du sagst uns nichts Neues, Menke. Wenn wir von Gewalt sprechen, so heißt das, daß er sterben muß. Er und freilich auch mancher von uns. Wenn sich sein Acker rot färben soll, werden es Mohnblumen nicht tun. — Aber, wie ich euch kenne, redet ihr Gewalt und handelt Leiden."

„Ja, wir reden nur von Gewalt, wir reden nur, wie man so spricht," warf der alte Bienen-Christian beschwörend ein.

„Auch führt ihr das Wort nur so lange," fuhr Wendelin fort, „als es der Schulmeister gutheißt. Sagt er euch: ‚Wartet!' so wartet ihr. Sagt er euch: ‚Faßt euch in Geduld!' so habt ihr euch bereits zufrieden gegeben. Und darum ist, was er euch sagt, für euch das Rechte, und, was ich euch sage, Lüge."

„Ich habe noch von keinem Entschluß abgelassen," prahlte der junge Reile. „In der Narbe da," er wies auf seine Stirn, „ist Feuer genug, ihm seine Scheunen anzuzünden."

„Wir haben wohl alle schon einmal von unsren Ansichten abstehen müssen, und du brauchst dich dessen nicht zu schämen," ließ sich die sanfte und eindringende Stimme nunmehr vernehmen. Der Lehrer war in die Mitte des Zimmers getreten, mit leiser Hand strich er sich das dichte, graue Haar aus der Stirn. „Jawohl, es kommt für uns alle die Stunde, da wir unsre besten und festesten Überzeugungen preisgeben müssen. Unsre Augen sehen nicht weit.

„Ich habe euch gesagt, daß wir zum Leiden bestimmt sind, und ich sage es euch auch heute. An so viel Tischen ich in meinem Leben gesessen habe, die Schüssel mit Leid fand ich immer gefüllt bis zum Rande. Und ob ihr nun Gewalt anwendet oder nicht, Kummer, Not und Schmerzen sind euer Los. Je mehr ihr widerstrebt, desto mehr werden ihnen die Kräfte wachsen. Denn Gott will es so. Das Meer, das diese Erde umfließt, führt tränenbitteres Wasser.

„Solches bei mir erwägend, ging ich jüngst in die Berge und härmte mich für euch. Aber plötzlich mußte ich stehen bleiben und mir war, als könnte ich zum erstenmal über eine Mauer schauen, die mir bisher den Ausblick genommen. Vor mir sah ich die Welt des Kampfes, und es war eine gewaltige und schöne Welt. Ich mußte mir sagen: zwar will Gott, daß seine Geschöpfe auf dieser seiner Erde leiden, aber er will auch, daß sie zur Wehr sich setzen.

„Darum, weil uns der letzte friedliche Ausweg genommen, sage ich euch heut, ihr Männer, setzt euch zur Wehr!

„Jedem seiner Geschöpfe hat Gott eine Waffe verliehen, damit es sie nutze, wenn Widersacher es bedrängen. Dem Stier gab er seine Hörner, dem Löwen sein Gebiß, und beide wissen, welchen Gebrauch sie davon zu machen haben. Den Menschen allein bedachte er mit der zweischneidigen Waffe der Vernunft.

„Übt Gewalt, wenn auch ihr keinen andern Ausweg mehr seht, — ich kenne keinen. Aber, wenn ihr es tut, handelt wie Männer, die ihr Recht erzwingen, das Unrecht scheuen.

„Ich habe damit mein letztes Wort an euch gesprochen. Ihr seid frei, ich aber kann meine Arme nicht gegen den erheben, dessen Brot ich esse. Es wären auch," er machte eine weiche, beinahe frauenhafte Bewegung, „schwache Hände. So gehe ich jetzt. Verachtet mich darum nicht. Ihr wißt: ein jeder nach seiner Weise. Lebt wohl, lebt wohl, ich bete für euch."

Die Männer drängten auf den Lehrer zu, er ergriff die Hand eines jeden, dann war er gegangen.

„Ich gehe mit dem Lehrer," rief nun der alte Bienen-Christian und hastete dem Ausgang zu.

Harte Worte wurden dem zitternden Greis zuteil; aber schon war Wendelin an die Stelle getreten, an der vor kurzem noch der Lehrer gestanden. „Nicht an die," sagte er, „die von uns gehen, haben wir uns zu

halten, sondern an die, welche bleiben." Er musterte die kleine Schar. „Ich frage dich jetzt Kahl, was du zu tun gedenkst?"

Wieder wandten sich, wie an jenem ersten Abend, da sie den Sarg umstanden, alle Blicke dem Schweiger zu, aber wie damals gab er keine Antwort.

„Erleichtert es dir die Frage, wenn ich dich an eine erinnere, die da unten im Tal bei der Kirche ruht?"

Der Zorn verzerrte die Züge des jungen Mannes, aber er biß die Lippen zusammen. Nun wurden heftige Stimmen laut, die ihm die Tür wiesen, aber Wendelin sagte: „Es spricht nichts gegen ihn. Ich weiß nicht, warum er seinen Mund vor seinen Freunden verschließt, aber ich mißtraue ihm nicht."

Hochmütig fuhr Menke auf: „Willst du den Verräter unter uns dulden, ich leide ihn nicht. Mein ist das Haus und dort ist die Tür!"

Ohne eine Miene zu verziehen, war Kahl gegangen, und ohne jede Erregung sagte Wendelin: „Möge das, was du da getan hast, Menke, uns zum Guten gereichen." Er senkte den Kopf, daß sein mächtiger, rötlichgrauer Bart auf seiner Brust ruhte, und sah sinnend zu Boden. Da er wieder aufblickte, schien er mit sich selbst im reinen: „Wir sind zur Tat entschlossen," meinte er, „aber wir wissen noch nicht, was tun."

Der junge Reile wollte aufbegehren, aber mit entschiedener Bewegung hielt er ihn zurück. „Der Lehrer hat gesagt: ‚als Männer, die das Recht erzwingen, das Unrecht scheuen'. Laßt uns danach handeln. Wir haben keinen Anspruch, über den Gutsherrn zu richten. Den hat, nächst Gott, nur der Gutsherr allein."

Höhnende Stimmen wurden laut, aber Wendelin achtete es nicht. „Es ist, wie ich euch sagte. Der Gutsherr richte sich selbst. In seiner eigenen Hand soll es liegen, ein letztes Mal, ob er Frieden wählt und Leben oder den Kampf und den Tod.

„Deshalb schlage ich euch vor, wir senden ihm einen Boten. Der soll ihm sagen, wie es um uns steht. Daß wir Not und Hunger leiden und daß seine Hand schwer auf uns ruht. Daß er uns das wenige nimmt, was wir besitzen, und daß, falls er davon nicht abläßt, uns nichts übrigbleibt. Er soll ihm auch sagen — denn vielleicht weiß er es nicht —, daß auch den Frauen und Mädchen der Armen Nachstellung keine Zierde und Entehrung kein Schmuck ist. Lehren soll ihn der Bote, daß wir ihm gegenüber zwar recht-, aber nicht machtlos sind.

„Wie er antwortet, so sei es. Gilt ihm unser Leben nichts, so hat er sich damit das seine abgesprochen.

„Gleichgültig dann, wer das Urteil vollzieht, denn wir sind wohl alle bereit. Ich aber habe nicht Frau und nicht Kinder."

XXII.

Der Abgesandte der Männer überschritt die Schwelle des Gutshauses nicht. Ein andrer Bote hatte ihn überholt.

Zu nächtlicher Stunde war ein Bettelweib quer über das dürre Ackerland zu den Hütten auf dem Berge gehumpelt. Welk waren die Züge ihres gelben

Gesichts gewesen, zahnlos ihr Mund, zerzaust ihr graues Haar. Die leere Kiepe hatte sie auf dem Rücken, eine Krücke unter dem Arm getragen. Wo sie einen Baum berührt hatte, da waren die Blätter tot zur Erde gefallen; die Tiere, die sie gewittert, waren vor ihr geflüchtet. An viele der Hütten klopfte sie an, aber sie wartete nicht, bis man ihr öffnete. Auch hörten die Schläfer drinnen ihr Pochen nicht.

Seit langen Wochen war kein Tropfen zur Erde gefallen. Stählernblau tat sich an jedem Morgen das Tor des Himmels auf, der Sonne ihren ebenen, wolkenlosen Weg freizugeben.

Auch auf Hagen begann die Schwüle zu lasten. Es trieb ihn nicht mehr auf die Berge; untätig saß er wieder in seiner Einsiedelei. Eine lähmende Müdigkeit schlug ihm Körper und Seele danieder. Der Schmerz um die Verlorene war stärker geworden als die Gier nach Rache.

Auf Schritt und Tritt vermißte er sie. Es war viel, was sie für ihn getan hatte, gewiß; aber es kam neben dem andern kaum in Frage, was ihm ihr bloßes Dasein gewesen war.

Ihr helles, zwitscherndes Lachen, sei es ihr müdes, drolliges Gähnen fehlte ihm morgens, wenn er aufstand; das Gefühl, ein Zuhause zu besitzen, wenn er aus war; die Erinnerung an das Gewesene, denn sie war ihnen gemeinsam; die Hoffnung auf ein Zukünftiges, denn sie wollten alles miteinander teilen. Seine Abende waren ohne Erwartung, und es gab für ihn keine Nächte mehr.

Grau war alles geworden, unterschiedlos grau, und dabei brannte die Sonne höhnend vom Himmel. Er hatte niemanden, dem er seine Qualen hätte anvertrauen können.

Oder vielmehr, einen gab es doch, und das war Caliban, ihr Hund. Hagen hatte sich längst daran gewöhnt, mit ihm wie mit einem vernünftigen Wesen zu reden, und wenn er in die runden Augen des Tieres blickte, war ihm, als fände er da eine stumme Antwort. Auch schien Caliban seit ihrem Tode verwandelt. Er war magerer geworden, so daß man das Spiel der kraftvollen Sehnen sah; eine stete Unruhe trieb ihn hin und her; seine bärbeißige Art war in offene Feindschaft gegen alles ihm Unbekannte umgeschlagen. Nur wenn Hagen ihn auf den Schoß nahm, was er jetzt oft tat, und seine müde Stirn auf den Kopf des Hundes senkte, fand Caliban Ruhe.

„Jawohl, Caliban, du häßliches Tier, dir fehlt auch die schlanke Hand, die dir den Nacken kraute, und der leichtbeschuhte Fuß, der auf deinem Rücken geruht."

Wieder war die Sonne wolkenlos aufgegangen, und wieder saß Hagen mit seinem Caliban im Schatten des Hauses. Das Bild der Verlorenen stand vor seiner Seele. Er wähnte sie zu sehen, wie sie in einem dunklen Gang ferner und weiter entschwand, und während sie fortglitt, war ein verführerisch süßes Spiel in der Art, wie sie die Schleppe ihres weißen, seidenen Gewandes bewegte.

Caliban schlug an, und Hagen hörte leichte Tritte; ein weißes Kleid schimmerte durch die Bäume, — es war Elisabeth, die atemlos zu ihm eilte.

Mit fliegender Stimme erzählte sie ihm, was sie gesehen. Sie war in einer Anzahl Häuser gewesen, und fast in jedem hatte sie Kinder erkrankt gefunden. Sie mußte ihm, so gut sie es vermochte, die Merkmale beschreiben, und es konnte ihm kaum ein Zweifel bleiben. Er kannte den Boten, der nächtlicherweile an die Pforten der Hütten gepocht.

Er steckte das Notwendigste aus seiner wohlversorgten Apotheke zu sich und eilte mit ihr den Weg hinab. Sie traten zunächst in die Menkesche Hütte. Die kleine Frieda lag im Bett, vom Fieber geschüttelt, mit versagendem Atem. Auf den ersten Blick sah er, daß es Diphtheritis war und ein schwerer Fall, und daß hier nur noch eins helfen konnte, der Luftröhrenschnitt. Zeit war nicht zu verlieren. Lief er selbst den Weg zu seinem Hause hinauf, die Instrumente zu holen, so kam er mit unsicheren Händen zurück. Er entschloß sich kurzweg, Elisabeth zu schicken.

Er gab ihr die Schlüssel, sagte ihr Bescheid und beschrieb ihr genau, wo alles zu finden. „Ja, was zögern Sie noch! Wenn Sie sich töricht anstellen, kann ich Sie nicht brauchen!“

Sie warf ihm einen demütigen, bittenden Blick zu und war schneller, als er es für möglich erachtet hatte, zurückgekehrt. „Gut; und nun setzen Sie sich hierher; nehmen Sie das Kind auf den Schoß, halten Sie es fest, — so haben Sie es anzufassen; und nun verbitte ich mir das klägliche Zittern! Machen Sie die Augen zu, wenn Sie kein Messer sehen können!“

Aber sie hatte die Augen nicht geschlossen und hatte unbeweglich dagesessen, und nachdem er mit seiner fehllos sicheren Hand, die einst, da noch ein Leben und ein Beruf vor ihm zu liegen schien, den Neid und die Bewunderung aller Mitstrebenden erweckt hatte, — nachdem er mit dieser ruhigen, festen Hand die Operation ausgeführt hatte, konnte er sie loben. Er tat es in einer trockenen, befehlshaberischen Art, die ihm zur Natur geworden war, wo es Berufsfragen galt. Er wies sie an, die Instrumente zu reinigen, während er sich weiter um das Kind mühte. Nicht einmal ein Wort des Dankes wurde ihr dafür.

Und so ging es weiter, von Hütte zu Hütte. Glücklicherweise war nirgends ein gleich schwerer Fall, der augenblickliches Eingreifen erfordert hätte. Wo keine Krankheitserscheinung zutage getreten war, wurden vorbeugende Maßregeln angeordnet, im übrigen die üblichen Arzneien gereicht. Darüber waren Stunden vergangen.

Nun machte sich Hagen mit seiner schweigsamen Begleiterin zum Gutshof auf und befahl einem Knecht, sofort anzuspannen, um aus dem nächsten Städtchen Pflegerinnen und Medikamente herbeizuschaffen. Nach einem weiteren Arzte trug er kein Begehr. Aber noch während er seine Anordnungen gab, kam der Gutsherr und fuhr ihn zornig an, wie er dazu käme, über seinen Knecht und über sein Fuhrwerk zu verfügen. Darauf erwiderte Hagen nichts als: „Sie haben sich meinen Maßregeln zu fügen.“ Und es war, als gäbe es heut keinen Widerstand gegen seinen Willen. Der Gutsherr ließ ihn gewähren.

Hagen selbst schien es kaum zu beachten. Er zog die Uhr und sagte zu Elisabeth: „Essen Sie jetzt zu Mittag, nachher ruhen Sie sich. In zwei

Stunden hole ich Sie hier wieder ab. Vergessen Sie nicht, bevor Sie etwas zu sich nehmen, sich auf das allersorgfältigste zu reinigen." Er nickte ihr zu und war gegangen.

Auch nachdem die Pflegerinnen eingetroffen waren, behielt er Elisabeth zu seiner persönlichen Hilfeleistung um sich. Sie erwies sich anstellig und schien unermüdlich. Ihr lichtes Wesen wirkte in all der Umgebung von Krankheit und Elend tröstlich und ermutigend, auch auf ihn selbst. War er der General, der auf der ganzen Front die Seuche zu bekämpfen hatte, so war sie sein Adjutant, der unaufhörlich hin und her eilen mußte, Sorge zu tragen, daß seine Anordnungen ausgeführt würden. Mit ihrer leichten Hand half sie über das Schwerste hinweg.

Am Morgen des dritten Tages aber erwartete Hagen seinen jungen, tapferen Adjutanten vergeblich. Schon zieh er sie in Gedanken der frauenzimmerlichen Nachlässigkeit, als ihm die Kunde wurde, daß sie selbst erkrankt sei.

So begab er sich nun zum erstenmal allein auf den Weg und betrat das Gutshaus. Er stieg die Treppe zu ihrem Zimmer hinan, öffnete die Tür und blieb zögernd stehen. Irgend etwas hemmte seinen Schritt. Und doch war nichts Ungewöhnliches an dem kleinen Raum, in den er nun hineinsah: ein paar altmodische Möbel fanden sich da, und an der Wand stand das weiße Bett; die Tapete war buntgeblümt, das Zimmer voll Sonne.

Während er so zögernd dastand, trat Fernes, Vergessenes vor seine Seele. Ihm war es, als sei er wieder ein Knabe und träte mit seiner Schwester an den Tisch des Herrn . . .

Kindheit, Heimat! Er mußte die innere Bewegung gewaltsam zurückdrängen, und auch dann noch, da er das kleine Zimmer nun betrat und zu ihrem Bette ging, hob er sich bescheiden auf die Fußspitzen.

„Wie reizend das Bauer da an dem Fenster mit den Kanarienvögeln," war das erste, was er hervorbrachte. Es waren aber keine Kanarienvögel, sondern Rotkehlchen; auch hatte er kaum hingesehen. Er hatte irgend etwas sagen müssen, um seiner Stimmung Herr zu werden.

Sie beachtete seine Worte nicht, sondern legte ihre heiße Hand auf die seine und sagte: „Seien Sie mir nicht böse, daß ich nicht gekommen bin. Ich war's nicht imstande. Es geht mir nicht gut."

„Nun, ein paar Tage wollen wir Sie freigeben, das macht nichts. Aber lange halten wir uns mit der Krankheit nicht auf. Eh Sie sich's versehen, mache ich Sie wieder gesund, und dann geht es mit frischen Kräften an die Arbeit."

Er blickte ihr in den Hals, aber der Befund war ungünstiger, als er erwartet hatte. Offenbar hatte sie die Krankheit gewaltsam zurückgedrängt und sich nur mit starker Willensanstrengung die letzten Tage aufrechtgehalten. „Sie sind ein energisches Mädchen, Elisabeth," war das einzige, was er laut werden ließ.

Da er sich aber niederbeugte, ihr das Hemd über der Brust zu öffnen, um die Untersuchung fortzusetzen, griff sie mit beiden Händen ängstlich danach und hielt es zusammen und sah ihn aus stummen Augen flehend an. Einen

Augenblick war er verwundert, dann ließ er von der Untersuchung ab, trotzdem sie notwendig gewesen wäre. Ein schmerzliches Lächeln zog um seinen Mund.

XXIII.

Ein Ringen hob an um Elisabeths Leben, und dieses Ringen war schwer. Er war ihr Arzt und Krankenpfleger zugleich. Wohl gab es jetzt viele kleine Kinderhände, die er täglich in die seinen zu nehmen hatte, und der Weg von Hütte zu Hütte war weit. Er selbst aber bedurfte kaum der Ruhe. All die Zeit, die ihm übrigblieb, saß er an ihrem Bett, ihr in jedem Anfall Erleichterung zu schaffen. Auch ein paar Nächte verwachte er bei ihr.

Sie hatte ihm beigestanden, nun half er ihr, das war nur eben recht und billig. Auch weilte er gern in diesem stillen Zimmer, das ihn an seine Kindheit erinnerte, dessen Tür sich in den Stunden des Nachtwachens leise öffnete, um die Schatten derer einzulassen, die er einst liebgehabt. Dieser Kampf, den er gegen die Seuche führte, verjüngte ihn. Sein Tag hatte wieder Pflichten, die ihn in Anspruch nahmen, daß er der quälenden Gedanken vergaß.

So schwer Elisabeth erkrankt war, er wußte, daß er ihr durchhelfen würde. Ein paarmal freilich wurde sein Hoffen arg erschüttert, dann aber trat die Krisis ein: ihr junger, kraftvoller Körper begann die fremden Stoffe auszuscheiden.

Als Hagen um die Mittagstunde des achten Tages, nachdem er eben wieder von Haus zu Haus gegangen war, in ihr Zimmer trat, richtete sie sich energisch auf und bot ihm zum Willkommen die Hand. „Recht so," sagte er, „Sie haben den Willen zur Gesundung, und der macht jede Krankheit zuschanden."

„Es währte so lange," klagte sie. „Immer sah ich Sie neben meinem Bett sitzen und konnte Ihnen nicht sagen, daß ich Ihrer nicht bedurfte. Das quälte mich. Ich wußte, daß ich Sie andern raubte, und konnte nichts dagegen tun."

Er lächelte. „Daran haben Sie nie gedacht, daß ich es war, der Ihnen half? Eine dankbare Kranke sind Sie nicht."

Sie sah ihn befremdet an: „Ich dachte, daß ich Ihrer Hilfe nicht bedürfte."

„Und warum nicht?"

Sie zögerte, setzte zu sprechen an, zögerte wieder und sagte dann ruhig: „Weil Gott mir helfen würde."

Er legte seine Hand auf ihren schlichten, blonden Scheitel und meinte ernst: „Wie töricht Sie noch sind. Gott schickt sowohl den Tod als auch Genesung. Und heut, da die Gefahr überwunden, kann ich es Ihnen ja wohl sagen: es ging um Tod und Leben, Elisabeth." Da sie darauf nichts erwiderte, auch sonst in keiner Weise ihrer Empfindung Ausdruck gab, fragte er: „Sehen Sie nun, wie töricht Sie waren?"

Sie schüttelte den Kopf. „Dann wäre der Tod doch eben das Beste für mich gewesen."

„Sie glauben, Gott gebe jedem, was für ihn das Beste?"

Sie bejahte leise.

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Warum fragen Sie so häßlich? Das erfährt doch wohl jeder oft genug in seinem Leben. Wie kann man ihm mißtrauen? Ich könnte ebensogut denken, daß Sie mir Gift anstatt der Arznei gäben.“

„Ja, ja,“ murmelte er. „Da haben Sie freilich recht, ich werde Sie nicht vergiften. Sie sind ein braves Kind, Elisabeth.“

Dankbar, daß er Gutes von ihr sagte, war sie mit einem stillen, glücklichen Lächeln in ihre Kissen zurückgesunken. Er setzte sich neben sie. Aber noch während er ihren Puls hielt, richtete sie sich plötzlich wieder auf, obwohl es ihr schwer fiel, und bat: „Sie müssen mir sagen, wie es im Dorfe steht.“ Einen Namen nannte sie nach dem andern, und über jedes mußte er ihr Auskunft geben.

Zumeist wurde ihr tröstliche Kunde. Endlich, wie zögernd, fragte sie nach der kleinen Menke.

Er sagte sich, daß es gut sei, die Kranke zu beruhigen; aber da sein Blick den ihren traf, schien es ihm unmöglich, ihr die Wahrheit zu verschweigen. „Es geht zu Ende,“ antwortete er.

Sie ergriff flehend seine Hand. „Retten Sie, retten Sie das Kind!“

„Ja, ‚retten Sie!‘ Habe ich über Leben und Tod zu gebieten? Sie haben die Kleine ja gesehen, — Entbehrungen aller Art hatten ihren Körper bereits geschwächt, ehe die Krankheit sie befiel. Ihr Herz hält nicht mehr stand.“

„Sie wissen nicht, — es hat erst kürzlich ein Sarg bei Menkes gestanden!“

„Und wird bald wieder Raum für einen werden.“

„Es ist so furchtbar, und ich kann es Ihnen nicht sagen, und doch müssen Sie's hören, ja! Mein Oheim — der Oheim war schuld an dem Tode der Schwester.“

Kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht. „Sie werden sich schaden,“ sagte er, „wenn Sie derart in Aufregung geraten.“

„Was liegt an mir, und was sitzen Sie hier, ich bin ja gesund. Gehen Sie und retten Sie das Kind! O, gehen Sie doch, gehen Sie, Sie können ihm helfen.“

So ging er und schritt hinab zu der Menkeschen Hütte. Er kam noch eben zurecht, das Kind sterben zu sehen.

Das kleine, geschwächte Herz versagte den Dienst. Er versuchte es noch einmal mit einer Einspritzung, aber alles, was er erreichte, war, die Qualen des Todeskampfes um eine Stunde zu verlängern.

Aber während er an dem Bett des Kindes saß, schweiften seine Gedanken ein paarmal zu Elisabeth hinüber. Er hätte es gern für sie getan und das Kind am Leben erhalten, hätte es sicherlich auch ohnedies versucht, um des Kindes und um seinetwillen. Aber es war nicht möglich.

Die Kleine tat ein paar röchelnde Atemzüge, dann war es still. Er ergriff den Puls, legte sein Ohr auf die eingefallene Brust und stand auf. Mit ein paar Worten teilte er dem Vater mit, daß sein Kind zu leben aufgehört hatte.

Der alte Menke hatte die ganze Zeit am andern Ende des engen, niedrigen Raumes unbeweglich auf einem Schemel gehockt. Er blieb auch jetzt, wo er war, und erhob nur leise den Arm zu einer abwehrenden Bewegung. Kein Wort kam über seine Lippen, weder des Schmerzes um sein Kind, noch des Dankes für den, der sich darum gemüht hatte. So verließ auch Hagen stumm die Hütte.

Zu Elisabeth zurückkehren mochte er nicht. Ohne daß er es sich eingestand, schämte er sich vor ihr. Sein Können hatte Schiffbruch gelitten. Nicht in Wirklichkeit, wohl aber in ihren Augen, die ihm das Unmögliche zugetraut hatte. So ging er von neuem aus, die Schar seiner kranken Schützlinge aufzusuchen, und während er es tat, überdachte er, wie seltsam der Mann, dem soeben sein Kind gestorben war, sich benommen hatte. War er ein fühlloser Wicht, oder war er so tief vom Schicksal gebeugt, daß er unter dem neuen Schlag nicht mehr zusammenzuckte? Oder aber — mißtraute er ihm, der alles aufgeboten hatte, das Kind zu retten?

Ja, — mißtraute man ihm? Das war ihm selbst nicht entgangen, daß er in all diesen engen und dürftigen Behausungen anders empfangen wurde, seit er ohne Elisabeth kam. Seltsam! Von ihr begleitet, hatten sich alle Türen wie von selbst geöffnet, und in den verkümmerten Mienen war ein dankbares Aufleuchten gewesen; das war nun vorüber. Ihr also hatte das gegolten?

Einmal darauf aufmerksam geworden, fiel es ihm auf, indem er nun von Haus zu Haus weiterging, wie sehr man ihn beargwöhnte. Er war — der Freund des Gutsherrn.

XXIV.

Elisabeth hatte sich schnell erholt. Nun war sie wieder sein rüstiger Adjutant, der ihn auf all seinen Krankenbesuchen begleitete, und wo sie hinkam, brachte sie Mut und Zuversicht mit. Und das nicht mit vielen Worten — schweigsam blieb sie immer —, sondern allein durch den Blick ihres guten, blauen Auges und durch die Hilfsbereitschaft, die wie selbstverständlich aus jeder ihrer Bewegungen sprach. Sie schien zu dienen, und alle gehorchten ihr. Der Arzt hatte es leicht, der mit solcher Gefährtin an das Bett des Elends und der Krankheit trat.

Auch überwanden sie beide gemeinsam nun die letzten Nachwirkungen der Seuche. Gewiß, die große Trockenheit kam ihnen zu Hilfe. Aber gerade jetzt, da es galt, Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, die Zimmer der Kranken zu säubern und manchen gefährlichen Hausrat den Flammen zu übergeben, war sie ihm unentbehrlich. Er traf die Anordnungen, aber sie wären nie ausgeführt worden, hätte Elisabeth nicht die harten Köpfe überzeugt und den schwerfälligen Armen Beweglichkeit verliehen.

Nicht zum wenigsten verspürte Hagen selbst den herzlichen Segen ihres Umgangs. In ihrem Beisein kamen quälende Gedanken nicht auf. Es kam vor, daß er lange Tage über der gemeinsamen Arbeit mit ihr ganz daran vergaß, daß er sein hingemordetes Weib zu rächen hatte. Erst abends, in seiner Einsiedelei, wenn er mit seinem Caliban geheime Zwiesprache hielt,

gewann der alte Haß Macht über seine Seele. Aber auch dann schien ihm, daß es mit seiner Rache nicht eile, daß es wichtiger sei, zunächst die Seuche auszurotten, daß es vielleicht das Klügste wäre, irgendwo in der Ferne in harter Arbeit Vergessen zu suchen.

Auch der kleine Krüppel, das jüngste der Menkeschen Kinder, der sonst den ganzen Tag über im grellen Sonnenschein auf der Bank vor der Tür gehockt hatte, emsig beschäftigt, Uhrteile zusammenzusetzen, war von der Krankheit befallen worden. Nun lag er in demselben Bett, in dem noch vor kurzem sein Schwesterchen gestorben war. Aber so schwächlich sein kleiner, gekrümmter Körper war, er überwand die Krankheit. Und als gelte es hier alle Kraft aufzubieten, saß Hagen stundenlang neben ihm, auch noch, nachdem die Krisis überstanden war. Manchmal in der Genesungszeit plauderte er mit dem Kinde und erstaunte, was für ein ernsthafter, nachdenklicher kleiner Mensch das war.

Er fuhr auch fort, den Krüppel zu besuchen, nachdem der wiederhergestellt war. Anfänglich, um ihm dies und das zur Kräftigung zu bringen, dann aber, um sich nur eben mit ihm zu unterhalten. Es war bewundernswert, wie leicht der Knabe begriff, und bei manchen seiner Fragen horchte Hagen überrascht auf. Unvermerkt wurde aus der Unterhaltung ein geregelter Unterricht. Elisabeth hatte von dem Lehrer in Erfahrung gebracht, wie schwer es gewesen sei, dies Kind mit andern Kindern gemeinsam zu erziehen, und das es trotz des unregelmäßigen Schulbesuchs weiter gekommen sei als all die andern. Das trug dazu bei, in Hagen und in Elisabeth die Lust zu wecken, sich des Kleinen anzunehmen.

Nicht selten hörte Hagen aus den Antworten und Fragen des Krüppels heraus, was ihm Elisabeth gesagt. Unwillkürlich begann er auch bei dem, was er dem Kinde mitteilte, an sie zu denken. Er hätte nichts aussprechen mögen, was ihr gläubiges Empfinden irgendwie hätte verletzen können. So spann sich ein stummer Verkehr beider durch das Kind an, und sie kamen sich näher, ohne viel miteinander zu reden.

Eines Tages, da Hagen sich eben eingestellt hatte, Elisabeth in dem nunmehr ganz geregelten Unterricht abzulösen — sie saßen beide mit dem Krüppel auf der Bank vor der Menkeschen Hütte — kam der Gutsherr des Weges. Er fragte, was hier vor sich gehe, und da sie anstandslos Antwort gaben, fuhr er auf und verbot es ein für allemal. Ob sie ihm das widerspenstige Volk noch dünkelhafter machen wollten, herrschte er sie an.

„Verehrter Freund," sagte Hagen lächelnd, „ich möchte wohl wissen, mit welchem Recht Sie mir verbieten wollen, zu tun, was mir gefällt."

„Mit welchem Recht?" fuhr der Gutsherr auf. „Was frage ich nach Recht! Ich will's, und drum geschieht's. Ich bin der Stärkere, und das ist mein Recht. Der Herr bin ich. Überall hier bin ich der Herr. Ich frage nichts danach, was andre wollen. Nichts frage ich danach, denn ich bin der Herr. Ein Mann wie ich ist überall der Herr . . ." Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen, und das Weiße in seinen Augen trübte sich.

Hagen aber war erblaßt und unwillkürlich zurückgewichen. Nicht die Worte des andern schreckten ihn; das traf ihn, daß es seine eigenen Worte

waren, dieselben, die er jenem eingegeben. Und es war lange her, daß er an all das gedacht . . . So war die Saat inzwischen aufgegangen? Schritt für Schritt trat er weiter zurück; er wagte nicht, dem Gutsherrn in die Augen zu sehen; mit zuckenden Lippen meinte er schließlich: „Ja freilich, da haben Sie recht, Sie sind der Herr, natürlich; das Recht des Stärkeren haben Sie für sich."

In diesem Augenblick aber geschah etwas Unerwartetes. Elisabeth war aufgestanden und hatte sich dicht vor ihren Oheim gestellt. Sie sagte, und ihre Stimme klang ruhig und bestimmt: „Dein Verbot trifft mich nicht."

Die Wut packte den Gutsherrn, und er fuhr auf sie los und brüllte halb Unverständliches von Macht und Recht und polterte und tobte. Aber ob nun auch alles Blut aus ihrem Gesicht gewichen war, wiederholte sie: „Ich setze den Unterricht fort. Ich weiß, was ich zu tun habe."

Er hatte die Faust geballt und drohend gegen sie erhoben; aber wie sie dastand in ihrer unbewußten Schönheit und vertrauend auf den Sieg des Guten, wagte er nicht, den Schlag zu führen. Ein paar Augenblicke vergingen, ohne daß eins sich rührte, dann zog ein häßliches Grinsen über seine breiten Züge, und er sagte: „Wart nur, ich weiß schon, wie man deinesgleichen kirre macht." Damit drehte er sich um und ging seines Weges.

Nun waren die beiden, Hagen und Elisabeth, miteinander allein, — der arme Krüppel hatte sich längst geängstigt in die Hütte verkrochen. Aber noch ehe Hagen etwas sagen konnte, hatte sie abwehrend die Hand erhoben, ihn mit unendlich traurigen Augen angeblickt und die Tür des Hauses hinter sich geschlossen. Er wußte, daß er nicht folgen durfte; auch war er ihr dankbar dafür. Was hätte er ihr sagen sollen? Die widersprechendsten Gedanken jagten durch sein Hirn.

Langsam ging er heim. Ihm war, als hätte er den Boden unter seinen Füßen verloren. Er mußte sich krampfhaft auf das besinnen, was er überhaupt gewollt hatte, und wußte nicht, ob er es fürderhin noch wollen würde.

XXV.

Aus Elisabeths Tagebuch.

Die Tochter von Menke hat sterbend gesagt: „Laßt mich schlafen, ich bin müde. Warum wollt ihr mir denn meine Sonntagskleider anziehen?"

Es ist viel schwerer, sich selbst als andern gehorchen. Ich weiß sehr wohl, daß ich zum erstenmal gehorsam war, als ich dem Oheim Widerstand entgegensetzte.

Andern helfen, das fühl ich deutlich, kann auch zu einer Art Gewerbe werden.

Wer wirklich gut ist, findet auch an denen noch Gutes, die von allen übrigen verabscheut werden. Er allein ist dem Oheim freundgesinnt.

Als Kind habe ich gedacht, es gäbe nichts Häßlicheres als die Liebe zwischen Mann und Frau. Jetzt, da ich ihn liebe, weiß ich: nichts ist schöner, reiner. So mag es oftmals gehen. Vielleicht erscheint uns nur das, was wir nicht begreifen, häßlich. Vieles Häßliche wäre dann, recht angesehen, das wahrhaft Schöne.

Man spricht so viel von Mädchen, die durch die Liebe schlecht geworden. Wie sehr sie uns gut macht, weiß niemand.

Der Lehrer hat mir einmal von einem Storchenpaar erzählt, dem ihr Junges durch Steinwürfe getötet worden. Sie nahmen kaum noch Nahrung zu sich, und als die andern Störche sich zu ihrer großen Reise aufmachten, blieben sie zurück. Man fand sie eines Tages erfroren auf ihrem Dach.

Neulich, als mein Rotkehlchen den kleinen, aus dem Nest gefallenen Zaunkönig, den ich in sein Bauer gesetzt hatte, atzte und fütterte, mußte ich daran denken. Wir glauben schon Gutes zu tun, wenn wir andern helfen und beistehen, und ist doch nur das Natürliche.

Der Lehrer sagt, daß die Menschen so viel Fleiß darauf verwenden, zu erforschen und zu begreifen, weil sie zu lässig sind, zu ahnen und zu lieben.

Der kleine Krüppel meinte neulich mit wichtiger Miene, im Laufe vieler, vieler Jahrhunderte würden sich die Menschen die Erde wieder zum Paradiese machen, das sie doch einst gewesen sei. Ob er ihm das gesagt hat?

Ich habe mich vielleicht nie innerlich so glücklich gefühlt als kürzlich während meiner Krankheit. Nichts für sich tun können und sich ganz dem anheimgegeben fühlen, der über jede Pflanze und über jeden frierenden Vogel seine Hand hält, und wissen, nun, in der Stunde der Gefahr, darf er auch deiner nicht vergessen.

Ich, die ich Vater und Mutter nie gekannt, — und heute hat er „Kind" zu mir gesagt!

XXVI.

Ein gleichmäßiger, langwährender Regen hatte das dürre Land erquickt. Grün und trotzig standen die Fichten wieder am Wege, und zwischen den Stämmen war die Stimme des Waldes neu erwacht.

Es war an einem Sonntagmorgen; von der Kirche unten im Tal, bei der man sein Weib bestattet hatte, riefen die Glocken. Langsam, als müßte er Schritt für Schritt den Pfad sich suchen, ging Hagen bergabwärts, denselben Weg, den man sie geführt hatte, — zwei weiße Kühe mit schleppenden Füßen hatten damals den Wagen, auf dem der Sarg gestanden, langsam zu Tal bewegt. Er suchte die Erinnerung, und er fürchtete sie.

Drunten in der Kirche war ein alter, bäuerischer Mann auf die Kanzel getreten und hatte schlicht und einfältig zu seinen Pfarrkindern gesprochen, nicht wie jemand, der eigenes bieten will, sondern wie ein guter Freund, der altbekannte Ratschläge allsonntäglich wiederholt. Und ob Hagen dem Sinn der Worte nicht folgte und sie nur gleichsam wie aus der Ferne an sein Ohr schlugen, — es griff ihm ans Herz. Was da dunkel vor ihm aufstand, war seine Jugend. Er war ein Großstädter und kaum je in solcher Dorfkirche gewesen, aber jetzt, in diesem weißgetünchten Raum, den die Stimme des alten, bäuerischen Mannes erfüllte, stand seine Jugend wider ihn auf.

Er hatte Eltern gehabt, die alles daran gesetzt hatten, daß ihr Sohn ein Mann werde, fähig, seinen Platz im Leben auszufüllen, — wo waren sie heute? Eine Schwester war mit ihm aufgewachsen, die mehr als einmal seinen Knabentrotz besänftigt hatte, — sie war dahingegangen. Mit leidenschaftlichem Eifer hatte er seinen Beruf ergriffen, nicht um ein Auskommen zu finden, sondern um seinen Mitmenschen beistehen zu können, — heut war er ohne Pflichten. Alles hatte er aus Liebe zu der einen daran gesetzt, und diese eine war ihm genommen worden. Heut war er ein Mann, und seine Hände waren leer, und seine Jugend stand auf und klagte wider ihn.

Wie Wasser in den Händen, das man nicht halten kann, so das Leben. Es entgleitet und ist im Schmutz zerronnen.

Hagen hatte mit der Gemeinde die Kirche verlassen und war an ihr Grab getreten. Der Hügel, um den er nie Sorge getragen, war von fremder, ihm unbekannter Hand mit Efeu umsponnen und mit Blumen bepflanzt worden. Vielleicht war auch das Elisabeths Werk, — mochte dem sein, wie ihm wolle! Diese Stätte sagte ihm nichts.

Oder sie bezeugte nur, wieviel Schönheit dieser Welt verloren gehen kann, wieviel Liebe und Leidenschaft man mit Erde verschüttet. Mochten die Toten ihre Widersacher zu sich hinabziehen! Er lebte und war sich Rechenschaft schuldig für sein Leben.

Langsam schlug er den Weg bergan wieder ein. Er sah sich durch ein Birkenwäldchen geführt, und die Bäume blickten herbstlich drein; vieles hatte die Dürre vor der Zeit gewelkt. Hin und wieder blieb er stehen und fuhr mit der Hand gedankenlos über einen der weißen, glänzenden Stämme.

Am Rande der Fichtenwaldung war ein Ameisenhaufen. Auch hier machte er Halt und sah dem geschäftigen Treiben der Tiere zu. Er beobachtete, wie sie Lasten schleppten, größer als sie selbst, und wie sie sich gegenseitig zu Hilfe kamen. Bei alledem aber suchte er seiner eigenen Gedanken, die durcheinander stürmten, Herr zu werden.

Ein Tor war er gewesen, ein unseliger Tor!

Ja freilich, er haßte diesen Gutsherrn, haßte ihn, wie man die Schlange verabscheut, die das tödliche Gift von sich gegeben, und noch heut wäre er bereit gewesen, ihn niederzuschlagen. Das aber stand nicht in seiner Macht. Jede Gewalttat hatte er mit dem eigenen Leben zu zahlen, und wenn er seinem alten Plan nachging, hatte er noch Jahre und Jahre in dieser Einöde zu vertrauern, seine Kraft zu vergeuden, sein Wissen zu verschwenden. Und wer stand ihm dafür, daß er je sein Ziel erreichte? Der Schurke wurde schurkenhafter und fühlte sich vielleicht sehr wohl dabei.

Unausdenkbar, den Mann, der ihm sein Liebstes wie ein Straßenräuber genommen, ohne Sühne ziehen zu lassen! Und doch, es mußte wohl geschehen. Sein Verstand war einmal wach geworden und sagte Nein und wieder Nein.

Was nützte es der Toten, wenn er sie rächte? Bei ruhiger Überlegung: was gewann er selbst dabei?

Wenn es einen Gott gab, der die Rache für sich in Anspruch genommen, — vielleicht hatte er damit dem Menschen nicht sein Recht verkürzen, vielleicht hatte er ihn von einer Last befreien wollen? Und wer durfte sagen, ob es nicht doch eine Gerechtigkeit in dieser Welt gab, auch ohne daß er ihr die Hand lieh?

Er schritt langsam weiter, und indem er mehr und mehr die Höhe gewann, wollte es ihm scheinen, als sei dieser Bursche seiner Rache nicht einmal wert. Was er getan hatte, schrie nach Vergeltung, er selbst aber, was war er andres als ein armer, verkümmerter Mensch, der seinen niederen Trieben nachging? An den nie etwas herangetreten war, was ihn hätte veredeln können, der nie einen Erzieher, nie einen Freund besessen? Wenn dem aber so war, sprach das nicht zu seinen Gunsten? Es war nichts dabei zu gewinnen, ihm die Begriffe zu verwirren; sie waren ohnedies verwirrt genug.

Er blieb plötzlich stehen, und eine helle Röte stieg ihm bis in die Stirn. Nie war ihm dieser Gedanke bisher gekommen, und doch, er war nicht abzuweisen: er selbst, auch er war durch Eva zum Verbrecher geworden. Die Tat, die er im Gefängnis gebüßt hatte, — seine Liebe zu ihr hatte sie ihm eingegeben. Und wenn ein Mensch, wie er, sich hinreißen ließ, warum nicht ein Halbmensch, wie jener? Es nützte nichts, die Augen zu verschließen: ohne Schuld an dem, was sie betroffen, war Eva nicht gewesen.

Aber freilich, entsühnt war sie dahingegangen; ihr beschmutztes Lebenskleid hatte sie in den dunklen Fluten des Todes reingewaschen. Seltsam, daß er bis zu dieser Stunde auch das nie empfunden hatte, wie schön ihr Sterben gewesen. Jetzt traf ihn das tief, daß es ihn wie eine Offenbarung göttlichen Wesens umschauerte. Denn wir gehen alle nur den uns vorbestimmten Weg, und es ist keine Straße auf dieser Erde, die nicht zu Gott führte.

Ein Ende machen, ein Ende machen! Er hatte sich in sein eigen Netz verstrickt, — nun wohl, er zerriß es. Morgen schon würde er diese Gegend verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Mochten die Toten ihre Mörder erdrosseln oder nicht. Das Leben, das Leben lag vor ihm!

Er beschleunigte seinen Schritt, um schneller daheim zu sein und sogleich die Vorkehrungen zu seiner Abreise zu treffen. Was wollte es besagen, daß

er seinen Beruf verloren hatte? Nur was man nie recht besessen, kann einem genommen werden. Die Erde war weit, und Kranke gab es überall. Er aber hatte es erst jetzt, während dieser Epidemie, erfahren: es war ein besser Ding, Notleidenden zu helfen als Rache zu üben.

Die neue Vorstellung trieb das Blut rascher durch seine Adern. Er sah sich irgendwo in einer tropischen Gegend. Gewaltige, undurchdringliche Wälder dehnten sich aus; er half mit Hand anlegen, die Riesenstämme zu fällen. Hütten erwuchsen, aus dem frischen Holz erbaut. Über das urbar gemachte Land ging der erste Pflug; rasch trug die jungfräuliche Erde Früchte. Auf Jagd zogen die Männer aus, wilde Tiere wurden erlegt. Der Wohlstand der Gemeinde wuchs; ein Versammlungshaus wurde erbaut, für den Unterricht der Kinder Sorge getragen. Überallhin zog es ihn: mit auf die Jagd, zu den Beratungen der Männer, an die Betten der Kranken, in die Stube des Lehrers. Arbeit war die Fülle, und ihr Segen blieb nicht aus. Fern von aller Kultur entstand ein Gemeinwesen, das sich in junger Kraft seine eigene Gesittung schuf und den Sieg des Menschentums um eine Spanne weitertrug. Nicht, was der einzelne erlebt hatte und gewesen war, galt da, sondern wie er sich bewährte, was er schaffte. Nach der Vergangenheit fragte niemand: vergessen war alles und ausgelöscht. Das Leben lag vor ihm, das Leben!

Wenn er auch wußte, daß seine Phantasie in gar zu hellen Farben malte, wenn auch in dem ersehnten, neuen Lande Haß und Neid und Mißgunst mit den ersten Früchten dem jungen Acker entwachsen würden, was wollte das groß besagen? Er fühlte die Kraft in sich, das alles zu überwinden. Denn nun hatte er seine Jugend wiedergefunden. Frei war er von Stund, und darauf kam es an. In seiner Brust war ein Jubeln und ein Dankgefühl, wie er es seit langem nicht mehr gekannt hatte.

„He, Doktor! Wohin so eilig?“ rief es da plötzlich hinter ihm. Er erkannte die Stimme des Gutsherrn, und die senkrechte Falte grub sich in seine Stirn. Warum mußte er just dem in diesem Augenblick begegnen? Und doch, vielleicht war es gut so; denn sein Entschluß stand fest. „Kommen Sie herauf, ich warte hier auf Sie,“ sagte er, und seine Stimme klang ruhig.

Der Gutsherr begrüßte ihn mit seinem lauten, polternden Lachen. „Doktor,“ meinte er, „ich glaube, Sie kommen aus der Kirche! Sehen so aus, als wenn Sie dem lieben Herrgott Ihre Aufwartung gemacht hätten. Habe Sie nämlich gesucht, und wie ich den andern Kirchgängern begegne, kommt mir so was zu Ohren.“

„Ich war in der Kirche,“ sagte Hagen. „Ist das so wunderbar?“

„Doktor, Sie werden schwach. Ihnen ist die Krankheit in den Kopf gestiegen. Machen Armenbesuche, unterrichten verkrüppelte Bauernlümmel, gehen Sonntags zur Kirche. Da waren Sie bislang ein andrer Kerl, will ich meinen.“

„Man weiß heut nicht, was man morgen sein wird.“

„Sehr gut,“ lachte der Gutsherr, „ausgezeichnet! Heute Jungfer, morgen heidi! Was, Doktor, so lassen wir's gelten? Ihrer Scheinheiligkeit trau ich

nicht. Dazu sind wir zu hell. Haben wohl unten beim Grabe Ihrer — na, sagen wir: Ihrer Frau Andacht gehalten?"

Hagen fühlte das Würgen in seiner Kehle, aber er bezwang sich. „Ich nannte sie meine Frau, und sie war es, auch ohne Trauschein. Ich war an ihrem Grab, um ein letztes Mal von ihr Abschied zu nehmen. Denn Sie müssen wissen, ich verlasse diese Gegend. Morgen schon, und ich kehre nicht zurück."

Starr in seinem Staunen war der Gutsherr stehen geblieben; dies Neue vermochte er nicht zu fassen. War das alles Ernst, oder war es Scherz, oder wie war es gemeint? Er stand im Begriff, etwas zu erwidern, — als sich fern auf dem Weg, den sie gingen, ein Blaffen vernehmen ließ, das sie beide aufschauen machte. Hagen erkannte seinen Caliban und pfiff ihm zu. Das Tier mußte sich zu Hause irgendwie losgemacht haben und war seiner Spur gefolgt.

In langen Sätzen kam Caliban auf seinen Herrn zu, — dann stutzte er. Er duckte den Kopf, und nun, mit plötzlicher Wendung, warf er sich auf den Gutsherrn und sprang ihm nach der Kehle.

Es war das Ringen eines Augenblicks. Die starkknochigen Hände des blonden Hünen hatten sich um den Hals des Hundes gepreßt; der röchelte auf und lag verreckt am Boden.

Gleichmütig, so schien es, beugte sich Hagen zu seinem toten Caliban hinab, und eine Weile ruhte seine Hand auf dem häßlich gesprenkelten Fell des Tieres. Gleichmütig, allem Anschein nach, richtete er sich wieder auf. Seine Augen aber brannten, und sein Gesicht war zur Maske erstarrt.

„Gutsherr," sagte er, und seine Stimme klang zunächst heiser, „göttlich, wie Sie das Vieh da abgetan haben. Kein andrer Mensch macht Ihnen das nach."

„He, he," lachte der Hüne; „will ich meinen."

„Hätten Sie vor zweitausend Jahren gelebt oder inmitten irgendeines wilden Volksstammes, als Halbgott hätte man Sie verehrt. Und wer will sagen, ob so ganz mit Unrecht."

„Machen wir, natürlich; machen wir alles."

„Wem solche Körperkräfte und solche Geistesgegenwart verliehen, der ist zu Außergewöhnlichem berufen. Menschen, wie Sie, hat Gott auf die Erde gesetzt, sein Ebenbild zu erneuern. Adam, der erste Mensch, mit der noch unverkümmerten Naturkraft ausgerüstet, — Sie haben was davon."

„Wie? War nicht übel, wie ich die Bestie von mir schlenkerte."

„Feig, flau und schwächlich ist die Menschheit geworden. Da tun Männer not, das träge Fleisch aufzustacheln und das taube Salz auszukehren. Mit eisernen Ruten müßten Sie dreinfegen. Sie aber, jawohl, Sie liegen auf der faulen Haut. Wenn einer wie Sie sich besinnt, mit seinen Bauern aufzuräumen, so ist das kläglich. Und wer will sagen, was Ihnen noch bevorsteht, wenn Sie einmal angefangen haben, sich auf Ihre Kraft zu besinnen."

„Freilich wohl; was nicht ist, kann noch werden. Die Kraft fühle ich in mir."

„Und wenn ich vorhin gesagt habe, ich gehe fort, so sage ich jetzt, nachdem ich das mitangesehen, ich bleibe. Gutsherr, meine Hand darauf! Ich bleibe bei Ihnen, und wir wollen hier einen Tanz aufführen, daß den Menschen die Augen aufgehen sollen." — —

Am Abend desselbigen Tages, da schon der Mond am Himmel stand, machte sich Hagen auf, die Stätte zu suchen, wo sein toter Caliban lag. Er fand ihn, kniete neben ihm nieder und bettete den Kopf des Tieres in seine beiden Hände. Lange verharrte er so. Seine Zähne preßten sich aufeinander.

Das einzige, woran er noch gehangen hatte, das letzte, was ihm von Eva geblieben, hatte dieser Tölpel ihm genommen. Diesmal aber hieß es Menschenblut um das eines Hundes.

Weil er seiner Pflicht vergessen, hatte sein armer Caliban sterben müssen, ihn zu mahnen. Nun war er gemahnt. Rache würde er üben, sich sättigen an Rache, an Rache sich berauschen. Ein Augenblick der Vergeltung wog hundert Jahre stumpfen Dahinlebens auf!

Was mochte es doch gewesen sein, was das Tier urplötzlich in Aufruhr versetzt hatte, daß es dem Verhaßten an die Kehle sprang? Ahnte es, daß er der Mörder seiner Herrin war? Oder hatte sein eigener Haß sich diesem seinem stillen Gefährten mitgeteilt?

Es war ein unschönes Tier gewesen, sein Caliban, und er sah auch jetzt häßlich aus im wechselnden Licht des Mondes. Er selbst aber hatte eines Tages sein Leben an das dieses Hundes gesetzt, und er hatte — ihn liebgehabt.

O nein, er war nicht der Mann, der sich eins nach dem andern rauben ließ und zusah und „Danke schön!" sagte.

Lange hielt er den Kopf des Hundes in seine Hände gebettet, und seine Zähne waren aufeinandergepreßt. Diesmal wurde gezahlt.

Er streichelte noch einmal, wie er oft getan hatte, über Calibans Fell; dann stand er auf, um zu gehen. Aber schon nach wenigen Schritten kehrte er um. Den Raben sollte sein Caliban nicht zum Raube fallen. Er lud ihn auf seine Arme und trug ihn heim.

Bald wurde ihm die Last zu schwer; er ließ ihn sinken und beschloß, ihm, wo er da eben stand, eine Grube zu graben. Er brach aus einer Fichte einen dürren Ast und begann den Boden aufzuscharren. Der aber war steinig und der Stock nur wenig nütze, und so mußte er mit seinen Händen die Erde ausheben. Wohl eine Stunde ging darüber hin. Der Mond stand im Zenith des Himmels.

Das Blut sickerte aus seinen Fingern, als er das seltsame Werk zu Ende gebracht hatte. Er stand auf und ballte die blutenden Finger zur Faust.

XXVII.

Sie saßen beide, Hagen und der Gutsherr, nächtlicherweile miteinander in der Einsiedelei. Der Tisch war in die Halle gerückt worden; die kleine Lampe, die den Raum nur spärlich beleuchtete, hatte auf halbhohem Schranke Platz gefunden. Schwer hingen die Schatten an den eichengetäfelten Wänden.

Sie hatten einem alten Burgunder, den Hagen seinem Gaste vorgesetzt, zugesprochen. Ein paar leere Flaschen lagen am Boden. Der Blick des Gutsherrn war unsicher geworden, seine Zunge schwer, sein Gesicht gerötet. An Hagen schien die Macht des Weins verloren.

Sie hatten über dies und das gesprochen, und Hagen hatte sein Netz enger um sein Opfer gesponnen. Seine Worte mochten stärker berauschen als der schwerflüssige Trank. Nun lehnte sich der Gutsherr in seinen Sessel zurück, riß den Kragen auf, daß der Knopf zersprang, und sagte: „Doktor, wie gefällt dir meine Elisabeth?"

Hagen zuckte zusammen, das Wort kam ihm unerwartet. Dann aber meinte er ruhig und kühl: „Nicht übel."

„Nicht übel, sagst du? Froschblut habt ihr in euren Adern; Amphibien seid ihr! Nicht übel! Das Mädel nicht übel! He, sag ich, wie sie da neulich aufgetrotzt, da in der Hütte, bei dem Schurken, dem Menke, — was? Eine Puppe aus hartem Wachs, — Rasse, meine Rasse; warm kann einem das Mädel machen."

„So so," meinte Hagen.

„Doktor," stöhnte der Gutsherr, „es läßt mir keine Ruhe mehr, seit dem Tage, ich — — weiß Gott, verliebt bin ich. Und wenn's mit mir erst so weit ist —"

Hagen war aufgesprungen. „So nehmen Sie sich doch das Mädel!" Wie ein Messer warf er das Wort hin.

„Nein, sag ich, nein; meiner Schwester Kind — da sag ich nein."

„Wie das? Gewissensbisse; ja, dann freilich! Wenn du Gewissensbisse hast, dann laß deine Hände hübsch davon. Dann ist das Mädchen nichts für dich. Männern gehören die Weiber, Männern gehört die Welt! Da gibt's kein langes Besinnen: zugreifen, die Frucht ist süß. Zum Teufel mit den Gewissensbissen! Wer die Macht hat, hat auch das Recht, und was sich sträubt, küßt sich am besten."

Es war als wäre der Gutsherr plötzlich nüchtern geworden. Er stand auf, tat ein paar Schritte durch den Raum und setzte sich wieder. Dann sagte er klagend: „Doktor, du rätst mir immer zum Schlechten. Aber nein, das geht ja nicht mit rechten Dingen zu. Immer rätst du mir zum Bösen."

„Ich rate niemandem. Jeder steht für sich selbst. Ich sage nur, wer groß ist, soll sich mit anderm Maße messen als die andern. Der muß auch den Mut haben, gelegentlich etwas zu tun, was nicht eben in den zehn Geboten steht."

„Den Mut, oho, den Mut hätte ich schon. Aber ich will nicht; was ist dagegen zu sagen? Ich will nicht. Was ich will, das kann ich, das tu ich; aber wenn ich nicht will, dann unterbleibt es. Und wenn du sagst, das Mädel ist schön — schön ist sie freilich. Haare, wenn sie die aufmacht, ich sage dir, so lang; Doktor, ich sage dir, das Mädel kann's einem antun. Aber — reden wir nicht mehr davon."

„Nein, reden wir nicht mehr davon. Aber stoßen wir an: die Liebe!"

Als der Gutsherr spät in der Nacht heimwankte, stand Hagen in der offenen Tür seines Hauses. Er preßte die Hand gegen die Stirn. Er wollte dem andern nacheilen, ihn zurückrufen, ihn beschwören, aber es hielt ihn fest.

XXVIII.

Wie eine Windsbraut hatte sich die Nachricht durch das Dorf verbreitet. Der eine rief sie dem andern zu, von den Waldarbeitern tönte sie hinüber zu den Feldern; die Fenster der Hütten flogen auf und zu; Männer und Frauen und Kinder drängten zusammen.

Man hatte den Gutsherrn für tot aus dem Walde getragen.

Einen schweren, hölzernen Pfahl hatten die Tagelöhner neben dem Dahingestreckten gefunden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Streich damit hinterrücks gegen ihn geführt worden.

Niemand wußte, wer die Tat verübt. Doch fiel es bald genug auf, daß Kahl, der Schweiger, von Stund an aus dem Dorfe gewichen war.

Hatte der Täter sein Opfer für tot am Wege liegen lassen, so hatte er sich getäuscht. Noch war Leben in ihm. Nur das Bewußtsein war geschwunden.

Hagen war zeitig zur Stelle gewesen und hatte seine Vorkehrungen getroffen. Wie immer, wo es seinen Beruf galt, hatte er alles andre darüber vergessen. Hier lag ein Verletzter, er war der Arzt. Die sofort vorgenommene Untersuchung hatte ergeben, daß der Schädel nicht beschädigt war. So ließ er den Gutsherrn in sein Bett tragen und ordnete Eisumschläge an. Er selbst blieb allein bei dem Kranken.

Und nun erst, nachdem alles getan war, was zu tun hier möglich, überwältigte ihn das Ungeheure dieser Schicksalsfügung. Angesichts dieses daniedergestreckten, armen Toren war seine Rachbegier nun endlich ganz ins Nichts verflogen. Er begriff sich selbst nicht mehr. Das Feuer, das ihn verzehrt hatte, war ausgebrannt.

Laß sie dahinziehen, laß sie ihre Straße wandern! Sterbende sind's, die dich berauben, und was sie dir nehmen können, ist ohnedies verfallen.

Die Schleier sanken von seinen Augen. Zum erstenmal sah er das Bild seiner Tat, und es schauerte ihn. Unfaßbar, wie er solches gewollt hatte. Das alles war ja nicht er selbst! Nicht er, der dieses Mißgeschöpf auf ein armes Mädchen hatte hetzen können.

Und dieses Ungeheuerliche war durch eine gute Schicksalsfügung von ihm genommen. Noch war sein böser Wille nicht Tat geworden; der Mordstahl war seiner Hand sanft entwunden worden. Ein Stärkerer hatte es besser mit ihm gemeint als er selbst. Ohne daß er es gewahr wurde, hatten sich seine Hände gefaltet.

Da ging die Tür leise auf, und Elisabeth trat herein. Die Sonne fiel auf ihr blondes Haar und ihr weißes Kleid, und er sah, wie sie sich vorsichtig auf den Fußspitzen nahte. Er wunderte sich, daß der Weg von der Tür zu diesem Bett so weit war und sie so lange Zeit brauchte, ihn zurückzulegen. Doch stand sie endlich neben ihm und befragte ihn zögernd.

Er antwortete nur mit einem Achselzucken.

Sie hob den Kopf und blickte ihm voll in die Augen und sagte: „Sie waren ihm ein treuer Freund."

War es der Klang ihrer Stimme oder der Blick ihres Auges, — seine mühsam bewahrte Fassung zerfiel in sich. Er machte eine Bewegung mit den Armen, als wolle er sich Luft schaffen; dann brach es hervor, leidenschaftlich und ungestüm, bittende, flehende Worte: „Elisabeth," sagte er, „ich habe wie ein Schurke an dir gehandelt, wie der Nichtswürdigste. Du kannst es nicht wissen und sollst es nicht erfahren, warum ich ihn haßte. Ich kannte mich selbst nicht mehr, ich wußte nicht, was ich tat, ich war nicht zurechnungsfähig. Darum verzeih mir! Du weißt nicht, was; es ist gleichgültig; verzeih mir! Nur eins kann mich noch retten, wenn du mir vergibst. Elisabeth, ich bitte dich, ich flehe dich an, vergib mir!"

Sie war scheu vor ihm zurückgewichen, während er so Unbegreifliches hervorstieß. Dann aber trat ein Lächeln, ein unverständiges Kinderlächeln um ihren Mund; sie faltete die Hände, blickte zu Boden und sagte fest und ruhig: „Ich habe dich lieb."

Wie er das hörte, kam ein Schrei über seine Lippen; er stieß sie von sich und flüchtete aus dem Zimmer. Es ließ ihm keine Ruh und keine Rast. Er eilte weiter, so schnell ihn seine Füße trugen, weg- und ziellos, in die Berge, in den Wald. Das Kainsmal brannte auf seiner Stirn.

Irgendwo sank er schließlich ermattet nieder. Scheu sah er sich um. Sein Gesicht vergrub er in beide Hände.

XXIX.

Die Nacht war bereits eingebrochen, und der Mond stand am Himmel. Niemand als ein alter Diener saß am Bette des Gutsherrn.

Der Kranke hatte die Augen aufgeschlagen, ohne daß sein Pfleger es gewahr geworden wäre. Nun sagte er langsam und mit schwerer Zunge: „Es ist Zeit, den Weizen zu schneiden. Heut noch muß alles getan sein."

Der Alte beugte sich zu ihm hinab: „Nein, Herr," sagte er, „Ihr irrt. Ihr seid noch ermattet von Eurem Unfall."

Und wieder war es still geworden.

Plötzlich richtete sich der Gutsherr auf. Schaum stand vor seinem Munde, und seine Augen blickten verglast und stier. „Die Lawinen," schrie er, „die Lawinen! Wo ist mein Blitz? Wer hat mir meine Blitze versteckt — die Hitze — es zerbrennt mir den Kopf." Er richtete sich weiter auf: „Ha, seht ihr wohl, der Wald — mein Wald steht, ihr Schurken — ohnmächtig sind die Lawinen — ohne Gewalt — mein Wald — warum brennt mein Wald?"

In jähem Entsetzen war der Diener geflüchtet; der Irre achtete es nicht.

„Ich habe die Kraft geschaffen," rief er mit dröhnender Stimme. „Mein Blitz ist mein Witz. Gewissensbisse —?" er schlug ein gelles Lachen an, daß es schaurig von den Wänden widertönte. „Gelt, Freundchen, deine Eva —? Ich bin der Adam. Nach meinem Bilde habe ich Gott geschaffen — die

Schlaffen — peitschen laß ich die Schlaffen — man soll die Frauen und Mädchen peitschen — ich will's — ich —"

Wimmernd sank er in seine Kissen zurück. „Mutter," stöhnte er, „leg deine Hand auf meine Stirn! Mutter, wie soll ich dir folgen, wenn du tot bist, Mutter?"

Wieder war es still geworden, und die Stille war fürchterlich. Vorsichtig, als gelte es jedes Geräusch zu vermeiden, stand der Kranke auf und schlich aus dem Zimmer. Er durchirrte das Haus. Als er in das Gemach kam, in dem die Krone stand, stutzte er. Im hellen Mondlicht blinkte sie ihm entgegen.

„Schurken," schrie er, „bringt mir die Krone!" Er griff danach; sie fiel zu Boden, das Glas zertrümmerte. Er aber wähnte sie nunmehr auf seinem Kopf zu tragen und wandelte in dem Raume auf und ab, im weißen Nachtgewand, das Auge stier, Schaum vor dem Munde, die Arme über der Brust gefaltet.

In diesem Augenblick betrat Elisabeth, von dem wirren Lärm herbeigerufen, das Gemach. In der einen Hand trug sie den Leuchter, die andre hatte sie zum Schutz des Lichtes erhoben; der volle Schein der Kerze fiel auf ihr Gesicht.

Wie der Irre sie sah, jubelte er auf: „Eva, he, Eva! Hierher mein Schätzchen — mein Kätzchen —", und mit gierigen Armen griff er nach ihr.

Aber so sehr er ihr nachhastete, schneller hatte sie die Flucht ergriffen. Ein tolles Jagen hub an, durch Zimmer, durch Korridore. Endlich gelang es ihr, ihr Stübchen zu erreichen, die Tür zu schließen und den Riegel vorzuschieben.

Aber die Tür war leicht und der Riegel schwach und mit übermenschlichen Kräften wütete der Irre gegen den haltlosen Widerstand. Sie öffnete das Fenster und sprang auf das Brett, bereit, sich hinabzustürzen, sobald er zu ihr dränge. Ihr Hilfeschrei gellte durch die Nacht. — —

— — Elisabeths Ruf war gehört worden. In der Menkeschen Hütte waren die Männer versammelt gewesen; aber ein andrer Geist als vordem hatte sie beseelt. Kahls meuchlerischer Überfall hatte nicht Mitleid geweckt, er hatte die Leidenschaften entfesselt. Die letzten Taten des Gutsherrn hatten auch den Besonnenen ihre Überlegung geraubt. Ein tolles Durcheinander hatte Platz gegriffen, der Aufruhr seine Stimme erhoben, Haß hatte zischelnd unter ihnen gesessen. Mitten aber in das Drohen und Toben hinein drang Elisabeths Hilfeschrei, und da war es, als öffnete plötzlich eine Schleuse gestauten Wassern ihren Weg. Mit Lichten, und was der Zufall ihnen an Waffen in die Hände spielte, drangen die Männer in das Gutshaus ein.

Wie der Irre sie kommen sah, ließ er von der Tür ab und trat ihnen ruhig entgegen. „Wen sucht ihr hier?" sagte er. „Sucht ihr Gott? Der bin ich." Wie die Männer das hörten, prallten sie zurück.

Plötzlich aber schrie er: „Schurken, ihr habt mir meinen Blitz gestohlen!" und mit übermenschlichen Kräften warf er sich auf sie.

Der Kampf war kurz. Das Beil, das der alte Wendelin trug, fuhr nieder und spaltete ihm die Stirn. — —

— — Elisabeths Ruf war gehört worden. Ruhelos hatte es Hagen den ganzen Tag umhergetrieben. Da es Nacht geworden, hatte er Elisabeths Nähe, ohne zu wissen, was er tat, gesucht und war unfern des Gutshofs rast- und ziellos umhergeirrt. Auf ihren Hilferuf eilte auch er herbei.

Als er den Korridor betrat, wo man den Irren noch eben niedergestreckt hatte, drängten ihm die Männer feindlich entgegen. „Was wollt ihr von mir?“ sagte er. „Ich komme zu helfen.“

„Hilf dir selber, Satan,“ kreischte Menke auf. Sein Messer fuhr Hagen in den Rücken. Von seinen Qualen erlöst, sank der Unglückliche neben seinem Opfer nieder.

XXX.

Das alles war und ist gewesen. Auch aus den Wehen jener Nacht ward ein Morgen geboren.

Es schreitet ein Säemann über die Felder. Weithin aus seiner gewaltigen Hand fliegen die Körner. Aber ob sie nun in die Ackerfurchen fallen, ob sie im Staube zertreten werden, ob sie den Vögeln zur Nahrung dienen, es kann ihrer keins verloren gehen. Der Säemann aber schreitet der Sonne entgegen.

Es ist Friede geworden in den Hütten um den Gutshof auf den Bergen. Auch heut noch schlagen Not und Armut Wunden; aber es ist eine weiche Hand da, sie zu verbinden. Auch heut noch lehnen Trotz und Begehrlichkeit sich auf; aber sie zerbrechen an einem guten und selbstlosen Willen.

Sie sagen, ihre Gutsherrin habe ein Ohr für ihre Leiden, und wissen nicht, daß es auch ihr in Schmerzen geöffnet werden mußte. Sie sagen, Elisabeth habe nie geliebt, und wissen nicht, daß auch ihr Lieben sterben mußte, um zu leben.

Erkennen wir, mit unsren dunklen Augen, wohin der Weg uns führt? Wir hören nicht, ob wir gerufen sind, zu bauen oder zu zerstören. Es muß aber beides sein, Geburt und Sterben, Kampf und Friede, Liebe und Haß.

Ob Leidenschaften toben, und ob der Wille der Menschen sich wider sie selbst verkehrt, ob Hagel gute Saaten schlägt, ob Unkraut wuchert, — seien wir getrost: es fällt kein Stein aus der Krone der Schöpfung.

Manzonis literarischer Nachlaß.

Von

Wilhelm Lang.

I.

Der Dichter der „Promessi sposi“ hatte die Gewohnheit, alles, was von seiner Hand geschrieben war, aufzubewahren. Kein Blatt ging verloren oder wurde vernichtet. Nicht bloß die Reinschriften seiner Werke, auch die Vorarbeiten, die Materialien und Notizen, Fragmente, die wiederholten Abschriften, die Korrekturen — das alles behielt er zurück, und da er mit den Jahren immer umständlicher und wählerischer wurde, vieles verwarf, was er geschrieben hatte, mancherlei Arbeiten anfing, ohne sie zu vollenden, und an dem, was er fertig brachte, nie zufrieden, immer wieder änderte, so fand sich, als er im Jahre 1873 starb, eine schwer übersehbare und schwer zu sichtende Menge solcher Papiere in der Casa Manzoni vor. Nichts davon soll der Nachwelt vorenthalten bleiben. Bald nach dem Tode des Dichters hat man begonnen, einzelnes aus dem Nachlaß zu veröffentlichen, der, da Manzonis ältester Sohn Pier Luigi einen Monat vor dem Vater gestorben war, in den Besitz des Senators Pietro Brambilla überging, der mit Pier Luigis Tochter Vittoria, des Dichters Enkelin, vermählt ist. Eine umfassende Bearbeitung und Veröffentlichung des Nachlasses wurde zuerst von Ruggero Bonghi unternommen, dem bekannten Publizisten, Staatsmann und Gelehrten, der sich zu Anfang der fünfziger Jahre längere Zeit in Stresa am Langensee aufhielt, um unter Rosminis Augen dessen Philosophie zu studieren, und damals auch mit Manzoni sich befreundete, der zeitweilig in dem nahen Lesa die Villa seines Stiefsohnes Stampa bewohnte und mit Rosmini fast täglich verkehrte. Fünf Bände „Opere inedite o rare“ sind von Bonghi herausgegeben worden (1883—1898). Der erste Band enthält eine Anzahl Jugendgedichte, verschiedene Redaktionen seiner Poesien, zum Teil in der Originalhandschrift des Dichters, darunter die berühmte Ode auf den 5. Mai. Manzoni war diese Ode ungewöhnlich rasch geglückt. Er befand sich eben im Garten seines Landgutes in Brusuglio, als ihm die Nachricht vom Tode des Kaisers

Napoleon gebracht wurde, die ihn so ergriff, daß er sich sofort entfernte und in eiligen Zügen die Dichtung niederschrieb. Sie ist durch Goethes Übersetzung in Deutschland früher bekannt geworden, als in Italien eine Veröffentlichung gestattet wurde. Von der österreichischen Zensur in Mailand war die Erlaubnis zum Druck verweigert worden. Diese welthistorische Betrachtung des Schicksals der gefallenen Größe schien ihr verdächtig. Der Dichter hatte aber, wie Bonghi erzählt, aus List der Polizei zwei Exemplare eingeschickt, indem er darauf rechnete, daß eines derselben durch Indiskretion den Weg in die Öffentlichkeit finden werde, wie es denn auch geschah, so daß in wenigen Tagen ganz Mailand die Ode las. Aber noch in den Prozessen gegen die Karbonari von 1821 war es belastend für die Verhafteten, wenn man Exemplare der „verwerflichen Ode" bei ihnen fand.

Die weitern Bände enthalten Lesarten zu den geistlichen Hymnen (Inni sacri), Konzepte und Skizzen zu den beiden Tragödien „Carmagnola" und „Adelchi", Vorarbeiten zu einer dritten Tragödie „Spartakus"; sodann eine unvollendete Fortsetzung der Betrachtungen über die christliche Moral, von welchem Werke Manzoni bloß den ersten Teil vollendet und 1819 herausgegeben hat. Es folgen umfangreiche Studien über die italienische Sprache und die Anfänge eines größern Werkes über diesen Gegenstand, der Manzoni, seitdem sein dichterisches Vermögen erloschen war, am nachhaltigsten beschäftigte; ferner handschriftliche Notizen, die Manzoni in die Bücher eintrug, die er las. Diese Bücher gehören den Gebieten der Philosophie, der Staatswirtschaft, der Geschichte und der Literatur an; deutsche Werke befinden sich nicht darunter, mit Ausnahme der französischen Übersetzung von A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Literatur; endlich religiöse Aphorismen, ästhetische und historische Fragmente und dergleichen.

Außer diesen fünf Bänden gab Bonghi noch ein besondres Nachlaßwerk heraus: Die Anfänge einer „Geschichte der französischen Revolution von 1789 im Vergleich mit der italienischen Revolution von 1859". In dieser Arbeit, die er im Alter von fünfundsiebzig Jahren begann, wollte Manzoni das Recht der Erhebung seines Vaterlandes ins Licht stellen gegenüber dem verbrecherischen Umsturz in Frankreich: was wir dort unter dem Namen der Freiheit gewahren, ist Schrecken und Unterdrückung, hier erhebt sich die Freiheit siegreich aus der Revolution; dort war die Vernichtung der königlichen Gewalt nicht nötig, um zu bessern Zuständen zu gelangen, hier mußten die unverbesserlichen Regierungen zerstört werden, um das geheiligte Recht der nationalen Einigung durchzuführen. Manzoni ist in seiner Geschichtserzählung nicht über die drei ersten Monate der französischen Revolution hinausgekommen. Es ist ein Versuch, der dem Patrioten mehr Ehre macht als dem Geschichtsschreiber. Auch hier ist er wesentlich Moralist. Überall sucht er die Verantwortung der Menschen auf. Der üble Gang der Ereignisse ist ihm durchweg die Wirkung entweder der Irrtümer oder der Schlechtigkeit der handelnden Personen.

Doch damit war der Nachlaß noch nicht erschöpft, noch lange nicht. Der letzte der von Bonghi besorgten fünf Bände war nach dessen Tod (1895) von

dem Professor Giovanni Sforza vollendet worden, der auch Manzonis Briefe herausgegeben hat (Epistolario, 2 Bände, 1882 und 1883), und dieser begann im Jahre 1900 eine neue Ausgabe der „Scritti postumi“, die auf nicht weniger als zehn Bände berechnet ist. Bis jetzt ist ein Band erschienen, der Manzonis Brief über den Romantizismus in der doppelten Fassung von 1823 und 1871 bringt, und sodann die Materialien zu der sprachlichen Umbildung der „Promessi sposi“, zu der sich der Dichter entschloß, als er im Florentiner Volksidiom das Ideal der italienischen Sprache erkannt hatte.

Der Brief über den Romantizismus war an den Marchese Cesare d' Azeglio, den Vater Massimos, gerichtet, der sich mit warmer Anerkennung über Manzonis Dichtungen ausgedrückt, aber dabei Zweifel am Sieg der Romantiker geäußert hatte. Manzonis Entgegnung schwoll zu einer Abhandlung an; wollte übrigens nicht mehr sein als eine freundschaftliche Aussprache, nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Es war eine Darlegung der romantischen Lehre, wie Manzoni sie verstand. Die Grundsätze der neuen Schule sind ihm zufolge:

Das Nützliche und das Wahre als Zweck, das Interessante als Mittel . . . In jedem Gegenstand will sie das wahrhaft Historische und das wahrhaft Moralische aufsuchen und ausdrücken, nicht allein als Endzweck, sondern als die reichste und beständige Quelle des Schönen, weil hier und dort das Falsche wohl anziehen kann, aber dieser Reiz und dieses Vergnügen vor der Kenntnis des Wahren verschwindet und folglich vorübergehend und zufällig ist.

Andre von jener Generation haben im Begriff des Romantischen den Nachdruck mehr auf die ästhetischen Neuerungen gelegt, andre mehr die Wirkung auf das Leben, auf die Gegenwart, das Revolutionäre und Patriotische betont. Die österreichische Politik hatte eine feine Witterung, als sie die Klassizisten unter ihre Fittiche nahm, und dem „Conciliatore“, dem Organ der Romantiker, nach kurzem Bestand (September 1818 bis Oktober 1819) das Lebenslicht ausblies. Der eigentliche Theoretiker der neuen Schule war Hermes Visconti, der Deutsch gelernt, Kant studiert hatte und in einer Reihe von Aufsätzen im „Conciliatore“ die leitenden Ideen der neuen Schule, insbesondere deren Ansichten über die Einheit von Ort und Zeit im Drama entwickelt hatte. Über den letztern Gegenstand schrieb übrigens auch Manzoni eine Abhandlung in Form eines Briefes an den französischen Kritiker Chauvet, der zuerst in Paris veröffentlicht wurde.

Als Manzoni jenen Brief zur Verteidigung des Romantizismus schrieb, hatte der literarische Streit zwischen beiden Parteien im Grunde bereits ausgetobt, und Manzoni war weit entfernt, ihn wieder anfachen zu wollen. Die Romantik ging den Italienern gegen den Strich und galt für beseitigt. „Ja wohl,“ sagte Manzoni, „das Wort ist tot, und die falsche Romantik, der Geister- und Hexenspuk ist abgetan; aber die wahren Ideen der Romantik gewinnen mehr und mehr Boden, und um so sicherer, je weniger darüber gestritten wird.“ Schon Hermes Visconti hatte gesagt: „Die Hauptsache ist, daß die Verse gut sind, einerlei, ob sie klassizistisch oder romantisch

sind“[1]). Um so mehr verdroß es Manzoni, daß sein Brief an Azeglio durch Abschriften sich verbreitete, und vollends, als er im Jahre 1846 in einer von den italienischen Flüchtlingen in Paris herausgegebenen Zeitschrift veröffentlicht wurde. Als dann aber im Jahre 1870 der Verleger Redaelli eine neue, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe der „Opere varie“ vorbereitete, stellte Manzoni auch diesen Brief, nachdem er doch einmal in die Öffentlichkeit gekommen war, zur Verfügung; er hatte ihn überarbeitet, einiges gestrichen; im übrigen waren Inhalt und Tendenz unverändert. Neben dem einfach Wahren, dem rein Menschlichen blieb für Manzoni auch in der Dichtung das Moralische und das Religiöse die Hauptsache.

II.

Manzoni selbst war in der Auswahl dessen, was er auf die Nachwelt gelangen lassen wollte, sparsam und zurückhaltend gewesen. Alles, was ihm würdig schien, seinen Namen durch die Zeiten zu tragen, war in zwei Bänden zusammengefaßt: der eine enthielt den Roman „Die Verlobten“ in der Ausgabe von 1840, der andre die „Opere varie“, wie er sie für die Ausgabe von 1870 zusammenstellte. Alles andre war entweder fragmentarisch, oder es war von ihm verworfen, oder er erkannte ihm keinen bleibenden Wert zu. In der Tat ist aus dem Nachlaß kaum etwas Neues ans Licht gekommen, was eine selbständige Bedeutung besäße, was den Ruhm Manzonis, sei es in der Dichtung, sei es in der Wissenschaft, vermehrte; nichts, was ihn von neuen Seiten zeigte. Immerhin ist es von Wert, einen Großen auch in seiner Entwicklung, in seinen Studien, in der Art seines Schaffens, auch in seinen unvollendeten Entwürfen kennen zu lernen. Auf das Werden des Romans, auf die verschiedenen Fassungen desselben, auf die unermüdliche Arbeit, die der Dichter auf dessen Vollendung verwandte, sind durch die Publikationen aus dem Nachlaß manche neue Lichter geworfen worden, und bei der anerkannten und wohlverdienten Stellung, die „Die Verlobten“ in der Weltliteratur einnehmen, wird man auch außerhalb Italiens gerne davon Kenntnis nehmen.

Über die Entstehungsgeschichte des Romans ist man genau unterrichtet. Es war in der Zeit, da eben die geschichtlichen Romane des großen Unbekannten ihren Siegeslauf durch die europäischen Länder begannen. In Italien war es eine völlig fremde Gattung; aber das Beispiel Walter Scotts weckte auch dort bald eine Reihe von Talenten zur Nacheiferung. Manzoni war der erste. Als er eines Tages zu Brusuglio in der lateinisch geschriebenen Mailänder Chronik des Joseph Ripamonti las, stieß er auf eine Verordnung des spanischen Gouverneurs von Mailand, Gonzalo Fernandez de Cordova, vom 15. Oktober 1627, worin es unter anderm heißt:

[1]) Ebenso Goethe zu Eckermann (17. Oktober 1828): „Was will all der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein.“

Da die Erfahrung gezeigt hat, daß viele, so in den Städten als in den Dörfern dieses Staates, tyrannische Gewalttätigkeiten verüben und die Schwächeren auf verschiedene Weisen unterdrücken, als z. B. daß sie mit Gewalt zu Kauf- und Mietverträgen nötigen oder solche verhindern, daß sie die Schließung von Ehen gewaltsam bewirken oder verhindern, daß je nach ihrer Willkür Klagen angestellt werden oder unterbleiben, daß das Recht gebeugt wird, Zeugenaussagen bewirkt oder verhindert werden, daß ein Priester nicht ausübt, wozu ihn sein Amt verpflichtet, und dagegen Dinge begeht, die ihm nicht zustehen, daß die Gemeinden diese und jene Beamten wählen oder nicht wählen, daß diese Beamten in der freien Ausübung der Gerechtigkeit gehindert werden, und andre ähnliche Gewalttätigkeiten, die von Feudalherren, Adligen, Bürgern und gemeinsamem Volk ausgehen usw. usw.

Die Leser des Romans erinnern sich, daß dies dieselbe Verordnung ist, die im dritten Kapitel der Doktor Azzeccagarbugli dem armen Renzo zeigt und teilweise vorliest. Zwei unter den in der Verordnung aufgeführten Übeltaten machten auf den Dichter besondern Eindruck: Die Verhinderung von Eheschließungen und der Druck auf Priester, um sie von den Obliegenheiten ihres Amtes abzuhalten. Sofort kam ihm der Gedanke, eine Geschichte zu erfinden, die zum Inhalt die Hindernisse einer Eheschließung hätte, und zum grandiosen Schlußstück die Pest von 1630 und 1631, wodurch die Lösung herbeigeführt werden sollte. Zur Ausführung dieses Gedankens machte sich Manzoni an ein genaues Studium der Zeitumstände sowie der damaligen Sitten und Gebräuche; ein Studium, das ihn dazu führte, den Rahmen immer weiter zu spannen. Zu der Beschreibung der Pest kam noch der Krieg von Montferrat und der Durchzug der deutschen Truppen; es sind dies die historischen Teile, die dem Dichter allzu ausführlich geraten sind, zum Schaden der poetischen Gesamtwirkung, wie schon Goethe, dieser nachsichtige Beurteiler seines „Lieblings", bemerkt hat. Die Liebesgeschichte aber wurde erweitert durch die Schicksale der Nonne von Monza, das Auftreten des Kardinals Federigo Borromeo und die Bekehrung des Francesco Bernardino Visconti, des „Ungenannten"; alles Dinge und Personen, die sich bei Ripamonti fanden, den Manzoni stark benützte, wozu er dann noch andre zeitgenössische Schriften, auch handschriftliche Schätze, beizog.

Manzoni hat selbst den Tag verzeichnet, an dem er die erste Hand an den Roman legte. Es war der 24. April 1821. Der Titel lautete zuerst: „Fermo und Lucia." Aus Fermo Spolino wurde später Lorenzo Tramaglino, und der Titel wurde in „Sposi promessi" geändert; erst während des Druckes erhielt er die jetzige Bezeichnung. Anfangs sollte jedes Kapitel seine eigene Überschrift erhalten: Kapitel 1 „Der Pfarrer von ...", Kapitel 2 „Fermo", Kapitel 3 „Don Rodrigo", und später: „Der Anwalt", dessen Name zuerst Dr. Pettola, dann Dr. Duplica war, bis er den bezeichnenden Namen Azzecca-Garbugli (Händel-Fischer in der Übersetzung von E. Schröder) erhielt. Langsam rückte das Werk vorwärts. Die schwache Gesundheit erlaubte dem Dichter selten anhaltende Arbeit. Mehr noch hemmten ihn Zweifel und Bedenken, die mit der fortschreitenden Arbeit sich verstärkten. Ernsthaft mühte er sich mit der Frage ab, wie die streng historischen und wie die erfundenen Bestandteile der Erzählung zu behandeln und in das richtige

Verhältnis zueinander zu bringen seien. Dazu kam nun die Not, die er mit der Sprache hatte. Die Schwierigkeit lag in dem Unterschied der gesprochenen und der geschriebenen Sprache. Die gesprochene, so fand er, zerfiel in so und so viel Dialekte, von denen jeder nur einen beschränkten Umkreis hatte, in dem er verstanden wurde, und von denen zwar der florentinische allgemein als der vornehmste anerkannt war, der aber doch auch als gesprochene Sprache nicht über Toskana hinausreichte. Die geschriebene Sprache aber wollten die Puristen auf die Klassiker des Trecento, auf die Testi di lingua, auf den Kanon der Crusca beschränken. Allein diese Sprache war ungenügend, war zu arm für einen Schriftsteller, der, zum erstenmal in Italien, in einem Kunstwerk die Sitten und Zustände eines bestimmten Zeitalters mit realistischer Treue darstellen wollte. Wohl hatten die Bedürfnisse der neuen Zeit die Schriftsteller gezwungen, sich über die Schranken dieser klassischen Sprache hinwegzusetzen; aber daraus war ein willkürliches Gemisch, ein verdorbenes Instrument geworden, das dem Schriftsteller keine feste Norm darbot. Eben diese feste Norm vermißte der Dichter, dem nur seine Mailänder Mundart vertraut und geläufig war. Er hatte diesen Übelstand weniger empfunden bei seinen wissenschaftlichen und ästhetischen Prosaschriften; für diese war es nicht schwer, die entsprechenden Ausdrücke zu finden. Anders war es bei dem Roman, dessen Personen reden sollten, wie das Volk redet, und dessen Sprache doch nicht ein Dialekt, sondern die lingua italiana sein sollte, die in ganz Italien verstanden wurde. Und gar nicht war ihm diese Schwierigkeit begegnet, als er in französischer Sprache jenen Brief an Chauvet über die dramatischen Einheiten schrieb. Da ging alles glatt, da brauchte er kein Wörterbuch, die Sprache lieferte wie von selbst die entsprechenden Ausdrücke. „Wie in Frankreich" — das wurde sein Ideal. Er beneidete den französischen Schriftsteller, der es mit einer Sprache zu tun hat, die bei der größten Fülle und Elastizität allgemein gesprochen wird, die seit langer Zeit für die Schrift, für die Konversation, für Debatten aller Art vollkommen ausgebildet ist, so daß der Schriftsteller nur aus seiner Erinnerung, aus der täglichen Gewohnheit schöpfen darf, um jederzeit seinen Stil dem allgemeinen Geist der Sprache anzupassen, und ohne ein Wörterbuch zu Hilfe zu nehmen, in jedem Augenblick weiß: dies ist französisch oder nicht.

„Stellen Sie sich dagegen" — so schrieb er im November 1821, also im Anfang seiner Arbeit, an Fauriel — „stellen Sie sich einen Italiener vor, der, wenn er nicht Toskaner ist, in einer Sprache schreibt, die er fast niemals gesprochen hat, und der, selbst wenn er in der bevorzugten Provinz geboren ist, in einer Sprache schreibt, die nur von einer kleinen Zahl der Bewohner Italiens gesprochen wird, einer Sprache, in der man nicht die großen Fragen mündlich erörtert, und anderseits eine Sprache, die verderbt und entstellt ist gerade von den Schriftstellern, die die wichtigsten modernen Gegenstände behandelt haben, so daß es für die Ideen der Gegenwart bis auf diesen Tag keinen allgemein giltigen Sprachschatz gibt. Einem solchen Schriftsteller fehlt durchaus das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Leser, fehlt die Gewißheit, ein Instrument zu gebrauchen, das beiden gleichmäßig vertraut ist. Wenn er sich fragt: ist dieser Ausdruck italienisch? wie kann er darauf eine sichere Antwort geben?"

Nur durch genaue Kenntnis der eigenen und der fremden Literaturen, besonders der französischen, und nur durch Übung im Gespräch über bedeutende Gegenstände, so war damals Manzonis Ansicht, könne der Schriftsteller sich einen gewissen Takt, eine annähernde Fertigkeit im Gebrauch der guten Sprache aneignen, und schon damals fing er an, im Gegensatz zur konventionellen Sprache der Toten, florentinische Ausdrücke dem Munde Lebender abzulauschen. In einem Briefe vom 3. März 1825 schrieb Donna Giulia, Manzonis Mutter: „Die Arbeit meines Sohnes ist noch weit zurück . . ., er hat immer den Mercato Vecchio im Kopf, und mittlerweile plagt er unsre Ohren mit seinen ewigen Toskanismen."

Der erste Entwurf des Romans war am 17. September 1823 vollendet. Er wurde dann eigenhändig abgeschrieben, wobei immer wieder Änderungen im einzelnen vorgenommen, Striche und Zusätze gemacht wurden. Und nun begann die Beratung mit den Freunden. Ohne die Durchsicht Hermes Viscontis entließ Manzoni nichts in die Öffentlichkeit. Der Freund versah die Handschrift mit zahlreichen Randbemerkungen, und Manzoni zog diese ebenso zu Rate, wie die Urteile Fauriels, der im November 1823 nach Italien kam, sich hier zwei Jahre aufhielt und während dieser Zeit wiederholt monatelang Manzonis Gast sowohl in Mailand als in Brusuglio war. Ganze Stücke wurden aus dem Roman herausgenommen und beiseite gelegt, und im Interesse der Einheit der Erzählung hätte noch mehr gestrichen werden dürfen. Manzoni gab dies mittelbar selber zu, indem er für die Übersetzung des Romans ins Französische die Erlaubnis zu Streichungen, besonders in der Erzählung der Pest, erteilte. In diesem zweiten Entwurf erhielt der Roman im wesentlichen seine endgültige Gestalt. Aber auch die Durchsicht der Druckbogen war noch eine langwierige, mühevolle, peinliche Arbeit. Der Dichter war niemals zufrieden; mehrere bereits gedruckte Bogen mußten vernichtet und neu hergestellt werden. Die Einleitung, die den Roman als Stück einer alten Chronik einführt, hatte eine vierfache Bearbeitung erfahren. Sie sollte ursprünglich auch eine ausführliche Rechtfertigung der Sprache des Romans enthalten. Der Druck hatte im Jahre 1825 begonnen, und der erste Band trägt auch diese Jahreszahl, aber erst im Juni 1827 konnte das dreibändige Werk: „Die Verlobten, eine Mailänder Geschichte des 17. Jahrhunderts" der Öffentlichkeit übergeben werden. Vier Wochen später lag es auf Goethes Tisch, der es mit Begierde und mit Bewunderung verschlang.

III.

Unter den Stücken, die bei der Umarbeitung des ersten Entwurfs herausgenommen wurden, ist das umfangreichste und wichtigste die Episode der „Nonne von Monza". Sie bildete ursprünglich einen Roman im Roman, der Dichter hatte sie mit besonderer Liebe ausgearbeitet; ob und wieweit sie ihren Platz behaupten sollte, darüber war unter den Freunden lebhafte Beratung. Fauriel riet aus ästhetischen Gründen, die Episode zu beseitigen, geistliche Berater waren derselben Ansicht aus religiöser Ängstlichkeit. Schließlich erhielt sie die wesentlich abgekürzte und abgeschwächte Gestalt, in der man sie

jetzt im Roman liest: die Erzählung bricht gerade da ab, wo sie verfänglich wird. Manzoni bewahrte jedoch die ursprüngliche Erzählung sorgfältig auf, gab sie auch vertrauten Freunden zu lesen, gestattete sogar, Abschriften davon zu nehmen. In die Öffentlichkeit ist sie aber erst ganz neuerdings gekommen durch die Gesamtausgabe der Werke Manzonis, die gegenwärtig bei Hoepli in Mailand erscheint[1]). Deren zweiter Band enthält nämlich die damals ausgeschiedenen Teile der „Promessi sposi", darunter eben die ausführliche Geschichte der „Nonne von Monza". Man begreift, daß diese Erzählung nicht bloß aus ästhetischen Gründen unterdrückt wurde. Die Klostersitten des 17. Jahrhunderts waren hier an einem Beispiel geschildert, das die frommen Freunde des Dichters entsetzte. Auch diese Geschichte hatte er bei Ripamonti gefunden. Nachforschungen in den Archiven haben dann im wesentlichen die Angaben dieses Chronisten bestätigt. Jetzt ist man über die geschichtliche Persönlichkeit der Nonne vollständig unterrichtet. Zuerst hat Cesare Cantù (1835) den wahren Namen und die Herkunft der Unglücklichen festgestellt. Dann ist durch Tullio Dandolo (1854) ein Auszug aus den Prozeßakten der Nonne veröffentlicht worden. Das Original der Akten ist seitdem verschwunden, d. h. wohl in sicheren Gewahrsam gebracht und der Neugier für immer entzogen. Zuletzt hat L. Zechi (1890) das Ergebnis der geschichtlichen Forschung in einer abschließenden Studie zusammengestellt[2]).

Marianna de Leyva — so hieß die Unglückliche, die als Geltrude durch Manzonis Dichtung eine traurige Berühmtheit erlangt hat — gehörte dem spanischen Adelsgeschlecht an, das zahlreiche Kriegsleute hervorgebracht hat und dem auch der bekannte Feldherr Karls V., Antonio de Leyva, entsprossen ist. Der Vater, Don Martino, war Oberaufseher des Prinzen Don Carlos und dessen Waffenmeister, rückte am Hofe Philipps II. zum Truchseß auf und erhielt dann ein Kommando in Mailand, wo er sich mit der Witwe des Prinzen Ercole Pio von Savoyen vermählte. Das einzige Kind dieser Ehe war Marianna. Schon nach einem Jahr starb die Mutter, und Marianna wurde zunächst einer Verwandten übergeben. Der Vater nahm Kriegsdienste in Flandern und kümmerte sich kaum mehr um das Kind, das er aus Habsucht, um eine Zersplitterung des Vermögens zu verhüten, von Anfang an für das Kloster bestimmte. Durch Umwerfung des Testaments ihrer Mutter wurde Marianna auch um ihr mütterliches Vermögen betrogen. Im Jahre 1588 verheiratete sich Don Martino zum zweitenmal, und jetzt wurde Marianna, dreizehn Jahre alt, in das Kloster Santa Margherita zu Monza gesteckt. Mit sechzehn Jahren legte die Novize das Klostergelübde ab und

[1]) Opere di Alessandro Manzoni. Milano, Ulrico Hoepli. 1905. Der erste Band enthält den Roman, der zweite die „Brani inediti" desselben. Der dritte wird die kleineren Gedichte und Tragödien bringen, der vierte die geistlichen Hymnen und die Betrachtungen über die katholische Moral. Darauf folgen die Briefe in mehreren Bänden, und den Schlußband füllen Varietà Manzoniane inedite. Die Herausgeber sind Professor Scherillo und Professor Giovanni Sforza. Es ist die erste kritische Gesamtausgabe, und man wird sie auch außerhalb Italiens willkommen heißen.

[2]) Archivio Storico lombardo. Ser. II. Vol. VII. Anno XVII. p. 675.

wurde als Schwester Virginia Maria eingekleidet. Der Vater, der im Jahre 1599 starb und aus zweiter Ehe drei Söhne hinterließ, war Lehensherr von Monza und als solcher Patron des Klosters gewesen. Dies gab auch der Tochter von Anfang an eine besondere Stellung im Kloster. Den Kindern Don Martinos kam im Turnus von je zwei Jahren die Gerichtsbarkeit über Monza zu, und dieses Recht ging auch auf Virginia Maria über. Sie war also Nonne und zugleich Feudalherrin, sie lebte der Klosterpflicht und konnte befehlen, richten, strafen. In dieser Zwiespältigkeit entwickelte sich ein Charakter, der schlecht in die Klostermauern paßte. Die junge Nonne sah sich umschmeichelt, man nannte sie Signora; eitel, launisch, leidenschaftlich, war sie mit ihrem Schicksal unzufrieden. Trotz ihrer Jugend machte man sie zur Vorsteherin der Zöglinge des Klosters. Sie hatte eine eigne Wohnung, wo sie von zwei Schwestern bedient wurde. Diese Wohnung war mit dem Kloster verbunden, stieß aber an ein Grundstück, das einem Giampaolo Osio gehörte, einem müßigen, reichen Kavalier von argen Sitten, der von seiner Wohnung aus in den Klostergarten sehen konnte. Dieser Osio — bei Manzoni heißt er Egidio — fing zuerst eine Tändelei mit einer jener Klosterschülerinnen an, die darob von der Signora heftig zur Rede gestellt, dann aus dem Kloster entlassen wurde. Osio rächte sich an der Signora dadurch, daß er ihren Geschäftsträger Molteno, den Administrator der Grafen von Monza, ermordete. Das war im Jahre 1597. Die Signora wollte den Mörder vor Gericht ziehen, stand aber auf Zureden ihrer Oberin davon ab. Zwei Jahre später hing sie mit Leidenschaft an demselben Osio, der nächtlicherweile mittels nachgemachter Schlüssel das Kloster zu betreten pflegte. Einmal auf dem abschüssigen Wege, sinkt sie tiefer und tiefer. Als ihre beiden Dienerinnen Verdacht über den Wandel ihrer Herrin schöpfen, greift sie, um sich vor Entdeckung zu schützen, zu dem Mittel, die beiden zu Mitschuldigen zu machen und träufelt mit ausgedachter Kunst in deren Herzen das Gift der Verderbnis. Doch von neuem regt sich das Gerücht über ihre Aufführung, wie sie aus einem Wortwechsel mit einer andern Schwester entnimmt, und sofort wird beschlossen, die letztere zu beseitigen. Osio hilft zu dem Anschlag. Die Arglose wird an eine abgelegene Stelle gelockt und umgebracht. Osio schafft die Leiche fort und verscharrt sie in einer benachbarten Schenke. Dann bricht er ein Loch durch die Klostermauer, um glauben zu machen, daß die Vermißte durch diese Maueröffnung entflohen sei. Ein andresmal wird der Schlosser, der für Osio mehr als fünfzig Schlüssel zu den verschiedenen Pforten des Klosters nachgemacht und nicht reinen Mund gehalten hatte, tot aufgefunden. Die letzte Mordtat wurde an einem Apotheker verübt. Er hatte der Signora in ihren Krankheiten — sie war zweimal Mutter geworden — Medikamente geliefert und unvorsichtige Äußerungen darüber getan. Nach dieser Mordtat bemächtigte sich ein dumpfer Schrecken der Gemüter in und außerhalb des Klosters, und jetzt schritt zunächst die weltliche Behörde ein. Der Gouverneur ließ Osio festnehmen und in das Kastell von Pavia bringen. Von da schrieb aber der Gefangene einen Brief voll heuchlerischer Beteuerungen an den Kardinal Federigo Borromeo und bat ihn, seine Freilassung zu bewirken. Erst durch diesen Brief

Osios vom 4. Juli 1607, der ein unfreiwilliges Schuldgeständnis war, scheint der Erzbischof auf die Vorgänge im Kloster Santa Margherita aufmerksam geworden zu sein. Bisher hatte ihn die große Angelegenheit der Seligsprechung seines Oheims Carlo Borromeo ganz in Anspruch genommen; auch scheint es, daß man sich nicht so rasch entschließen konnte, Hand an die Herrin von Monza zu legen. Jetzt aber duldete die allgemeine Aufregung keinen Verzug. Der Erzbischof ließ zunächst die Grenzmauer des Klosters erhöhen und kam noch im gleichen Monat selbst nach Monza. Hier nahm er ein Verhör mit sämtlichen Nonnen vor, zuletzt mit der Signora, die ihm mit Entschiedenheit erklärte, sie wolle ihres Gelübdes entbunden werden, dieses sei ungültig, da sie nur gezwungen und, bevor sie das gesetzliche Alter erreicht, ins Kloster gebracht worden sei; sie wolle das Kloster verlassen und ihren Liebhaber heiraten. Die Folge war, daß sie nach einem Mailänder Kloster gebracht und Anklage gegen sie und ihre Mitschuldigen vor dem geistlichen Gerichtshof des Erzbistums erhoben wurde; zur Führung des Prozesses zog man einen außerordentlichen Richter aus Spoleto herbei. Osio war indessen aus seinem Gefängnis in Pavia wirklich freigelassen worden und hatte seinen Untaten eine neue hinzugefügt. Er war heimlich nach dem Kloster in Monza zurückgekehrt, hatte zwei Nonnen entführt, war ihrer aber bald überdrüssig geworden, und hatte sich ihrer kurzerhand entledigt: er warf die eine mit tödlichen Stichen in den Fluß Lambro, die andre in einen Brunnen. Gegen ihn konnte vom weltlichen Gericht nur ein Urteil in contumaciam ausgesprochen werden. Es lautete auf Verlust der rechten Hand, Tod durch den Strang, Einziehung seiner Güter, Zerstörung seines Hauses. Das letztere hatten die spanischen Soldaten bereits besorgt, die als Wache neben das Kloster Santa Margherita postiert worden waren. Er hat sich dann geächtet herumgetrieben und ist eines gewaltsamen Todes gestorben.

Das geistliche Gericht ist gegen seine Mitschuldigen nicht minder streng verfahren. Im Verhör wiederholte die Signora zuerst, daß ihr Klostergelübde ungültig gewesen sei, dann wollte sie durch Zauberei und Teufelskünste zum Bösen verleitet worden sein. Die Anlegung von Daumenschrauben half ihrem Geständnis nach. Das Urteil wurde am 18. Oktober 1608 gesprochen. Ihre Vergehen waren nicht im einzelnen aufgeführt, es hieß nur, sie sei überwiesen und respective auch geständig, plurima gravia enormia et atrocissima delicta begangen zu haben. Man brachte sie nach einem Büßerinnenkloster in Mailand, wo sie in eine enge, schmale Zelle eingekerkert wurde, abgeschieden von allen lebenden Wesen, Türe und Fenster wurden zugemauert. Man hatte sie mit Gewalt in diese Bußzelle verbringen müssen; sie schrie, tobte, schlug um sich, gebärdete sich wie eine Besessene und fluchte dem Kardinal als ihrem Todfeind. Dreizehn Jahre später, im September 1622, öffnete sich ihre Zelle, und sie ging völlig umgewandelt, als reumütige Büßerin, als „Heilige" daraus hervor. Sie durfte wieder Klostertracht anlegen und genoß fortan die barmherzige Fürsorge und die Tröstungen des Kardinals. Ihre Verwandten haben sich niemals um sie gekümmert. Man hat Briefe von ihr aus den nächsten Jahren, die beweisen, daß sie sich die Sprache der asketischen Schriften völlig

zu eigen gemacht hatte. Vom Jahre 1640 beschreibt sie Ripamonti als „gebückt, gealtert, fleischlos, abgezehrt, ehrwürdig". Im Jahre 1650 hat sie, fünfundsiebzig Jahre alt, die ewige Ruhe gefunden.

Dies der historische Hergang, an dem Manzoni nur wenig geändert hat. Gerade die Einzelheiten, wie er sie bei Ripamonti fand, waren ihm willkommen, und die ganze Geschichte der Signora wußte er, wenn sie ihm auch zu ausführlich geraten war, geschickt in die Haupthandlung einzuflechten. Für sich betrachtet ist sie ein Seelengemälde, das einen großen Künstler verrät. Die Kämpfe und Schwankungen Mariannas vor ihrem Entschluß zur Ergreifung des Schleiers, die lockenden Bilder ihrer Phantasie, der Wechsel von Hoffnung und flüchtigem Freiheitsgefühl mit stummem Gehorsam gegen äußeren Zwang, die allmähliche Ermattung der Willenskraft, im Kloster die innere Rebellion gegen das abgelegte Gelübde, die Widersprüche ihres Benehmens, das Erwachen der Leidenschaft und der schwache Versuch, sie zu bezwingen, der Fall und ihre Fortschritte in der Schule des Lasters, der Kampf des Gewissens mit der Gewohnheit der Heuchelei, die zunehmende Unordnung ihres Geistes, die bei der Begegnung mit der unschuldigen Lucia sich kaum zu bezähmen und zu verbergen vermag, der Verrat an Lucia, weil sie, in eigne Schuld verstrickt, sich aus der Umklammerung durch ihren Verführer nicht mehr zu retten vermag, die Angst vor Entdeckung, die ihre Gewissensregungen übertäubt, die innere Zerrüttung, die endlich der Boden für ihre Umkehr wird, die Buße, die dann ebenso gewaltsam und stürmisch sich äußert, wie ihr Sündenlauf gewesen war, — das alles ist mit einer Meisterschaft herausgearbeitet, die überzeugt und die aller Bewunderung wert ist. Man hat die Geschichte der Signora von Monza ein Seitenstück zu Diderots „Réligieuse" genannt. Hier wie dort die Wirkungen eines erzwungenen Klostergelübdes. Bei Manzoni fehlt aber jede polemische Tendenz gegen das Klosterwesen überhaupt. Ihm war es einzig um ein Sittenbild des 17. Jahrhunderts und um ein psychologisches Problem zu tun, und er hätte, wie er selbst sagt, nichts von den Verirrungen der Nonne berichtet, wenn er nicht auch ihre reuevolle Umkehr hätte erzählen können, „die nicht allein den traurigen Eindruck der früheren Taten der Signora mildert und abschwächt, sondern geradezu einen entgegengesetzten, einen tröstlichen und versöhnenden Eindruck machen muß".

Die übrigen „Brani inediti", die in der Hoeplischen Ausgabe zum erstenmal mitgeteilt werden, sind von geringerem Belang. Es sind einzelne Abschnitte des Romans, die wir in einer früheren, meist wortreicheren Fassung kennen lernen, oder Abschweifungen, zu denen Manzoni durch das Studium der geschichtlichen Quellen verführt wurde, und die dem Streben nach Konzentration der Handlung zum Opfer fielen. In der Führung der Fabel ist kaum etwas geändert. Doch wird das Ende des Don Rodrigo anders erzählt als im ersten Entwurf, und aus diesem wurde eine ergötzliche Szene zwischen Renzo und Agnese, der Mutter seiner Lucia, ausgeschieden, weil nach der späteren Fassung Renzo, als er nach all seinen Abenteuern in sein Heimatdorf zurückkommt, die Alte gar nicht dort antrifft: sie war aus Furcht vor der Pest entflohen. Daß auch solche Szenen gestrichen sind, auch solche, in denen die unvergleichliche

Figur des Don Abbondio auftritt, mag man bedauern, denn es bleibt bei dem Urteil Goethes: „Sobald [nach den historischen Exkursen] die Personen des Romans wieder auftreten, steht der Poet in voller Glorie wieder da und nötigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung."

IV.

Die Aufnahme des Romans, der mit um so größerer Spannung erwartet wurde, je länger sein Erscheinen sich verzögerte, war eine enthusiastische, und wie in Italien bald ebenso im Ausland. Aber es gab auch Tadler, die neben den Vorzügen auf die Schwächen der Dichtung wiesen. Die zünftige Kritik in Italien verhielt sich spröde. Noch nie hatte sich die Kunst an ein Sittengemälde vergangener Zeiten gewagt, und etwas ganz Unerhörtes war eine Dorfgeschichte, in der einfache Leute aus dem Volk die Hauptrolle spielten. Der Roman sei gut, hieß es, aber man hätte von Manzoni doch mehr erwartet. Man fand die Dichtung zu gemein für die Gebildeten, zu hoch für das niedere Volk. Manzoni selbst, der wußte, mit welcher Spannung das Werk erwartet wurde, war auf die Einwürfe der Tadler gefaßt. Er wußte ihnen im voraus durch eine sinnreiche und wahrhaft künstlerische Erfindung im Roman selbst zu begegnen. Man erinnert sich der Szene am Schluß: Renzo führt endlich die ihm Angetraute nach seiner neuen Heimat. Dort hatten die Dorfbewohner mit Spannung die Fremde erwartet: sie hatte so viel erlebt, es war so viel von ihr gesprochen worden, sie war gewiß etwas ganz Besonderes, ein Wunder von Schönheit. Als Lucia wirklich erschien, waren die guten Leute enttäuscht:

Als diese Lucia erschien, begannen viele, die wohl glaubten, sie müsse ganz goldenes Haar, ganz rosige Wangen und ein paar Augen, eines schöner als das andre, und was weiß ich alles haben, die Achseln zu zucken, die Nase zu rümpfen und zu sagen: Die ist es? Da hätte man etwas Andres erwartet. Was ist sie denn weiter? Eine Bäuerin wie so viele andre. Ei, solche wie sie und noch bessere gibt es allenthalben. Und indem sie dann auf die Einzelheiten kamen, fand der eine diesen, der andre jenen Makel; ja, es fehlte nicht an solchen, die sie ganz häßlich fanden.

Das verdroß Renzo, und unwirsch sagte er bei sich selbst:

Was geht es denn euch an? Und wer hat euch geheißen, etwas zu erwarten? Habe ich etwa je mit euch davon geredet? Habe ich euch gesagt, daß sie schön sei? Und wenn ihr es je zu mir sagtet, habe ich euch darauf etwas andres erwidert, als daß sie ein gutes Mädchen sei? Und eine Bäuerin! Habe ich euch je gesagt, ich hätte eine Prinzessin heimgebracht? Sie gefällt euch nicht, gut, so seht sie nicht an. Wenn ihr schöne Frauen habt, so guckt die an.

Doch der Dichter verteidigte damit ein Werk, mit dem er selbst am wenigsten zufrieden war. Kaum war es in den Händen der Leser, die es verschlangen, so wurde eine gründliche Umarbeitung beschlossen. Manzoni war bemüht gewesen, Ausdrücke seines Mailänder Dialekts zu vermeiden; allein in dem Bestreben, seiner Sprache die größte Lebendigkeit und Natürlichkeit zu geben, waren solche unwillkürlich mit untergelaufen. Oder er hatte andre an die Stelle gesetzt, war aber nicht gewiß, ob diese genau der Redeweise am Arno entsprachen. Er hatte nach Florentinismen gehascht, fühlte aber auf Schritt und Tritt, daß er sich da auf einem unsicheren Boden befinde. Das sollte anders werden. Schon wiederholt war eine Reise nach Toskana geplant

worden: jetzt, im Herbst 1827, kam sie zur Ausführung. Wenn aber Manzoni reiste, war es eine umständliche Sache; er reiste, wie immer, mit der ganzen Familie: mit Donna Giulia, seiner Mutter, mit der Gattin, mit Söhnen, Töchtern und Dienerschaft, im ganzen dreizehn Personen. Zweck der Reise war, wie Donna Giulia, die Tochter des Philanthropen und Strafrechtsreformers Beccaria, an den Mons. Tosi schrieb, „jene schöne Sprache der Bauern und Bäuerinnen zu hören, die für Alessandro das non plus ultra ist". In Florenz war das Erscheinen des berühmten Dichters ein Ereignis. Von allen Seiten kam man ihm entgegen und erwies ihm feurige Huldigungen. Der Großherzog lud ihn zu Gast. Bei Gianpietro Vieusseux am Dreifaltigkeitsplatz, damals und Jahrzehnte lang dem Mittelpunkt der literarischen Welt Toskanas, lernte er der Reihe nach die Berühmtheiten der Arnostadt kennen: G. B. Niccolini, Gino Capponi, Leopardi, Montani, Giordani u. a. Florenz war damals, im Gegensatz zu Mailand, eine feste Hochburg der antipapalen Richtung. Von den Romantikern hatte man dort nichts wissen wollen. Wenn man etwas an Manzonis Roman bemängelte, so war es der Quietismus, den er zu predigen schien, die katholische Moral, die einseitige Verherrlichung der Kirche. Allein die liebenswürdige, bescheidene Art, womit sich der bewunderte Dichter einführte, der nur um zu lernen gekommen war, öffnete ihm alle Herzen, auch die der Radikalsten. Leopardi, der anfangs geurteilt hatte, der Roman gefalle der Menge, Leute von Geschmack fänden ihn unter der Erwartung, war jetzt ebenso eingenommen von Manzonis Persönlichkeit wie von seinem „christlichen Roman": „Es ist wahrlich ein schönes Werk und Manzoni eine edle Seele und ein lieber Mensch." Selbst mit dem Dichter Niccolini, diesem radikalsten Gegner des Papsttums, wußte er sich sofort auf einen guten Fuß zu stellen. Vieusseux hatte ihrer ersten Begegnung mit einiger Besorgnis entgegengesehen. Er schrieb am 3. September an Gino Capponi, der damals in Abano war:

Ich stellte ihn Niccolini vor, und er zeigte das größte Vergnügen, ihn kennen zu lernen. Er will, daß Niccolini seinen Roman durchlese und einer strengen Durchsicht hinsichtlich der Sprache unterwerfe. Ich war sehr gespannt auf diese erste Begegnung, und hoffe, Niccolini wird eine Bekanntschaft pflegen, die für ihn vielleicht von ebenso großem Wert sein wird. Er hat sich übrigens dabei sehr gut benommen . . . Manzoni hat alle Welt bezaubert, und Niccolini spricht von ihm mit Enthusiasmus.

Dieser selbst hatte schon am 1. September an Bellotti in Mailand geschrieben:

Manzoni ist hier und ich habe ihn kennen gelernt. Sie wissen, daß man die gerne für groß hält, denen man gut ist; aber ich fürchte nicht, daß meine Zuneigung mich betrügt, wenn ich ihn als den ersten Geist Italiens schätze.

Und in einem späteren Brief:

Ich, der ich ihn aufs genaueste kenne, und mit dem er hier am meisten umgegangen ist, kann bezeugen, daß seine Frömmigkeit ohne Aberglauben und daß er kein Freund der Mönche ist[1]).

[1]) Giusti schrieb von ihm: „Er ist ein Freund der Priester und Mönche, wie es einer sein kann, der den Pater Cristoforo und Don Abbondio geschaffen hat."

Am 13. September schrieb Vieusseux wieder an Capponi:

Dem guten Manzoni gefällt es recht gut bei uns; er sagt überall, daß er gekommen sei, seine schwarze Wäsche im Wasser des Arno zu waschen; Cioni und Niccolini lesen mit ihm seinen Roman; er korrigiert, streicht durch, macht sich Bemerkungen und will eine zweite Ausgabe veranstalten.

Der genannte Cioni war ursprünglich Arzt, hatte sich dann mit Erfolg auf chemische und technologische Studien geworfen und war ein genauer Kenner der Volkssprache, in der er aufs liebenswürdigste plaudern und lustige Geschichten erzählen konnte. Manzoni suchte ihn häufig auf und hatte ein besonderes Vergnügen daran, aus seinem Mund das unverfälschte Idiom hervorsprudeln zu hören. Niccolini und Cioni wurden auch von ihm angegangen — jeder für sich —, schriftlich ihre sprachlichen Ausstellungen aufzuzeichnen und richtig florentinische Ausdrücke an die Stelle fehlerhafter zu setzen. Die Blätter, auf denen sie sich dieser „Pönitenz" unterzogen, sind gleichfalls unter Manzonis Papieren noch vorhanden und jetzt veröffentlicht worden, so daß männiglich sich vergewissern kann, ob man besser sagt: giucare oder giocare, indolcire oder addolcire, in ricambio oder in contraccambio, n'è vero? oder non è vero? usw. usw.

Nach einem Aufenthalt von drei bis vier Monaten in seiner cara Firenze nach Mailand zurückgekehrt, machte sich nun Manzoni daran, den Roman „im Arnowasser reinzuwaschen", ihn „besser als es das erstemal gelungen war, in die lebendige Sprache von Florenz umzugießen". Und wiederum mußten ihm Mailänder Freunde dabei behilflich sein: Luigi Rossari, Tommaso Grossi, der ihm in Mailand am nächsten stand, und die hochgebildete Marchesa Marianna Trivulzio, die eine geborene Rinuccini aus Florenz war. Zwar in deren Salon, der durch viele Jahre der Mittelpunkt einer edlen Geselligkeit und namentlich von Patrioten aus allen Teilen Italiens besucht war, hat er niemals den Fuß gesetzt, wie er überhaupt keinen Salon besuchte; mit Donna Marianna aber verkehrte er gern, fragte sie in Zweifelfällen um Rat, freute sich, ein reines Florentinisch von ihren Lippen abzulesen. Und so oft Florentiner nach Mailand kamen und den Dichter aufsuchten, war es für diesen ein Fest; unermüdlich war er, zu hören, zu lernen und sich Wörter, Ausdrücke, Satzbildungen in dem geliebten Idiom einzuprägen. Es war dies dieselbe Zeit, in der er sich an jenes größere Werk machte: „Della lingua italiana", das oftmals angefangen, immer wieder aufgenommen, niemals vollendet worden ist, ein Werk, das mit aller Gründlichkeit und mit weithergeholten Argumenten den Beweis führen sollte, „daß es keine andre italienische Sprache gibt als die Sprache von Florenz". Beide Arbeiten, die am Roman und die am Sprachenwerk, gingen Hand in Hand, und es schien, die eine werde so wenig zum Ende kommen wie die andre.

Da führte ihm der Zufall eine junge Florentinerin ins Haus, mit deren Hilfe doch endlich das mühselige Werk gelang. Die zweite Gattin Massimo d'Azeglios, Luisa Blondel, hatte für die kleine Tochter Alexandrine, die Massimo aus seiner ersten Ehe mit Giulia Manzoni hatte, in Florenz ein Kindermädchen angenommen, das sie nun nach Mailand mitbrachte. Am

ersten Abend, als Manzoni das Fräulein sah, sagte er plötzlich zu Massimo: „Höre, Massimo, willst du mir wohl den Gefallen tun, mir deine Florentinerin zu leihen?“ Dieser, im Scherz sich in die Brust werfend, entgegnete: „Nun, nun wir wollen sehen; manchmal, nun ja, manchmal will ich sie dir abtreten.“ So kam sie ins Haus Manzoni, und es stand nicht lange an, so siedelte sie ganz dahin über, als eine Art Gesellschaftsdame für die noch unverheirateten Töchter im Haus, in Wahrheit aber zu keinem andern Zweck, als die „Promessi sposi“ florentinisch durchkorrigieren zu helfen. Niccolini und Cioni hatten doch nur eilig den Roman durchgelesen, und ihre Bemerkungen beschränkten sich darauf, was ihnen gerade als besonders anstößig aufgefallen war. Mit der Emilia Luti aber ging nun der Dichter das ganze Werk Satz für Satz sorgfältig durch und ließ sich allenthalben über den richtigen Ausdruck belehren, wobei er übrigens die Erfahrung machte, daß manche volkstümliche Ausdrücke, die er bisher als eigentümliche Lombardismen angesehen hatte, auch im Florentinischen sich wiederfanden. Die Freunde meinten zwar, das zwanzigjährige Mädchen, das keine eigentliche Bildung besaß und mit der Rechtschreibung stets auf gespanntem Fuße blieb, sei eine sonderbare Lehrmeisterin in Sachen der Sprache. Aber wie dem sei, Manzoni war glücklich zu sehen, wie seine „Mißgeburt“ von Tag zu Tag immer bessere und natürlichere Gestalt gewann. Manche Korrekturen, die er gemacht hatte, wurden wieder zurückgenommen, aber sehr groß war die Zahl der neuen Verbesserungen, und so konnte denn endlich die neue Ausgabe, heftweise erscheinend, mit Bildern und Vignetten von den ersten Künstlern Italiens ausgestattet, in die Öffentlichkeit gegeben werden. Das erste Heft erschien im November 1840, das letzte im Oktober 1842.

V.

Die Ausgabe von 1840 mit ihren neuen Lesarten hat den niemals ruhenden Sprachenstreit der Italiener aufs neue angefacht. Es lag nahe, die ältere und die jüngere Ausgabe zu vergleichen und das, was geändert war, auf seine Berechtigung zu prüfen. Eine ganze Literatur ist daraus entstanden. Manche verfochten ernsthaft die Meinung, daß der Dichter sein Werk verschlechtert habe. Man müsse, sagten sie, die erste Ausgabe lesen, um den wahren Genuß des genialen Werkes zu haben [1]). Wirklich ist noch längere Zeit fort und fort die erste Ausgabe gelesen worden, die durch billige Nachdrucke die weiteste Verbreitung fand, während von der teuren zweiten Ausgabe erst später billigere Drucke veranstaltet wurden.

Überhaupt aber fand Manzonis Grundsatz, daß die wahre Sprache Italiens nur am Fuß von Giottos Glockenturm zu finden sei, keineswegs allgemeine Zustimmung. Auch mit Antonio Rosmini wurde auf den häufigen Spaziergängen am Ufer des Langensees das Thema der Sprache durchgesprochen, und der Vorstand der Brüder der Liebe in Stresa konnte sich mit Manzonis

[1]) Auch Fr. X. Kraus meinte, der erste Wurf sei ihm der liebste. „Deutsche Rundschau“ 1884, Bd. XXXIX, S. 227. — Essays, Bd. II, S. 74.

Theorie schon aus dem Grunde nicht befreunden, weil, wie er im Jahre 1843 an diesen schrieb, die toskanische Sprache, wie jede lebendige Sprache, sich beständig verändere. Nun werde man am leichtesten zu einer einheitlichen Sprache gelangen, wenn diese Veränderung sich gegen die übrigen Dialekte der Halbinsel hin bewege, wenn man sich also von beiden Seiten entgegenkomme. Das florentinische Idiom sei auch nicht fehlerfrei, und bei technischen und wissenschaftlichen Ausdrücken habe Florenz keinen Vorzug vor den andern Provinzen, wo sie sich ebenso erzeugen. Es handle sich also nicht um die Sprache, wie sie in Florenz gesprochen wird, sondern um die künftige Sprache, zu der alle Provinzen ihren Beitrag geben sollten. In einer Schrift des Prof. Ambrosoli war ausgeführt: Wie könne ein Mailänder, bloß auf Bücher und vielleicht einige Autoritäten gestützt, sich unterfangen, florentinisch zu schreiben? In Florenz selbst gebe es Leute, die bei diesem und jenem Ausdruck es bezweifeln, ob er dort wirklich in Gebrauch sei. Allein, wichtiger sei die Frage, ob die neugewählten Wörter und Redensarten in Italien besser verstanden werden als die früheren. Und wenn man in Florenz Wörter brauche, die im übrigen Italien nicht verstanden werden und umgekehrt, so sei den andern der Vorzug zu geben. Kurz, der Primat, wenigstens der ausschließliche Primat des Florentinischen wurde bestritten. Wenn zuletzt die neue Ausgabe den Sieg davontrug und jetzt allgemein gebräuchlich ist, so geschah es nicht sowohl wegen der Anerkennung von Manzonis sprachlicher Theorie, als vielmehr, weil die zweite überhaupt gefeilter und stilistisch verbessert war.

Manzoni selbst ließ sich nicht beirren. Seitdem er im Jahre 1845 in einem Brief an Giac. Carena zum erstenmal öffentlich die Alleingültigkeit der florentinischen Volkssprache begründete, hat er fort und fort für seine Lieblingsidee sich verstritten. Im gleichen Jahr 1845 lernte er Giuseppe Giusti kennen. Der verstand sich auf die Volkssprache und hat sie in seinen Satiren meisterhaft gehandhabt. Auf das Florentinische war er aber keineswegs eingeschworen. Er meinte vielmehr, wie er im Jahre 1843 an die Marchesa Luisa d'Azeglio, Massimos zweite Gattin, schrieb, man müsse sämtliche Mundarten Toskanas studieren; das Sienesische, das Pistojesische sei nicht schlechter als das Florentinische, jeder Dialekt habe seine Vorzüge, sein besonderes Kolorit:

Sämtliche Edelsteine, die in diesen Landschaften reichlich verstreut sind, muß man sammeln und damit den gemeinsamen Schatz bereichern. Eine Sprache gründlich kennen, besteht nicht darin, sie Wort für Wort vom ersten bis zum letzten an den Fingern herzählen zu können, wie die Kunst des Juweliers nicht darin besteht, alle bekannten Steine in seiner Werkstatt liegen zu haben. Sie besteht darin, sie nach Zeit und Umständen richtig zu verwenden, beim Abhaspeln des Gewindes sie nicht zu verwirren. Im übrigen hat es mir immer eine Kinderei von uns Toskanern geschienen, die Nachbarn gegen uns aufzubringen, kreuzige über die andern Provinzen des Stiefels zu rufen, sich auf den Thron zu setzen und eine Alleinherrschaft des Geplappers aufzurichten. Wenn wir richtig sprechen und schreiben, so haben wir kein andres Verdienst als ein gerade gewachsener Mensch, daß er nicht schief ist, und auch für die Mißhandelten haben wir jetzt Spitäler, während die Bessergestellten die doppelte Pflicht haben, für diejenigen zu sorgen, die übler daran sind. Ich möchte meinen Landsleuten zurufen: Lassen wir den Hader, die spitzen Reden, die Zänkereien,

sie sind unnütz und eine Schande, und wenn wir durchaus den Primat der Sprache haben wollen, so sei unser Ehrgeiz der, am besten zu schreiben.

Die neue Ausgabe des Romans lernte Giusti zwei Jahre später kennen. Es war im Juni 1845 bei einem Besuch, den er mit dem jungen Professor G. B. Giorgini, seinem unzertrennlichen Freund, in Pisa machte, wo sich damals die Marchesa d'Azeglio mit ihrer Nichte Vittorina Manzoni, der jüngsten Tochter des Dichters, befand. Hier sah er das Buch auf dem Tisch liegen und nahm es zur Hand; wie er aber darin blätterte, hörte man ihn vor sich hin murmeln: „Hier würde ich so sagen, das würde ich so machen". Und Vittorina seufzte: „Schade, daß der Papa nicht da ist!" Die abenteuerlichen Umstände, unter denen Giusti dann ein paar Monate später in Papas Haus in Mailand kam, sind oft erzählt worden. Im August gebrauchte die Marchesa d'Azeglio mit Vittorina eine Badekur in Spezia. Sie waren eben im Begriff, wieder nach Mailand zurückzukehren, als Giusti und Giorgini zum Besuch dort eintrafen. Von den Damen aufgefordert, sie eine Strecke zu begleiten, entschlossen sie sich rasch, bis nach Genua mitzufahren, und da man sich hier noch nicht trennen konnte, fuhren sie, obgleich sie ohne alles Gepäck waren, mit bis nach Mailand, wo sie von Manzoni mit offenen Armen aufgenommen und einen vollen Monat als Gäste im Hause festgehalten wurden. Giorgini hat im folgenden Jahr Vittorina als Gattin heimgeführt. Giusti aber schrieb, als er von Mailand nach Pescia zurückgekehrt war, an Gino Capponi:

Was für ein herrlicher Mensch ist dieser Manzoni, und was sind überhaupt diese Lombarden für prächtige Leute! Ich kann gar nicht sagen, wie sie mich aufgenommen haben; genug, jetzt, da ich wieder zu Hause bin, ist mir, als hätte ich geträumt, und noch jetzt bin ich wie im Traume.

Damals nun im Hause Manzoni war es immer wieder die Sprache, auf die der Dichter die Rede lenkte. Es war sein porro unum. Giusti scheute sich nicht, dem rasch zum Freund Gewordenen ins Gesicht zu sagen: „Aber was ist dir eingefallen, daß du so viele Änderungen in deinem Roman gemacht hast? Mir hat er vorher besser gefallen." Da beschloß Manzoni, den Ungläubigen in aller Form zu überführen. Er ließ beide Ausgaben holen und einen beliebigen Abschnitt aus der einen und dann aus der andern vorlesen; Giusti solle dann selbst entscheiden. Dieser nahm die von ihm bevorzugte ältere Ausgabe und las und bei manchen Wörtern oder Redensarten geschah es, daß er unwillkürlich ein Gesicht schnitt wie einer, der, eine Speise kostend, plötzlich einen üblen Geschmack empfindet. Wie er dann die Varianten hörte, mußte er beifällig nicken, ließ sich auch ein halblautes: „Gut, recht so" entschlüpfen. Und als er einmal, selber lesend, an eine lange, ungelenke, verwickelte Periode kam, verbarg er seinen Unmut so wenig, daß ihm ein „Pfui Teufel!" entfuhr, worauf ein allgemeines Gelächter ausbrach und Manzoni laut triumphierte, daß er den Gegner so glatt in den Sand gestreckt hatte. „An jenem Tage lasen wir nicht mehr." Manzoni hat sich auf diesen Sieg nicht wenig zugute getan und selbst die Szene mit behaglicher Breite erzählt in einem Brief an A. della Valle di Casanova vom Jahre 1871. Doch

scheint es nicht, daß die Bekehrung des jüngeren Dichters so gründlich war, wie Manzoni im ersten Augenblick seines Triumphes sich schmeichelte. Wenigstens lesen wir in einem Brief, den Giusti im Jahre 1850 an Manzoni schrieb:

Zur Stunde wirst du wohl dein Werk über die Sprache vollendet haben, worin du beabsichtigst, ihre Einheit sicher zu stellen, ihren Sitz zu bestimmen, ihr alles Überflüssige abzuschneiden und sie in einfachere, gleichmäßige Gestalt zu bringen, wie mit dem Französischen geschehen ist. Jeden Einwand, den ich dir machen könnte, wirst du dir selbst gemacht haben, ich beschränke mich deshalb darauf, dir zu sagen, daß das große Hindernis für deinen Plan immer darin bestehen wird, daß in Italien jeder nach seinem Kopfe handeln will, weil nun einmal jeder meint, das Zeug dazu zu besitzen. In Frankreich wird alles recht, was sie in Gemeinschaft tun, einzeln genommen wollen sie wenig bedeuten. Bei uns hat niemand je von gemeinschaftlichem Handeln etwas wissen wollen, und darum haben wir tausend Hauptstädte, tausend Völker ohne Nation, tausend Akademien, tausend Schulen, tausend Mundarten ohne eine Sprache.

Jener Marchese Casanova, an den Manzoni den erwähnten Brief schrieb, hatte sich der Mühe einer durchgängigen Vergleichung der Lesarten beider Ausgaben unterzogen; er starb aber, bevor er diese Zusammenstellung veröffentlichen konnte. Andre haben dann diese Vergleichung aufgenommen, sämtliche Varianten zusammengestellt und herausgegeben, und andre haben grammatische und linguistische Betrachtungen daran geknüpft, Debatten ohne Ende, bei denen man unwillkürlich an das Wort erinnert wird, das Giusti während jenes Besuchs in Manzonis Hause, als die Rede wieder einmal auf die Sprache kam, dem Freund Giorgini heimlich ins Ohr flüsterte: „Ist dir's nicht auch, als ginge dir ein Mühlrad im Kopfe herum?"

Die letzten Arbeiten des greisen Dichters galten seinem Lieblingsgedanken. Die Aufrichtung des Königreichs Italien hatte dem Sprachenstreit abermals neue Nahrung zugeführt. Jetzt, da die Nation politisch geeinigt war, schien ihr nur noch die einheitliche Sprache zu fehlen. Im Jahre 1867 setzte der Unterrichtsminister Broglio eine Kommission ein zur Prüfung der Frage, durch welche Mittel die Kenntnis und der Gebrauch der reinen italienischen Sprache in allen Volkskreisen sich verbreiten lasse. Manzoni durfte in dieser Kommission nicht fehlen. Er arbeitete ein Gutachten aus, wozu er das Material längst bereit hatte. Aber schärfer als je ging er darin den lokalen Dialekten zu Leibe: sie hemmen den Fortschritt der Gesittung, sie bringen eine Unsicherheit in die Sprache, wodurch willkürlichen Neuerungen, wodurch dem Eindringen von Gallizismen die Türe geöffnet wird. So radikal war Manzoni in diesem Bericht, daß er geradezu die Abschaffung aller Dialekte, mit Ausnahme des florentinischen, empfahl: durch die Schulen sollte für die Verbreitung des florentinischen Dialekts als der Nationalsprache und für Ausrottung der Lokalausdrücke gesorgt werden; ein anzufertigendes Wörterbuch des florentinischen Sprachschatzes sollte der Schule dabei als Normativ dienen. Manzonis Gutachten hatte dann wieder Entgegnungen zur Folge, selbst die Toskaner fanden seine Ratschläge einseitig und allzu radikal; darauf antwortete wieder der Dichter mit Nachträgen zu seinem Bericht, und aus dem Nachlaß

sind noch zahlreiche angefangene Arbeiten, alle im gleichen Sinne, zutage gekommen. Schließlich scheint die Debatte im Sande verlaufen zu sein. Das beabsichtigte Normalwörterbuch ist noch nicht zustande gekommen. Ob überhaupt ein Bedürfnis dafür vorhanden ist? Die lingua commune, wie sie im Parlament und in der Presse, wie sie in Romanen und in wissenschaftlichen Werken gebräuchlich ist, wird überall in Italien verstanden, und es hieße ihrer natürlichen Entwicklung Fesseln anlegen, wenn man ihren Sprachschatz peinlich einschränkte auf das, was auf dem Markt in Florenz gesprochen wird. Es wird Sache der Literatur sein, sich einer Reinheit der Sprache zu befleißigen, die sie dem von Manzoni erstrebten Ideal möglichst nahe bringt, und daß dem Florentinischen der Primat gebühre, wird von keiner Seite in Abrede gestellt. Aber man wird sich überzeugt haben, daß die lebendige Sprache nicht ein Gegenstand ist, der sich von oben herab meistern und befehlen läßt, und daß es ein fraglicher Gewinn wäre, wenn man, um zu einer Nationalsprache zu gelangen, die Quellen der lebendigen Volkssprache verstopfte. Manzonis heißes Bemühen um die Sprache mag immerhin den Italienern eine Mahnung sein, im Streben nach Reinheit nicht nachzulassen. Sein höchstes Verdienst bleibt doch immer das, daß er sich mit unsäglichem Fleiß die Sprache zu einem Instrument gebildet hat, darin er unvergängliche Werke der Dichtkunst seinem Volke schenkte.

Aus dem Frankfurter Parlament.

Briefe des Abgeordneten Ernst von Saucken-Tarputschen.

Herausgegeben
von
Professor Dr. **Georg von Below.**

Unter dem Titel „Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV." habe ich vor einiger Zeit in der „Deutschen Rundschau"[1]) Briefe des Abgeordneten Ernst von Saucken-Tarputschen aus dem Frankfurter Parlament an seinen Schwager Gustav von Below, den Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV., veröffentlicht. Nachdem sie dem Druck übergeben waren, erhielt ich durch seinen Enkel eine weitere Reihe von Briefen, die er aus Frankfurt an seine Gattin Pauline, geb. von Below, gerichtet hat. Ich teile sie hier im Auszuge mit.

Saucken hat im Frankfurter Parlament nicht die maßgebende Rolle gespielt, in der wir ihn vom Vereinigten Landtag von 1847 her kennen. Aber er nahm doch auch in Frankfurt eine angesehene Stellung ein. Biedermann[2]) erwähnt seiner, wo er von den „glänzendsten Namen der ganzen Versammlung" spricht.

Das Ansehen, das ihm zuerkannt wurde, kommt darin zum Ausdruck, daß man ihn in die Deputation wählte, die nach Wien gehen sollte, um den Erzherzog Johann zur Annahme des Reichsverweseramtes zu bewegen. Die Briefe über die Wahl des Reichsverwesers und die Reise der Deputation nach Wien bilden den Höhepunkt und die besondern Lichtpunkte in seiner Berichterstattung. Die Freude darüber, daß dem Reiche eine gewisse Einheit und ein Haupt durch die Wahl des Erzherzogs Johann gegeben sei, spricht sich in Sauckens Worten ebenso deutlich aus wie das Bewußtsein, daß Männer des Volkes dies Ziel erreicht haben. Im übrigen zeigen die Briefe oft eine trübe Stimmung. Wenn diese in erster Linie wohl durch die Unerfreulichkeit der allgemeinen Verhältnisse, nicht am wenigsten durch die von Saucken lebhaft angeklagte Haltung der Radikalen, hervorgerufen wird, so kommt bei

[1]) 1901, Bd. CIX, S. 374 ff.
[2]) Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849. S. 162.

Saucken noch ein persönliches Motiv hinzu, nämlich der kurz vorher erfolgte plötzliche Tod seines einzigen Kindes zweiter Ehe. Doch tritt auch in den Briefen, die unter trüben Eindrücken geschrieben sind, die Befriedigung über das vom Parlament Geschaffene hervor (vergl. den Brief vom 23. Juli). Und es ist ferner von Interesse zu sehen, wie die Gegnerschaft gegen den Radikalismus Saucken nicht abhält, mit Raveaux, der freilich noch nicht gerade auf dem äußersten linken Flügel stand, freundschaftliche persönliche Beziehungen anzuknüpfen.

„Saucken, der alte, wackere Haudegen," — so schildert Biedermann [1]) seine Erscheinung auf dem Frankfurter Parlament — „furchtlos und treu, ehrlich und gerade, hieb auch in der parlamentarischen Schlacht tüchtig drein für die deutsche Sache und ließ sich's wenig kümmern, wenn seine Hiebe auch einmal dem Preußentum tief ins Fleisch fuhren." „War nicht dieser graugesprenkelte Kopf mit gutmütigen Augen und so wohlwollendem Stimmklange, war es nicht" — erzählt Laube [2]) — „derselbe Saucken, welcher uns mit seinen freisinnigen Worten im weißen Saale die durstige Seele erquickt hatte? Er sprach heute wie damals mit besonnener Mäßigung und nur noch wärmer. . . . Das Herz geht ihm leicht über zu schwankender Wortfülle, aber er wußte es bis gegen den Schluß seiner Rede in Schranken zu halten."

Die Parlamentsberichte, die wir bisher erhalten haben, stammen weitaus der Mehrzahl nach aus der Feder von Männern der Wissenschaft und der Literatur. In den Briefen, die im folgenden mitgeteilt werden, kommt ein Deputierter zum Wort, der durchaus im praktischen Leben steht. Vielleicht hiermit, zweifellos mit dem Umstand, daß die Briefe an eine Dame adressiert sind, hängt es zusammen, daß wenig allgemeine politische Erörterungen geboten werden. Um so mehr treten Mitteilungen über Persönlichkeiten, persönliche Gegensätze, Stimmungen hervor. Auch das wird willkommen sein. Bemerkenswert ist die Charakteristik der Fürstlichkeiten, die Saucken auf der Rückreise von Wien kennen gelernt hat (s. den Brief vom 28. Juli). Wenn man berücksichtigt, daß es sich hier nur um verhältnismäßig flüchtige Begegnungen handelt, so wird man finden, daß er eine scharfe Beobachtungsgabe besitzt.

Man hat dem Frankfurter Parlament mit Recht die Bedeutung einer Klärung des Weges, auf dem Deutschland zur Einigung gelangen müsse, zugeschrieben. In dieser Hinsicht heben wir hervor, daß die Briefe die Entwicklung von dem Enthusiasmus für den österreichischen Erzherzog als Reichsverweser bis zum Gegensatz gegen Österreich zeigen. Die preußische Grundstimmung war bei Saucken freilich von Anfang an vorhanden, und das dürfte weiter von besonderem Interesse sein, daß bei diesem Vertreter konstitutioneller Anschauungen die Liebe zum preußischen Staate und zum preußischen Herrscherhause angestammt, ursprünglicher Natur, nicht erst Produkt von Zweckmäßigkeitserwägungen ist. Wenn sodann dem Frankfurter Parlament das Verdienst

[1]) Biedermann a. a. O., S. 256.

[2]) Laube, Das erste deutsche Parlament. Leipzig 1849. Erster Band. S. 310.

der Ausbildung einer gemäßigt liberalen Partei im Gegensatz zum Radikalismus zugesprochen werden darf, so sind die Briefe Sauckens hierfür wiederum lehrreich.

Saucken, der den ostpreußischen Wahlkreis Angerburg vertrat, schloß sich im Frankfurter Parlament der Partei des „Hirschgrabens" oder, wie sie später hieß, des „Kasinos" an[1]), also der Gruppe der Dahlmann, Jakob Grimm, Waitz, Droysen, Mathy, Beckerath. Von andern Abgeordneten aus der Provinz Preußen, die hier ihren Platz suchten, seien erwähnt: Regierungspräsident von Salzwedell aus Gumbinnen, Oberregierungsrat Siehr von ebenda, Landrat von Platen aus Neustadt in Westpreußen[2]).

Um noch einzelnes aus den Briefen Sauckens herauszuheben, so sind die Beobachtungen des Norddeutschen über mittel- und süddeutsches Wesen bemerkenswert. Alle Ostpreußen werden es mit Interesse lesen, daß ihr Landsmann dazu bestellt worden ist, das Volk von Wien anzureden (s. den Brief vom 5. Juli); zumal wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Saucken seine heimische Aussprache dabei nicht verleugnet haben wird. Weiter sei auf die Mitteilungen über die Person des Grafen Dönhoff-Friedrichstein hingewiesen, der beim Ausbruch der Märzrevolution preußischer Bundestagsgesandter war, aber auch noch nach seiner im Anfang des Mai erfolgten Entlassung einige Zeit in Frankfurt verweilte. Die neuere historische Forschung[3]) hat die Ziele seiner Politik im einzelnen dargelegt und den Zusammenhang, in den sie einzugliedern ist, erörtert. Er suchte den Bundestag zu einer frischern Aktion zu bestimmen. Das „konstitutionelle System" erklärte er für die einzige wirksame Waffe gegen die republikanische Idee und wünschte eine „nationale Verschmelzung der verschiedenen Bestandteile Deutschlands".

Sauckens Bruder August von S.-Julienfelde hat dem Frankfurter Parlament nicht angehört. Zwar war er ebenso wie der Tarputscher — wie auch General von Below und Landrat von Platen[4]) — von dem zweiten vereinigten Landtag des preußischen Staates am 6. April als Deputierter für die deutsche Nationalversammlung bestimmt worden. Allein diese Wahlen wurden kassiert, als das sogenannte Vorparlament die Wahl eines Abgeordneten auf je 50000 Seelen vorschrieb.

---

[1]) Vgl. Eisenmann, Die Parteyen der teutschen Reichsversammlung. Erlangen1848, S. 17. — Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. S. 236.

[2]) Vgl. über Platen „Deutsche Rundschau", 1901, Bd. CIX, S. 267.

[3]) Vgl. vor allem R. Koser, Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution, „Historische Zeitschrift", Bd. 83, S. 43 ff. — S. ferner Meinecke, ebenda Bd. 89, S. 34. — Rachfahl, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, S. 73 ff. — Dönhoff erhielt im September 1848 im Ministerium Pfuel die auswärtigen Angelegenheiten. Von größerem Interesse ist aber seine Stellung als Bundestagsgesandter.

[4]) Vgl. Rauer, Verhandlungen des Vereinigten Landtages von 1847 und 1848, S. 813.

I.

Frankfurt den 21 5. 48.

So bin ich denn gestern Abend 6 Uhr an dem Orte angelangt, wo Deutschlands und so auch Preussens Wohl für die Zukunft berathen und festgestellt werden soll, wo aber nach meiner kurzen Wahrnehmung ein Wirrwar in Gedanken und Streben zu herrschen scheint, daß man eher einen Thurmbau zu Babel als ein tüchtiges Wert für Deutschland fördern wird. Die wenigen Stunden hier haben schon manches Bild an mir vorüber geführt. Doch bevor ich diese schildere, will ich Deinem sorgenden Herzen erst einen kurzen Reisebericht liefern. Ich fuhr von Königsberg mit Landrath von Wegenern und Doktor Muttray[1]), beides Kollegen, und mit Oberst Dobeneck allein im Kabriolett bis Berlin, nachdem noch zwei Kollegen sich in Marienburg und Stargardt anschlossen. In Stettin ließ ich mir den Oberst Schach hinbitten und ließ durch ihn die Lydia[2]) nur grüssen. In Berlin kaperte im Dunkeln mich der gute Otto . . . und brachte mich halb mit Gewalt zu seinen Eltern[3]), die mich mit ungemein viel Liebe und Herzlichkeit bei sich aufnahmen. Spät Abends nach langem Plaudern giengen wir erst zur Ruh, die ich, sehr aufgeregt, nicht fand und mit starkem Kopfweh den Morgen erwartete . . . Mittags war ich noch bei Belows. Nachmittag gieng ich zu Minister Auerswald, Schwerin und Kamphausen und sprach mit allen ausführlich. Hansemann allein traf ich nicht. Das Resultat der Mittheilungen war mir nicht zusagend. Denn meine alte Klage muß ich immer lauter erheben, es fehlt allen Ministern mehr oder minder die rechte Energie und Muth in ihrer Stellung, wenngleich ich persönlich diesen keinem absprechen will. Oberst Auerswald und Bardeleben[4]) baten mich, mit ihnen Partie zu machen und über Eisenach und von da mit Extrapost weiter zu reisen. Ich nahm es an, und so fuhren wir wohl theuer und mit Beschwerde wegen des ewigen Umpacken bis hieher, durch wahrhaft reizende Gegenden schon von Naumburg an . . . Diese Dir näher zu schildern wäre mir ein Vergnügen, aber heute darf ich mich nicht darauf einlassen, weil ich Dir doch gerne Kunde geben möchte und nicht viel Zeit mehr habe, da Bardeleben mich lange abgehalten hat und ich bald ausgehen muß. Vielleicht komme ich später noch darauf zurück, wenn mehr Musse ist. Hier angekommen und umgezogen gieng ich gleich nach Maienlust, wo im Gartensaale eine Berathung vieler Deputirten sein sollte. Erst viel fremde Gesichter, dann aber ein wahrhaft herzlicher Auf- und Zuruf von Lichnowsky, Minister Graf Arnim, Beckerath, Mewissen, Hagenau, Gottberg, Rättig, Minister Flottwell[5]), und nun noch Begrüssungen und neue Vorstellungen von Menschen, deren Namen mir wieder entschwunden. Auch Professor Simson, Saltzwedel, Schirrmeister[6]) und manche andere waren freundlicher denn je. Ein mir Fremder hielt einen Vortrag, Preussen wegen gleichzeitiger Berufung der Berliner Versammlung ꝛc. angreifend. Doch gleich darauf zog alles

---

[1]) Landrat v. Wegnern vertrat die Kreise Lyck und Johannisburg, Muttray Memel und Heydekrug.

[2]) Gemahlin des kommandierenden Generals v. Wrangel in Stettin, geb. v. Below.

[3]) Sauckens Schwager, General v. Below.

[4]) Landrat v. Bardeleben, der Schwiegersohn Th. v. Schöns, vertrat den Kreis Fischhausen, Oberst und Brigadekommandeur Hans v. Auerswald (der später in Frankfurt ermordet wurde) Marienwerder und Rosenberg. Über Bardeleben vgl. „Allg. Deutsche Biographie", Bd. II, S. 53 ff.

[5]) Flottwell, ein Landsmann Sauckens, war jetzt Oberpräsident von Westfalen und vertrat den fünften Wahlkreis der Provinz Sachsen. 1844—1846 war er Finanzminister gewesen. Die Gutsbesitzer v. Gottberg und v. Hagenow vertraten den zweiten bez. vierzehnten pommerschen Wahlkreis, Regierungsrat Rättig Potsdam.

[6]) Simson vertrat Königsberg i. Pr., Präsident v. Saltzwedell Gumbinnen, Landrat Schirmeister Insterburg. Über Saltzwedell vgl. „Deutsche Rundschau", Bd. 109, S. 280.

von dort in eine bestimmte vorbereitete Versammlung, wo geordnet über denselben Gegenstand gut und schlecht und zuletzt recht durcheinander ganz unnütz gestritten wurde. Dringend wurde ich von vielen Seiten aufgefordert, das Wort zu nehmen; ich hütete mich aber wohl, so hineinzuplatzen, obgleich sich manches hätte sagen lassen und es mich selber drängte. Hier kam auch Vincke, und wir zogen nun zum Abendbrodt hier im Schwan ein, wo wir, Beckradt, Mewissen, Vincke, Auerswald und mehrere andere, an einen Tisch uns setzten und bis 11½ Uhr weilten und auf Vinckes Verlobung mit einer Schulenburg, mir ordentlich bei Vincke ein angenehmes Ereigniß, tranken und manches Wörtchen plauderten. Ich habe auch schon Jakobi und Stedtmann[1]) gesprochen, aber nur letzterem ehrlich meine Ansicht über die Anmassung der 50ger[2]) sagen können, der ruhig und liebenswürdig erwiederte: „warum waren der Bund und die Regierung so schwach, es sich gefallen zu lassen? Kräftigen gegenüber wäre es nie geschehen, aber so war es gut und der Sache förderlich. Und wo alle Kraft fehlt, ist der der Starke, der auch ohne Fülle derselben sie nur braucht ꝛc. ꝛc." Hier sind die ärgsten Richtungen vertreten, und zwar, wie man mir gesagt, in der Zahl nicht mächtig (vielmehr hofft man, daß das konservative Element das vorherrschende sein wird), aber mit einer Kraft und beinahe Brutalität auftretend, daß gestern gar viele ausriefen: „Nun Gott sei Dank, daß Sie gekommen, auf Sie und Vincke steht unsere Hoffnung, daß Sie sie stellen und bewältigen werden, hier will es noch Niemand wagen."

Schlöffel[3]) soll der Ärgste sein, ein reiner Republikaner und derb bis zur Grobheit. Auch Jakoby soll sich arg ausgesprochen und namentlich unsere Minister grundschlecht gemacht und arg behandelt haben. Nun, die nächsten Tage werden ja zeigen, wie sich die Sache macht und welche Parteien von vorneherein die herrschenden sein werden, die, welche die Versammlung mit aller Machtvollkommenheit bekleiden und sofort los regiren wollen, oder die Partei, die sie als eine konstituirende in der Weise betrachtet, daß sie eine Vereinbarung noch erst zu erstreben sucht, aber nicht eher sich auflöset, bis diese mit den Fürsten und Völkern erlangt ist.

Es wirrt und schwirrt hier gar vieles bunt durcheinander.

II.

Frankfurt den 26/5 48.

Morgen bin ich 8 Tage hier und bald 14 Tage von der lieben Heimath . . . Ich kann es Dir nicht sagen, wie schwer mir hier das Leben fällt und wie ich auch nicht glaube, es lange zu ertragen, obgleich ich jetzt gesund bin, wozu wohl auch die Bewegung und Mäßigkeit beitragen mag. Bis jetzt ist trotz des Zusammenflusses so vieler geistiger Kräfte aus ganz Deutschland dennoch weder Belehrung noch Genuß zu finden, denn alles ist erfüllt und erfaßt von dem einen vorliegenden, allerdings sehr wichtigen Gegenstand, und bemüht, für denselben, jeder in seiner Richtung, Terrain zu gewinnen. Beinahe alle früher verdächtigte, ja verurtheilte und verbannte Demagogen sind da und in ungemeiner Aufregung und süddeutscher Lebendigkeit stets auf dem Platz. Als da sind Venedei, Nauwerk, Ruge, Eisenmann, Jordan, Schlöffel, Simon und der alte ehrwürdige Vater Jahn, der wie ein Eremit alter Sagen einhergeht in der altdeutschen Tracht mit langem weißem Bart, kleiner Kappe, noch kräftig, aber geistig nicht mehr sehr regsam. Zu diesen gesellen sich nun eine Menge Exaltirte und wetteifern im Durchgehen und Leidenschaftlichkeit. Doch fängt es schon an, sich etwas zu legen, und bald werden sie wohl einsehen, daß so nichts

[1]) Dr. Jacoby, der Königsberger Radikale, hatte ein Mandat für Berlin. Gutsbesitzer Stedmann vertrat Kreuznach und St. Goar.

[2]) Die Fünfzig sind der Ausschuß, den das Vorparlament zur Beaufsichtigung des Bundestages eingesetzt hatte.

[3]) Gutsbesitzer Schlöffel vertrat den Kreis Hirschberg. Vgl. über ihn Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche, S. 33 und 411.

zu erreichen ist. Jetzt sind sie allein im Besitz der Tribüne und eifern und poltern gewaltig, aber all' ihr Begehren ist bis jetzt immer abgewiesen, ja mehrere sind schon arg herrunter getrommelt und einige auch schon zur Ordnung gerufen. Dies macht sie stutzig und vereinigt schneller die Besonnenen, die bald eine kompakte feste Masse bilden werden, an der das wilde Gedränge wie schäumende Wellen am festen Fels sich brechen werden. In dieser Beziehung sehe ich ruhiger in die Zukunft als anfangs, und bald wird es sich noch klarer übersehen lassen, was wohl durchzuführen möglich sein wird. Gestern war eine freie Versammlung. Professor Mittermaier präsidirte prächtig, sprach trefflich und nachdem scharfer Witz und heftige Schläge rechts und links zur Erheiterung der Versammlung gefallen waren, hatte die Versammlung doch zur freundlichen Verständigung und Begegnung geführt. Arnold Ruge und Nauwerk stellten sich selbst mir sehr freundlich vor, und der alte Jahn hat mich in sein Herz geschlossen. In meiner Abtheilung fängt es auch an, sich besser zu gestalten, nachdem ich jüngst in derselben mich sehr ernst und entschieden und außer derselben noch klarer mit einem Haupthahn ausgesprochen habe. Man ist jetzt höflich, ja aufmerksam; in allen Wahlen werde ich vorgeschlagen, aber stets noch im Wettkampf der engern Wahl, durch Vereinigung um 2 bis 3 Stimmen geschlagen, was mir sehr lieb ist, denn ich sehne mich durchaus nicht, in Abtheilungen zu kommen; es ist viel Zeitverlust und wenig Gewinn dabei und in der General-Versammlung wird doch noch geändert. Wenn ich ferner nur so durchkomme, ich wollte recht froh sein, dann könnte ich später mich auch in der Umgegend umsehen und auch mit Euch Lieben wenigstens schriftlich mehr verkehren.

Beim alten Arndt war ich gestern. Es ist ein lieber herzlicher offener noch ganz rüstiger Mann, der aber gar nichts poetisches hat, vielmehr wie ein einfacher Landmann aussieht. Unser Präsident von Gagern, ein Bruder des bei Candern schmählich erschossenen[1]), ist eine imponirende und dabei anziehende Persönlichkeit, der vortrefflich präsidirt. Allmählich wird man mit einem und dem andern Kollegen bekannt. Daß General Radowitz[2]) auch hier ist, macht keinen guten Eindruck. Auch den Ex-Minister Arnim[3]) sieht man scheel an und hört ihn gar ungern. Auch gegen Vincke ist man gestimmt. Bis jetzt hat er erst einmal blos wegen einer Fragstellung und ich noch gar nicht gesprochen. Vielleicht kommen wir heute an die Reihe, indem Anklagen gegen das preußische Militair und dann politische Fragen zur Sprache kommen. Das Publikum fängt an, ungeduldig zu werden und nicht mit Unrecht. Noch ist nichts geschehen und und die Zeit nur mit Formalitäten und mit Bekämpfung unpassender Anträge hingebracht. Republikaner haben wir wenige, aber viele, die in den einzelnen Staaten es ihnen selbst überlassen wollen, die Regierungsform für sich zu wählen; über alle soll aber ein gewähltes Präsidium, mit der exekutiven Gewalt bekleidet, gestellt und so die oberste Spitze republikanisch eingerichtet werden. Hiefür sprach sich auch Mittermaier und Ruge aus, und am Ende wird es auch dazu kommen, bei dem Widerwillen, den ganz Süddeutschland jetzt gegen Preussen hat, und bei der Eifersucht der Länder und Stämme gegeneinander.

Mit der in Berlin vorgelegten Verfassung ist man hier nicht zufrieden und kann es wohl auch nicht sein. Es wird das Grab der Minister sein; aber wer wird es besser machen und welches Ministerium wird sich halten können.

Gestern kam Oberst von Steffenhagen[4]), nachträglich gewählt, hier an und sagte mir, wie ich nur ihm zur Wahl verholfen, indem in einer Vorberathung zu einer

---

[1]) General F. v. Gagern war am 20. April im Kampf gegen den Heckerschen Aufstand in Baden erschossen worden.

[2]) General v. Radowitz vertrat den westfälischen Kreis Arnsberg.

[3]) Graf Arnim-Boitzenburg war vom 19. bis 29. März Premierminister gewesen und vertrat im Frankfurter Parlament den Kreis Prenzlau.

[4]) Stavenhagen, Oberst im Großen Generalstabe, vertrat Berlin. Er wurde im Reichs-Kriegsministerium unter General v. Peucker Direktor, am 26. Juni 1849 als Generalmajor zur

Nachwahl für Frankfurt (wie früher in einer für Berlin) ich als Kandidat vorgeschlagen gewesen wäre und er Steffenhagen dabei Veranlassung genommen, mich besonders zu empfehlen, auch schon, weil ich Militair gewesen, auch noch die Militair-Verhältnisse kenne und diese zu vertreten doch sehr wichtig sei ꝛc. ꝛc. Bei der Wahl hätte man erfahren, daß ich bereits hier wäre, nun aber ihn an meine Stelle als Kandidaten eingeschoben und gewählt. Es scheint ein netter und sehr gebildeter Mann zu sein, also jedenfalls mehr geeignet als ich besonders für diesen Zweck, und ich ersehe daraus, daß es mir nichts genützt hätte, wenn ich in Angerburg nicht gewählt wäre, ich hätte doch her müssen, und Ruhe soll dem alternden Körper noch nicht werden. Vorgestern war ich zu Mittag bei Graf Döhnhoff, der ganz besonders freundlich, ja herzlich zu mir ist, desgleichen die wirklich schöne, sehr stark gewordene Frau, die sehr gesprächig und verständig, ja liebenswürdig mit jedem Gast sich zu unterhalten versteht und politisch angeregt, sehr viel Theilnahme den Tagesbegebenheiten schenkt. Sie ist beinahe immer in der Paulskirche. Die Zwillinge[1]) sind reizende Knaben und stark dabei. Wann sie abreisen, ist noch ungewiß . . .

III.

Frankfurt den 6./6. 48.

Recht dankbar bin ich Dir, daß Du mir so oft schreibst . . . Wenn Ihr Euch so recht in meine Lage, in meine Sehnsucht nach Euch Allen versetzen möchtet, dann würdet Ihr wohl noch öfter mir den Genuß gewähren, der beinahe der Einzige ist, der mir hier wird. Die Verhandlungen durch eine gewaltige Redelust der linken Seite und auch vieler anderer aus der Versammlung machen es, daß über den geringfügigsten Gegenstand stundenlang nutzlos gesprochen wird und ein Tag nach dem andern vorübergeht, ohne auch nur einen Schritt in der Sache vorwärts zu kommen, und auf das Höchste dadurch abgespannt, geht man nachher zum Essen, um nachher wieder in einem Ausschuß in gleicher Art beinahe gepeinigt zu werden, bis man erschöpft Abends die Ruhe sucht. Leider bin ich jetzt in einen Ausschuß gewählt[2]) und zwar in den sehr bedeutenden über die zu bildende provisorische Central-Gewalt, wo es die widerstrebendsten Ansichten giebt und so ernste Kämpfe nicht ausbleiben. Eine halbe Stunde nur habe ich Zeit, um wieder hinzugehen, und wie könnte ich diese Zeit besser benutzen, als daß ich Dir treues Herz einige Worte aus der weiten, noch so weiten Ferne sende . . .

Der politische Horizont wird immer düsterer. Von allen Seiten ziehen schwere Gewitterwolken heran. Wo und wie sie sich entladen werden? wer kann es sagen! Heute aß ich mit dem Bundes-Tags-Gesandten, dem Grafen von Schmerling[3]), ein selten offener liebenswürdiger Mann, und noch mit andern Östreichern zusammen. Die Verhältnisse Östreichs lassen sich gar nicht übersehen. Frankreich wird uns fürs Erste keinen Krieg bringen, wohl aber kann dieser im Innern ausbrechen, und vieler, gar vieler Streben geht dahin ihn hervorzurufen, um die Republik zu proklamieren. Auf die Pfingstfeiertage wird viel vorbereitet, hier und dort an gar

---

Disposition gestellt. Seine eigentliche historische Bedeutung hat er als Abgeordneter in der Konfliktszeit erlangt. Er starb 1869. Vgl. „Allg. Deutsche Biographie", Bd. XXXV, S. 533 ff. Aus dem Leben des Generals v. Brandt. Bd. III, S. 264.

[1]) Der eine ist der frühere Reichstagsabgeordnete Wirtl. Geh. Rat Graf Dönhoff-Friedrichstein.

[2]) Über Sauckens Wahl in diesen Ausschuß s. „Deutsche Rundschau" a. a. O., S. 376.

[3]) Ritter v. Schmerling war von der österreichischen Regierung nach Frankfurt gesandt worden, um hier als ihr Vertrauensmann den Beratungen über einen deutschen Verfassungsentwurf beizuwohnen. Seine Richtung erschien in dieser Zeit betreffs der Verfassungsfrage unitarisch, wobei er aber nicht auf Preußens, sondern Österreichs Hegemonie rechnete. Als Erzherzog Johann zum Reichsverweser erwählt war, ernannte er ihn zum Reichsminister (am 15. Juli).

vielen Punkten; sie können manches bringen. Wir hier fürchten einen Krieg mit Rußland mehr als jeden auswärtigen. Rußland hat wegen Dänemark gedroht, und deßhalb hat Wrangel sich zurückziehen müssen; hat aber heute vom Bunde Ordre erhalten, wieder vorzugehen und ganz nach eigenem Ermessen zu handeln. Dies wird er wohl benutzen. Bei uns in der Versammlung, auch in den Abtheilungen, besonders auch in der, wo ich bin, fängt die gemäßigte Parthei immer mehr an, die Oberhand zu gewinnen, und bei der jüngsten Präsidentenwahl hat der Linken ganze Stärke nur die Zahl von 116 betragen [1]). Wir werden also etwas dreister vorgehen können und können hoffen, daß hier auf diese Weise am Ende noch was Gutes zu Stande komme. In den Abtheilungen sprach ich wohl, in der Versammlung bin ich noch nicht dazu gekommen, was mir ganz recht ist. Viele Menschen treten mir sehr freundlich entgegen und sagen mir noch manch freundlich Wort wegen früherer Tage, aber dem Herzen wird doch wenig, wenig dabei gebothen, alles verliert sich jetzt in den politischen Bestrebungen, in dem Fürchten und Hoffen auf diesem Gebiete. Wenn es nur in Berlin besser gehen möchte, dort fürchte ich jetzt mehr als hier. In diesen Tagen ist der Prinz von Preussen in Potsdam angekommen. Wann er in Berlin eintreffen wird, ist ungewiß, ebenso ob und was dabei geschehen wird. Der König soll gesund sein, aber unsicher und unentschieden, die Minister ohne die rechte Energie, die Kammer ohne Leitung und innern Halt, wo soll das hinaus? Der Name, der unters Siegel gekommen, ist der des Königs gewesen!!! — Gustav [2]) kommt vielleicht als interimistischer Oberstallmeister bald nach Preussen, wie er mir schreibt . . . Graf Döhnhoff ist auch stets ungemein freundlich und nicht im mindesten steif zu mir, sie wirklich liebenswürdig, sogar herzlich und ohne alle steifen Formen. Die Kinder sind allerliebst. Bei den vielen Adressen und nachdem August sogar meines Gesprächs mit dem Prinzen öffentlich Erwähnung gethan hat, scheint mir eine nochmalige Aussprache überflüssig. Von Augusts Inserat [3]) sagte mir Professor Schubert [4]); ich habe es noch nicht zu lesen bekommen . . .

IV.

Frankfurt a. M. den 15. Juny 48.

Wenn Du es so recht mit mir fühlen könntest, welche Freude mir jeder Brief aus der lieben Heimath und besonders die Zeichen Deiner Liebe bringen . . . ich bin allein herausgerissen, stehe allein hineingeworfen in den Strudel des, ja man kann es so bezeichnen, des wildesten Kampfes aufgeregter Leidenschaften, habe . . . nur die Sehnsucht nach Allen, die mir noch geblieben, und nach der Nähe der Ruhestätte derer, die mir schon entrückt. Und wenn das bunte Gewühl des Tages vorüber ist und ich mein einsam Lager ermüdet suche, wird der Schlaf doch fern gehalten durch die Bilder, die den Geist umschweben, durch Bangen, Fürchten und Sorgen, und

---

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau a. a. O., S. 374.

[2]) Sauckens Schwager Below.

[3]) Im Inseratenteil der „Vossischen Zeitung" vom 28. Mai 1848 (Nr. 123) erschien ein Artikel von E. v. Sauckens Bruder August. Es ist ein sogenanntes „Eingesandt", wie es damals viele Artikel der Art gab. Es wird darin der Wunsch ausgesprochen, daß der Prinz von Preußen aus England zurückkehren möge. Der ziemlich lange Artikel beginnt mit den Worten: „Mit Erstaunen und Unwillen hat der Unterfertigte und viele ihm Gleichgesinnte die Nachrichten über die Ereignisse gelesen, welche infolge des die Rückkehr des Prinzen von Preußen betreffenden Ministerial-Beschlusses in Berlin hervorgerufen sind." Unterzeichnet: A. von Saucken-Julienfelde. Auch K. v. Vincke-Olbendorf veröffentlichte damals eine Erklärung zugunsten der Heimkehr des Prinzen. Vgl. „Deutsche Revue", Jahrgang 1902, Juliheft S. 92.

[4]) Der Königsberger Professor der Statistik, F. W. Schubert, welcher die Kreise Sensburg und Ortelsburg vertrat. Vgl. seine Schilderung bei E. Laube, Das erste deutsche Parlament. Bd. II, S. 199.

der Morgen findet mich nicht nach stärkender Ruhe. In meiner gegenwärtigen Stimmung halte ich es auch lange nicht aus, besonders da die Erfolge nicht so große Opfer werth sind, und wenn nicht gewaltsam Störendes dazwischen kommt, denke ich, soll unser eigentliches Werk, die Verfassung in 6 bis 8 Wochen fertig sein, oder in Unfrieden die Versammlung sich aufgelöst haben. Den ersten Theil über die Rechte des Volkes werden wir wohl in der nächsten Woche vornehmen und beenden, wenn nicht der Kampf wegen der zu errichtenden Central-Gewalt dazwischen kommt und in Erregtheit aller Gemüther viel Zeit hinwegnehmen wird. In dem Ausschuß für diese Angelegenheit bin ich nicht nutzlos nach meiner eigenen und anderer Meinung gewesen und habe manch' kleinen Strauß zu bestehen gehabt, bis wir einig und für die Zeitumstände das scheinbar beste durchgesetzt haben. Möchte es auch so in der National-Versammlung durchgehen.

Hier, so wenig erfreulich es auch geht, geht es doch noch golden im Vergleich mit Berlin, und nach den letzten Ereignissen dort kann man wirklich sich freuen, nicht dort zu sein. Denn wenn ich auch viel opfern und viel zum Besten des Vaterlandes ertragen will, so gehört doch thätliche Mißhandlung und Fußtritte, wie sie der so ehrenwerthe und noch jüngst so gefeierte Prediger Sydow erdulden muß, doch außer dem Bereich dessen, dem ich mich unterwerfe, und wie leicht hätte mir das Gleiche widerfahren können, denn ich hätte gethan und vielleicht noch härter mich ausgesprochen als Sydow. Wohin soll das führen? und ist ein Zeichen, daß Nachgeben nie taugt. Dahin haben es nun die Minister gebracht und wissen nun selbst nicht aus nicht ein, möchten gerne jetzt nach Schwedt ziehen, was ich von vorne herein rieth, und werden wohl bald, mit Schmach und Vorwürfen aller Art beladen, abtreten müssen, um viel viel schlechteren Nachfolgern das Feld zu räumen, und was wird aus dem Vaterland? Nur Entschiedenheit und Kraft allein kann uns jetzt helfen, aber wo ist der Mann, der dies beides hat? Niemand weiß ihn zu bezeichnen, und unser alter würdiger Schön ist durch sein Alters-Präsidium[1]) unmöglich geworden, wie mir aus Berlin geschrieben ist. Doch was soll ich über diese trostlose Zustände noch schreiben, die Zeitungen bringen sie nur zu zahlreich . . .

Ich war über Heidelberg nach Stuttgardt und Hohenheim gereist, zurück über Heilbronn, auf dem Dampfschiff von da den Neckar herunter bis Heidelberg, und bin gestern Abend heimgekehrt. Das Leben von Götz von Berlichingen wird auf dieser Fahrt einem recht oft vor die Seele geführt. Der Thurm in Heilbronn, wo er gesessen, das Stadthaus daselbst, die Burgen, wo er Aufnahme gesucht, wo er sich zuletzt selbst einschloß und starb, an allem wird man auf den stillen Fluthen des Neckar sanft vorübergeführt; aber bei allem Schönen und bei dem frischen Grün der Wälder legte über alles einen trüben Flor die Erinnerung an das liebliche Wesen, das mit seiner reinen Stimme Götzen's Sohn reden ließ[2]). Weißt Du wohl noch? . . .

Wie das Leben es bietet, so wurde ich aus meinem stillen Träumen gewaltsam durch Angriffe auf Preussen, auf unsern König, auf alles Bestehende und Lobpreisungen Heckers und der Republik herausgerissen und mußte mit mehrern argen Republikanern heftig streiten und kämpfen. Es waren viel Reisende, und bald nahm der Kampf so sehr die ganze Gesellschaft in Anspruch, daß wir alle enge zusammengepreßt auf dem einen Verdeck waren, wo auch 15 bis 20 Studenten aus Heidelberg sich befanden und mir erst bei dem starken Bierzutrinken mißfällig, jetzt wohl zusagten, in dem Eifer und der Wärme, mit der sie sämtlich zu meiner Fahne traten und kräftig weiter kämpften, und so die Jugend für den Besonnenen auf das Bestehende und rechtlich zuläßige den Fortschritt wünschte, während andere und ältere Männer alles jählings kopfüber werfen wollten, niederreißen ohne Gewißheit des Aufbaues. Ein Paar nette gebildete Damen interressirte der Streit sehr

[1]) Th. v. Schön hatte als Alterspräsident die ersten Sitzungen der preußischen Nationalversammlung geleitet, aber nicht Ordnung zu halten gewußt.

[2]) Bezieht sich auf den kurz vorher verstorbenen Sohn Sauckens, den einzigen zweiter Ehe.

und sagten mir ihren Dank, leise fragend, Sie sind wohl ein Preusse? Dies bejahend, fragte ich, ob ich zu lebendig es verrathen hätte? worauf mir die Antwort wurde, das nicht, aber an dem Feuer, mit dem Sie sprachen, knüpften wir die Vermuthung an. Von Heidelberg wollte ich nicht weiter streiten und setzte mich in das Damen-Koupee, aber wehe mir, ich kam aus dem Regen in die Traufe. Eine hübsche junge und zwei ältere Damen, alles Frauen von Badenser Abgeordneten, waren rasende Republikanerinnen, ließen mir keine Ruhe, bis ich zuletzt sie aufgab und etwas grob beinahe gegen die Hübsche wurde, die wirklich ganz abscheulich vom König, von allen Preussen ꝛc. ꝛc. sprach und nur die Linke in der National-Versammlung als die einzig tüchtigen und gescheuten Männer anerkennen wollte. Im Badenschen ist beinahe alles von diesem republikanischen Fieber befallen . . .

Ich muß schliessen . . . Sage in Lugowen[1]), daß bei Dönhoff alles wohl und fortwährend gegen mich sehr freundlich ist. Ich bin auf heute zum Thee eingeladen. Leider fängt dieser aber um 9 Uhr an und dauert bis 11 Uhr *jeden* Abend . . .

V.

Frankfurt a M. den 20./6. 48.

. . . Wir sind seit Montag bei der so hochwichtigen Frage wegen der Central-Gewalt, und obgleich ich mich gleich früh vor dem Beginn der Sitzung um das Wort meldete, so bin ich doch der 46.! geworden, und da gestern und heute nur täglich 12 bis 13 Redner zum sprechen kommen, so werde ich wohl erst übermorgen heran kommen und dann am besten thun, zu schweigen. Denn ein Redner nach dem andern spricht bald dies bald jenes aus, was ich sagen wollte, und so wird nichts Neues zu sagen übrig bleiben, und wiederkäuen mag ich nicht. Es scheint auf die Weise, daß ich hier nicht zum öffentlichen Reden in der Paulskirche kommen solle, woran mir eigentlich auch nicht viel liegt. Jetzt ist die Versammlung schon gelangweilt und schenkt nur einzelnen Rednern noch Aufmerksamkeit, und ich bezweifle, ob sie ihrem Entschluß treu bleiben und alle Redner hierüber hören wird. Alle Abend haben wir noch Vorberathungen, wo ich mehr, aber auch nicht viel rede, um uns immer mehr zu einigen und die Stimmenmehrheit zu gewinnen, die ich auch *für* den Antrag des Ausschusses hoffe, so sehr er auch bekämpft wird . . . Heute erklärte ein Redner von der äußersten Linken, daß die, die dafür wären, Hochverräther seien, und da noch kein Gerichtshof dafür bestände, so müßte namentlich abgestimmt werden, damit das Volk seine Verräther kennen lerne und selbst gerechte Volksjustiz üben könne, wobei er sich an die dicht gedrängte Gallerie wandte und auch ein gewaltiges Bravo und Händeklatschen als Zustimmung erhielt. Auch in öffentlichen Blättern haben diese Herren schon zu ähnlichem aufgefordert, an die Souveränität des Volkes der Barrikaden sich gewandt. Ich hoffe aber, daß all' dies wühlerische Treiben ihnen nichts helfen wird, und wir werden hoffentlich uns in unsern Stimmen nicht hindern laßen, wenigstens die Mehrsten. Du kannst Dir von der Leidenschaftlichkeit dieser Menschen gar keinen Begriff machen und von ihrem Wüthen und Schreien auf der Tribüne. Es gehört viel dazu, ruhig zu bleiben, man bekommt aber nicht das Wort, und so muß man es ertragen. Dies regt mich aber nervös so auf, daß ich meine Kopfweh davon herschreibe. Wenn wir nur keinen Krieg mit Rußland bekommen, dann will ich es wohl noch ertragen. Hier spricht man viel davon, aber ich hoffe noch immer, daß uns Rußland in Ruhe lassen wird. Laß mir doch genau durch die Kinder darüber schreiben, ob und was von der Landwehr einbeordert ist . . . Dönhoff wird sicher nicht Minister. Ich wünsche es ihm auch nicht. Jetzt führt es nur dazu, daß jeder, der es wird, sein Renommee verliert. Ihm ist es jetzt hinderlich, daß er Bundes-Gesandter gewesen, da gegen den ganzen Bund eine wahre Wuth herrscht, und es hilft ihm nichts,

[1]) Besitzung eines Schwagers des Grafen Dönhoff (K. v. Below).

daß er nur nach bestimmten Instruktionen gehandelt und persönlich ganz dagegen gewesen ist. Wer weiß, wer erfährt dies? Ich halte ihn aber, wie ich ihn jetzt kennen gelernt habe, für besser als Usedom[1]) und gar viele Andere. Dies sage doch an August . . .

VI.

Frankfurt a/M. den 28/6 48[2]).

Heute war der wichtige Tag, wo seit Jahrhunderten Deutschland zuerst wieder ein Oberhaupt erhalten hat, zwar provisorisch nur, aber doch anbahnend den späteren Zuständen [!], und es ist gewiß von der äußersten Wichtigkeit für alle Staaten und so auch für Preussen, daß eine Central-Macht gebildet wird, die ohne Rücksicht, die Popularität zu verlieren, einschreiten und Ordnung und Gesetzlichkeit herstellen kann und, so Gott will, auch wird.

Die Zustände und Stimmungen hier sind von der Art, daß wir keine andere Wahl als Erzherzog Johann von Östreich hatten, und wir Preussen haben ihm auch alle mit Ausnahme einiger alten Radikalen, die den Mitverräther Itzstein wählten, unsere Stimmen gegeben, was einen großartigen Eindruck, besonders auf die Östreicher, machte. Er wurde mit 433[3]) Stimmen gewählt, und es war ein feierlicher und erhebender Moment, als unser trefflicher Präsident von Gagern ihn mit einfachen Redesätzen, aber deutschem Kernworte zum Reichsverweser proklamierte und in dem Augenblick alle Glocken läuteten und Kanonen-Salven erschollen. Jeder fühlte sich ergriffen, nur die gefühlslose gemeine Linke nicht, die für nichts als nur für Rauben und Plünderung, Auflösung aller Ordnung und dadurch Gewinn für sich Sinn und Gedanken hat. Es wurde nun beschlossen, eine Deputation nach Wien zu Erzherzog Johann abzusenden, um ihm die Wahl zu verkünden und ihn zur Annahme, vielleicht gar zum Herkommen zu bewegen. Erst wurden 15 als die Zahl der Deputirten genannt, dann 12, dann 10, aber alles verworfen, bis man auf 7 Personen stehen blieb, weil vor grauen Jahren auch nur 7 Churfürsten den Kaiser gewählt haben. Die Wahl fiel auf

1. v. Andrian aus Wien,
2. Heckscher aus Hamburg,
3. v. Rothenhahn aus Baiern,
4. Raveaux aus Köln,
5. Jucho aus Frankfurt a/M.,
6. Francke aus Holstein,
7. auf mich[4]), und morgen frühe reise ich in dieser Herren-Gesellschaft, die ich alle schon kenne und werth halte, über Nürnberg-Regensburg und dann die Donau herunter nach Wien, mit einer so hoch wichtigen, so interressanten Mission, daß Hunderte neidisch zusehen, ja gar viele sprechen es ehrlich aus, daß sie mich wirklich beneiden, und ich leugne es Dir nicht, daß je weniger ich darauf rechnete, um so mehr hat es mich überrascht und auch erfreut. Gar viele, nicht blos Preussen, haben mir aber viel Freundliches und Herzliches gesagt, was ich auch gern hinnahm, nur Auerswald war sehr verstimmt, er hatte förmlich darum geworben, bemerklich gemacht, wie nöthig es wäre, einen Repräsentanten des preußischen Heeres zu senden ꝛc. ꝛc., und hatte auch Zusicherungen erhalten, daß er gewählt werden würde, und auf einmal traf es mich. Östreicher haben mir ihre

[1]) Usedom war Dönhoffs Nachfolger als preußischer Bundestagsgesandter. Einen Tadel über Usedom spricht Saucken auch in einem Briefe an seinen Schwager Below aus. (Deutsche Rundschau, Bd. 109, S. 379.)

[2]) Verschrieben für: 29. Juni.

[3]) Tatsächlich 436 Stimmen.

[4]) Vgl. den „Stenographischen Bericht", Bd. I, S. 639 f. Das Motiv für die Feststellung der Zahl Sieben ist daselbst nicht angegeben.

großen schönen jetzt leer stehenden Wohnungen, andere Empfehlungen aller Art, einige (die heute schon hinreiseten auf ihre eigene Hand, und wie sie meinten, um für einen passenden, recht feierlichen Empfang zu sorgen) sogar sich selbst angeboten. Lychnowsky hat mir ein Schreiben an seine dort an einen Fürsten verheirathete Schwester gegeben, wo er um die herzlichste Aufnahme für mich bittet und mich gewaltig herausstreicht. Ein anderer hat mir ein Schreiben an die Frau des Erzherzogs Johann, der in morganatischer Ehe mit der Tochter eines Posthalters aus Steiermark lebt, die aber eine liebe, ehrenhafte Frau sein soll, ein Dritter an den Adjutanten des Erzherzogs gegeben und mich als den vielleicht Einzigen der Kommission bezeichnet, der nichts will und ehrlich und wahr am ersten dem Erzherzoge genaue und wahre Auskunft über alles hier ꝛc. geben kann u. s. w., u. s. w. Du siehst hieraus, meine theure Pauline, daß für Deinen alten Mann trefflich gesorgt ist und ihm mehr Ehre widerfährt, als er verdient. Es wird eine interressante Reise in gar vielen Beziehungen sein, besonders da wir auf der Reise nach Wien uns nicht übereilen wollen, um Zeit den Regierungen zu lassen, sich vorher gegen Johann auszusprechen, und ihm so die Annahme zu erleichtern, die entschieden dadurch wohl erschwert ist, daß er augenblicklich auch zum Statthalter von Östreich ernannt ist. Man meint hier, Wien wird mit uns gar viel Aufhebens machen und wir dort nicht zur Besinnung kommen. Wundert Euch daher nicht, wenn nun vielleicht die Briefe etwas länger ausbleiben sollten. Ich denke, 14 Tage werde ich abwesend sein. Die nächsten Briefe von Euch sollen mir nach Wien nachgesandt werden . . . Doch wenn Ihr gleich schreiben möchtet, was mir eine Freude wäre, so könntet Ihr auch nach Wien, an den Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung im römischen Kaiser addressiren, und sollte ich fort sein, kommt der Brief mir sicher nach und fast zugleich an. Zurück werden wir vielleicht über Berlin gehen, was in der Zeit kein Verlust, sondern mehr ein Gewinn ist, aber eine gewaltige Tour auf der Eisenbahn giebt. Den Kindern wird es Spaß machen, daß ich diese Reise mache und einer geschichtlich bleibenden Mission beiwohne. August sage, daß ich es ihm wohl gegönnt hätte, da er doch noch mehr Freude als ich an dergleichen Dingen nimmt . . .

Hier meinen sehr verständige Leute, daß unsere letzten Schritte hier das National-Vermögen in Deutschland um 1/3 gehoben und wir nun Vertrauen und Zuversicht zum Bleibenden geschaffen haben werden, in dessen Folge Geschäfte aller Art wieder beginnen und Handel und Fabrikgeschäfte neues Leben bekommen und der Friede und alle Verhältnisse sich nun fester und sicherer gestalten werden. Gott gebe es. Es blieb wahrlich in diesen verworrenen Zuständen nichts anders übrig, als diesen entschiedenen Schritt zu thun. Die Regierungen kommen nicht in Ordnung, halten nicht den zerstörenden Strom länger auf, und sie und wir alle wären am Ende fortgerissen und leicht untergegangen. Bis auf Vincke, selbst Radowitz, waren alle Preussen überzeugt, es bliebe länger keine Wahl. Aus bloßer Eitelkeit, blos daß es heißt, es ist ein preußischer Prinz auf diesen Punkt gestellt, da durfte man das Wohl von Millionen nicht auf das Spiel setzen[1]).

Die Zustände Frankreichs lassen für uns rückwirkend auch ein leichteres Gelingen in Herstellung der Ordnung hoffen, mit der es hier gar schlecht aussieht. Gestern bei Mittag war ein Geist wie noch nie in der Gesellschaft. Champagner floß, und ältere Leute, Minister und Professoren ꝛc., alles war fröhlich und sang zuletzt frohe Lieder. Deutschland war wenigstens augenblicklich neu erstanden, aller Partikularismus war verschwunden, alles jubelte und schloß als Deutscher den Andern ans Herz. Ganz besonders waren aber alle Süddeutsche erregt, denn nun erst gewinnen sie wieder Boden unter den Füssen, der überall gewaltig schwankte. Es war in dieser und mancher anderen Beziehung ein interressanter Tag.

[1]) Vgl. Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848/49. Bd. I S. 145.

Doch während die Bessern froh waren über das Geschehene, liessen einige Schlechtgesinnte, worunter Joh. Ronge[1]) an der Spitze, der ganz und gar gesunken, ganz gemein geworden, trunken und Skandal treibend auf den Strassen zu finden ist, ein Manifest an den Ecken ankleben, wo die National-Versammlung der Verrätherei am Volke beschuldigt und vorgeschlagen wird, sie zu sprengen, indem die Linke austreten und eine neue National-Versammlung mit Zutritt des Volkes bilden soll, und was des Unsinns mehr ist.

Ich hoffe, der gesunde ruhige Sinn des Deutschen wird am Ende auch hier siegen. Und nun empfehle ich Dich und alle, alle meine mir noch gebliebenen Lieben dem Schutze des Höchsten. Er sei bei Euch mit seiner Gnade, mit seinem Frieden, und wenn nun bald noch ein weiterer Raum uns trennt, so ist im Geiste doch Euch nahe in Liebe und Treue Dein Ernst.

VII.

Wien den 5. July 1848.

Wer hätte es ahnen können, als wir uns trennten, daß ich auch von Wien aus Worte der Liebe Dir senden und zugleich von so hochwichtigen welthistorischen Begebenheiten Nachricht würde geben können!! Wir leben in einer Zeit, wo das Unerwartete in so unglaublicher Schnelligkeit aufeinander folgt, daß wir kaum mit den Mittheilungen Schritt halten können. Doch will ich es versuchen, wenigstens eine flüchtige Skizze Dir von dem zu geben, was ich in den jüngsten Tagen erlebt habe, alle äußern Ereignisse genauer zu schildern den Tageblättern überlassend[2]). In Frankfurt geleitete uns eine große Deputation zum Wagen und mit Hurrahruf verließen wir die Stadt. — Schon 3 mal unterbrochen — durch Deputationen und Besuche der Minister ꝛc. — habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ich auch nicht einmal so viel Zeit behalte, um auch nur im Fluge das Erlebte zu schildern, ich muß dies einer etwas ruhigeren Zeit überlassen und will nur das Erheblichste mittheilen. Gestern von 6 Hofequipagen an der Donau bei einer unglaublichen Menschenmenge empfangen und von National-Garde zu Fuß und zu Pferde, durch stundenlange Spaliere und bei unaufhörlichem Jubelruf eingeholt und bis an die Wohnung geleitet, fanden wir hier ein großes Privathaus für uns eingerichtet, und von allem, was hier jetzt gebietet — die Minister und kaiserliche Regierung in der letzten Reihe —, oben enge umgeben, tönte von der Straße Musik und ununterbrochener Jubelruf hinauf. Es wurde gewünscht, das Volk von Wien anzureden. Heckscher sollte es nach der Abrede thun, er schob mich aber vor, und ich mußte ganz unvorbedacht los reden. Von gar oftem und wiederholtem Jubelruf unterbrochen, bei jeder zu sprechenden Stelle, fand der Gruß, dem neuen Reichsverweser gebracht, einen beinahe endlosen Jubel; nachher schrie die Menge, wer war der Redner? und als mein Name von Raveaux genannt wurde, mußte ich durchaus vortreten, und ein Hoch über das andere erschallte, während mir bald oben im Zimmer die Hände entzwei gedrückt wurden. Von dem Enthusiasmus, mit dem wir *überall* auf der ganzen Reise empfangen und geleitet wurden, davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Später mehr darüber. Eine starke Wache von National-Garde mit 2 Schildwachten vor der Thüre, 2 Hof-Equipagen auf dem Hofe, kaiserlichen

---

[1]) Der Name ist nicht ganz deutlich geschrieben. Aber unzweifelhaft ist Ronge zu lesen. Joh. Ronge, Hauptstifter der Deutschkatholiken, hatte sich seit 1847 überwiegend der Politik zugewandt. Sein Auftreten während des Vorparlaments in Frankfurt schildert Laube a. a. O. Bd. I, S. 31 ff. Im Juni unterzeichnete Ronge mit Bayrhoffer und Germain Metternich nach der Wahl des Reichsverwesers im Namen der Demokratie einen Protest, der indessen wirkungslos verhallte.

[2]) Vgl. den Bericht Heckschers in der Sitzung der Nationalversammlung vom 12. Juli, im Auszug mitgeteilt bei Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche, S. 81 ff.

Lakaien an den Stubenthüren, wird uns überall mehr Ehre, als jetzt irgend einem Fürsten zu Theil werden dürfte. Aber heute den Zug nach der Kaiserburg zu beschreiben ist kaum möglich. Vor dem Hause Musikchöre und National-Garde, oben empfangen von allen Behörden, nach 4 kaiserlichen Staatswagen in Gala, alle mit Schimmeln bespannt, fuhren wir langsamen Schrittes, während vor, neben und hinter uns alles zu Fuße gieng, durch ein dicht gedrängtes Spalier der National-Garde und dahinter unabsehbar die Volksmassen, unter steten Vivats und Bewerfen mit Blumen ꝛc., in die Kaiserburg ein. Hier füllte sich der große Raum, der größer ist als der Schloßplatz in Königsberg, noch viel dichter, als dieser am Huldigungstage[1]), mit Menschen Kopf an Kopf, und als uns Erzherzog Johann empfangen hatte und auf eine würdige ernste Anrede von Heckscher, den wir dazu gewählt, in schlichten, aber ehrlichen Worten geantwortet und die Wahl angenommen hatte und mit uns auf das Balkon trat und ein paar Worte sprach, da ertönte ein nie gehörter Jubelruf. National-Garde, Studenten und Bürger, alles bewaffnet, zog die Schwerter, und unter dem Klingen derselben wurde der Kanonendonner übertönt und das Geläute aller Glocken nicht mehr vernommen. Du kannst es Dir wirklich nicht denken, wie das gesammte Volk, von der Idee der Volksfreiheit bewegt und getragen, doch noch anders zu jubeln vermag, als wann selbst geliebte Fürsten einziehen und gehuldigt werden. Zurück giengen wir paarweise in dem feierlichsten Zuge, und wieder ohne Ende war der Jubelruf, das Händedrücken, und beinahe ein fortwährender Regen von Blumen überschüttete uns. Raveaux, der hier bekannt und geliebt ist und durch eine Rede nach mir gestern sich auch bemerklich gemacht hat, und ich, wir giengen zusammen und unter Nennung unserer beiden Namen wurden die beiden Preussen am mehrsten geehrt. Jeder im Volke sah in uns nur sich selbst geehrt, wenngleich er es nicht so klar eingestehen wollte, und als ich es ihnen sagte und so alles persönliche abwenden wollte, sollte es auch durchaus den Personen gelten. Kurz vor unserm Zug zur Kaiserburg hatte ich die unerwartete Freude, Bruder Gustav[2]) zu sehen, der eben mit einem Glückwünschungsschreiben unseres Königs und der Regierung hier angekommen war. Ich will ihn gleich wieder aufsuchen und ihm mittheilen, daß wir nach einer eben mit den Ministern genommenen Absprache hoffen in 3 Tagen mit dem Erzherzog nach Frankfurt heimzukehren, wohin wir ihn geleiten wollen. Vor unserm Hause stehen stets Hunderte von Menschen; man muß sich zur Hinterthür herausschleichen. Besonders sind auch die Frauen und Mädchen aufgeregt. Viele weinten, warfen uns Küsse und Blumen zu und drängten sich in die nächsten Reihen. Aus allen Fenstern wehten Tücher und in stetem Danken und Verneigen kann man sich nur langsam fortbewegen.

Wir senden gleich einen Kourier nach Frankfurt, dann essen wir hier zu Hause auf kaiserlichen — —[3])

Gestört und immer gestört, nur noch Gruß und Kuß an alle, alle meine Lieben.

VIII.

Wien den 8. July 1848[4]).

Noch einmal einige Worte von hier, bevor ich die große Kaiser-Stadt verlasse, die mit allem ihrem Prunk, Glanz und ehrenvoller Auszeichnung, die sie bietet, nicht die Sehnsucht nach der theuren Heimath, nach allen Lieben, die sie birgt, ersetzen kann. Heute Abend fahren wir mit dem Erzherzog Johann von hier über

---

[1]) Saucken meint die vielbesprochene Huldigung, die Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg empfangen hatte.

[2]) General G. v. Below. Vgl. zu dieser Sendung Belows „Deutsche Rundschau", Bd. 109, S. 105.

[3]) In der Eile ist der Satz nicht vollendet.

[4]) Das Papier dieses Briefes trägt eine schwarz-rot-goldene Fahne.

Breslau, Dresden, Halle, Eisenach nach Frankfurt und denken den 11. dort einzutreffen. Wir fahren so rasch es geht und nicht über Berlin. Gestern haben drei von uns, ich darunter, eine weite schöne Fahrt in die Gebirge bis nach dem Kaisersbrunnen gemacht, die ein Triumphzug der größesten Art war, wie selbst nach den Äußerungen der ältesten Östreicher noch kein Kaiser so gemacht hat. Es war zuletzt erschöpfend und abspannend; denn immer kamen Anreden und erforderten Gegenreden. Ich habe wohl zwanzig mal reden müssen, zuletzt noch, schon ganz heiser, hier in Wien vor 2000 National-Garden und mehreren Tausend aus dem Volke, Männer und Frauen, nach 11 Uhr Nachts. Doch später mehr auch über diese Reise. . . . . Einen Krieg mit Rußland befürchte ich nicht, und auch Dein Bruder und der hiesige Gesandte nicht. Möchten wir uns nicht täuschen. Schwager Gustav hat seinen Sohn Otto mitgebracht, und ich habe diesen vorgestern in zwei Theater und zu einem großartigen Wasserfeuerwerk, was selten in seiner Art ist, und gestern auf unsere weite Ausflucht mitgenommen, was ihm viel Spaß gemacht hat.

Doch schon verschiedentlich gerufen, nun nochmals den herzlichsten Gruß . . . .

IX.

Frankfurt den 13./7.

So schreibe ich denn wieder von hier, zu dem nicht sehr erfreulichen Treiben zurückgekehrt, nach einer so interessanten Reise, wie wohl wenige ihr zur Seite gestellt werden können, wenn gleich sie im Fluge Städte und Länder berührt und die verschiedenartigsten Erscheinungen auftauchen und wieder versinken hat lassen. Sie war so reich daran, daß die Beschreibungen fast unmöglich sind, besonders, wenn Zeit und Stimmung dazu fehlt. Während der Reise waren wir alle in einer ganz besonderen Aufregung, die immer wieder neu hervorgerufen, wohl einige Tage, aber nicht für Dauer aushalten konnte. Die Rückreise traf uns schon matter, und es war gut, daß wir auf derselben nicht mehr zu reden brauchten; denn alle Ansprachen wären viel matter ausgefallen, und selbst nicht mehr begeistert, hätten wir auch andere nicht mehr begeistern können, was uns wirklich auf der Hinfahrt und bei dem Aufenthalt in Wien unglaublich gelang, aber auch darin seinen Grund fand, daß schon entzündete Herzen jedes Wort wie einen neuen Feuerstrahl aufnahmen. Wenn ich zurückdenke an jene Tage, so begreife ich es selbst nicht, wie auch meine Reden so viel Beifall, ja mehr als das finden konnten, und wo ich den Stoff fand, besonders an dem Tage der Fahrt in die Felsengebirge, 18 bis 20 mal, doch stets verschiedenes zu sprechen, denn unsere *sehr* zahlreiche Begleitung durfte doch nie das Gleiche hören, und wir hatten eine Reisegesellschaft von Gelehrten, Dichtern, Beamten, Bürgern und sehr liebenswürdigen Frauen. Ich bin wirklich ganz konfus und weiß nicht, ob ich in den zwei so abgebrochenen Mittheilungen Dir schon etwas genauer das Erlebte geschildert habe oder nicht, und möchte nicht gerne wiederholen. Ich weiß nicht, habe ich es blos erzählt oder auch geschrieben, und Du mußt schon nicht schelten, wenn dieserhalb auch jetzt nur Bruchstücke erscheinen. Ich lege Dir auch den Bericht des Heckscher[1]) bei und eine kurze Beschreibung aus Wien, die Du mir beide aufheben kannst. Aus dem Berichte kannst Du dem Gange unserer Reise folgen, und will ich nur einiges, was mich besonders betrifft, zufügen.

Bei Aschaffenburg besahen wir das noch nicht ganz fertige Pompejanische Haus, welches König Ludwig ganz genau so als das in Pompeji ausgegrabene Haus in allen Dimensionen, Verzierungen ꝛc. ꝛc. bauen läßt. Es ist wieder eine große Geldverschwendung, aber für einen Architekten und Alterthums-Liebhaber hoch interessant und für jeden auch so weit, als er, ohne zur Stelle zu kommen, eine genaue Ansicht erhält. Das Haus bietet auch nicht für einen Tag in unserm Klima

[1]) S. vorhin S. 91, Anm. 2.

einen angenehmen Aufenthalt mit seinen vielen kleinen dunklen Gemächern und bei der Kühle, die hier selbst im Sommer unangenehm für längeres Bleiben wird. Es fehlt im Hause nichts, was es in Pompeji einst gehabt hat, und soll auch bis auf Küche ꝛc. ganz getreu eingerichtet und ausgestattet werden, obgleich Niemand es auch wohl nur einen Tag bewohnen wird. Für Fritz Farenheid[1]) möchte es viel Interesse haben. Die innere und äußere Malerei wird bald fertig sein und ist auch ganz treu nachgeahmt. Ich sehe es mit dem Gedanken an, daß mit den großen Kosten andere der Menschheit nützlichere Zwecke zu erreichen gewesen wären. In Regensburg besahen wir uns die Wallhalla, ganz ähnlich, nur im großen Styl, dem Fritz Farenheid seinem griechischen Tempel[!]. Sie steht auf einer sehr bedeutenden Höhe, am Fuße fließt die Donau, und der Blick schweift in unendlicher Ferne über das schöne Donauthal, rechts vorwärts über Regensburg und seitwärts über Berge, deren Spitze mit Ruinen alter Burgen anmuthig geziert ist. Am Fuße liegt das Schloß des Fürsten Turn und Taxis und Donaustauf, auf zwei Bergspitzen gegeneinander zwei Kirchen, und in der schönsten Abendbeleuchtung, die wir gerade hatten, war es schwer, sich von diesem Anblick loszureissen. Besonders nahm sich die Herrmann-Schlacht in der Giebel-Nische, aus lauter schönen Marmorstatuen von Schwanthaler bestehend, prächtig aus. Der innere Raum imponirt durch Größe und Pracht und die schönen Dimensionen. Alles ist nur Stein, von aussen und innen Marmor. . . . . Es scheint dauerhaft, was um so mehr zu wünschen ist, als in gegenwärtiger Zeit wohl nicht viel zur Erhaltung verwendet werden würde und ein solcher Prachtbau es doch verdient. Die Wallhalla soll 14 Millionen Kaisergulden gekostet haben, sie ist aber auch pompös, und mir hat nur mißfallen, daß mehrere herrliche Marmorfiguren mit Farben verunstaltet sind und den Schein geben, sie wären Holz, und daß die schöne Decke auch bunt gemalt ist. Auch die Büsten paßen nicht in diesen herrlichen Raum, sie sehen wie verstümmelt aus. Statuen in ganzer Figur möchten beßer aussehen, und die 6 weiblichen Figuren, Walkyren von Rauch[2]) (Ruhmesgenien), vom schönsten Marmor, die die Abtheilungen bilden und von denen besonders einige ganz ausgezeichnet schön sind, geben den Beweis davon. Freilich würden die Kosten sich dadurch noch sehr vermehrt haben, was fragte aber damals König Ludwig nach den Kosten. Auf einem andern vorspringenden Fels jenseits Regensburg hat er einen neuen Bau, den Gedenk-Tempel der Gefallenen im Befreiungskriege, begonnen, der nun aber mit Brettergerüsten umgeben wird, da seine Ausführung zweifelhaft ist. König Ludwig hat auf seinen Reisen, wenn er einen hübschen Punkt gefunden, nur gedacht ihn zu benutzen und zu zieren, möge er auch entfernt und einsam liegen, was dem Reisenden das Aufsuchen sehr erschwert. Seit vorigem Jahr steht auch Luther in der Wallhalla, und als ich den Reisegefährten sagte, ich stamme von ihm[3]), wollten sie im Reden, selbst im Äußern Ähnlichkeit finden. Im Gedenkbuch der Wallhalla mußten wir uns in unserer Eigenschaft als die erste deutsche Volksdeputation ꝛc. ꝛc. einschreiben. Die Fahrt auf der Donau ist schön, ihre Ufer bieten noch mehr Mannigfaltigkeit als die des Rheines, sind bald hohe Gebirge, wo sie sich verengt mühsam scheinbar Bahn gebrochen hat, dann freie Thäler und weit auslaufende Landstriche. Ich bringe Euch, wenn mir die Freude des Wiedersehens wird, ein Panorama von der Donau-Fahrt und eine Beschreibung der Wallhalla mit, und dann, so Gott will, noch mehr darüber.

[1]) Der bekannte Kunstfreund, Besitzer von Beynuhnen im Kreise Darkehnen in Ostpreußen. F. v. Farenheid erbaute in seinem Park einen stilgerechten griechischen Tempel. Vor einigen Jahren ist der Briefwechsel zwischen ihm und Graf Philipp Eulenburg (herausgegeben von dem letzteren, dem jetzigen Fürsten Eulenburg-Hertefeld) gedruckt worden (leider nur als Manuskript). Man gewinnt daraus ein anschauliches Bild von der durchaus eigenartigen Persönlichkeit Farenheids. Vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte. Bd. V, S. 166.

[2]) Wie man sieht, sind hier die Angaben Sauckens ungenau. Es ist zu berücksichtigen, daß er nach dem Gedächtnis schildert.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau a. a. O., S. 133, Anm. 1.

Den 14. Morgens.

Auf der Fahrt hierher, sehr erhitzt in den Wagen des Erzherzogs in Wien gestiegen, lange Zeit neben dem alten Mann mit kahlem Kopfe, doch natürlich mit bloßem Kopf wie er, im Zuge der Volksmenge gegenüber gestanden und Nachts eine Weile meinen Oberrock entbehrt, habe ich mich etwas erkältet, und beim Einzug hier in Frankfurt, der wohl über eine Stunde bei öfterem Halten währte, noch mehr, da mich der Erzherzog in seinen Gala-Wagen nahm und ich wieder im Winde stets mit bloßem Kopfe saß. Ich bekam starken Schnupfen und Kopfwehe, die gestern so zunahmen, daß ich aus der Versammlung gehen, mich hinlegen mußte und ohne etwas zu genießen bis Abend ruhte. Als es da etwas besser gieng, setzte ich mich noch Abends 8 Uhr zum schreiben, kam aber nicht zu Ende, da der Kopfschmerz zunahm, und heute, wo es viel besser geht, werde ich, schon 3 mal gestört, wohl auch nicht dazu kommen, in meinem Reisebericht fortzufahren.

Eben wieder gestört, ist die Zeit verstrichen, und ich muß zur Versammlung.

Den 15./7.

Aus der Versammlung kommend, war kaum Zeit zu essen und dann in eine Vorberathung zu gehen, bei denen jetzt wenig herauskommt, die man aber doch schon besuchen muß. Aus derselben entfernte ich mich, um Deinem Bruder Gustav Lebewohl zu sagen und zur Post zu begleiten. Er war zu meiner großen Überraschung den Tag nach unserer Ankunft hier, wieder von Berlin wegen Bildung des hiesigen Ministeriums hergesandt, und so traf ich ihn, kaum in Kohlfurt uns getrennt, wieder. Er ist gesund, grüßt herzlich, war aber nicht sehr zufrieden mit dem Erfolg der Reise, nicht weil der Erzherzog oder Gagern, der ihm mit gewichtigem Rath zur Seite steht, entgegen waren, sondern weil wir bankerot an tüchtigen und zugleich das Vertrauen verdienenden und besitzenden Männern sind. Es war nachgegeben, daß Preussen den Minister des Auswärtigen als Premier und den des Krieges geben solle, und nun fehlen die Personen. Kamphausen[1]) war herbeschieden zum ersten Posten, aber nach eintägiger Berathung blieb er bei der Ablehnung, und man weiß keinen Andern. Die Stelle ist noch unbesetzt geblieben, was nicht gut ist, und Below ist zurückgeeilt, um in Berlin Rath zu pflegen; ob es aber dort gelingen wird, einen passenden Mann zu finden, ist sehr fraglich. Die Stelle des Kriegsministers hat auch nur provisorisch General Peucker übernommen. Mein Reisegefährte Heckscher ist Justizminister geworden und begleitet heute den Erzherzog nach Wien, damit der Erzherzog dort den Reichstag eröffne und dann wiederkehre. Die Linke will die Abreise des Erzherzogs nicht zugeben, und wir werden wohl heute einen Sturm deßhalb in der Versammlung haben. Gestern gab es auch heftige Kämpfe gegen den König von Hannover und sein Ministerium wegen der Erklärungen über die Central-Gewalt und den Reichsverweser, und bei diesen, die nicht zart von der Linken geführt wurden und wo öfters die Rede davon war, wenn der König nicht nachgeben will, so muß er abdanken und kann nach England zurückgehen, von wo er gekommen ist, und Hannover wird reichsunmittelbar, und was dergleichen mehr war, befand sich incognito der König von Würtenberg und der Großherzog von Darmstadt und von Meiningen als Zuhörer in der Paulskirche. Solche Töne haben ihr Ohr noch nicht berührt. Bei uns Preussen sieht es auch übel aus. Reaktions-Gelüste sind wirklich da, aber ohne Stütze, ohne Kraft und Energie, und so nur zum Schaden des Ganzen, indem sie Mistrauen erzeugen und einen gemäßigten Fortgang lähmen. Sie wissen nicht, was und wie sie es anfangen sollen, was mir recht deutlich Äußerungen von Graf Schwerin[2]) ausdrückten,

---

[1]) Vgl. H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I, S. 199 ff. — Anna Caspary, L. Camphausens Leben. S. 235 und 248 ff.

[2]) Graf Schwerin war vom 19. März bis zum 17. Juni Kultusminister gewesen.

der gestern in unsere Versammlung eingetreten ist. Doch dies, meine liebe Pauline, theile nicht weiter mit. Diese Unsicherheit, dieses An- und Widerstreben macht hier das Leben recht schwer und drückend, und ich wollte unbeschreiblich froh sein, könnte ich, ohne den inneren Vorwurf, Pflichten gegen mein Vaterland verletzt zu haben, Frankfurt und meine Stellung verlassen und in Eure Arme zurückkehren. Wann es auf dem betretenen Weg hier zu Ende sein wird, läßt sich gar nicht übersehen, und ich bange mich so sehr nach Euch Allen nach der theuren Heimath. . . . . Sende mir doch nächstens . . . . . einige von meinen Bildern des ersten Abdruckes und eines des letzteren und ja das Rezept vom Lungentrank, ich will Raveaux, den ich recht lieb gewonnen habe, es geben. Die Postfreiheit erleichtert ja den Verkehr. Jetzt wird Graf Dönhoff bald ganz von hier ziehen, was mir ordentlich leid thut, denn es war das einzige Haus, wo ich zuweilen Abends hingieng und wo ich stets, besonders von der liebenswürdigen Frau sehr gütig behandelt wurde. Ich habe hier noch nicht eine Visite gemacht. . . . . .

X.

Frankfurt a/M. am 23. July 1848.

Heute, an Deinem mir theuren Geburtstage, habe ich mehr Zeit, da es Sonntag ist, und ich alle Aufforderungen zu einem Ausfluge in die Umgebung abgelehnt habe . . . Ich habe meine Wohnung gewechselt, . . . eine noch freundlichere bezogen (Hochstraße Nr. 41), habe den Blick über schöne Gärten und freundliche Gartenhäuser hinweg bis zum Taunusgebirge, eben lasse ich ihn wieder hinüberschweifen, aber nirgend ein liebend Herz . . . Da ich am heutigen Tage nicht selbst Dir meine Wünsche bringen konnte, so sandte ich Dir mein Bild; möchte es Dir eine kleine Freude gemacht haben. Ernster, grämlicher werden die Züge, die Zeit und ihre Mahnungen graben die Furchen tiefer, Zufriedenheit und Freude zeigt nicht mehr ihren Wohnsitz, nur Entsagung und der Wille auszuharren im Kampfe, bei Verleugnung, tritt mehr hervor. Du mußt es schon so hinnehmen, es ist — nach dem Leben . . . Je mehr ich mich in den Gedanken an Euch Lieben in der Ferne vertiefe, um so mehr wird auch die Überzeugung lebendig, jede Sache hat ihr Maaß, ihr Ziel, und wenn auch alle mir wohlwollende Bekannte außer sich sind und mit Vorwürfen aller Art hervortreten, wenn ich erkläre: „lange halte ich es nicht mehr aus, daß ich mein Mandat niederlegen und meinen Stellvertreter, der besser als ich bin, eintreten lassen will", und mir von der Wichtigkeit der Sache für das Vaterland und auch von meinem Einfluß auf Andere und so auf die Sache viel vorerzählen, so steht es doch ziemlich fest bei mir, daß ich nicht bleibe, und nur das wie lange noch ist zweifelhaft. Der Schluß unserer Versammlung ist gar nicht abzusehen. Es werden stets neue Dinge hineingebracht, andere über Gebühr verschleppt und verzögert, Konflikte mit den Regierungen werden sich mehren und werden besonders meine persönliche Stellung unangenehm in vieler Beziehung machen. Man denkt schon daran, wie die Paulskirche im Winter zu heizen und zu beleuchten wäre und spricht selbst von künftigem Sommer noch. Viele gehen auf 2—3—4 Wochen auf Urlaub, viele sind schon ganz ausgetreten. Andere miethen sich größere Wohnungen, nehmen Frau und Kinder her und richten sich ganz und gar hier ein. An hundert Frauen dürften schon hier sein. Einige haben ihre Frauen schon fortgesandt, weil die Armen hier vor langer Weile beinahe vergehen. Das Essen im Gasthaus bei gewaltigem Lärm, häufig auch Abends, ist beinahe die einzige Zerstreuung für die Frauen. Im Herbst und Winter wird dies aber gar lästig, beinahe unmöglich werden, und gesellige Kreise wollen sich nicht bilden und können es auch kaum, da die Männer immer beinahe bis 9, ja 10 und 11 Uhr vorberathend in Versammlungen sind. Ich selbst bin außer der Morgenstunde bis 8½ Uhr, und öfters nicht einmal bis dahin, und zuweilen zwischen 4 und 6 Uhr Abends nie zu Hause und komme erst gegen oder nach 12 Uhr zum schlafen heim. Ich weiß noch nicht, wohin ich

mich entschließen soll; Du kannst aber August sagen, daß ich ernstlich damit umgehe, heimzukehren, und doch hören, ob er gerne oder nicht eintreten möchte oder aber niederlegen würde, und schreibe mir doch seine Meinung. Laß Kurt[1]) ihn vertraulich und ernstlich darüber erforschen. Ich kann es nicht in Abrede stellen, daß man mir viel Vertrauen schenkt und ich so wohl auch nicht ohne Einfluß auf die Abstimmungen bin, wenn gleich ich zum öffentlichen Reden zu meiner Freude gar wenig komme. Gestern hätte ich gerne über die äußere Politik mich auch geäußert, es wurde aber die Abstimmung viel früher verlangt, ehe die Reihe an mich gekommen wäre. In der Posener Frage hat man mich in der größten Partei (in der des sogenannten Hirschgrabens, aus mehr denn 200 Mitgliedern bestehend) mit Lychnowsky zum Sprecher bestimmt[2]). Gestern kam die Sache nicht mehr vor, sie soll morgen die Tagesordnung bilden. Aber ich glaube, obgleich ich ziemlich früh mich habe notiren lassen, doch nicht zum Reden zu kommen; denn viele haben sich schon lange vorher, eigentlich unerlaubt, gemeldet, und ich bin nicht unzufrieden damit. Man hat mehr Ruhe, und es wird schon genug, ja zuviel geredet, und die Reden wirken weniger auf die Abstimmungen ein, als dies jetzt bei immer mehr sich ausbildendem Parteiwesen und Parteihalten in den Vorberathungen geschieht.

Vieles unendlich wichtiges und folgenreiches ist ja doch schon in Bildung der Central-Gewalt, in Ordnung der Regierung und Wahl des Reichsverwesers ꝛc. ꝛc. geschehen, was schon reiche Früchte trägt. Ordnung und Gesetzlichkeit gewinnt wieder Raum, die Demokraten und Wühler verlieren immer mehr Terrain, und was wichtiger ist, den Muth und das Vertrauen zum Gelingen ihrer Bestrebungen. Sie selbst lenken ein, werden vom Lande und Volke immer weniger unterstützt, ja vielmehr blos gestellt, und wir können wirklich hoffen, von hier aus den Regierungen neue Stärke gebend, beßere Zustände und mit ihnen Vertrauen und mit diesem Belebung des Handels und der Gewerbe zu erstreben. Mit den Hauptpunkten der Volksrechte und so dem bedeutendsten Theile der Verfassung werden wir wohl nun auch rüstig vorschreiten, und so wird man wirklich beruhigter abgehen können, als man kam, und ich bin doch zufrieden damit, nach Frankfurt und nicht nach Berlin gewählt zu sein. Hier geht es doch besser, und täglich stärkt sich die Versammlung in Gesinnung und Haltung. Bildung und Geist gewinnt hier die Oberhand immer mehr, und mit dieser Versammlung wird man ganz zufrieden sein können. Wie viele Personen hier aber, die sonst auch Ruf hatten oder etwas erwarten ließen, gänzlich verschwinden, ist kaum zu glauben. Manche eingebildete Grösse geht ganz unter. Von den Landsleuten[3]) macht sich keiner bemerklich, aber am ärgsten macht es Dohna[4]). Erst reiste er nach der Schweiz, dann später auf 14 Tage nach England, dann war er 8 Tage unwohl, und dann zog er heraus nach Soden, kommt öfters zur Session spät mit der Eisenbahn her, zeigt sich, geht mit Schirrmeister (der eigentlich im ganzen Wesen so recht ordinair, auch nur dem Vergnügen lebt) frühstücken, sieht kaum wieder in die Versammlung hinein und fährt nach Soden zurück. Dem Hange, nur der Lust zu leben, geben so viele nach, daß die Bänke halb leer, selbst bei wichtigen namentlichen [Abstimmungen] weit über hundert Abgeordnete oft fehlen. Und das sind Vertreter des Volkes!

Von Deinem guten Bruder Gustav habe ich mehr das Bewußtsein seiner Nähe als ihn selbst gehabt. Seine Zeit war sehr besetzt, und nur zu schnell reiste er wieder ab. Gestern erhielt ich einen langen Brief von ihm. Sie sind alle wohl.

---

[1]) E. v. Sanckens Sohn Kurt ist der spätere Landesdirektor der Provinz Ostpreußen, langjähriges Mitglied des Abgeordnetenhauses und des Reichstages.

[2]) In der Polenfrage kam wohl Lichnowsky, nicht aber Saucken zum Wort. Der bedeutendste Redner in dieser Angelegenheit war Wilhelm Jordan.

[3]) D. h. Ostpreußen.

[4]) Graf Dohna-Wesselshöfen, Vertreter von Eylau und Heiligenbeil.

Karl ist dort, geht herum, hat aber noch die Kugel im Leibe[1]), die aber, wie die Ärzte hoffen, am Knochen in den Muskeln verwachsen und so weniger schaden wird. Nach Berlin bin ich nicht gereist; Auerswald[2]) ist vorgestern und Beckeradt[3]) heute hingegangen. Beckeradts Reise macht meine unnöthig, Auerswald hätte es weniger gethan. In Berlin herrschen ganz falsche Ansichten über die Lage der Dinge und so auch falsche Bestrebungen, die leicht zu recht viel, ja unabsehbaren Übeln führen könnten. Möchte das Bessere siegen! Ich habe ernste und entschiedene Schritte hier bei den Ministern[4]) und Andern gethan, daß der Erzherzog Reichsverweser über Berlin heimkehrt, und hoffe es zuversichtlich. Vielleicht wird dies manchen üblen Eindruck aufheben. Johann gewinnt durch seine unbeschreibliche Einfachheit und offene Ehrlichkeit, hinter der kein Falsch zu suchen ist, und der so sehr jedem Ehrgeiz abhold, nur Selbstaufopferung der deutschen Sache darbringt, die Herzen und läßt Vertrauen zurück, wo arges Mißtrauen waltete. Vor seiner Abfahrt waren wir sechs (leider ist Raveaux gefährlich krank in Wien noch immer) bei ihm, und sein Abschied war so herzlich wie von alten Freunden und Bekannten. Ich kam etwas später und er kam mir entgegen und sagte: „Nun, da sind Sie ja auch, das freut mich, und wünschen Sie mir auch, daß es gut gehe in Wien, ich werde zu ihnen, den Wienern, Böhmen und Ungarn ꝛc. nun aber ganz anders reden als sonst, jetzt bin ich nicht mehr von Östreich abhängig, jetzt kann ich es, und es soll daran nicht fehlen, und wenn sie holter dann nicht hören wollen, nun dann mögen sie es fühlen," und mehrmals herzlich und treulich die Hand drückend, trennten wir uns. Es hat alles bei ihm so sehr den Ausdruck des Herzlichen, wie kaum bei einem Bürgersmann; von vornehmem oder höfischem Wesen ist auch nirgend die kleinste Spur. Er will seine Frau und seinen Sohn mitbringen.

Ich hoffte heute ganz ungestört bleiben zu können. Es ist mir dies nicht geworden und ich werde schließen müssen . . . Wenn sie dort Postgeld für die Briefe nehmen, so beschwert Euch doch beim Hofpostamt in Königsberg. Briefe und Packete sogar sind alle frei, wenn an den Abgeordneten ꝛc. addressirt oder sein Name auf seinem Briefe steht. Mit den Briefen aus Wien könnte es vielleicht einen Unterschied geben, weil die Anwesenheit von Deputirten in Wien eine so zufällige und ungewöhnliche war. Dein Ernst.

XI.

Frankfurt a/M. den 28. 7. 48.

Gestern Abend hatte ich die Freude, Deinen lieben Brief vom 22./7. zu erhalten, also in 5 Tagen . . . Mit jedem Tage wird mein Bangen größer, ich werde bald am Heimweh erkranken, und doch mahnt eine innere ernste Stimme auszuharren; denn es gilt auf einem andern Schlachtfelde für das Vaterland zu kämpfen, wenn auch die Stellung keine so hochwichtige ist und äußerlich noch weniger erscheint, als sie es durch treuliches Einwirken, in Rath und Mahnung wird. Man bezeigt mir gar viel Freundlichkeit und Vertrauen von gar vielen Seiten, die beiden Gagern, alle Reichsminister, besonders Schmerling, und mit den Adjutanten des Reichsverwesers genauer auf der Reise bekannt geworden, stehe ich auch hier sehr angenehm, wie überhaupt weit über alles Verdienst gütig von gar vielen Personen behandelt. Du frägst, wie wir zurückgereist sind, da die Zeitungen andere Namen genannt. Dies giebt nur ein Zeugniß ihrer Unzuverläßigkeit. Nachdem Raveaux in Wien zurückgeblieben war, blieben wir andern sechs bis hieher in der unmittelbarsten Nähe des Reichsverwesers, abwechselnd immer einige in seinem Wagen, die andern im Nebenkoupee. Durch Preussen ich[5]), und hier bei seinem Einzuge nahm

[1]) General v. Below's zweiter Sohn war in der Schlacht bei Schleswig am 23. April schwer verwundet worden.

[2]) Hans v. Auerswald.

[3]) Beckerath war Finanzminister im Reichsministerium.

[4]) Vgl. Deutsche Rundschau a. a. O., S. 378.

[5]) D. h. bei der Fahrt durch Preußen war Saucken im Wagen des Reichsverwesers.

er mich in seinen Gala-Wagen. Wir sind natürlich in Bautzen, Dresden und Leipzig mit dem Könige von Sachsen und allen dortigen Prinzen zusammengewesen, und haben sich alle viel mit uns unterhalten. Der König von Sachsen in Civil, nur einen östreichschen Orden um den Hals, ist ein sehr einfacher Mann, der den Eindruck eines sehr gutmüthigen, aber unbeschreiblich unbedeutenden Mannes macht. In Leipzig sprach er einige Worte nur, und diese so schwach, so verlegen und ängstlich, daß man kaum einen Begriff davon hat. Prinz Johann ist gesprächiger, und sein Sohn[1]) ein ganz netter ansprechender Prinz. In Dresden in Hof-Equipage eingeholt, ich vom Kriegsminister empfangen und geleitet, fanden wir den ganzen Hof in großer Gala versammelt und wir sechs Deputirte in Überröcken mit Mützen, staubbedeckt (den Anzug hatte Johann so gewünscht), stachen gar wunderbar dagegen ab, und die Hofgesellschaft wußte sich gar nicht darin zu finden, was ordentlich amüsant war, und noch mehr es wurde, als wir uns zu dem Östreichischen Gesandten über dies eigenthümliche Benehmen offen aussprachen. (Johann aß mit der Königlichen Familie ganz allein im Kabinet, und wir setzten uns nicht eher, bei den Ministern, Hofdamen ꝛc., als bis wir sichere Erkundigung eingezogen hatten, daß auch nicht eine Person, die nicht zur Familie gehörte, dort war; wäre dies gewesen, hätten wir das Schloß sofort verlassen, indem wir dies der National-Versammlung schuldig waren.) Nun kam der Oberhofmarschall nach Tisch, bat um Entschuldigung, wollte uns vorstellen ꝛc., erhielt aber die Antwort, nun sei es zu spät, und wir verließen den Saal. Später auf der Fahrt bat mich der Gesandte (ein sehr schwacher, viel geschwätziger Mann) wie ein Schulknabe, es doch den sächsischen Hofbeamten nicht zu verargen und doch nicht bei Johann zu klagen, worauf ich dann natürlich ihm sagte, das fiele keinem von uns ein, wir rügten selbst, was uns mißfiele, und damit sei es abgethan.

In Weimar empfing Johann der ganze Hof . . . Wir assen um $1^1/_2$ Uhr Nachts noch, und was mir leid that, ist, daß wir nicht mit heraufgehen konnten zur Herzogin von Orleans, als dies in Eisenach der Reichsverweser that, ich hätte gerne die ehrenwerthe Frau gesehen. Den Herzog von Koburg sah ich nur auf dem Bahnhof. Überall in Preussen fast fand ich Bekannte vom vereinigten Landtag, manche auch noch aus der Kampagne[2]) her, die von meiner Ankunft unterrichtet, freundlich mich aufsuchten und sehr herzlich begrüßten, sogar solche, die früher nicht viel von mir hören wollten und stets gegen mich gestimmt haben; aber sehen und scheiden lag immer nah' zusammen.

Daß Du auch dort von dem Gerede gehört hast, ich sollte Reichs-Kriegs-Minister werden, überrascht mich; ich dachte, es wäre nicht aus den Mauern Frankfurts gekommen. Es ist aber nichts als ein Gerede gewesen. Bei entfernten Anregungen, ob ich nicht diesen oder jenen Posten annehmen würde, habe ich stets nur die eine Antwort gegeben, daß ich keinen Posten, er mag sein, welcher es wolle, annehme, sondern frei die letzten Tage meines Lebens verleben wollte u. s. w. Ich begreife es gar nicht, wie es noch immer so viel Menschen geben kann, die sich nach Minister-Stellen drängen. Nur ungemessene Eitelkeit und gar großer Selbstdünkel können es bewirken, denn aus reinem Patriotismus geschieht es gar selten wohl.

Hier in Süddeutschland ist das Leben ein viel anderes als im Norden. Die Menschen haben stets Lust und Zeit zum Müßiggange; es möchten gar wenige sein, die nicht alle Tage einige Stunden gegen Abend spazieren fahren oder gehen, und alle öffentlichen Promenaden, Gärten und dergleichen wimmeln täglich so voll von Menschen, als wenn es besondere Festtage wären, und dies geht durch alle Stände beinahe durch, und vor 6 Uhr Morgens arbeitet Niemand[3]), auch kein Arbeitsmann. Es muß hier leichter als bei uns sein, seinen Unterhalt zu erwerben. Die Ernte

[1]) Der im Jahre 1902 verstorbene König Albert.

[2]) Saucken hatte die Befreiungskriege mitgemacht.

[3]) Der ostpreußische Landmann beginnt sein Tagewerk so ziemlich mit Sonnenaufgang.

ist auch nicht weiter als bei Euch. Karl schreibt mir, es wäre schon Roggen eingefahren, also schon vor 8 Tagen, und hier sind sie noch nicht damit fertig. Gerste wird zu mähen begonnen und an Weizen denkt noch Niemand . . .

Heute früh haben wir den Abgeordneten Professor Wirth[1]), der vorgestern gestorben, zur letzten Ruhe geleitet. Einen weiten Weg, aber zu einem gar freundlichen schönen Friedhof. Hier ist es gar nicht Sitte, daß irgend ein Geistlicher dabei ist oder eine religiöse Feier damit verbunden wird. Einfach und still wird der Sarg auf einen eigens dazu hübsch eingerichteten Wagen gesetzt, und still geht der Zug fort, und nur ein Freund spricht am Grabhügel einige Worte. Hier that es Blum, der einen politischen Freund des Verstorbenen sich nannte, da Wirth, der nur einen Tag in der Versammlung gewesen, sich links gesetzt hatte, und that es recht ungeschickt, nur eine politische Rede haltend, wo er den Todten glücklich pries, die Schmach der gestrigen Abstimmung wegen Aufnahme des Posener Theiles in den deutschen Bund nicht mehr erlebt zu haben, die Schmach, daß ein Volk die Freiheit eines andern mit Füssen tritt ꝛc. ꝛc. Wohl beinahe alle Zuhörer waren entrüstet darüber; aber alles ist diesen Menschen gleich, wenn sie nur ihrem Ziele etwas näher rücken. Jetzt freuen sich diese Wühler über nichts mehr, als über die Unzufriedenheit in Preussen und der Preussen über die Vorgänge hier. Denn sie hoffen dadurch Uneinigkeit und Zerstörung alles Bestehenden, vorerst den Kampf und dann Untergang aller und so auch der preußischen Monarchie. Und so arbeiten Royalisten und Republikaner gemeinsam zu einem Ziele hin. Ich bin sehr, sehr um die Zukunft durch diese Bestrebungen bekümmert und halte die allertraurigsten Zustände für mehr als möglich, und unsere, d. h. der preußischen Abgeordneten ihre Stellung hier dann mehr als bedenklich und peinlich. Möchte es anders kommen! ich sollte und wollte schon nach Berlin reisen; jetzt ist aber Beckradt gesandt, was mir in vielen Beziehungen nur sehr erwünscht. Er muß in diesen Tagen rückkehren. Er paßt besser als ich.

Einliegend sende ich Dir ein paar Gedichte, die mir beim Lesen gefielen. Das über die Freiheit ist von dem bekannten im Kerker schmählich hingeopferten Weiding[2]) und ist mir deshalb rührend. Vielleicht gefallen sie auch Dir . . .

XII.

Frankfurt den 28. 11. 48.

In der kurzen Zwischenzeit von einer Ausschuß-Berathung und einer Freihandels-Versammlung und nach der bis in die Nacht in dem Klub, will ich Dir wenigstens einige Worte der Liebe in die weite Ferne senden, da ich nicht weiß, ob mir die nächsten Tage auch nur so viel Zeit gönnen werden. Die Ereignisse in Berlin und der glückliche Umschlag der Gesinnung, den die unsinnigen Beschlüsse des Rumpfparlaments herbeigeführt haben[3]), lassen der Linken und allen Republikanern ihr letztes Spiel verloren sehen, und nun versuchen sie noch in Sterbenszuckungen immer noch dies oder jenes Manöver, und so haben sie uns auch wieder allerlei dringende Anträge gegen Preussen ꝛc. gebracht. Die National-Versammlung verwies sie alle an den Ausschuß, dem ich leider zu präsidiren habe[4]). Doch dagegen erhob sich die

[1]) Derselbe, der wegen seiner Rede auf dem Hambacher Fest viel genannt worden ist, tätiger Politiker und historischer Schriftsteller. In Frankfurt vertrat er Reuß-Schleiz-Lobenstein.

[2]) Es ist wohl Weidig, hessischer Pfarrer, gemeint. Er wurde wegen revolutionärer Umtriebe angeklagt und gefangen gesetzt. Die gegen den Untersuchungsrichter erhobene Beschuldigung des an W. verübten Kerkermordes ist unzutreffend. Weidig starb 1837 im Arresthaus zu Darmstadt durch Selbstmord, hatte aber allerdings eine harte Behandlung erfahren. Seine gesammelten Gedichte wurden 1847 veröffentlicht.

[3]) Saucken hat hier wohl namentlich den Beschluß der Steuerverweigerung durch die preußische Nationalversammlung im Auge.

[4]) Es waren in Frankfurt viele Anträge und Interpellationen wegen des Konflikts der preußischen Regierung mit der preußischen Nationalversammlung gestellt worden. Der Ausschuß,

Linke, zwar ohne Angriffe, aber mit aller List, indem sie die Angelegenheit als blos rechtlicher Natur dem Ausschuß für die Gesetzgebung übergeben wollte. Sie verlor aber ihr Spiel in zwei Sitzungen, und mein Ausschuß soll allein entscheiden. Es ist wahrlich eine schwere Aufgabe, gerade in so schwierigen, so aufregenden Angelegenheiten ohne feste Grundlagen die Entscheidungen gut zu treffen. Du selbst schreibst mir in Deinem Briefe vom 22. d. M., den ich eben zu meiner Freude erhalten habe, daß Ihr dort mit den ersten Beschlüssen nicht zufrieden seid, während sie uns hier als die zu erreichen möglichst besten erscheinen und viele erstaunt sind, daß wir sie durchgebracht haben. Mit den zweiten Beschlüssen war es derselbe Fall, und wenn ich und einige Andere sie gerne kräftiger und entschiedener gehabt hätten, so mußten wir doch auch ein wenig politisch handeln, und dieser Beschluß mit einer Majorität von 126 Stimmen hat eine größere Bedeutung, als ein besserer Antrag, der kaum die Majorität erlangt hätte. Zur Stelle sieht manches anders aus, als es in der Ferne erscheint. Wenn jetzt nur in Berlin kein Rückschlag erfolgt, wenn man nur nicht wieder die partikularistischen Ansichten Oberhand gewinnen und so alles verderben läßt, was errungen ist. Es ist mehr als zu gewiß, daß die Lossagung Östreichs von Deutschland sehr bald erfolgt, und dann, nun dann ist keine Wahl, wenn Preussen nicht mit Gewalt alles zurückstößt und gerade in diesem Augenblick alles verdirbt. Unser Gagern selbst ist nach Berlin gegangen[1]); bringt einer es dort vielleicht noch in Ordnung, so ist er es, wir hoffen und wünschen es gleich sehr. Heute ist aber der Flügel-Adjutant Willisen[2]) hier angekommen auf der Reise nach Paris. Dies ist nicht gut. Er soll zu den Verständigern in Potsdam gehören. Gustav[3]) ist auch fort, worüber ich mich seinet- und unsertwegen wahrhaft freue, aber nicht des Landes wegen. Wohlunterrichtete meinen, General von Gerlach hätte mit Voß ꝛc.[4]) auch Willisen jetzt auf geschickte Weise fortgesandt, um allein auf den König einzuwirken. Dies wäre nicht gut und könnte unglaublichen Nachtheil bringen. Die nächsten Tage entscheiden viel, ja beinahe alles über unsere, über Deutschlands Zukunft. Unsere Spannung kannst Du Dir denken. Sie nimmt die letzten Stunden Schlaf. Geht es schief, dann bin ich vielleicht bald bei Euch Lieben allen; geht es gut, dann vielleicht in 6 bis 8 Wochen, und ich muß das letztere als Patriot wünschen. Unser übereilter und falscher Beschluß wegen der Blum'schen Todtenfeier (zu dem ich natürlich nicht zugestimmt habe)[5]) ist heute möglich redressirt,

---

dem sie überwiesen wurden, brachte am 14. November Vorschläge in einem Majoritäts- und einem Minoritätsgutachten ein. Das Majoritätsgutachten, das unter andern von Sancken, Haym, Sylvester Jordan, Wilhelm Jordan unterzeichnet ist, suchte die preußische Regierung zu bestimmen, die preußische Nationalversammlung von Brandenburg nach Berlin zurückzuverlegen und sich mit einem Ministerium des „Vertrauens" zu umgeben. Das Minoritätsgutachten drückte sich schärfer aus. Der Antrag der Ausschußmehrheit siegte mit 239 gegen 189 Stimmen. Am 20. November legte der Ausschuß, durch einen Antrag von der radikalen Seite veranlaßt, einen neuen Bericht vor, der die Forderung des Ministerwechsels wiederholte, den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten Beschluß der Berliner Versammlung für „null und nichtig" erklärte und eine Gewährleistung der Rechte und Freiheiten des preußischen Volkes aussprach. Er wurde in seinen verschiedenen Teilen mit verschiedenen — mit größeren als der vom 14. November — Majoritäten angenommen. So sind die „ersten" und die „zweiten" Beschlüsse, die in Sanckens Brief erwähnt werden, zu verstehen. Vgl. die übersichtliche Darstellung jener Verhandlungen bei Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848/49. Bd. 1, S. 304 ff.

[1]) Am 24. November. Jürgens a. a. O., S. 316 ff. — Sybel a. a. O., S. 260 ff.

[2]) Willisen ging mit Urlaub nach Paris und Italien. 1849 suchte und erhielt er seinen Abschied.

[3]) G. v. Below wurde am 16. November 1848 zum Divisionskommandeur in Königsberg ernannt und schied damit aus der Umgebung des Königs aus.

[4]) Graf Voß-Buch, einer aus dem intimen Kreise Leopold v. Gerlachs.

[5]) Die Nachricht von der Erschießung Blums traf am 14. November in Frankfurt ein. Über ihre Wirkung auf das Parlament und den von den beiden Kölnern Raveaux und Venedey

vielleicht geht es noch mehr. Sanden[1]) ist noch hier, er war nur gelegentlich zum landwirthschaftlichen Kongreß hier, er wollte nach Paris, will noch ein paar Tage hier abwarten und dann nach den Umständen, entweder nach Paris oder schnell nach der Heimath reisen . . . Der alte Wrangel nimmt sich gut, und dies wird auch immer mehr Anerkennung finden. In wenigen Tagen muß Gagern zurück und mit ihm die Entscheidung kommen.

Daß Du noch immer die Freude hast, die liebe Anna um Dich zu haben und daß Ihr noch traulich zusammenkommt und Lesekränzchen einrichtet, ist mir eine wahre Freude. Hier giebt es nichts trauliches, nichts häusliches mehr, die äußeren politischen Verhältnisse beschäftigen zu sehr, ja allein die Gemüther. Die Fraktionen der zurückgebliebenen Versammlung[2]) haben zu uns nun auch zwei Deputationen gesandt, die in den Klubs sich ausgesprochen haben, aber so, daß es einem redlichen Preussen durch's Herz schnitt, ohne alle Würde, ohne auch nur ein Fünkchen reinen Patriotismus, so recht erbärmlich und ordinair, was auch nur einen solchen Eindruck überall, selbst bei den Bessern der Linken gemacht hat. Ich bin entschieden und kräftig erst dem Gierke und Bredt[3]) entgegen getreten, so daß sie, augenblicklich ganz still, später bei andern sich beklagt haben; aber alle Bekannte und Freunde hier gaben mir recht und sind damit einverstanden. In der großen allgemeinen Versammlung griff Rodbertus[4]) den Ausschuß sehr an, und ich war gezwungen ihm zu antworten, ich that es zwar mit Lebhaftigkeit, aber auch nach anderer Meinung mit Innehaltung der Grenze, die sie als Gäste beanspruchen durften, und man ist in meinem Klub nur zufrieden damit, wenn auch nicht Herr von Rodbertus und sein grober plumper Geselle Schulz (Delitsch). Sie sind eigentlich vernichtet von hier abgezogen und haben dies selbst empfunden. Solche Vertreter, die können ein Volk und Regierung um Alles bringen.

Die mir mitgetheilte Ansprache ist zu lang und nicht klar genug, ich hoffe, es werden bessere kommen und auch in unserer Gegend die Wendung der Gesinnung bald so sein, daß die Aufwiegler mindestens mit Schimpf und Schande von den Rednerplätzen verjagt werden. Könntest Du mir bald darüber erwünschte Kunde geben oder laß es durch die Söhne. . . .

Sanden kommt, den ich in den Freihandels-Verein einführen soll, also für jetzt adieu, adieu!

XIII.

Frankfurt den 13./12. 48.

. . . Du schreibst ganz hoffnungslos über unser späteres vereintes Leben. Hier sehe ich nicht so schwarz. Bin ich hier zu Ende, was nun schon überwunden werden muß, dann wird und soll mir hoffentlich Ruhe werden, und um so mehr erwarte ich diese schon recht bald, als unsere nächsten Wahlen in Preussen wohl vor meiner Rückkunft fallen werden, des Abwesenden weniger gedacht wird, dann 3 Jahre keine

eingebrachten Antrag, ihrem Landsmann Robert Blum eine öffentliche Totenfeier zu veranstalten, s. Wichmann a. a. O., S. 296 ff. Vgl. Jürgens a. a. O., S. 307, Anm. 2: „Die Linke überrumpelte damals den größesten Teil des Zentrums zu dem leidigen Beschlusse einer Totenfeier für Blum."

[1]) Der ostpreußische Rittergutsbesitzer v. Sanden war der Schwiegervater von Wrangels Sohn Fritz. Anna v. Wrangel, geb. v. Sanden, ist im Jahre 1902 gestorben, vor kurzem auch der letzte Nachkomme des Generals v. Wrangel, der unvermählte Legationsrat a. D. Graf Gustav v. Wrangel.

[2]) D. h. der preußischen.

[3]) Gierke war von Ende Juni bis zum September preußischer Landwirtschaftsminister gewesen.

[4]) Rodbertus war von Ende Juni bis zum 4. Juli preußischer Kultusminister gewesen. Über seine radikale Haltung im Herbst 1848 vgl. „Aus dem Leben des Generals H. v. Brandt". Dritter Teil, S. 225 ff.

Wahlen sind und ich inzwischen 60 Jahr alt werde. Jetzt stehen wir hier in einer für uns gewaltigen Krisis. Die Östreicher intriguiren und rebelliren auf die allgewaltigste Weise, offen, aber noch mehr versteckt, setzen sie alles in Bewegung, um Östreich groß und Preussen klein zu machen. Alle ihre früheren Erklärungen ziehen sie zurück, was noch vor ganz kurzem unmöglich war, ist auf einmal, d. h. im Versprechen möglich geworden, um Östreich die oberste Gewalt für alle Zeit zu sichern. Sie verbinden sich mit der äußersten Linken, mit allen Süddeutschen, suchen alle Schutzzöllner in ihr Interesse zu ziehen und vor allen die ultramontanen Katholiken. So gewinnen sie eine große Zahl für sich, und es gilt jetzt für Preussen einzustehen und zu kämpfen. Ich habe deshalb auf morgen eine besondere Berathung von 25 Preussen veranlaßt, um uns erst in engerm Kreise ganz zu verständigen und einen festen Plan zu entwerfen und dann in größerem Kreise weiter denselben zu verfolgen. Es kann jetzt dazu kommen, daß wir unser ganzes mühsam gebautes Werk noch vor seiner Beendigung in Trümmer fallen sehen und auf dem Punkt ankommen, von dem wir anfingen, obgleich wir Alle darin ziemlich einig sind, jetzt oder nie kommt ein freies einiges Deutschland zu stande. Die Hemmnisse unserer Arbeit, besonders für Preussen, liegen leider auch in Berlin und in Potsdam. Der Prinz Karl von Bayern hat dort seines Spiel gespielt und setzt es in Dresden fort nicht ohne großen Einfluß auf die Ansichten des Königs, während in Potsdam auch unser Prinz Karl gegen das Kaiserreich, gegen den König an der Spitze, für die Trias mächtig intriguiren soll, weil er dann hofft in die Trias einzutreten. So finden sich von allen Seiten neue Schwierigkeiten, und es läßt sich der Erfolg noch gar nicht vorhersehen, aber volle Aufmerksamkeit und Thätigkeit ist um so nöthiger, was viele Abgeordnete so sehr erkennen, daß sie zurückkommen oder den schon erhaltenen Urlaub nicht benutzen wollen. . . .

Der vorstehende ist der letzte Frankfurter Brief Sanckens an seine Gattin, in dem er sich über die politischen Verhältnisse äußert. Sein Interesse an der großen Angelegenheit des Frankfurter Parlaments erlahmte freilich nicht. Wie wir aus den früher mitgeteilten Briefen[1]) an seinen Schwager Gustav von Below und an den Prinzen von Preußen wissen, hielt er die Ideale der Gagernschen Partei fest und warb eifrig für sie. Als jedoch die Dinge eine seinen Hoffnungen ganz entgegengesetzte Wendung nahmen, glaubte er einen erheblichen Nutzen fernerer politischer Tätigkeit nicht mehr erkennen zu können. Nachdem er aus der ersten Kammer des Jahres 1849, in die man ihn gewählt hatte, bald wieder ausgetreten war[2]), nahm er zwar 1850 eine Wahl in die zweite noch an und blieb ihr Mitglied bis zum Jahre 1852. Indessen ist er in ihr nicht hervorgetreten und hat die Sitzungen, wie es scheint, nur ausnahmsweise besucht. Seine Auffassung der damaligen Verhältnisse und zugleich die Stimmung, von der weite Kreise überhaupt in den fünfziger Jahren erfüllt waren, kommen in charakteristischer Weise zum Ausdruck in einem Briefe an seinen Sohn Kurt, den späteren Abgeordneten und ostpreußischen Landesdirektor, mit dem unsre Mitteilungen über Saucken ihren Abschluß finden mögen.

Berlin d. 8. Februar 1852.

. . . Du besorgest, ich hätte gar viel Vorwürfe wegen meines Ausbleibens [aus den Sitzungen des Abgeordnetenhauses] erhalten. Dies ist nicht der Fall.

[1]) Deutsche Rundschau a. a. O., S. 380 ff.

[2]) Vgl. Deutsche Rundschau a. a. O., S. 384.

August hat hier etwas stark aufgetragen. Er war der einzige, der mir Vorwürfe gemacht und gesagt hat, wie er einen schweren Stand gehabt hätte, mich zu entschuldigen und zu verteidigen. Fast alle Freunde drückten mir nur ihre Freude aus, daß ich gekommen, und einige meinten, sie freuten sich um so mehr, als sie doch leise Zweifel gehegt hätten, ich würde ganz fortbleiben. So war entschieden mehr Beifall als Strafpredigt mein Loos. Jetzt wird es mir aber mit jedem Tage drückender hier noch auszudauern. August[1]) sieht und hofft noch immer Erfolge und weiß Gott nicht was alles. Ich sehe die gänzliche Nutzlosigkeit alles Bestrebens, sehe, daß wir auch nicht das kleinste bessern, ja nicht einmal das kleinste Übel zu hindern vermögen, daß doch alles durchgeht, was die Gegenpartei will. Und wenn wir ein oder das andere Mal eine reine Kleinigkeit, die August stets dann hoch anschlägt, durchsetzen, so ist dies ohne allen Einfluß auf das ganze. . . . Wir ruiniren uns täglich mehr, auch in der öffentlichen Meinung, besonders da diese gar nicht mehr dem Gange der Dinge folgt und ohne alle Teilnahme in einen wahren Seelenschlaf verfallen uns noch weit mehr fallen läßt als unsere Gegner. Wir müssen es eingestehen, es steht kein Volk mehr hinter uns . . ., und daher werden unsere Niederlagen immer bedeutender, und wir schaden dem Volke, indem ihm noch das Vertrauen zu den Besseren im Lande genommen und es dahin geführt wird, in seinem Erwarten und Hoffen ins Dunkle gewiesen zu werden. Ich habe den Glauben, daß nur durch Krieg oder Revolution ein Umschwung der Dinge erfolgen wird, daß alles Kämpfen auf geordnetem, gesetzlichem Wege, die Verhältnisse in die rechten Bahnen zu lenken, vergeblich ist, und wir recht bösen, trüben Zuständen entgegen gehen. Gott schütze uns und das Vaterland. Mir wird es schwer fallen, am Abend eines wahrlich dem öffentlichen Wohl so vielfach gewidmeten Lebens das nutzlose aller Mühe und Arbeit und nur Verkennung und dergleichen mehr noch zu erfahren. Doch genug! Lange bleibe ich nicht mehr hier, höchstens bis Mitte März.

Mit diesen trüben Eindrücken ist Saucken aus dem Leben geschieden. Im Jahre 1853 erkrankte er und starb am 25. April 1854, nicht ganz dreiundsechzig Jahre alt[2]).

[1]) Vgl. zur Charakteristik des sanguinisch gerichteten August v. Saucken-Julienfelde die „Denkwürdigkeiten Th. v. Bernhardis", Bd. II, S. 294.

[2]) Ich benutze die Gelegenheit, um hier einen Nachtrag zu der biographischen Skizze zu bringen, die ich in der „Deutschen Rundschau" a. a. O., S. 101 ff., von meinem Großvater, dem General v. Below, veröffentlicht habe. Von zwei Seiten ist mir aus bisher unbekanntem Material mitgeteilt worden, daß nach der Entlassung Stockhausens das Kriegsministerium Ende 1851 und Anfang 1852 meinem Großvater, der damals Divisionskommandeur in Königsberg war, angeboten wurde. Herr v. Saucken-Tarputschen teilt mir einen Brief von August v. Saucken-Julienfelde an seine Frau Lina, geb. v. Below, mit, in dem es heißt: „Der Minister Stockhausen ist nun entlassen, nach erneuten Irrungen, seine Stelle noch nicht besetzt, da so viele sie ausgeschlagen haben. Zu diesen gehört auch Dein guter Bruder Gustav. Es heißt, der König habe nun selbst und dringender an ihn geschrieben. Ich hoffe, Gustav wird fest bleiben, und würde es ungemein beklagen, wenn er nachgeben sollte, was ich auch nicht glaube. Es ist bezeichnend für unsre Zustände, daß bereits zehn Generale die Übernahme des Kriegsministeriums abgelehnt haben." Herr Dr. v. Petersdorff teilt mir dieselbe Tatsache aus dem ihm zur Verfügung stehenden Manuskript der Tagebücher Leopold v. Gerlachs mit (die gedruckten „Denkwürdigkeiten", Berlin 1891 f., sind bekanntlich nur ein Auszug). Zum 26. Dezember 1851 notiert Gerlach: „Massow sagte mir gestern . . ., daß der König an Below wegen Übernahme des Kriegsministeriums habe schreiben lassen."

Adolf Harnack.

Von

Theodor Kappstein.

I.

Siebzig Jahre nach der Gründung der ersten heidenchristlichen Gemeinde in dem syrischen Antiochien schreibt Plinius über die Verbreitung des Christentums in dem weit entfernten Bithynien in den stärksten Ausdrücken und sieht den Bestand der übrigen Kulte in jener Provinz bereits bedroht. Siebzig Jahre später zeigt der Osterstreit eine christlich-kirchliche Konföderation, die von Lyon bis Edessa reicht und in Rom ihren Mittelpunkt hat. Wieder siebzig Jahre später erklärte Kaiser Decius, er wolle in Rom lieber einen Gegenkaiser ertragen als einen christlichen Bischof, und nun dauert es kaum noch siebzig Jahre, da wird das Kreuz an die römischen Feldzeichen geheftet. Das Problem, das in diesen Daten steckt: Wie ist die erstaunlich weite und rasche Verbreitung des Christentums in seiner ersten Periode zu verstehen? hat Adolf Harnack zu einem seiner jüngsten Werke angeregt, das den Titel führt: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“[1]). Es ist ein ebenso bedeutendes wie liebenswertes Buch, erstaunlich in der Fülle und Präzision des Wissens, das darin ausgebreitet ist, und anziehend durch die virtuose Durchgeistigung des spröden Materials zu einem Kunstwerk. Es liest sich wie ein Hochgesang auf die Religion, diese Blüte der menschlichen Kultur. Als Gründe für die überraschende Verbreitung des Christentums nennt Harnack zusammenfassend: seinen Monotheismus und das Evangelium, seine Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit.

Diese Religion verkündigte den lebendigen Gott, zu dem der Mensch geschaffen ist, und sie brachte das Leben und die Erkenntnis, das Eine und das Viele, das Unbekannte und das Bekannte; sie war aus dem Geist geboren, aber bald lernte sie es, das Irdische zu weihen. Den Einfachen war sie einfach und den Sublimen sublim. Sie war Weltreligion in dem doppelten Sinne, daß sie das darbot, was allen notwendig war, aber auch das brachte, was ein jeder besonders begehrte. Sie

[1]) J. C. Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

wurde Kirche, Weltkirche und nahm damit alle Machtmittel in Beschlag, die es neben dem Schwerte gibt. Sie blieb exklusiv und zog doch alles Fremde an sich, wenn es irgend einen Wert besaß. In diesem Zeichen hat sie gesiegt; denn auf alles Menschliche, das Ewige und das Vergängliche, hatte sie ihr Kreuz gesetzt.

Als fernere Bedingungen für die rasche Wanderung der christlichen Gedanken durch die jüdische und außerjüdische Welt bezeichnet der Verfasser außer dem Synkretismus innerhalb des Judentums folgende Momente: Die seit den Tagen Alexanders des Großen einsetzende Hellenisierung des Orients und teilweise auch des Okzidents; die römische Weltmonarchie und die durch sie vollzogene politische Einheit der Völker an den Küsten des Mittelmeeres: den außerordentlich erleichterten, gesteigerten und gesicherten Weltverkehr, die vorzüglichen Straßen, die Bevölkerungsmischung, den Austausch der Güter und Ideen, den persönlichen Austausch, den allgegenwärtigen Kaufmann und den allgegenwärtigen Soldaten, nicht zu vergessen den allgegenwärtigen Professor, der in Antiochia wie in Cadix, in Alexandria wie in Bordeaux zu finden war; die Überzeugung von der wesentlichen Einheit des Menschengeschlechts; die Dekomposition und Demokratisierung der alten Gesellschaft; die römische Religionspolitik; die kommunalen und provinzialen Vereinsorganisationen; das Eindringen der syrischen und persischen Religionen in das Reich; den Verfall der exakten Wissenschaften und das steigende Ansehen einer nach Offenbarungen suchenden Religionsphilosophie. Dazu kommen als innere Bedingungen für die christliche Propaganda lehrhafte Momente des vielseitig gemischten Orientalismus. Wichtig für Harnacks Gesamtauffassung ist die prinzipielle Ausführung:

Kaum gibt es eine Tatsache, die des Nachdenkens so würdig ist wie die, daß die Religion Jesu auf jüdischem Boden und — worauf man mit Recht hingewiesen hat — auf semitischem Boden überhaupt keine Wurzeln hat fassen können. Es muß doch etwas in dieser Religion gelegen haben und liegen, was dem freieren griechischen Geist verwandt ist. In gewisser Weise ist ja das Christentum bis auf den heutigen Tag griechisch geblieben; denn die Formen, die es auf diesem Boden angenommen hat, sind in den großen Kirchen, auch im Protestantismus, wohl modifiziert, aber nicht abgestreift worden. Welche Kraftprobe aber ist es gewesen, die diese Religion im zartesten Kindesalter erlebt hat! Der Islam ist in Arabien entstanden und überall arabische Religion geblieben; die Kraft seiner Jugend war auch die Kraft seines Mannesalters. Die christliche Religion ist, fast unmittelbar nach ihrer Erscheinung, aus dem Volke vertrieben worden, dem sie angehörte. Sie mußte so gleich anfangs unterscheiden lernen, was Kern und was Schale sei.

Die Missionspredigt der sich verbreitenden neuen Religion wird mit großer Klarheit in die acht Gesichtspunkte disponiert: religiöse Grundzüge, das Evangelium vom Heiland und von der Heilung, von der Liebe und Hilfleistung, die Religion des sittlichen Ernstes, die Religion der Autorität und der Vernunft, der Mysterien und der transzendentalen Erkenntnis, die Botschaft von dem neuen Volk und dem dritten Geschlecht (neben Griechen und Römern), die Religion des Buchs und der erfüllten Geschichte, der Kampf gegen den Polytheismus und Götzendienst. Nicht ohne geschichtlichen Reiz sind die Nachweise Harnacks von den beliebten altchristlichen Allegorien zwischen der Buße des Menschen und einem Heilprozesse, wobei der Bischof als Chirurg

vorgestellt wurde; so lesen wir in den apostolischen Konstitutionen: „Heile wie ein mitleidiger Arzt alle Sünder, indem du heilsame, zur Rettung dienliche Mittel anwendest ... Triffst du aber einen Unbußfertigen und Abgestorbenen, dann schneide ihn mit Trauer und Schmerz als einen Unheilbaren ab."

Das Evangelium der Liebe und Hilfleistung behandelt Harnack unter den Richtlinien: Von dem Almosen und seiner Verbindung mit dem Kultus und den kirchlichen Beamten; von der Unterstützung der Lehrer und Beamten, der Witwen und Waisen, der Kranken, Schwachen und Arbeitsunfähigen; von der Sorge für die Gefangenen und in den Bergwerken Schmachtenden, für die zu begrabenden Armen und die Verstorbenen überhaupt; von der Sorge für die Sklaven und bei großen Kalamitäten; von dem Arbeitsnachweis und dem Recht auf Arbeit in den Gemeinden; von der Sorge für die zugereisten Brüder (Gastfreundschaft) und für arme oder gefährdete Gemeinden. Über den Gebrauch des Alten Testaments in den neu entstehenden christlichen Gemeinden wird folgendes festgestellt: Man entnahm dem Alten Testament die monotheistische Kosmologie und Naturbetrachtung; man erwies aus dem heiligen Buch, daß die Erscheinung und die ganze Geschichte Jesu vor Jahrhunderten, ja Jahrtausenden voraus verkündet sei, die eigene Religion erschien so als erfüllte Geschichte. Sie wurde unmittelbar an die Weltschöpfung angeknüpft. Alle Grundsätze und Einrichtungen der christlichen Gemeinde belegte man kritiklos aus dem Alten Testament; man entnahm ihm die christlichen Ermahnungen, indem man Lob und Strafe auf der neuen Religionsstufe sich potenziert dachte. Ein drittes Buch dieses Werkes ist den Missionaren gewidmet, ihren Reisen, dem brieflichen und literarischen Austausch, ihren Missionsmethoden und Rangstufen. Reizvolle Exkurse über die christliche Freundschaft, über die Rufnamen der Christen u. a. sind eingestreut. Zur Freundschaft schreibt Adolf Harnack das schöne Wort:

Freundschaft im tiefsten und umfassendsten Sinn des Wortes und Wissenschaft als die höchste, das ganze Leben erfüllende Aufgabe sind Zwillingsschwestern; zusammen sind sie entstanden: Eros ist ihr gemeinsamer Vater. Die Geschichte der griechischen Philosophenschulen ist auch die Geschichte der Freundschaft.

Die Christen nannten sich in der ersten Zeit zum Unterschiede von den Schulen der Weltweisheit „Brüder"; als der Brudername fiel, war es auch für die Bezeichnung „Freunde" in der großen Kirche schon zu spät; Bruder- und Freundessinn waren noch nicht ausgestorben, aber der Kultus bestimmte bereits das ganze Leben der Gemeinden, in denen Autorität und Disziplin das Wort hatten. Nur einzelne gnostische Sekten, sowie viel später die Gottesfreunde am Oberrhein und die Quäker in England um Fox herum haben diesen Namen wieder zu Ehren gebracht. Die Bedeutung der Gemeinde für die Mission, sowie die mancherlei Gegenwirkungen in den Verfolgungen wie in der polemischen Literatur bilden den Schluß dieses bedeutsamen Abschnitts. Erfrischend ist auch hier die Unbefangenheit, mit welcher Harnack Licht und Schatten aufs feinste abzuwägen weiß. Man lese z. B.:

Die christliche Religion ist von Anfang an mit einer Universalität aufgetreten, kraft deren sie das ganze Leben in allen seinen Funktionen mit seinen Höhen und

Tiefen, seinen Gefühlen, Gedanken und Taten mit Beschlag belegte. Sie sicherte ihr den Sieg. An den Logos Jesus hat sie alles angeknüpft, was als Wert nur irgend gedacht werden kann; von ihm hat sie ferngehalten, was dem bloß Naturhaften angehört. Von Anfang an umspannte sie die Menschheit, die Welt, trotz der kleinen Zahl von Erwählten, die sie in Aussicht nahm. Von hier aus empfangen auch die Attraktionen, mit denen sie den ganzen Hellenismus in sich hineingezogen und sich untergeordnet hat, eine neue Beleuchtung und erscheinen fast als etwas Notwendiges. Sünde und Schmutz hielt sie fern; aber sonst hat sie sich selbst mit allem ausgebaut, was des Lebens noch irgend fähig war; neben sich hat sie es zertreten, in sich hat sie es konserviert. Sie konnte das, weil sie — was keiner aussprach und keiner wußte, aber jeder wahrhaft Fromme in sich zum Ausdruck brachte —, auf ihren Kern gesehen, etwas Einfaches war, was sich mit den verschiedensten Koeffizienten verbinden konnte, ja sie alle aufsuchte: Gott als der Vater, der Richter und Erlöser, durch und an Christus kund geworden. Alle Motive, die zu ihrer Verbreitung gewirkt haben, sind als einzelne kraftlos gewesen gegenüber der Propaganda, die sie ausübte, indem sie sich von Paulus zu Origenes selbst entwickelte. In diese Kirche gehörte die Menschheit am Mittelmeerbecken um das Jahr 300 einfach hinein, sofern ihr Religion, Sittliches und höhere Erkenntnis überhaupt Werte waren.

Das abschließende vierte Buch schildert in mühevollen Einzeluntersuchungen die Verbreitung des Christentums bis zum Jahre 325, — Studien, die naturgemäß nur als erster großer Wurf zu betrachten sind, die aber den gelehrten Spürsinn, die Kombinationsgabe und die wissenschaftliche Organisationskraft des Verfassers im hellsten Lichte strahlen lassen.

Diesem Werke über die Ausbreitung des Christentums in den drei ersten Jahrhunderten hat Adolf Harnack vor wenig Wochen erst den wertvollen Anhang folgen lassen: Militia Christi, „Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten“[1]). Von einzelnen Sprüchen Jesu ausgehend, die vom Schwert sprechen, untersucht der Verfasser im ersten Teil der kleinen Schrift die sämtlichen christlichen Texte der ersten Jahrhunderte, um das kriegerische Element in ihnen hervorzuheben. Jeder Christ, vollends jeder Apostel und Missionar, ist ein Soldat. Christentum ist geistliche Ritterschaft, ein wirklicher Kampf. Das Vorbild des römischen Militärs hat den Stand des Klerus im Unterschied vom Amt der Laien in der alten Kirche nicht geschaffen, aber ihm den festesten Halt gegeben. Der Gehorsam und die abgestuften Rangordnungen des Heeres wurden Vorbilder für die christliche Gemeinde. Den abendländischen Christen hat auch der Begriff sacramentum, — der nicht nur das sinnliche Zeichen für eine damit in geheimnisvoller Verbindung stehende heilige Sache bedeutet, sondern auch den militärischen Fahneneid — die kriegerischen Bilder so eindrücklich gemacht. Die Anschauung war: Die Taufe ist der Fahneneid; Christus ist der Imperator; alle Christen sind Soldaten, aber die Konfessoren und Märtyrer bilden Gottes Offiziere. Sie besiegen lebend und sterbend die Dämonen. Ihr Kampf ist ein kriegerisches Schauspiel für Gott. Der Feige ist ein Deserteur. Die Kirche ist Gottes Lager. Die Häretiker und Schismatiker sind Rebellen. Der „heilige Krieg“ im wirklichen Sinn ist im vorkonstantinischen Zeitalter niemals gepredigt worden.

[1]) Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1905.

Im zweiten Abschnitt würdigt Harnack die Anstöße, die der Soldatenstand den alten Christen bot: das Christentum verwarf grundsätzlich Krieg und Blutvergießen; der unbedingte Soldateneid stritt mit der unbedingten Pflicht gegen Gott; der Kaiserkult trat im Heere am stärksten hervor; die Offiziere mußten opfern und die Gemeinen hatten sich dabei zu beteiligen. Die militärischen Feldzeichen erschienen als heidnisch, ihre Verehrung wie die auszeichnenden Kränze als götzendienerisch. Das Gebaren der Soldaten im Frieden — Erpressungen usw. — stritt mit der christlichen Ethik; auch die üblichen rohen Scherze im Heer — der Mimus! — waren anstößig. Den Gang der Entwicklung kann man durch folgende Thesen kurz kennzeichnen: Der älteste Christ durfte nicht freiwillig Soldat werden. Tertullian und besonders Origenes stellen den Christen in Gegensatz zum Krieger des Kaisers; doch erstarken die Christen zur Selbständigkeit, und die Christen gewordenen Soldaten haben nicht als Regel den Dienst quittiert. Die letzte große Christenverfolgung unter Diocletian begann als eine militärische: der Offiziersstand sollte von den Christen gereinigt werden. Aber der weltgeschichtliche Umschwung vom Heidentum zum Christentum hat sich dennoch im Heere vollzogen. Von dort nahm die öffentliche Anerkennung des Christentums ihren Anfang. Die Kirche hat auf dem Konzil zu Arles (314) die einst nicht seltene Praxis christlicher Soldaten, aus Frömmigkeit fahnenflüchtig zu werden, unter die härteste Strafe der Exkommunikation gestellt. Damit war der volle Friede geschlossen zwischen Kirche und Staat. Bald waren nur die Christen rechte Soldaten in den Augen des Kaisers Konstantin und alle übrigen Pagani: Zivilisten.

II.

Wir besuchen den Berliner Professor in seiner Vorlesung. Wir sind in einem der beiden Seitenflügel der Berliner Hochschule im ersten Stockwerk. Vor dem Auditorium 44 ist lebhafte Bewegung, obwohl es erst acht Uhr morgens ist und ein trüber Wintertag. Studenten und Studentinnen mit ihren Mappen eilen in Scharen die Treppe hinauf und verschwinden im Hörsaal. Wir folgen ihnen in den geräumigen Saal und bleiben mit den Blicken bei einigen scharfgeprägten Köpfen hängen: alte Herren, einer in der Offiziersuniform, die den berühmtesten Theologen der Gegenwart kennen lernen wollen. Fünf Minuten nach dem akademischen Viertel. Elastischen Schrittes besteigt Professor D. Adolf Harnack das Katheder. Eine schlichte, hagere Gelehrtengestalt, das Haar stark ergraut, die Gesichtszüge fahl und gespannt, das Auge forschend. Ist Harnack ein Redner? Die Stimme, vom fleißigen Rauchen beim Studieren immer belegt, ist trocken, das Organ unergiebig. Aber es gibt Momente in seinen Vorlesungen, wo Harnack zum Redner wird: er hat ein Bild gebraucht, das ihm über den Weg kam. Er hält es fest und will es ausbauen; dabei springt ein geheimer Quell in ihm auf und strömt als lebendiges Wort von seinem Munde. Seine Sprache ist schlicht und treffend, beweglich und persönlich; der deutsch-russische Accent ist unverkennbar. Er sucht die Pointen nicht auf, aber sie begegnen ihm. Er

spricht nicht glänzend, aber bedeutsam; auch verschmäht er es nicht, in die wissenschaftlichen Erörterungen eine persönliche oder praktische Bemerkung für das Leben seiner Hörer hineinzuwerfen. Wir sind in der Dogmengeschichte, die Harnack in seinem epochemachenden dreibändigen Werke völlig neu aufgebaut hat mit der Grundüberzeugung: alle Dogmenbildung innerhalb der Kirche ist Degeneration und Depotenzierung, Verweltlichung und Verderbnis des Christentums; der Gesundungsprozeß der Kirche beginnt mit dem Aufhören der dogmatischen Normierung des religiösen Lebens. Dies Werk hat ihm im Jahre 1887 die Berufung nach Berlin eingebracht, die der regierende Kaiser über den Protest des mißvergnügten Oberkirchenrats hinweg als einen seiner ersten Regierungsakte im Jahre darauf bestätigt hat. Harnack steht jetzt im dreiundfünfzigsten Lebensjahre, mit Ehren überschüttet, eine Zierde der Universität wie der Akademie der Wissenschaften, geschmückt mit dem Orden pour le mérite. Heute ist er bei einem Lieblingsthema angelangt: bei dem Kirchenvater Augustinus. Er preist ihn als den Reformator der christlichen Frömmigkeit, um ihm dann seine weltgeschichtliche Stellung als Lehrer der Kirche zuzuweisen und die Kämpfe zu beschreiben, die sich an seine Anschauungen geknüpft haben. Der Bildungsgang des Mannes wird in seinen Faktoren aufgezeigt: der heidnische Vater, die christliche Mutter, Ciceros „Hortensius", der Manichäismus, die Lehre des Aristoteles, die Mystik und die Skepsis des Neuplatonismus, Ambrosius und das Mönchtum — wie das Harnack in seinem weitverbreiteten Vortrag über Augustins Konfessionen ebenfalls aufs schönste getan hat. Augustin ist ihm derjenige, der die Religion in der Religion entdeckt hat; seine Größe ist die Fähigkeit, innere Beobachtungen auszusprechen. Er hat Natur und Gnade getrennt, dann aber Religion und Sittlichkeit vereint und der Idee des Guten einen neuen Inhalt gefunden. Er zerstörte das Wahngebilde der antiken und populären Psychologie und Moral, er gab dem antiken Intellektualismus und Optimismus den Abschied, ließ ihn aber wieder aufleben, indem der fromme Denker in dem lebendigen Gott das wahre Sein findet; er vollendet den christlichen Pessimismus und überbietet ihn zugleich durch die Gewißheit der Gnade. Jeder Seele hält er ihre Herrlichkeit und Verantwortlichkeit vor — Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott.

Augustin führte die Religion aus der Gemeinde- und Kultusform in die Herzen als Gabe und Aufgabe hinein; Liebe, ungefärbte Demut und Kraft zur Überwindung der Welt, das sind die Elemente der Religion und ihre Seligkeit, sie quellen aus dem Besitz des lebendigen Gottes.

Harnack ist warm geworden. Lebhaft geht er hinter dem Rednerpulte auf und ab — er hält alle Vorlesungen stehend —, und etwas Nervöses ist in seinen Gesten: er fährt sich unnötig oft mit beiden Händen durchs Haar, er steckt die eine Hand in die Tasche des Beinkleides und trommelt mit der andern, die sich eines Federhalters bemächtigt hat, auf den Tisch; er hängt auch wohl das eine Bein vorn über das Katheder und läßt es eine Weile frei in der Luft baumeln. Nur selten blickt er in das Heft, das für Zahlen, Namen und Zitate vor ihm aufgeschlagen liegt; alles Wesentliche setzt er frei

aus sich heraus. Die Frömmigkeit vor Augustin nennt er ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung; sie lebte nicht im Glauben; weder die Taufe noch die Askese befreiten von der Furcht. Die Ausschließlichkeit und Festigkeit, mit der Augustin den schuldigen Menschen und den lebendigen Gott aufeinander bezog, ist das Neue, das ihn vor allen seinen Vorgängern auszeichnet. Der geschaffene Geist hat nur ein dauerndes Verhältnis, nämlich zu Gott. Die Sünde ist das Selbstseinwollen (superbia), ihre Form ist die Begierde und Unruhe. In der Unruhe offenbart sich die niemals gestillte Lust und die Furcht. Wir müssen streben, glücklich zu sein; nur im Elemente Gottes aber lebt und ruht die Seele. „Du, Herr, hast uns auf dich hin geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir." Das mit Glaube und Liebe ausgerüstete Herz erhält die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und besitzt den Frieden, der über die Unruhe und Furcht erhebt. Dieser augustinische Typus der Frömmigkeit ist im Abendland bis zur Reformation, ja noch bis heute maßgebend; aber Harnack versäumt auch nicht, auf das quietistisch-narkotische Element in ihm hinzuweisen, das dem Evangelium fehle. Augustin hat den spezifischen Katholizismus des Abendlandes geschaffen. Mit zwingender Klarheit erörtert das unser Dozent vor seinem Auditorium, das ihm mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht, unter vier Gesichtspunkten. Er hat die Autorität der Kirche in eine religiöse Größe verwandelt und sie auf den Hauptsatz fundiert: Die Kirche steht für die Wahrheit des Glaubens ein da, wo das Individuum sie nicht zu erkennen vermag, so daß die Glaubensakte zugleich Gehorsamsakte sind. Der Skeptiker und der Historiker haben hier das Wort, aber auch der fromme Mann, der der äußern Autorität allzeit bedarf. Zweitens: Augustin hat in seiner Theologie Gott mit der Gnade vertauscht und die Gnade mit den Sakramenten; dadurch wurde, sagt Harnack, das Lebendigste und Freieste, eingepreßt in ein gleichsam dingliches Gut, der Kirche übergeben. Dieser schwerste Tribut an die Zeitvorstellungen, die von den donatistischen Kämpfen bewegt waren, bedeutete die Gründung der mittelalterlichen Sakramentskirche. Drittens hat Augustin die Souveränität des Glaubens an die freie Gnade Gottes mit den Verdiensten des Menschen verquickt und damit herabgesetzt; und schließlich hat er, befangen in seiner quietistischen Form der Frömmigkeit, dem sittlichen Handeln des Menschen auf dieser Welt keine neuen Impulse zu geben gewußt. So erweisen sich seine religiösen Theorien zum Teil nur als theoretisch gedeutete Stimmungen und Erfahrungen; aber in ihnen sammelten sich zugleich die mannigfaltigen religiösen Erfahrungen und sittlichen Reflexionen der alten Welt: die Psalmen und Paulus, Plato und die Neuplatoniker, die Moralisten Tertullian und Ambrosius. Alles findet man in Augustin wieder:

> Er liebte Gott, er liebte seine Kirche, und er war wahrhaftig. Deshalb haben auch die verschiedenen Richtungen, die von ihm ausgegangen sind oder von ihm gelernt haben, stets den ganzen Mann empfunden und sich an ihm gestärkt.

Als die letzte unter den großen Anregungen, die von diesem Kirchenlehrer ausgegangen sind, nennt Harnack die einzigartige Fähigkeit, sich selbst darzustellen, den Reichtum seines Geistes auszusprechen und jedem Wort ein

individuelles Gepräge zu geben; durch diese Gabe der Individualisierung und Selbstbeobachtung habe er mitgewirkt zum Emporkommen der Renaissance und des modernen Geistes. Als das theologische Genie der patristischen Periode ist er ihr psychologisches Genie. Mit einer geistreichen Parallele entläßt der Kirchenhistoriker seine Hörer:

Mohammed, der Barbar, schlug im Namen Allahs, der ihn überwältigt hatte, die hellenistische Welt, die er nicht kannte, in Trümmer. Augustin, der Schüler der Hellenen, vollzog im Abendland die längst vorbereitete Auflösung dieser Welt im Namen des Gottes, den er als das einzig Wirkliche erkannt hatte; aber er baute eine neue Welt in seinem Innern auf. Die heitere Freude an der Welt der Erscheinung, an dem deutlichen Erfassen derselben und an ruhig kräftigem Wirken war dabei untergegangen. Wenn sich beides vereinigen ließe, in der Wissenschaft und in der Stimmung: die Frömmigkeit, Innerlichkeit und Innenschau Augustins mit der Weltaufgeschlossenheit, dem ruhigen, kräftigen Wirken und der klaren Heiterkeit der Antike, dann wäre wohl das Höchste erreicht. Aber verehren wir nicht die großen Geister, die uns seit Luther geschenkt worden sind, eben deshalb, weil sie es versuchten, dies Doppelbild zu verwirklichen? Hat nicht Goethe in der Epoche seiner Vollendung dies Ideal für das seinige erklärt und es in sich darzustellen versucht?

Religion und Autoritätsglaube, so erklärte er ein andermal im Anschluß an Augustins Konfessionen, seien nur durch eine sehr schmale Grenze getrennt; werde der Glaube vor allem als ein Wissen vorgestellt, so schwinde diese Grenze völlig.

Hier hat Luther eingesetzt und den Glauben auf einen Grund zu stellen unternommen, auf dem er die Autorität von Institutionen und die Möncherei als Trübungen des Glaubens betrachten muß.

Aber jede Zeit hat ihren Inhalt und jeder Geist sein Maß. Die Schranken sind immer auch die Bedingungen für die Entfaltung der Kraft. Innerhalb seiner Schranken hat sich Augustin in den dreiundvierzig Jahren, die er als katholischer Christ verbracht hat, zu einer Persönlichkeit entwickelt, deren Hoheit und Demut uns ergreift. Ein Strom von Wahrhaftigkeit, Güte und Wohlwollen und wiederum von lebendigen Anschauungen und tiefen Gedanken geht durch seine Schriften, durch die er der große Lehrer des Abendlandes geworden ist. Er wurde überboten durch die Reformation, die er doch mit hervorrief, und die Grundzüge seiner religiösen Weltanschauung konnten vor den Erkenntnissen nicht standhalten, die wir seit Leibniz erworben haben.

Der römische Katholizismus hat seinen fortwirkenden Einfluß im Tridentinum, im Kampf gegen den Jansenismus und im Vaticanum zu ersticken unternommen. Aber er ist doch kein Toter; was er der Kirche Christi gewesen ist, wird nicht untergehen, und er wird auch der römischen Kirche keine Ruhe lassen.

Nichts vom Aktenstaub oder einer pedantischen, sich auf tote Einzelheiten festlegenden Gelehrtheit hat uns berührt; das frische Leben eines Forschers, der ein Künstler der Darstellung ist und ein die Bildung seiner Zeit in umfassendem Maße in sich tragender Mann, wirkt mit jedem Worte auf uns ein. Adolf Harnack entstammt einem deutsch-russischen Theologengeschlecht. Der Vater, Theodosius Harnack, war ein namhafter Vertreter der lutherischen Orthodoxie auf dem Gebiete der praktischen Theologie in Dorpat und Erlangen. Von den drei Brüdern hat sich jeder einen Namen gemacht; der Literar-

historiker Otto Harnack in Stuttgart hat bedeutende Studien veröffentlicht, besonders über Goethe, und der Chemiker Professor Erich Harnack hat erst jüngst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt durch seine Entdeckung von dem Einfluß der menschlichen Elektrizität auf die Richtung der Magnetnadel erregt. Mit dreiundzwanzig Jahren habilitierte sich unser Theologe in Leipzig als Privatdozent für Kirchengeschichte mit einer glänzenden Studie über den Gnostizismus. Er wußte sich in der in lateinischer Sprache abgehaltenen Licentiatenprüfung und als junger Gelehrter mit dem Geist der lutherischen Tradition, die bekanntlich an jener Universität ihre Hochburg hat, glimpflich abzufinden. Er hat uns gelegentlich mit fröhlichem Humor von dem lustigen Stichwort erzählt, das die Leipziger Studenten geprägt hatten: „Extra Lipsiam non est vita — Et si est vita, non est ita —", zu deutsch etwa: „Außer Leipzig gibt's kein Leben; und wenn schon Leben, so ist's so eben." Schon nach zwei Jahren war er Extraordinarius. In Gießen, in den Jahren 1879—1886, entfaltete Harnack eine sich stetig steigernde Tätigkeit. Die Studenten strömten zu dem Dozenten, der kein Heft las, sondern Überzeugungen aussprach, an denen sie ihre eigenen Anschauungen bilden konnten. Auch als Schriftsteller hatte er eine glückliche Hand; davon zeugt die dreibändige kritische Ausgabe der Werke der apostolischen Väter, die er mit seinem dogmatischen Antipoden Theodor Zahn und mit Eduard von Gebhardt zusammen herausgab, und die Veröffentlichung des von ihm im Jahre 1880 in Rossi entdeckten Purpurkodex der handschriftlichen Evangelien. In Gießen begründete Harnack auch mit Gebhardt die Texte und Untersuchungen zur alten Kirchengeschichte, in deren beide Serien er selbst die wertvollsten Beiträge mit einem wahren Feuereifer der Arbeitslust hineingibt. Höher stieg sein Stern, als er über Marburg, wo er nur zwei Jahre weilte, vor achtzehn Jahren als Nachfolger des orthodoxen Kirchenhistorikers Semisch an die Berliner Universität berufen wurde. Heute ist Adolf Harnack der Führer der theologischen Mitte, wie sie sich um die anregende Zeitschrift von D. Rade „Die christliche Welt" gesammelt hat — jetzt sogar zu ihrer kirchenpolitischen Organisierung entschlossen. Vom Katheder wie vom Schreibtisch aus hat Harnack in die kirchlichen Debatten der letzten anderthalb Jahrzehnte je und je sein gewichtiges Wort geworfen. Noch in aller Erinnerung sind die Kämpfe der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts um den Wert und die Geltung des sogenannten Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Harnacks Antwort an seine Studenten, die ihn wegen des Falles Schrempf in Württemberg befragt hatten, und seine eingehenden Darlegungen in zwei berühmt gewordenen Broschüren, deren zweite sich gegen den inzwischen verstorbenen Greifswalder D. Cremer und seine juristische Erfassung des Christentums (als einer Prozeßverhandlung, die mit Begnadigung oder Hinrichtung endet) wendete, trugen ihm die bittere Feindschaft der kirchlichen Rechten ein, die ein förmliches Kesseltreiben auf Synoden und in ihrer Presse im Geiste Adolf Stöckers gegen ihn arrangierte. Bereits in seiner Zentenarrede auf August Neander vom Januar 1889 sprach es Harnack als Festredner in der Berliner Aula bei aller warmen Anerkennung aus:

Dem Aufkommen einer Richtung, welche die Probleme verschleierte und den Gegensätzen die Spitze abbrach, hat Neander wider seinen Willen Vorschub geleistet. Was bei ihm individuell berechtigt war, war es bei vielen seiner Schüler nicht mehr. Der Subjektivismus, dem Neander das Wort redete, ist in der Gestaltung des Kirchenwesens nicht unbedenklich. Wenn der strenge Symbolzwang nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, so ist es vielleicht noch gefährlicher, ein enges Bekenntnis schwächlich und unsicher zu handhaben. Solange wir kein festes und weites Bekenntnis besitzen, das streng gehandhabt werden kann — der Versuch von Nitzsch und andern, ein solches auf der Generalsynode von 1846 zu schaffen, ist bekanntlich gescheitert —, solange müssen wir den Gefahren mit Geduld und Weisheit zu begegnen suchen, die mit dem gegenwärtigen Zustande verknüpft sind.

Würdig und evangelisch erklärte der Professor, die Anerkennung des Apostolikums in seiner wörtlichen Fassung sei nicht die Probe christlicher und theologischer Reife:

Im Gegenteil wird ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müssen. Allein umgekehrt darf man auch von dem gereiften und gebildeten Theologen erwarten, daß er soviel geschichtlichen Sinn besitzt, um sich von dem hohen Wert und dem großen Wahrheitsgehalte des Apostolikums zu überzeugen und eine positive Stellung zu seinen Grundgedanken zu gewinnen, die es ihm ermöglicht, ein altes Zeugnis seines eignen Glaubens in dem Apostolikum zu erkennen.

Den Fanatikern um die Jungfrauengeburt gegenüber ist er unerbittlich:

Wenn um eines einzelnen Satzes willen, der mindestens nicht im Zentrum des Christentums steht, die Fähigkeit, die Gemeinde, in die man hineingeboren ist, zu erbauen und an ihrem innern Leben teilzunehmen, aufgehoben sein sollte, so könnte eine religiöse Gemeinde überhaupt nicht bestehen.

Mancher Stein, der in älteren Zeiten habe mittragen helfen, sei im Wechsel der Zeit zum Stein geworden, der im Wege liege. Das Vorrecht und die Pflicht evangelischer Theologen sei es, unbekümmert um Gunst oder Ungunst, an der reinen Erkenntnis des Evangeliums zu arbeiten und offen zu erklären, was nach ihrer Überzeugung der Wahrheit entspreche und was nicht. Nicht ohne Murren haben die angeblichen Stützen von Thron und Altar zusehen müssen, wie unter Harnacks maßvoller Leitung die theologischen Ideen, die sich an den Namen seines Lehrers Albrecht Ritschl knüpfen, an Boden gewannen.

Ein charakteristisches Zeugnis seiner gesamten öffentlichen Tätigkeit hat Harnack in den zwei stattlichen Bänden der „Reden und Aufsätze" errichtet, die vor Jahresfrist erschienen sind[1]). Sie umspannen einen Zeitraum von reichlich zwanzig Jahren und zeigen die vielseitige Begabung des Verfassers in einer Fülle von kleinen, scharfen Spiegelungen. Er bespricht u. a. die Legenden als Geschichtsquellen und sagt: Die Tatsachen allein bringen uns nie einer entschwundenen Person näher. Aus dem Eindruck, den sie auf die Gemüter hinterlassen, wird sie selbst erkannt und geliebt; so entzündet sich eine Fackel an der andern. Die Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts sei darum so dürftig und ungenügend gewesen, weil sie die Bedeutung der Legende verkannt habe. „Die Kritik allein vermag so wenig Geschichte zu schreiben wie

[1]) J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) in Gießen.

die Romantik." Neben der Geschichte der Tatsachen müsse einhergehen eine Geschichte der Gedanken über die Tatsachen; jeder sei berufen, an dieser zweiten Geschichte, der Überlieferung der wahren Legende, mitzuarbeiten. Eine nach Inhalt und Form ausgezeichnete Vorlesung über das Mönchtum schließt mit der Äußerung:

Wohl kann das Mönchtum noch heute einzelnen Weltmüden Frieden geben; aber die Geschichte weist über dasselbe hinaus auf die Predigt Luthers, daß der Mensch die Nachfolge Christi beginnt, der in seinem Beruf und Stand durch Glauben und dienende Liebe mitarbeitet am Reiche Gottes. Auch dieses Ideal fällt nicht einfach zusammen mit dem Inhalt der evangelischen Botschaft; aber es gibt die Richtung an, in welcher der Christ sich zu bewegen hat, und stellt ihn gegen Selbsttäuschung und Unwahrheit sicher. Es ist, wie alle Ideale, aufgerichtet worden, indem man einen unerträglichen Notstand zu heben bemüht war, und es ist bald verweltlicht und verfälscht worden wie jene. Aber wenn es nicht mehr sein will als das Eingeständnis, daß an die Vollkommenheit des Lebens, welche in dem Evangelium vorgestellt ist, niemand hinanreicht, und wenn es der Ausdruck dafür ist, daß der Christ in jeder Lage der göttlichen Hilfe und Gnade vertrauen darf, so wird es die Kraft des Schwachen sein und kann auch zum Friedenszeichen werden im Streite der Konfessionen.

Mit Macht rollt seine Rede im Lutherjahre 1883 bei der Universitätsfeier in Gießen. Luther hat kein Religionssystem fertig gezimmert; Systeme entstehen und vergehen, sondern er hat uns auf einem festen Boden eine bleibende Aufgabe vorgezeichnet: Wir sollen uns auf dem Grunde des Evangeliums stets aufs neue reformieren und wider Gesinnungslosigkeit und Machtsprüche mutig allzeit protestieren.

Wohl müssen wir die alten Bäume niederschlagen, wenn sie überstämmig und morsch geworden sind; aber wir rotten nicht den alten Wald aus, sondern wir suchen ihn eben dadurch frisch und kräftig zu erhalten. Die Zukunft unsrer Nation und schließlich auch aller unsrer Arbeit hängt davon ab, daß wir die Antriebe zur Indifferenz und Stumpfheit, aber auch zu Rückschritt und Obskurantismus überwinden und uns zu einem freien Christentum der Gesinnung und der Tat emporringen. Den Weg zu diesem Ziele aber hat uns nach einer langen Nacht der Mann gewiesen, von dem wir das Wort wagen dürfen: Er war die Reformation.

Am vierhundertjährigen Geburtstage Philipp Melanchthons (1897) regt Harnack die Frage an nach Recht und Wahrheit des christlichen Humanismus.

Soviel ist gewiß, daß Christentum und Antike nicht wie zufällig von Epigonen zusammengeschweißt sind, sondern daß bei allem Gegensatz auch ein wirklicher uralter Zusammenhang besteht. Unsre Kultur und Gesittung bedarf trotz der Umwälzung unsrer Weltanschauung solcher Männer, die im Geiste Melanchthons zu wirken vermögen. Für einen bloßen Klassizismus ist ebensowenig Raum und Verständnis mehr in unserm Zeitalter vorhanden, wie für eine Theologie, die sich gegen die fortschreitenden Erkenntnisse absperren zu können meint. Aber der christliche Humanismus Melanchthons, bereichert und vertieft, ist auch heute noch die Kraft höheren Lebens, und sein Schwert wird noch immer aufblitzen, wo es gilt, das Erbe der Geschichte zu verteidigen, den Adel des Geistes zu schützen und die Reinheit der Seele.

Den Bestrebungen des evangelisch-sozialen Kongresses, deren Präsident D. Harnack ist, sind mehrere der hier vereinigten Arbeiten gewidmet. Freimütig hat Harnack 1902 in Dortmund erklärt, als er über das moderne Bildungsstreben sich aussprach: Nirgendwo dürfen wir es geschehen lassen, soweit es in unsern

Kräften steht, daß Wissenschaft gelehrt und Bildung verbreitet wird, ohne daß zugleich das sittliche Selbstbewußtsein gekräftigt, die innere Zusammenfassung der Persönlichkeit gestärkt und das Leben mit Ewigkeitsgehalt erfüllt wird. Es gäbe keine bedenklichere Parole als die, das soziale Leben ausschließlich wirtschaftlich zu betrachten; das sei verhängnisvoll. Ob diese Frontstellung gegen Naumann berechtigt war, ist zweifelhaft; jedenfalls steht der national-soziale Führer, der bekanntlich bei Harnacks Gedanken und noch weiter rechts begonnen hat, im Besitz der praktischen Erfahrungen, die dem Wissenschaftler notwendig abgehen müssen. Sicherer bewegt er sich auf seinem eigensten Boden: Christentum und Geschichte. Die äußeren Tatsachen sind dem Glauben das gewesen, was der Pfahl dem Weinstock oder was das schützende Dach der zarten Pflanze ist. Sie haben ihm Halt und Richtung gegeben oder haben seine Entwicklung vor Wind und Wetter geschützt. Und was sie einst geleistet haben, das leisten sie heute noch vielen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß der Glaube des einen eines festen Stabes oder eines schützenden Daches bedarf, während dieser Stab in der Hand des andern zerbricht und sein Glaube nur in der Freiheit des Sonnenlichtes gesund bleibt.

Derselbe Geist, der uns die Kraft und Herrlichkeit eines göttlichen Lebens entschleiert vor Augen gestellt hat, soweit wir Menschen es fassen können, er hat der Wahrheit auch aus sinnvoller Sage und herzergreifender Poesie einen zarten Schleier gewoben und sie in Bildern und Parabeln nahegebracht.

Der evangelische Glaube braucht eine ernste Prüfung nicht zu scheuen. Die strenge methodische Untersuchung der Tatsachen, die ihn geschichtlich begründet haben, kann er ertragen, ja er muß sie um seiner selbst willen fordern; denn ihm ist nicht die Pilatus-Frage eingestiftet: Was ist Wahrheit? sondern ihm ist die Erkenntnis der Wahrheit als Aufgabe und als Verheißung gesetzt.

Harnacks eigenes Bekenntnis kann man zusammenfassen in die zwei Elemente: erstens in die Überzeugung, daß die Religion nichts andres sei als die stetige Stimmung des Herzens im kindlichen Vertrauen auf Gott, jene feste, freudige Zuversicht zu Gott, wie sie Paul Gerhardt in seinem Liede ausgesprochen: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich.“ Zweitens in die untrennbare Verbindung dieses Kindesvertrauens mit der schlichten, einfachen Moral; das sittliche Leben das Korrelat zur Religion, ohne das sie Abgötterei und Seelentäuschung wird. Ebenso feind aber ist er jeder religiösen Einförmigkeit:

Wir müssen elastischer und reicher werden! Wie viele Typen religiösen Lebens und christlicher Eigenart hat der mittelalterliche Katholizismus erzeugt und ertragen! Suchen wir doch auf evangelischem Boden ihm nachzuahmen! Unsre Zeit bedarf wahrlich nicht einförmiger Institute, sondern erweckter, geschlossener und selbständiger Persönlichkeiten in mannigfaltigster Ausprägung.

Man fordert seit Jahren nach dem Vorbilde Hollands auch für Deutschland das Aufgeben der theologischen Fakultäten zugunsten von Lehrstühlen für die allgemeine Religionswissenschaft. In einer Rede als Berliner Universitätsrektor hat Harnack sich mit dieser Forderung kritisch auseinandergesetzt; er ist dabei zu einer ablehnenden Meinung gelangt. Wer Harnack nicht näher kennt und in

ihm nur den Kritiker der christlichen Kirchenlehre sah, also ihn zu weit nach links hinüberschob, mußte sich wundern über diese unmoderne Haltung des vielfach so modern scheinenden Theologen. Harnacks Ablehnung der Zumutung, die theologischen Fakultäten aufzulösen, steht jedoch in Harmonie mit seiner Auffassung der christlichen Theologie überhaupt. Denn ihm ist das Christentum nicht eine Religion neben vielen andern, deren Gesetze des Werdens und Vergehens man aus den Dokumenten und aus persönlicher Anschauung zur wissenschaftlichen Kenntnis erheben könne, sondern das Christentum ist für ihn die absolute Religion, so sehr sie auch mit den übrigen Religionen die historische Bedingtheit teile. In bezug auf die Frage, ob man die Erkenntnis frei lassen solle oder nicht, kennt er kein vermittelndes Verfahren zwischen Freiheit und Zwang; „sie ist schon in Banden geschlagen, wo auch nur der Schein einer Bevormundung entsteht". Dem Lehrer darf die Freiheit nicht gebrochen werden, der Lernende darf die Integrität und Wahrhaftigkeit seines Lehrers nicht beargwöhnen müssen. Daß aber die künftigen Diener der Kirche durch eine Schule hindurchgehen, die sie unbekümmert um die Lehren und Bedürfnisse der Kirchen zur ernstesten Prüfung auffordert, das entspricht schließlich den obersten Grundsätzen dieser Kirche.

III.

Als die Akademie der Wissenschaften in Berlin am 20. März 1900 ihre Zweihundertjahrfeier abhielt, war Adolf Harnack zum Festredner in dem Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses ausersehen. Schlicht und groß zog er die Linien ihrer Entwicklung, und eindrucksvoll schloß er mit dem Geständnis:

> Die Wissenschaft ist nicht die einzige Aufgabe der Menschheit, sie ist auch nicht die höchste; aber die, denen sie befohlen ist, sollen sie von ganzem Herzen und mit allen Kräften treiben. Wie verschieden sich auch die wissenschaftlichen Epochen gestalten — im Grunde bleibt die Aufgabe immer dieselbe: den Sinn für die Wahrheit rein und lebendig zu erhalten, und diese Welt, die uns gegeben ist als ein Kosmos von Kräften, nachzuschaffen als einen Kosmos von Gedanken.

Er hatte sich die Ehre der Weiherede dadurch verdient, daß er die „Geschichte der preußischen Akademie der Wissenschaften" in ihrem Auftrage in einem großangelegten Werke mustergültig beschrieben hat. Der dreibändigen offiziellen Ausgabe des Werkes folgte dankenswert eine Zusammenfassung des Reintextlichen in einem Bande. Höhepunkte der Darstellung sind die Charakteristiken von Leibniz und Schleiermacher. Leibniz' Größe sieht er darin, daß der große Denker und Organisator, dem die Sozietät ihr Dasein verdankt, nicht einseitig einem jener Elemente folgte, welche die Kräfte seines Zeitalters bildeten, sondern daß er sie alle in sich gesammelt und in fruchtbare Beziehungen zueinander gesetzt hat. Die leitenden Ideen der Renaissance und der exakten Naturphilosophie hat er auf dem Boden der deutschen protestantischen Überlieferung miteinander verbunden, konservativ und doch fortschreitend; er hat alle diese Kräfte in ihrer Breite entfaltet und durch eine unbegreifliche Virtuosität der Anwendung seinem Zeitalter bekannt gemacht und eingebürgert.

Mag ihn Spinoza als empfindender, Newton als kritischer und exakter Denker übertroffen haben: niemand hat ihn übertroffen in der Fähigkeit, alle Kräfte des Zeitalters in sich aufzunehmen, jede einzelne bei gegebener Gelegenheit stets gegenwärtig zu haben, nichts zu berühren, ohne es weiter zu entwickeln, und jeden Stand in der menschlichen Gesellschaft zu fördern.

Er ist ein Heros, weil er wie Aristoteles und Origenes die Fähigkeit besaß, zu konservieren, was die Vergangenheit Wertvolles hinterlassen, die Errungenschaften der Gegenwart daran anzuknüpfen und sie, mächtig gesteigert, zu Prinzipien des Lebens durchzusetzen. Sein methodisch gewonnenes ungeheures Wissen schützte ihn vor Ausschweifungen ins Leere, seine Bereitschaft, zu lernen und umzulernen, befreite ihn von Kaprizen, und sein unverwüstlich heiterer Geist, der sich durch Enttäuschungen nicht niederbeugen ließ, fand stets einen neuen Weg, wenn sich der zuerst entdeckte als undankbar erwiesen hatte. Ebenso fein sind die Bemerkungen des Chronisten über Schleiermacher:

Wir Deutschen haben überhaupt keinen Genius besessen, der so wie er jedes Individuelle in seiner Eigenart rein nachzuempfinden und es als Kundgebung eines Universellen zu würdigen vermocht hätte. Sein Geist, in der Religion wurzelnd, die ihm Lebensluft war, war seelisch: ein wunderbar empfindliches und wiederum starkes Instrument, fähig, jede Schwingung aufzunehmen und harmonisch mit andern zu verbinden. Aber derselbe Geist war an dialektischer Kraft und Schärfe allen Mitstrebenden überlegen. Schleiermacher ist es gewesen, der wirklich über Kant hinausgeführt, dem Kantianismus die Reste des 18. Jahrhunderts abgestreift und ihn im Tiefsten umgebildet hat, ohne sich dabei in Fichteschen Subjektivismus oder in Schellingsche Pansophie zu verlieren.

Man sage das Höchste von ihm aus, wenn man ihn den Übersetzer im eminenten Sinne nenne; denn erst Schleiermacher habe gelehrt, daß alles Verstehen im Grunde auf Übersetzen beruhe, und er habe gezeigt, wie diese Kunst zu üben sei. Sein geistiger Einfluß auf die Akademie ist nach Harnacks Meinung, die vielleicht irrig ist, weil von einem theologischen Vorurteil befangen, stärker als der des Leibniz, „dessen Wirksamkeit in eine stumpfere Zeit fiel, und der nicht Menschen zu bilden verstand, weil ihm Charaktergröße fehlte." (?) In Schleiermacher sei Spinoza, der Rivale von Leibniz, wieder lebendig geworden; hinter ihm leuchtete Plato mit dem großen, tiefen Auge in eine Welt hinein, welcher die Fackeln der Aufklärung nicht mehr genügten. Er verstand, seiner Nation das ästhetische, das religiöse, das patriotische und das wissenschaftliche Ideal nahe zu bringen.

Nur dem Oberflächlichen erschien er schillernd und wandelbar, im Tiefsten ein fester Charakter von tatkräftigem Freimut.

Bei Wilhelm von Humboldt wird angemerkt, er, der Staatsmann, habe unverbrüchlich daran festgehalten, daß Wissenschaft nur in der Luft der Freiheit atmen könne, und keine Enttäuschung habe ihn in der heiligen Überzeugung erschüttert, daß sie dem Staate nur Kraft und Segen bringe.

Da Theodor Mommsen das Jubiläum der Akademie noch in voller Rüstigkeit, geschmückt mit dem Bande des Großkreuzes vom Roten Adlerorden, mitfeiern konnte, mußte sich Harnack bei der Würdigung der Verdienste des genialen Historikers Zwang auferlegen. Doch hat er in seiner Gedächtnisrede

bei der Trauerfeier um Mommsen in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche dem Gelehrten und Freunde ein leuchtendes Mal der Würdigung errichtet.

Dieses Auge ist gebrochen, in welchem sich die Welt und ihre Geschichte so leuchtend spiegelte, und der Geist, der das Geschaute ordnete und bezwang, ist zu seinem Schöpfer zurückgekehrt. Ein Stern ist verblichen und eine Krone gefallen.

Er hat die Wissenschaft nicht nur unendlich vermehrt, sondern ganz neue Gebiete ihr aufgeschlossen. Von Mommsens römischer Geschichte urteilt der Verfasser der christlichen Dogmengeschichte:

Derselbe Mann, der in peinlicher Akribie sich nicht genug tun konnte, hat hier ein Werk hervorgebracht, das ganz der Gestaltung und Anschauung entsprungen ist, eine aus den Quellen nachgeschaffene, wiedergeborene Geschichte von Farbe und Leben, überall nacherlebt, miterlebt. Neben die rühmliche, innerlich belebte Darstellung Rankes trat nun die leidenschaftlich verfaßte und leidenschaftlich urteilende römische Geschichte. Die beiden allein möglichen Arten geschichtlicher Darstellung: die, welche uns zum Stoffe führt, Ranke, und die, welche den Stoff zu uns führt, Mommsen, werden nun in höchsten Leistungen der Nation geschenkt. Wie das eingewirkt hat auf unsre Geschichtsbeschreibung, auf unsre Kultur in den nun fünfzig Jahren, wer will das ausrechnen! Was Niebuhr begonnen, war zu herrlicher Entfaltung gekommen. Alles, was in Theodor Mommsen lebte, dem Historiker, war an diesem Werke beteiligt: der Philologe, der Jurist, der Politiker und nicht zum mindesten der Poet. Hier hatte ein Künstler einen großen Stoff erfaßt und ihm Maß und Ordnung, Schwungkraft und Schönheit verliehen; ein klassisches und darum dauerndes Werk ist es, weil es den Stempel des Künstlers trägt, und weil der Autor dieses Werkes nichts von dem zurückbehalten hat, was in seinem Innern lebte.

Exakte Wissenschaft und poetischer Geist und Anmut haben in Mommsen den seltensten Bund geschlossen; dieser Bund war das Eigentümliche seiner Erscheinung. Aber Mommsen war auch der Organisator gewaltiger wissenschaftlicher Arbeiten, durch die er die Unternehmungen der Akademie auf eine neue Stufe hob; nach Leibniz und den Brüdern Humboldt das einflußreichste Mitglied der Akademie auch darin, daß er die einzelnen Wissenschaften zusammenfaßte und die Gelehrten der Welt zur gemeinsamen Arbeit verband. Ein eiserner Arbeiter im weißen, wallenden Haar.

IV.

Adolf Harnack ist seit Jahren damit beschäftigt, seine Studien über die Chronologie der altchristlichen Literatur bis Eusebius in einem monumentalen Werk zusammenzufassen. Drei starke Bände liegen bisher vor, eine Fundgrube für alle großen und kleinen Fragen und Probleme der sogenannten Einleitungswissenschaft. Was er an literar-kritischen Beiträgen in die von ihm und Schürer seit 1881 geleitete „Theologische Literaturzeitung" und auch in andre ihm nahestehende Wochen-, Monats- und Quartalsschriften beigesteuert hat, kann hier ebensowenig näher berücksichtigt werden, wie seine übrigen zahlreichen Abhandlungen über sein weites Gebiet. Nur eines Buches aus seiner Feder wollen wir noch gedenken, weil es seine Geschichte gehabt hat: sein „Wesen des Christentums".

Harnack hatte dies Thema in einer öffentlichen Vorlesung vor fünf Jahren unter ungeheurem Zulauf jüngerer und älterer Semester im größten Auditorium

der Berliner Universität gehalten, ein Seitenstück zu Treitschkes berühmtem Publikum über Staat und Kirche, zu dem seinerzeit auch alles „strömte". Nach der stenographischen Niederschrift eines Studenten hat dann der Dozent die Vorlesungen druckfertig gemacht, ihnen ihren Charakter wirklicher Vorlesungen mit Absicht wahrend. Das kleine Buch erlebte eine ungewöhnliche Verbreitung und eine eigene, nicht unerhebliche Literatur voll warmer Zustimmung und erbitterter Befehdung. In Albrecht Ritschls Wegen gehend, schließt Harnack sowohl die Apologetik als auch die Religionsphilosophie aus der Betrachtung aus. Es hieße, meint er, die geschichtliche Forschung um jeden Kredit bringen, wolle man die rein geschichtliche Frage nach dem Wesen der christlichen Religion mit dem Nachweis ihres sittlichen und intellektuellen Rechtes und Wertes verquicken, abgesehen davon, daß die ganze Disziplin sich in dem Zustand eigener Ratlosigkeit befinde darüber, was sie eigentlich zu tun habe, und infolge davon nur zu oft würdelos und aufdringlich betrieben werde. Da das wirkliche Leben sich auch nicht durch Allgemeinbegriffe umspannen lasse, so sei der psychologischen und völkerpsychologischen Betrachtung, die die Religion spezialisiert, die streng geschichtliche Methode vorzuziehen. Scharf scheidet sich der Verfasser, wir erwarten es nicht anders, von dem kirchlichen Dogma. Jesus Christus und seine ersten Jünger haben, so betont er, ebenso in ihrer Zeit gestanden, wie wir in der unsern stehen, das heißt, sie haben gefühlt, erkannt, geurteilt und gekämpft in dem Horizont und Rahmen ihres Volkes und seines damaligen Zustandes. Sie wären nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern gespenstische Wesen gewesen, wenn es anders wäre. Der Menschheit Jesu sei nicht genügt, wenn man annehme, er habe einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele gehabt.

Als ob es so etwas ohne individuelle Bestimmtheit gäbe! Ein Mensch sein, heißt erstlich, eine so und so bestimmte und damit begrenzte und beschränkte geistige Anlage besitzen, und zweitens, mit dieser Anlage in einem wiederum begrenzten und beschränkten geschichtlichen Zusammenhang stehen. Darüber hinaus gibt es keine Menschen.

Harnack folgert konsequent: Ist Anlage und Zeitkolorit, Sitte und Sprache für die Persönlichkeit charakteristisch, also zugleich sie beschränkend, so dürfe man sich nicht an Worte klammern, sondern müsse das Wesentliche ermitteln. Das Urchristentum mußte untergehen, damit das Christentum bleiben konnte. Als Quellen für das Leben Jesu läßt Harnack nur die drei ersten, die synoptischen Evangelien, zu; der Verfasser des vierten Evangeliums habe die Begebenheiten umgestellt und in ein fremdes Licht gerückt, die Reden selbsttätig komponiert und hohe Gedanken durch erdachte Situationen illustriert. Doch seien die Evangelien anderseits — gegen David Friedrich Strauß und Ferdinand Christian Baur — weder historisch wertlose Tendenzschriften noch auch durchweg vom griechischen Geiste Kleinasiens bestimmt. Sehr interessant ist Harnacks Stellung zu den Wunderberichten des Neuen Testaments. Er gliedert sie in fünf Gruppen: Berichte, die aus Steigerungen natürlicher, eindrucksvoller Vorgänge entstanden sind; solche, die aus Reden und Gleichnissen oder aus der Projektion innerer Vorgänge in die Außenwelt erwuchsen; solche, die dem Interesse entstammen, alttestamentliche Berichte erfüllt zu sehen. Eine vierte Gruppe nennt er von der geistigen Kraft Jesu gewirkte

überraschende (suggestive) Heilungen, einen kleinen verbleibenden Rest „Undurchdringliches". Seinen Gesamteindruck von dem Nazarener gibt er in dem Urteil: Die offiziellen Führer des zeitgenössischen Judentums dachten sich Gott als den Despoten, der über dem Zeremoniell seiner Hausordnung wacht, Jesus atmete in der Gegenwart Gottes. Sie sahen ihn nur in seinem Gesetze, das sie zu einem Labyrinth von Schluchten, Irrwegen und heimlichen Ausgängen gemacht hatten; er sah und fühlte ihn überall. Sie hatten aus der Religion ein irdisches Gewerbe gemacht; er verkündigte den lebendigen Gott und den Adel der Seele. Aus der Predigt Jesu gestaltet der Verfasser drei Kreise heraus, die er mit eindringlicher Lebendigkeit beschreibt: das Reich Gottes und sein Kommen, Gott als Vater und der unendliche Wert der Menschenseele, die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. Schön ist die Glosse:

Es gibt nichts in den Evangelien, das uns sicherer sagt, was Evangelium ist und welche Gesinnung und Stimmung es erzeugt, als das Vaterunser. Auch soll man allen, die das Evangelium herunterſetzen, indem sie es für etwas Asketisches oder Ekstatisches oder Soziologisches ausgeben, das Vaterunser vorhalten. Nach diesem Gebet ist das Evangelium Gotteskindschaft, ausgedehnt über das ganze Leben, ein innerer Zusammenschluß mit Gottes Willen und Gottes Reich und eine freudige Gewißheit im Besitz ewiger Güter und in bezug auf den Schutz vor dem Übel.

In sechs Perioden beleuchtet Harnack sodann die Stellung des Evangeliums: zur Welt — die Askese, zur Armut — die soziale Frage, zum Recht — die irdischen Ordnungen, zur Arbeit — die Kulturfrage, zu Christus als dem Gottessohn und zur Lehre — die Frage des Bekenntnisses. Beim Kapitel von der Askese setzt er sich mit Schopenhauer und dem Grafen Tolstoj auseinander; das Evangelium und die Armut veranlassen ihn zur Stellungnahme zu dem durch Stöcker und viel reiner durch Friedrich Naumann vertretenen christlichen Sozialismus. Dabei entschlüpft ihm die ketzerische Note:

Ich zweifle nicht, es wird die Zeit kommen, in der man wohllebende Seelsorger ebensowenig mehr vertragen wird, wie man herrschende Priester verträgt; wir werden in dieser Beziehung feinfühliger, und das ist gut. Man wird es nicht mehr für schicklich — im höheren Sinne des Wortes — halten, daß jemand den Armen Ergebung und Zufriedenheit predigt, der selbst wohlhabend ist und um die Vermehrung seines Besitzes eifrig sorgt.

Über das Verhältnis des Evangeliums zur Obrigkeit hören wir das ernste Bonmot, in jedem Volke etabliere sich neben der befugten Obrigkeit eine unbefugte, die politische Kirche. Sie wolle herrschen unter den verschiedensten Masken, sie wolle die Seelen und die Leiber, die Gewissen und die Güter; „gegen diese unberufene Obrigkeit zeigt Jesus eine wahrhaft befreiende und erquickende Pietätlosigkeit." Jesus schließe nicht nur die politische Theokratie des Papsttums und jede weltliche Herrschaft aus, er verbiete auch jedes direkte und gesetzliche Eingreifen der Religion in irdische Verhältnisse. Den ärgsten Sturm erregte Harnacks christologische Formulierung: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein." Doch ist hier nichts abzumarkten, sobald man sich die tiefe Kluft gegenwärtig hält zwischen der Schlichtheit der Evangelien und der schon bei Paulus in den späteren Briefen leise einsetzenden Erstarrung zu den rabbinisch-scholastischen Lehrformeln der Kirche.

Das Evangelium in der Geschichte bildet den zweiten Hauptteil dieses Buches, die Gestaltung der christlichen Religion im apostolischen Zeitalter, sowie zum griechischen und römischen Katholizismus. Die Schlußbetrachtung behandelt das Christentum im Protestantismus. Als dogmengeschichtliche Überzeugung des Verfassers, die hier einen auch dem gebildeten Laien durchaus verständlichen Ausdruck gefunden hat, kann man kurz skizzieren: Die christliche Urkirche hat sich vom jüdischen immer mehr zum griechischen Volkstum hin gewendet; sie ist dadurch einen Bund eingegangen mit dem hellenischen Geist. Die Gnostiker, die diese Hellenisierung am konsequentesten darstellen, bezeichnen als die echten christlichen Theologen eine akute Verweltlichung des Christentums. Die Bildung der katholischen Kirche begegnete dieser Gefahr, aber doch nur durch einen Kompromiß mit dem Gegner. Ein immer größeres Maß von Verweltlichung wird kirchlich legalisiert und dadurch als christlich legitimiert. Origenes setzt das Evangelium um zu einem kirchlich-wissenschaftlichen Lehrsystem; Origenes und das Neue Testament sind eine Gleichung wie Philo und das Alte Testament. Es folgten die trinitarischen und christologischen Dogmenbildungen des vierten bis siebenten Jahrhunderts usw. Die dramatische Kraft, mit der Harnack auch in dem kurzen Abriß all diese Wendungen, Verwicklungen und Vermittlungen erzählt, halten in steter Spannung, zumal allenthalben originelle Gesichtspunkte zugrunde gelegt werden. Tertullian trägt die Kunstsprache der Juristen in die Kirche; Arius und Anathanasius erfüllen, wenn auch im vollen Gegensatz zueinander, ihre geschichtliche Mission. Augustins Bild ist mit knappster Präzision umrissen. Der Katholizismus wird unter den Gesichtspunkten: Tridentinum, Jesuitismus, Vatikanum beleuchtet. Bemerkungen über Antitrinitarismus und Sozinianismus leiten zu einer Betrachtung der Reformation über, die für Harnack etwas einseitig mit dem Lebenswerk Luthers identisch ist. Er beschreibt sie als Reformation und als Revolution.

In der ganzen Literatur, die dies kleine Werk gezeitigt hat, kehrt ein Vorwurf gegen den Verfasser mit überraschender Einmütigkeit, trotz der verschiedensten Standpunkte, wieder: Harnack biete keine Geschichte, wie er vorgebe, deshalb habe sein „Wesen des Christentums" nur den persönlichen Wert subjektiver Urteile, weil alles an seiner eigenen dogmatischen Stellung orientiert sei. In einem intimen Kreise von theologischen Gesinnungsgenossen, dem ich vor Jahr und Tag beiwohnte, hat Harnack sich verständnisvoll gegen diese Kritik verteidigt. „Was mir geschehen ist," bemerkte er, „geschieht immer, wenn ein Historiker mehr tut als eine Chronik schreiben oder die Geschichte einer Institution verfolgen." Der Historiker tue zunächst seine Arbeit als kritischer Geschichtserforscher. Hier ist das „Wahr oder Falsch", „Alt oder Jung", „von diesem oder jenem?" zu beantworten; „das steht auf einer Stufe mit der naturwissenschaftlichen Forschung, auch wenn es sich nicht um Käferbeine handelt." Der Kritiker arbeitet ideal, wenn er alle zur geschichtlichen Übersicht erforderlichen Daten unwidersprechlich festlegt. Doch nun tritt der Geschichtschreiber in Aktion. Er erfaßt jede greifbare Einrichtung in ihrer Entwicklung und verknüpft die einzelnen Ereignisse so eng als möglich mit-

einander, eine aus der andern ableitend. Das sind schon andre Register, die hier gezogen werden als bei der reinen Kritik.

Wenn er seine Arbeit jetzt abschlösse, so käme ein Dritter, um das Letzte und Wichtigste statt seiner zu tun, nämlich die Geschichte zu beurteilen, die wahre Natur und den Wert der Größen oder Personen zu bestimmen. Man ruft uns zu, es sei schrecklich, wenn der Historiker nicht ein ganz vorurteilsloser Mann sei. Das mag manchmal einen guten Sinn haben. Aber ich setze dem die These entgegen: ein Historiker kann nicht vorurteilsvoll genug sein! Ich meine das so: er kann nur in dem Maße urteilen, als er selbst eine reiche, gefestete Lebenserfahrung hat, eine elastische und vielseitige, durch starke Überzeugungen und durch ein weites, freies Herz fest geordnete Lebensanschauung. Ist er aber persönlich ein weißes Blatt, so wird auch nichts herauskommen. Jeden Augenblick bereit, seine Urteile zu korrigieren — sonst aber so „vorurteilsvoll" wie möglich: das „vor" nämlich zeitlich verstanden, gleich: zuvor, vorher. Weswegen schreiben wir Geschichte? Keineswegs um des abstrakten Wissenstriebes willen. Wir gingen alle zur Elektrizität oder verwandten Gebieten über, wenn wir die Geschichte lediglich erzählen sollten. Darwin hat die Fortpflanzung in das Wachstum des Individuums über sich selbst hinausgesetzt; ich sage: nur die Geschichtsbeurteilung kann gelingen, die ein Wachstum des Historikers bedeutet über seine eigene nächste Erfahrung hinaus. Man muß diese Geschichte in sich selbst aufnehmen und zu einem Stück seiner eigenen Lebenserfahrung machen. Alle Geschichtsbeurteilung ist also letztlich nichts andres als durch die Geschichte erweiterte Lebenserfahrung. Wie wollen wir anders hinter das Wesen einer Sache kommen? Das Instrument unsrer Lebenserfahrung ist das schärfste und umfassendste. Freilich — das beste Buch über den Islam hat kein Mohammedaner geschrieben, und nicht ein Buddhist, sondern Oldenberg gab uns das klassische Werk über den Buddhismus; die beste Monographie über Calvin hat der Katholik Kampschulte verfaßt. Der Historiker also entscheidet darüber, ob etwas zum Wesen einer Erscheinung gehört oder nicht. Die beurteilende Geschichtsbetrachtung ist der Abschluß, um dessentwillen Geschichte überhaupt geschrieben wird: sonst verlohnte sich's nicht, sein Leben daran zu hängen. Wer dies Recht dem Historiker rauben will, der stößt ihn auf die Stufe eines Kanzleidieners hinunter. Man kann ja irren; aber hier ist in gewisser Weise alles subjektiv, das heißt aber noch nicht unwahr. Wir sind doch keine Schafe! Der Geist ist überhaupt nur in den einzelnen vorhanden. Die Geschichtswissenschaft ist also durchaus befugt und imstande, nachdem sie die Erscheinungen selbst dargestellt hat, ihr Wesen und ihren Wert zu beurteilen. Sie kann das tun, ohne daß ihr eigner Glaube dabei jedesmal notwendig ins Spiel kommt; sie kann es auch bei solchen Erscheinungen, die ihr innerlich fremd sind. Im höchsten Grade vermag der Geschichtschreiber da sein gültiges Urteil zu sprechen, wo die zu beurteilende Erscheinung ihm selbst ans Herz gewachsen ist.

Adolf Harnack, dessen Entwicklung und wissenschaftliche wie literarische Bedeutung wir uns klar zu machen versucht haben, ist gegenwärtig einer der wichtigsten Träger des gelehrten Lebens in Deutschland. Eine selbständige Natur, eine schlichte und von allen Einsichtigen geschätzte Persönlichkeit. In diesem intimen Wort an die Freunde aber, das wir zuletzt hörten, hat er sich selbst unübertrefflich charakterisiert. Denn er trägt in Wahrheit eine dreifache Krone, obwohl er von ferne kein Papst ist und es auch niemals werden darf: die Tiara des sammelnden Quellenforschers, des sichtenden historischen Kritikers und des immer modern gestimmten und doch allzeit religiös gesinnten charaktervollen Beurteilers der Geschichte der Kirche und der Menschheit.

Die Anfänge der Staatenbildung in Babylonien.

Von
Arthur Ungnad.

Der südliche Teil des mesopotamischen Tieflandes war in grauer Vorzeit ein Teil des Meeres und wurde diesem erst durch die Ablagerungen des Euphrat und Tigris in langsamem Kampfe abgerungen. Ein wunderbares Land ist dieses „Geschenk der Flüsse", wie man es wohl genannt hat; in unerträglicher Hitze brennt während des ganzen Sommers auf die durch keine Hügelkette unterbrochene Ebene die Sonne, und nur auf kurze Zeit verschleiern furchtbare Sandstürme ihr Antlitz. Bei der geringen Menge der sommerlichen Niederschläge tötet die Glut bald alles Pflanzenleben, das der Frühlingsregen in üppiger Pracht hat emporschießen lassen; denn fruchtbar ist das Land über alle Beschreibung, und wo die durstige Wurzel nicht verdorren muß, da gedeiht alles in unglaublicher Fülle. Nur bedarf es der fleißigen Arbeit des Menschen, der dafür sorgen muß, daß die Pflanzen, die ihn und sein Vieh ernähren sollen, nicht verdursten, und daß die aus den Gebirgen kommenden Ströme, die nach der Schneeschmelze heftig anschwellen, das Land nicht überfluten und seine Felder und Wiesen in Fiebergift ausdünstende Moräste verwandeln.

Die geistigen Fähigkeiten, die ein solches Land von seinen Bewohnern fordert, besaß das Volk in hohem Grade, das wir im höchsten Altertum in jener Ebene antreffen. Mit welchem Namen sich dieses Volk benannt hat, wissen wir heute nicht mehr, da der allgemein für dasselbe angenommene Name Sumerer erst aus dem späteren Namen des Landes, Sumer, abgeleitet worden ist. Ihre Kultur aber hat sich durch die Jahrtausende hindurch erhalten und übt in zahlreichen Punkten noch bis in unsre moderne Zeit hinein ihren Einfluß aus, obwohl viele Jahrhunderte lang jegliche direkte Erinnerung an sie verloren gegangen war. Wenige Dezennien sind erst vergangen, seitdem der Spaten der Forscher sie ihrer Vergessenheit entrissen hat, und jede neue Expedition bringt neue Entdeckungen von höchster Wichtigkeit mit sich. Bis jetzt ist erst ein geringer Bruchteil von dieser Riesenarbeit, jene alten Stätten der

Kultur dem forschenden Geiste aufs neue zu erschließen, getan; noch ist die ganze Ebene besät mit Trümmerhügeln, die aus ihrem Schutte heraus die wichtigsten historischen Nachrichten ans Tageslicht bringen könnten; ja, wir wissen von manchen der bedeutendsten Städte der sumerischen Kultur, wie dem alten Kisch und Agade, noch nicht einmal, unter welchem Hügel sie begraben liegen. Aber trotzdem ist es uns heute schon möglich, aus den mit Keilschriftzeichen bedeckten Urkunden, die sich allenthalben im Lande gefunden haben, uns ein Bild von der Geschichte und der Kultur der alten Sumerer zu machen. Besonders haben die Ausgrabungen der Franzosen in Telloh und die der Amerikaner in Nuffer, zweien jener soeben erwähnten Ruinenhügel, viel Material zur Behandlung dieser Fragen an die Hand gegeben.

Was für ein Volk waren nun jene Sumerer? Nachdem es den rastlosen Arbeiten genialer Forscher, wie Grotefend, Burnouf, Lassen und Rawlinson, gelungen war, die in den Ruinenstätten Persiens gefundenen Keilinschriften der alten Perserkönige zu entziffern, und als man dann mit Hilfe zweisprachiger Texte auch die Rätsel der babylonisch-assyrischen Keilschrift zu lösen begann, zeigte es sich, daß viele dieser Denkmäler, vor allem solche religiöser Natur, wiederum in zwei Sprachen verfaßt waren; neben dem babylonisch-assyrischen Texte fand sich noch ein zweiter Text, der eine Sprache zeigte, die keine nähere Verwandtschaft mit irgendeiner bekannten Sprache aufwies. Auch fanden sich Urkunden, die nur in dieser unbekannten Sprache geschrieben waren. Allmählich stellte sich heraus, daß alle aus den ältesten Zeiten stammenden Inschriften mit wenigen Ausnahmen in jener sonderbaren Sprache verfaßt waren, die in ihrem Bau und ganzen Wesen von dem semitischen Dialekte des späteren babylonischen und assyrischen Reiches grundverschieden war. So drängte sich der Gedanke auf, daß jene unbekannte Sprache der Dialekt der Ureinwohner der babylonischen Ebene sei, ein Gedanke, der auch noch durch den ganzen Charakter der Keilschrift erhärtet wird. Diese muß nämlich als die Erfindung jenes hochbegabten Volkes angesehen werden und war ursprünglich eine reine Bilderschrift. So diente den Sumerern, um ein Beispiel herauszugreifen, ein achtstrahliger Stern (✳) als das Zeichen des Himmels, der in ihrer Sprache „an“ hieß. Zugleich aber gebrauchten sie dieses Zeichen, um die Silbe „an“ zum Ausdruck zu bringen, wenn diese einen formbildenden Faktor, z. B. ein Verbalpräformativ oder -suffix, darstellte, also zu dem Bilde an sich keine Beziehung mehr hatte. Es entstand somit ein Schriftsystem, das unsrer Rebusschrift sehr ähnlich war. Als später die unkultivierten Semitenstämme, denen die Sumerer im Kampfe erlagen, die Schrift der Besiegten adoptierten und zur Wiedergabe ihrer Sprache benutzten, lasen sie das Zeichen ✳, wenn es „Himmel“ bedeutete, „schamuh“; denn so hieß in ihrer Sprache dieses Wort; jedoch benutzten auch sie den Silbenwert „an“, den das Zeichen im Sumerischen hatte, wenn sie semitische Wörter nicht durch ein einzelnes Bild (ideographisch), sondern ihren Lauten nach wiedergeben wollen, wodurch jeder Zusammenhang zwischen der ursprünglichen Bedeutung des Zeichens und dem daraus abgeleiteten Silbenwert verloren ging.

Fast alle historischen Texte, die vor der Zeit der Gründung eines einheitlichen babylonischen Reiches durch Hammurabi (um 2250 v. Chr.) verfaßt wurden, sind nun in sumerischer Sprache geschrieben; und wenn auch ihre Anzahl noch gering ist und manche Stellen in ihnen noch nicht mit völliger Sicherheit gelesen werden können, so ist es uns doch schon möglich, ein ungefähres Bild über die Verhältnisse jener Urzeit zu entwerfen.

Eine der schwierigsten Fragen, die uns hier entgegentreten, ist die nach der Zeit der ältesten sumerischen Urkunden. Wenn wir dieser Frage näher treten wollen, müssen wir in die spätesten Zeiten des babylonischen Reiches zurückgehen. Der letzte König Babyloniens war Nabunaïd, der 555—539 v. Chr. regierte. Dieser Herrscher brachte seine Zeit damit zu, daß er in den alten Kultstätten des Landes Grabungen vornehmen ließ, um hierbei alte Tempelurkunden aufzufinden und sodann jene alten Heiligtümer neu aufzubauen. Dieses religiös-archäologische Interesse scheint ihn dermaßen in Anspruch genommen zu haben, daß er die Leitung der Regierungsgeschäfte seinem Sohne Belsazar überließ, der uns allen aus den Erzählungen des Buches Daniel im Alten Testament bekannt ist. Bei einer archäologischen Expedition in der nordbabylonischen Stadt Sippar fand Nabunaïd tief unten im Fundamente des Tempels des Sonnengottes Schamasch die Gründungsurkunde eines uralten babylonischen Herrschers, des Naram-Sin, des Sohnes des Sargon. In tiefer Ehrfurcht berichtet der König über diese Entdeckung mit den Worten:

„Nachdem ich 18 Fuß tief hatte graben lassen, da zeigte mir Schamasch, der große Herr von Ebarra, dem Tempel seiner Herzensfreude, die Gründungsurkunde des Naram-Sin, des Sohnes des Sargon, die 3200 Jahre lang keiner meiner königlichen Vorgänger erschaut hatte. Im günstigen Monat Teschrit, an einem günstigen Tage, den mir Schamasch und Adad in einer Vision kundgetan hatten, legte ich unter Freude und Jubel über der Gründungsurkunde des Naram-Sin, des Sohnes des Sargon, ohne einen Zoll breit nach außen oder innen abzuweichen, das Fundament des Tempels."

Nach dieser Angabe Nabunaïds lebte Naram-Sin um das Jahr 3750 v. Chr. Man hat wohl die Richtigkeit dieses Datums in Zweifel gezogen, aber kaum mit Recht. Denn einerseits zwingt uns alles, was wir über die älteste Zeit Babyloniens wissen, dazu, die Angabe Nabunaïds als wenigstens ungefähr richtig anzuerkennen; andrerseits müssen wir zugeben, daß der König es mit allen seinen sonstigen chronologischen Bemerkungen sehr gewissenhaft nimmt. Daß er noch so genau über die Zeit jenes alten Helden unterrichtet war, kann uns nicht verwundern, wenn wir bedenken, wie man in Babylonien seit altersher die Schrift sogar zur Aufzeichnung ganz unwichtiger Handlungen im Geschäftsleben benutzte; und da das historische Interesse stets ein großes war, ist es sehr wohl möglich, daß zusammenhangende Königslisten mit Angabe der Regierungsjahre noch aus der ältesten Zeit in den Tempelarchiven und Bibliotheken dem König Nabunaïd zur Verfügung standen. Nun ist aber Sargon, der Vater Naram-Sins, nicht der älteste Herrscher Babyloniens; vielmehr geht ihm ein großes, blühendes Reich voraus. Dieses beweist zur

Genüge schon die einfache Tatsache, daß ein Kanal, der während der Regierungszeit des Naram-Sin erwähnt wird, von einem Herrscher jener älteren Dynastie angelegt worden war. Aber auch diese Zeit ist noch nicht die älteste uns erreichbare. Wie uns die Urkunden zeigen, ist die Schrift jener Zeit schon sehr weit entwickelt, und da wir Urkunden besitzen, die in jeder Hinsicht ein noch altertümlicheres Gepräge zeigen, so werden wir schwerlich fehlgehen, wenn wir die ältesten Denkmäler um das Jahr 5000 v. Chr. festsetzen. Die sumerische Kultur muß aber noch viel älter sein, wie sich schon daraus ergibt, daß uns in den allerältesten Inschriften ein bereits völlig ausgebildetes Schriftsystem entgegentritt, welches in vielen Zeichen schon gar nicht mehr das ursprüngliche Bild, das sie einst darstellten, erkennen läßt. Eine solche Entwicklung nimmt aber Jahrhunderte in Anspruch, und somit liegen die Anfänge der sumerischen Kultur weit vor dem Jahre 5000.

Versuchen wir nun, von jener alten sumerischen Periode Babyloniens eine Skizze zu entwerfen. In frühester Zeit zerfiel Babylonien im wesentlichen in zwei Teile: einen nördlichen mit der Hauptstadt Kisch und einen südlichen mit der Hauptstadt Schirburla, aus deren Ruinen, die ganz in der Nähe des Schatt-el-Haj gelegen sind und heute den Namen Telloh tragen, durch die glänzenden Ausgrabungen des Franzosen Ernest de Sarzec eine reiche Fülle historischen Materials ans Licht gekommen ist. Beide Staaten, Kisch und Schirburla, lebten in dauernder Fehde; bald finden wir Kisch von Schirburla abhängig, bald umgekehrt. Einen großen Aufschwung nahm die Macht des Südstaates unter der Dynastie des Ur-Nina, eines Königs, der uns in einem Denkmale sein und seiner Kinder Porträt hinterlassen hat. Kurz vor seiner Zeit hatte Kisch unter dem Könige Mesilim das feindliche Schirburla wieder einmal gänzlich unterjocht, und wohl unter Kischs Protektion hatte sich ein neuer Kleinstaat mit der Hauptstadt Gischuch (die Lesung des Namens ist noch unsicher) gebildet. Dieser Staat bedrängte Schirburla fortwährend und trachtete danach, sein Gebiet auf Kosten des Nachbarn zu erweitern. Da gelang es der Dynastie des Ur-Nina, diesen verhaßten Gegner über den Haufen zu werfen. Dieses war vor allem das Werk des Enkels Ur-Ninas, des Eannatum, der sogar Kisch und das im Osten gelegene Elam unterwarf und so ein großes Reich gründete. Das Denkmal, das uns seinen Sieg über Gischuch in Wort und Bild vor Augen führt, bildet heute eine Hauptzierde des Louvre in Paris. Eannatum hatte jedoch den Fehler begangen, Gischuch noch zuviel Selbständigkeit zu lassen; er hatte sich damit begnügt, es in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu bringen und dem Fürsten des Staates einen heiligen Eid aufzuerlegen, nie wieder die Grenzen zu überschreiten; daß dieses aber nicht genügte, sollte sich bald zeigen. Schon unter Eannatums Bruder und Nachfolger begann Gischuch, sein Versprechen zu vergessen. Ein Standbild Eannatums, das die Grenze markierte, wurde vernichtet, die Heiligtümer der Götter Schirburlas, die die Grenze schützen sollten, zerstört und das Gebiet von Schirburla angegriffen. Eannatums Bruder scheint nicht imstande gewesen zu sein, sich dieses Angriffes genügend zu erwehren; auf keinen Fall gelang es ihm, die Feinde zurückzuwerfen. Dieses änderte sich, als ihm

sein Sohn Entemena auf dem Throne folgte. Mit starker Hand griff er Gischuch an, besiegte es vollständig und setzte einen ihm ergebenen Priester aus einer andern Stadt zum Fürsten ein. Als er so diesen Erbfeind zum Schweigen gebracht hatte, war er darauf bedacht, den Wohlstand seines eigenen Landes zu fördern. Dieses geschah vor allem durch Anlage neuer Kanäle, durch die immer mehr Land der Kultur gewonnen wurde. Unter anderm beendigte Entemena den schon von Eannatum begonnenen Durchstich vom Euphrat zum Tigris, der noch heute unter dem Namen Schatt-el-Haj einen der wichtigsten Wasserarme Babyloniens bildet.

Gischuch erholte sich jedoch nach geraumer Zeit von seiner Niederlage; als die Kraft des alten Herrscherhauses von Schirburla immer mehr erlahmte, gelang es einem gewissen Lugalzaggisi aus Gischuch, sein Reich über ganz Südbabylonien auszudehnen; Erech, das auch im Alten Testament genannt wird, wurde die Hauptstadt des neuen Reiches, und von hier aus gelang es ihm, dieses weiter und weiter auszudehnen; ja, bis zum oberen Meere, dem Mittelländischen, erstreckte sich seine Macht, so daß er von sich sagen kann: „Vom unteren Meere am Tigris und Euphrat bis zum oberen Meere leitete Enlil (sein Gott) seinen Weg; vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang legte er Herrschaft in seine Hand." Ein mächtiger Herrscher war demnach Lugalzaggisi, und doch konnte er seinem Staate keinen festen Halt geben.

Unter den Städten, denen Lugalzaggisi seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, befand sich Ur, das ganz im Süden Babyloniens gelegen war, die Stadt, die später die Heimat Abrahams werden sollte. Sie wurde unter Lugalkigubnidudu der Mittelpunkt eines neuen Reiches, das allerdings nur auf den äußersten Südwesten Babyloniens beschränkt gewesen zu sein scheint; wenigstens nennen die Inschriften nur die beiden Städte Ur und Erech. Der Norden war wohl bereits in den Händen eines andern Volkes, mit dem die Sumerer schon seit einiger Zeit Fühlung gewonnen hatten; wir meinen die Semiten. Die Segnungen der Kultur waren diesen damals, als in Sumer Kunst und Wissenschaft bereits hoch entwickelt waren, noch nicht zuteil geworden. Dafür brachten sie die ungebrochene Kraft der Wüstensöhne mit sich, zugleich aber auch — und das wurde besonders wichtig — die Fähigkeit, sich eine fremde Kultur zu eigen zu machen.

Der Held, der seine semitischen Scharen zum Siege über die sumerische Bevölkerung führte und die nordbabylonische Stadt Agade zum Mittelpunkt des neuen Reiches erkor, war jener Sargon, den wir bereits früher zu erwähnen Gelegenheit hatten. Augenscheinlich war er nicht von vornehmer Abstammung; sonst hätte sich keine solche Sage über seine Geburt und Jugend bilden können, wie sie sich in den Bibliotheken Sardanapals (um 650 v. Chr.) zu Ninive gefunden hat. Hören wir, was Sargon selbst uns in dieser Sage berichtet, die auch wegen ihrer Berührung mit der Geburtsgeschichte des Moses nicht ohne Interesse ist:

Ich bin Sargon, der mächtige König, der König von Agade. Meine Mutter war arm; meinen Vater kannte ich nicht; ein Bruder meines Vaters wohnte im Gebirge. Meine Heimatsstadt ist Azupiranu, am Euphrat gelegen. Meine arme

Mutter empfing mich und gebar mich im verborgenen, legte mich in ein Rohrkästchen und verpichte es mit Erdharz. Sie legte mich auf den Fluß, und der trug mich zu Akki, dem Wasserträger. Akki, der Wasserträger, holte mich heraus; Akki, der Wasserträger, zog mich zum Knaben heran; Akki, der Wasserträger, machte mich zum Gärtner. Während ich ein Gärtner war, gewann mich die Göttin Istar lieb, und ich ward König.

So lautet dieser seltsame Bericht, der dazu beigetragen hat, daß man die Person Sargons ganz und gar in das Reich des Mythus verweisen wollte. Dazu fanden sich Orakel aus späterer Zeit, die von Eroberungen Sargons in Elam, Arabien und dem Westlande — das ist das Land an der Ostküste des Mittelländischen Meeres — erzählten. Wie war dieses in so hohem Altertume möglich, fragte man sich. Als sich aber Inschriften fanden, die von Sargon selbst herrührten, konnte man nicht mehr an dem historischen Charakter seiner Person zweifeln. Daß aber auch seine Eroberungszüge geschichtlich wahr sind, ergab sich, als man Tontafeln geschäftlicher Natur fand, die jene Züge Sargons erwähnten. Da sich in Babylonien und Assyrien nie eine feste Ära ausgebildet hatte, so datierte man Urkunden entweder nach Regierungsjahren des betreffenden Königs oder nach den Namen bestimmter Eponymen oder aber auch, und dieses vor allem in den älteren Zeiten, nach wichtigen Ereignissen unter der Regierung eines Herrschers. So ist eins der erwähnten Täfelchen datiert: „Jahr, in dem Sargon einen Feldzug gegen Elam und Zachara gegenüber von Uch unternahm"; ein andres: „Jahr, in dem Sargon einen Feldzug ins Westland unternahm;" wir sehen also, daß Sargons Kriegszüge durchaus keine Sagen sind, sondern beglaubigte historische Tatsachen.

Sargons Sohn, Naram-Sin, jener Fürst, dessen Grundstein, wie wir sahen, von dem letzten babylonischen König Nabunaïd im Tempel zu Sippar gefunden wurde, war ein würdiger Nachfolger seines großen Vaters; ihm wurden schon bei Lebzeiten hohe Ehren zuteil; als Gott von Agade, seiner Residenzstadt, ließ er sich von seinen Untertanen verehren, wie auch schon sein Vater Götterehren in Anspruch genommen hatte. Mit Naram-Sin aber endet die ruhmvolle Zeit der ersten semitischen Überflutung Babyloniens, allerdings nicht, ohne die wichtigsten Spuren zu hinterlassen. Hatten auch die Semiten die Kultur und Religion des Landes sich zu eigen gemacht, so verlernten sie doch andrerseits ihre Sprache keineswegs; vielmehr gelang es ihnen, diese nach und nach zur Herrschaft zu bringen; und als späterhin das sumerische Volk infolge einer neuen semitischen Einwanderung seine Nationalität ganz und gar verliert, nehmen die erobernden Semiten die Sprache ihrer im Lande seßhaften Vettern vollständig an, so daß sich kein merkbarer Unterschied zwischen der Sprache Sargons und der Hammurabis findet. Aber ehe die semitische Rasse den endgültigen Sieg über die Sumerer davontrug, sollten die letzteren noch einmal zu ruhmvoller Höhe emporsteigen.

Wieder war es das alte Schirburla, das noch einmal eine leitende Rolle zu spielen berufen war. Gudea war der Name des Fürsten, der der alten Stätte neuen Glanz verlieh. Der Umfang seiner Machtsphäre stand der des alten Sargon nicht nach; in seinen zahlreichen Inschriften berichtet er, wie er von weither aus Nord- und Westarabien, aus dem Amanusgebirge und

andern Gegenden im Westen Material für seine großartigen Bauten in der Hauptstadt seines Reiches herbeischaffte. So kann auch er wie Lugalzaggisi von sich sagen: „Ningirsu, sein geliebter Gott, hat vom oberen Meere bis zum unteren Meere seinen Pfad gebahnt.“ Vor allem verstand er es, seine Macht zum Wohle seines Landes auszunutzen. Wir müssen staunen über den Aufschwung, den auch die Kunst unter seiner Regierung genommen hat, wenn wir die herrlichen Statuen Gudeas betrachten, die er in den Tempeln seiner Götter aufstellen ließ, und die jetzt durch die französische Expedition der Vergessenheit entrissen worden sind. Aus kindlich-naiven Anfängen, die uns die Denkmäler Ur-Ninas vor Augen führen, hat sich die sumerische Kunst im Laufe der Jahrhunderte auf eine Höhe emporgeschwungen, die ihresgleichen sucht.

Leider waren die Nachfolger Gudeas ihm in keiner Hinsicht gewachsen, und so kam es, daß Schirburla wiederum seine leitende Stellung verlieren mußte. Diesmal war es das schon genannte Ur, das Schirburlas Platz einnahm, um damit der Bedeutung des letzteren ein für allemal ein Ende zu setzen. Nicht sicher ist es, ob Ur unmittelbar nach dem Sturze des Reiches von Schirburla die Hegemonie an sich riß, oder ob ihm eine andre südbabylonische Stadt namens Isin hierin voranging, wie denn überhaupt die chronologischen Verhältnisse dieser Zeit so verwirrt sind, daß es bei dem uns zur Verfügung stehenden inschriftlichen Material vorläufig noch nicht möglich ist, eine allseitig befriedigende Lösung dieser schwierigen Fragen zu geben. So viel ist gewiß, daß Ur unter den Königen Ur-Engur, Dungi und ihren Nachfolgern der Mittelpunkt eines großen Reiches war, dessen Festigkeit jedoch durch zahlreiche Aufstände immer wieder erschüttert wurde.

Ein Land, das fast allen Herrschern in Babylonien Schwierigkeiten bereitet hatte, war Elam, das sich ohne eine natürliche Grenze im Südosten an die babylonische Ebene anschloß und Susa zur Hauptstadt hatte. Immer wieder lesen wir von Kriegszügen gegen dieses Land; immer wieder gelang es Elam, das alte Joch abzuschütteln; ja, es sollte schließlich die babylonische Ebene in seine Gewalt bekommen. Leider sind wir über die Einzelheiten der elamitischen Fremdherrschaft nur sehr schlecht informiert; so viel aber ist sicher, daß sie eine überaus verhaßte gewesen sein muß. Selbst die Tempel wurden entehrt, und so auch das heilige Bild der Göttin Nana durch den elamitischen König Kudur-Nanchundi ums Jahr 2285 v. Chr. aus der südbabylonischen Stadt Erech nach Susa entführt, von wo es erst 1635 Jahre später durch Sardanapal zurückerobert werden konnte. Obgleich sich die Herrschaft der elamitischen Könige wohl über ganz Babylonien erstreckte, scheinen sie doch die Regierung des Landes nicht selbst geleitet zu haben. Vielmehr ließen sie das Land unter der Obhut ihnen untergebener Fürsten. Die Hauptstadt des südlichen Teiles von Babylonien bildete jetzt Larsa, das im Alten Testament Ellasar genannt wird, während im Norden eine andre Stadt, die bisher noch keine Rolle in der Geschichte gespielt hatte, der Sitz einer neuen, teilweise wohl von Elam abhängigen Dynastie wird; diese Stadt war Babylon, das zum ersten Male während der Zeit Sargons erwähnt wird. Hier finden wir plötzlich eine Reihe von Herrschern, die rein semitische Namen tragen; aber sie sind nicht

etwa Nachkommen der unter dem alten Sargon in Babylonien eingerückten Semiten, sondern ein ganz frischer Volksstamm, der, von der Wüste herkommend, sich der Herrschaft Nordbabyloniens oder wenigstens des um Babylon liegenden Gebietes bemächtigte. Daß sie einem andern semitischen Volksstamm angehören, beweisen ihre Namen, die von der Sprache der schon seit Jahrhunderten in Babylonien lebenden Semiten so stark abwichen, daß sie späterhin der Verdolmetschung bedurften. Mit ihren alteingesessenen Stammesvettern vermischten sich die neu angekommenen Semiten vollständig und nahmen sogar ihren Dialekt an. Der sechste Herrscher aus jener semitischen ersten Dynastie von Babylon war Hammurabi, ein Feldherr und Staatsmann, der zu den glänzendsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte gerechnet werden muß. Ob er identisch ist mit dem im 14. Kapitel des ersten Buches Mose genannten Amraphel von Sinear, ist nicht absolut sicher, aber doch wahrscheinlich, wenn wir bedenken, daß der Name des Königs im Munde seiner semitischen Vettern Ammurabi lautete, und daß ferner die Vokale, die in dem Namen Amraphel des Alten Testaments enthalten sind, nicht für uns verbindlich sind, da sie erst ganz spät von jüdischen Gelehrten hinzugesetzt wurden. Auch wissen wir, daß Fehler in der Wiedergabe fremder Namen im Alten Testament häufig genug begegnen. Die Identität von Hammurabi und Amraphel wird auch noch dadurch gestützt, daß beide Zeitgenossen eines gewissen Eri-Aku, des Königs von Larsa, sind, der im Alten Testament, gleichfalls ungenau, Arioch von Ellasar genannt wird. Wir wollen die genannte Erzählung des Alten Testaments hier einfügen, da sie in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit ist; einmal, weil sie zeigt, wie Elam, Larsa und Babylon sich zu gemeinsamen Aktionen die Hand reichten, was höchstwahrscheinlich seinen Grund darin hatte, daß Elam ein gebietender Faktor in Babylonien war; andrerseits aber wird auch durch jene Geschichte die Verbindung zwischen Babylonien und Israel hergestellt. Der Bericht (1. Buch Mose, Kap. 14, V. 1—16) lautet folgendermaßen:

Und es geschah in den Tagen Amraphels, des Königs von Sinear, Ariochs, des Königs von Ellasar, Kedorlaomers, des Königs von Elam, und Tidals, des Königs von Gojim, da machten sie einen Krieg gegen Bera, den König von Sodom, und Birscha, den König von Gomorrha, Schinab, den König von Adma, und Schemeber, den König von Zebojim und den König von Bela (d. i. Zoar). Alle diese zogen vereint nach dem Tale Siddim (d. i. das Salzmeer). Zwölf Jahre hatten sie dem Kedorlaomer gedient, aber im dreizehnten Jahre hatten sie sich empört. Und im vierzehnten Jahre kamen Kedorlaomer und die Könige, die mit ihm waren. Und sie schlugen die Rephaiter in Aschterot-Karnajim und die Zuziter in Ham und die Emiter in der Ebene von Kirjatajim und die Choriter auf ihrem Gebirge Seïr bis El-Paran, am Rande der Wüste; dann wandten sie sich um und kamen nach En-Mischpat (d. i. Kadesch) und schlugen das ganze Gebiet des Amalekiters und auch den Amoriter, der in Hazazon-Tamar wohnte. Da zogen aus der König von Sodom und der König von Gomorrha und der König von Adma und der König von Zebojim und der König von Bela (d. i. Zoar); und sie stellten sich im Tale Siddim in Schlachtreihe gegen sie auf, nämlich gegen Kedorlaomer, den König von Elam, und Tidal, den König von Gojim, und Amraphel, den König von Sinear, und Arioch, den König von Ellasar, vier Könige gegen die fünf. Und das Tal von Siddim war voll von Asphaltgruben. Und es flohen der König von Sodom

und von Gomorrha, und sie fielen dort hinein, und die übrigen flohen ins Gebirge. Da nahmen sie alle Beute von Sodom und Gomorrha und alle ihre Nahrungsmittel und zogen davon. Und sie nahmen Lot, den Neffen Abrahams, mit seiner Habe und zogen davon; dieser wohnte nämlich in Sodom. Da kam ein Entronnener und meldete es dem Hebräer Abraham; dieser wohnte bei den Terebinthen des Amoriters Mamre, des Bruders Eschkols und des Bruders Aners; und diese waren Verbündete Abrahams. Als Abraham hörte, daß sein Bruder gefangen weggeführt war, ließ er die in seinem Hause geborenen Sklaven, 318 an Zahl, ausziehen und jagte bis nach Dan nach. Und er überfiel sie in verschiedenen Abteilungen während der Nacht mit seinen Sklaven, schlug sie und verfolgte sie bis Choba, nördlich von Damaskus. Und er brachte alle Habe zurück, und auch seinen Bruder Lot und dessen Habe brachte er zurück und auch die Weiber und die Leute.

Das Abhängigkeitsverhältnis, in dem Hammurabi in dieser Erzählung noch zu den Elamiten steht, sollte bald ein Ende erreichen. Es gelang ihm, ums Jahr 2250 Larsa, den Sitz des elamitischen Satrapen Eri-Aku, zu erobern und so Süd- und Nordbabylonien zu vereinigen. Babylon war dadurch zum ersten Male an die Spitze von ganz Babylonien getreten und behauptete diese Stellung, bis es im Jahre 538 der Macht der indogermanischen Perser erlag. Daß Babylon alle andern Städte des Landes von nun an in den Schatten stellte, das verdankte es einzig und allein dem Genie Hammurabis, der es nicht nur verstand, die Verwaltung des Reiches in großartiger Weise zu regeln, sondern auch erkannte, wie notwendig einem Staate, der Bestand haben sollte, ein fester Gesetzeskodex sei. Durch seine Gesetzgebung schuf er für seinen Staat die Grundlagen, die ihn fast zweitausend Jahre lang trugen, und für sich selbst ein Denkmal, das seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert hat.

Der Straßburger Fischermeister Leonhard Baldner.

Das Vogel-, Fisch- und Tierbuch des Straßburger Fischers Leonhard Baldner aus dem Jahre 1666. Herausgegeben, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von Robert Lauterborn. Ludwigshafen am Rhein, Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei August Lauterborn. 1903.

Jedermann kennt das alte einfache Schema für die Geschichte der Naturforschung: glänzender Heraufgang in der Hochblüte der Antike, vollkommener Absturz im Mittelalter, langsames Wiedererwachen in der wärmenden Sonne der wiederauferstehenden Antike. In diesem Schema ist der Wandel der Völker vergessen. Als die Forschung wieder mit gesparter Kraft einsetzt, da setzt sie nicht ein bei den Enkeln, sie setzt ein bei neuen Menschen. Das trifft im wesentlichen schon auf die romanischen Völker zu; es trifft aber mit ganzer Kraft zu auf den neuen großen Anteil deutscher Arbeit. Die Tierkunde ist nur eine der schwächeren Seiten der antiken Wissenschaft auch in ihrer Glanzzeit gewesen. Trotzdem war auch sie im Mittelalter noch einmal unverkennbar um eine ganze Stufe gesunken. Wenn man die schweren Folianten der ursprünglichen, noch lateinisch verfaßten Ausgabe Conrad Gesners aus dem 16. Jahrhundert aufschlägt, diese Bände, mit denen der neue Aufschwung am schärfsten wieder bezeichnet ist, so macht es zuerst wirklich den Eindruck, als kehre im Geiste eines großen philologischen Kompilators bloß die Antike zurück. Dann aber leuchtet es doch aus dem ungeheuren Ausgrabungsfelde der tausend und tausend Zitate hier und dort durch wie mit einem jungen Auge: das ist der Blick Conrad Gesners von Zürich selbst, des Mannes aus einem neuen Volke, das jetzt zum erstenmal selbst Naturgeschichte höheren Stils schreibt. Man fühlt eine Art des Anschauens, der Beobachtungswiedergabe, in der einer der alten Geister etwa von Alexandria nicht ohne weiteres hätte mittun können. Mag es eine schlichte Weise sein, die Weise von Menschen, die noch nicht wieder innerlich durch jenes wunderbare Läuterungsbad ästhetischer und abstrakt philosophischer Bildung gegangen waren. Aber es war doch die glückliche Schlichtheit neuer Grundkraft. Dieser Zug gibt dem Studium jener naturgeschichtlichen Literatur von 1500 und 1600 erst ihren eigentlichen Reiz. Er verklärt auch das ganz eigenartige Werk, das uns der Professor der Zoologie zu Heidelberg Robert Lauterborn jetzt zum erstenmal im Druck mitgeteilt hat und das in jener Linie den größten historischen Wert als Dokument erwachender deutscher Beobachterkraft besitzt, darüber hinaus aber dann auch eine reiche Quelle unmittelbarer Tatsachenüberlieferung für die Tierkunde selber ist.

Seit vielen Jahren fand man in der Fachzoologie gelegentlich eine Angabe auf den Namen Baldner hin. Ein gedrucktes Werk von ihm lag im Original aber nicht vor. Die Angaben gingen auf Handschriften zurück. Die wichtigste befand sich lange Zeit in der Straßburger Bibliothek, — sie verbrannte mit ihr in der tragischen Stunde von 1870. Doch blieben Abschriften übrig und Parallelexemplare.

Mancher, der Baldnersche Detailnotizen weitergab (unter denen mindestens eine den Prioritätswert einer der größten Entdeckungen auf dem Gebiete der Fischkunde besaß), mochte sich fragen, was es mit diesem Autor für eine besondere Bewandtnis habe, der nur als Kodex A, B, C existierte, als sei er selber ein noch nie edierter Klassiker der Antike. Nun kam gar der Umstand hinzu, daß man die wichtigsten Teile des Werkes im Ausland gedruckt herausbrachte. Schon zu Baldners Lebzeiten hatten englische Gelehrte (Willoughby und Ray) große Stücke in lateinischer Übersetzung mitgeteilt, wobei sie eine handschriftliche Übersetzung ins Englische benutzten, die heute noch im Britischen Museum zu London liegt. 1886 erschien aber eine alle Hauptteile umfassende französische Übersetzung direkt als Buch: „L'histoire naturelle des eaux Strasburgeoises de Léonard Baldner," herausgegeben von Reiber. In beiden Fällen kann man sich denken, was in bezug auf Stilfarbe aus einem deutschen Text von 1666 geworden sein muß, abgesehen von der seltsamen Tatsache überhaupt, daß es ein deutsches Werk von offenbar weittragender Bedeutung jetzt in England und Frankreich, aber nicht im deutschen Buchhandel selber gab, und daß man es bei uns dem bedrohten Schicksal von ein paar Manuskripten (trotz der Erfahrung von 1870!) überließ.

Leonhard Baldner lebte von 1612—1694 in Straßburg. Er nennt sich selbst einen Mann, „welcher von seinen Großeltern her uff dem Wasser sich genehret." In der Familie war das Fischereigewerbe erblich, die Nachkommen treiben es noch heute. „Leonhard Baldner der Fischer" wurde im Laufe seines langen Lebens Wasserzoller, Holzverwalter, Haagmeister der freien Stadt Straßburg. In die Hand dieses Mannes sind „anno 1646 etlich schöne frembde Wasservögel" gekommen. Er hat sie „abmahlen" lassen und damit ist er „von sonderlichen Gedanken und großer Lust darzu bewegt und gleichsam überwunden worden, solchem weiteres nachzusetzen." — „Hab also" erzählt er „in dem Namen des Herrn mein Netz und Fischergarn ausgeworfen, und so vielerley Gattung zu Land gezogen, gute und böse, wie ichs gefangen und gefunden, aber durch großen Fleiß, Müh und Unkosten habe ich dieses Buch, Gott sey Lob, endlich so weit gebracht." Mehr als zwanzig Jahre arbeitete der schlichte Mann an seinem Manuskript, das in einem ganz besonderen Sinne als Liebhaberwerk bezeichnet werden konnte. Er arbeitete es mit der peinlichsten Sorgfalt aus, schrieb eine lange Vorrede, ließ von bester Künstlerhand wundervolle Titelblätter und Farbentafeln dazu ausführen, ließ Kopieen herstellen, die er an Freunde vergab, ja auch verkaufte. Aber dieser Mann hatte gar keinen eigentlich literarischen Ehrgeiz. Es ist, als lebe er außerhalb der Buchdruckerkunst. Er stellt sein Lebenswerk her, wie ein Bürgermeister ein Stadtbuch einrichtet, das nur einmal vorhanden zu sein braucht und nur handschriftlich zu existieren hat. Unwillkürlich wird man bei dem alten Fischermeister mit der festen Familientradition an ein Innungsbuch erinnert, das Geheimnisse der Innung bewahren sollte, eine Art Archiv für den engsten Kreis. Als der Brave uralt stirbt, legt er nicht etwa wenigstens im Testament den Nachkommen die Drucklegung ans Herz. Er bestimmt, daß das Handexemplar in der Familie erblich sein soll, und zwar sollen beim Betrachten die Blätter immer nur mit einem „beinernen Messerlein" umgewendet werden, — er kannte wohl die Hände seiner lieben Fischersleute; tatsächlich hat dieses Gebot das Manuskript zwei Jahrhunderte lang in einem tadellosen Zustande erhalten, — bis auf den Brand der Bibliothek, in die es 1783 übergegangen war.

Diese ganze Art und Weise verrät, daß man es nicht mit einem Manne zu tun hat, der aus der wissenschaftlichen und literarischen Tradition kam. Gesner war von der klassischen Philologie und ihrer großen Tradition in die Zoologie gekommen. Baldner geht vom zoologischen Handwerk aus. Er ist der Handwerkermeister, der seine Geschäftsgeheimnisse aufzeichnet, seine Modelle malen läßt. Von Buchquellen verrät das Werk nur zwei: die Bibel und den verdeutschten Gesner selbst. Dieser deutsche Gesner-Text war selber schon ein Umguß, die Bearbeiter hatten mit dem Latein das spezifisch Gelehrt-Philologische nach Kräften über Bord

geworfen und ein schlichtderbes Volksbuch für Jäger, Fischer und Apotheker daraus gemacht; dieser wundervolle Text, ein deutsches Kernbuch ersten Ranges, ist, nebenbei bemerkt, in einem modernen kritischen Neudruck auch noch immer ein Desiderat der zoologischen, ja im weiteren Sinne der deutschen Literatur, das schmerzlich vermißt wird. Gerade dieses „Selbstanfangen" von unten herauf ist aber das Bedeutende bei Baldner. Er wühlt nicht in alten Quellen. Er jagt und fischt in den Auwäldern und Rinnsalen des labyrinthisch verzweigten Rheines bei seinem Straßburg, zeichnet aus der Praxis auf und gibt so nicht nur eine erste rein deutsche, völlig auf deutschem Boden und aus einem deutschen Kopf entsprungene Naturgeschichte, eine, wie er selbst sagt, „gut weydmännische, schlecht teutsche Arbeit", sondern er liefert den ersten Versuch einer streng durchgeführten „Lokalfauna". Baldners Werk rettet uns eine historische Staffage. Die Landschaft des Oberrheins mit ihrer Tierwelt um 1666 ist uns darin mit einer unvergleichlichen Treue erhalten. Das Tier gibt dabei die Landschaft selbst. Der unregulierte, in ein Netz von Sümpfen und toten Armen wie der Mississippi verzweigte Rhein taucht uns auf, wenn wir vom Biber hören, wie er seine Burgen baut „an den orthen wo nicht viel Leuth hinkommen und wo Stöck und Baüm liegen im Wasser," und wenn der Straßburger Fischermeister uns erzählt, daß er ihrer „in Händen gehabt, die ein halben Centner gewogen". Oder wenn der Nachtreiher (Nachtraab), heute fast ebenso verschollen am Oberrhein wie der Biber, aus den „Wörthen" (Rheininseln mit Auwald) ausfliegt, „bald ein stund nach der Nachtglocken", „und thut mehr nicht als einen Schrey". Von dem Tierreichtum dieser Zeiten auf so glücklichem Gebiet wie diesen rheinischen Auwäldern haben wir heute kaum einen blassesten Schatten mehr. Tragisch mutet vor der jetzt allenthalben zusammenbrechenden oberrheinischen Fischerei uns die Freude dieses alten Fischereimeisters an, mit der er von den 143 Salmen erzählt, die auf einen Tag in Straßburg verkauft werden konnten, und den übrigen Fischreichtum nicht genug zu rühmen weiß.

Lauterborn, der seit Jahren sich selbst als trefflicher Nachfolger Baldners bewährt und die Lokalflora und -fauna des Oberrheins bearbeitet, hat uns in einer andern Schrift ein schönes Dokument wieder zugänglich gemacht, das noch für das 18. Jahrhundert den Pfälzerwald schildert. Wir stehen im vollendeten deutschen Urwald. „Aus den ganz oder halb verfaulten Eichen, Kiefern, Ahornen, Haynbuchen und Aspen erhoben sich die herrlichsten und gesündesten Stämme, dann wieder Lager- und abstehendes Holz; ein- bis zehnjähriger Aufschlag und wieder dichte dabei 50 bis 60 Schuh hohe Kiefern, Baumstämme, vermengt unter sogenanntem Holländer Holz und unter schlagbaren Buchen. Mehr als einmal begegnete es mir" (so schreibt der Erbprinz von Leiningen) „daß ich bei Verfolgung eines angeschossenen Hirsches mit den Beinen bis über die Knie durchtrat. Unter einer zwei Fuß hohen Laubdecke lagen unzählige vor Zeiten umgestürzte und längst vermoderte Eichen, Kiefern, Buchen und Ahornen." Eine ähnliche Situation fand sich in der Grafschaft Dachsburg im Lothringischen. Goethe hat diese Urwälder noch gesehen, auf sie bezieht sich der Satz aus „Wahrheit und Dichtung": „Hier faulen Stämme zu Tausenden übereinander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren." Wald dieser Art war es, aus dem die „wilden Pferde von Kaiserslautern" brachen. Bis in den Anfang des Dreißigjährigen Krieges kommen in den Rechtsprotokollen von Kaiserslautern „wilde Pferde" vor, die truppweise im tiefen Pfälzerwald hausten, sich dort vermehrten und nachts derartige Verwüstungen in den Kulturfeldern anrichteten, daß die Stadt 1616 drei besondere „Wildpferdschützen" zur Abwehr anstellen mußte. Es gibt eine ganze Literatur über diese „Wildpferde". Waren sie die letzten Nachzügler der diluvialen Wildpferde, die in prähistorischer Zeit bestimmt unser Vaterland durchstreift haben, Verwandte des heute in Zentralasien heimischen Equus Prschewalzkiji, das unser Berliner Zoologischer Garten uns neuerdings zum ersten Male lebend vorgeführt hat, nachdem wir sein Bild schon ganz genau aus prähistorischen Höhlenzeichnungen kannten? Viktor Hehn verfocht mit

Leidenschaft, es seien alle diese mittelalterlichen deutschen Wildpferde bloß nachträglich wieder verwilderte Pferde gewesen. Man habe Pferde seit alters vielfältig in halbwilden Gestüten im Walde gehalten, und das habe Anlaß zu gelegentlichem völligen Verwildern gegeben. Lauterborn schließt sich dieser Meinung an. Ich glaube, daß beide Theorien nicht so sehr weit auseinander liegen, falls man nur überhaupt daran glaubt, daß das deutsche Pferd einmal autochthon von einem echten Wildpferd als zahme Rasse abgezweigt worden ist. In den Übergangsprozeß muß sich dann eine lange Stufe des „Hegens" eingeschoben haben, bei der die Bestimmung „wild" und „zahm" sehr schwer genau zu fassen war, wie sie bis auf unsre Tage beispielsweise noch bei dem schottischen Parkrind geschwankt hat, das zwischen dem wilden Urochsen und dem zahmen Kulturrinde noch jetzt eine Vermittelungsrasse darstellt. Diese Stufe des „gehegten Wildpferdes", das zur Jagd wie wohl auch zur Rassenauffrischung immer wieder gesucht war, mag aber sehr wohl so lange fortbestanden haben wie der echte deutsche Urwald bestand. Sicher ist, daß fremden Besuchern (z. B. schon dem alten Plinius in Römertagen) die Existenz solcher frei im Walde schweifenden Pferdeherden in Nordeuropa als etwas Besonderes auffiel, das in älteren Kulturländern offenbar nicht mehr in dieser Weise vorhanden war, — warum also nicht doch den Grund dieser Existenz darin suchen, daß man dort der Urstufe des echten Wildpferdes lange Zeit noch näher war und sie sogar für einen Teil des Pferdebestandes absichtlich möglichst lange forterhielt?

Wie fest man sich auf Baldners Angaben verlassen kann, wo er in seiner glücklichen Traditionsfreiheit bloß die „Geheimnisse" seines Gewerbes, nämlich die nüchterne praktische Beobachtung, wiedergibt, das beweist jene erwähnte große Entdeckung auf dem Gebiete der Fischkunde, die auf ihn zurückgeht. Im Jahre 1856 wurde ein deutsches Gewässer zoologisch berühmt, das sonst nicht eben zu den bekanntesten gehört, obwohl es die Weltstadt Berlin still verschwiegen durchfließt: die Panke. In ihr beobachtete August Müller damals das Unerhörte, daß zwei systematisch bisher streng geschiedene und anatomisch wirklich grundverschiedene Fische sich ineinander verwandelten: der wurmartige blinde Querder in das allbekannte Neunauge. Der Querder war eine Jugendform des Neunauges, wie die Kaulquappe eine des Frosches ist. Diese Entdeckung machte das allergrößte Aufsehen. Erst 1863 stellte der große Forscher Siebold dann bei einer Durchsicht des Codex Baldner fest, daß diese Neunaugen-Metamorphose schon unter die Zunftgeheimnisse des Straßburger Fischermeisters gehört hatte und in dem „Fischbuch" von 1666 unzweideutig beschrieben stand.

Dieses reiche Werk hat uns Professor Lauterborn jetzt in einer in jedem Betracht vortrefflichen, kritisch genauen und ausführlich kommentierten Ausgabe neu geschenkt. Leider war es bisher aus äußeren Gründen nicht möglich, die schönen Farbentafeln zu reproduzieren, die, 129 an der Zahl, das gegenwärtig in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrte Duplikat des verbrannten Baldnerschen Familienexemplars zieren. Wir hoffen, daß eine Neuauflage auch diese Lücke noch ausfülle.

Wilhelm Bölsche.

Aus dem Berliner Musikleben.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Schwierigkeiten, die dem einzelnen entgegentreten, wenn er einen wirklichen, auf persönliche Beobachtung gegründeten Überblick über die musikalischen Ereignisse eines Winters gewinnen will. Zuerst die Menge des Gebotenen. Es liegt wohl im Wesen unsrer Zeit, daß auf allen künstlerischen Gebieten mehr hervorgebracht wird als sich unter gesunden Verhältnissen verbrauchen läßt. Für die Kunst im allgemeinen und für die Musik, die sublimierteste der Künste, im besonderen hat dies schwere Nachteile. Kunst sollte überhaupt ein Ausnahmegenuß sein; die hohe Kunst meine ich, die Gipfelpunkte des Menschendaseins versinnlicht, nicht die Kleinkunst, die uns im Hause umgibt und uns den Alltag leise verschönert. Als Richard Wagner 1846 Beethovens Neunte Sinfonie in Dresden aufführte, war es ein Festtag für alle Beteiligten, für die mitwirkenden Musiker wie für die Zuhörer. Aus eigener Erfahrung darf ich bekennen, mit welcher Ehrfurcht wir vor fünfundzwanzig Jahren noch eine Aufführung dieses Werkes erwartet, mit welcher Andacht wir sie angehört haben, denn lange, lange Zeit verging, ehe es uns möglich wurde, gleiches zu genießen. Es war immer ein Erlebnis. Jetzt können wir sie in jedem Jahre in Berlin vier-, fünfmal und öfter hören; selbst für kleine Städte ist eine Aufführung der „Neunten" nichts Ungewöhnliches mehr. Mit andern hochstehenden Kunstwerken geschieht es ebenso; was einst eine Feiertagsfreude war, wird zum stets erreichbaren Bestandteil der laufenden Woche, wird nur zu oft gleichgültig gegeben, öfter noch gleichgültig empfangen, und so entwertet. Richard Wagner wollte wieder die Kunst zu dem machen, was sie einst war; so faßte er den Festspielgedanken und führte ihn für sein Werk durch. Was er schuf, waren wirklich Festspiele, die Weihestimmung und Begeisterung weckten, aber sie blieben eine Einzelerscheinung. Natürlich, denn es hätten die Grundlagen unsres ganzen Lebens und unsres ganzen Kunstbetriebes geändert werden müssen, sollte das, was Wagner vorschwebte, erreicht werden; was im alten Griechenland möglich war, ist jetzt, unter vollständig andern Kulturverhältnissen und in einer Lebensgemeinschaft, die durch tausend individuelle Interessen und Bestrebungen zerfasert wird, nicht mehr möglich. Wir sind in der Großstadt leider kein Volk, sondern eine Gesellschaft.

Was aber möglich sein sollte, das wäre ein erhöhtes, das heißt ein naiveres und unbefangeneres Verstehen künstlerischer Leistungen, überhaupt ein sichereres Kunstgefühl. Hiermit gerade steht es nun ganz trostlos. Man dürfte sich nicht verwundern, wenn ein verständiger Musikfreund, der das Konzerttreiben eines Winters in Berlin mitangesehen und Publikum wie Künstler genau beobachtet hat, zu der Ansicht käme, daß wir uns in einer Periode musikalischer Barbarei befinden. Die Schuld an diesem Zustand liegt, abgesehen von der Menge der mittelmäßigen und untermittelmäßigen musikalischen Aufführungen, die das Gute überwuchern, das Publikum abstumpfen, die Schuld hierfür liegt nach meiner Meinung vornehmlich darin, daß zuviel über Musik geschrieben wird. Das mag sonderbar klingen, ist aber in der Tat so. Ich

denke hier weniger an die kurzen und meist sachlich feststellenden Zeitungskritiken als an jene zahllosen Schriften und Aufsätze kommentatorischen und propagatorischen Inhalts. Wir ertrinken in dieser Literatur! Was den Inhalt der Musik ausmacht, ist begrifflich nicht zu fassen, und jedes Wort, das geschrieben wird, um dem Publikum dies oder jenes Musikwerk verständlicher zu machen, ist vergeblich, sobald es mehr als die äußere Erscheinung berühren will. Je mehr nun auf das Publikum eingeredet wird, um so mehr muß sich in einer großen Menge von Konzertbesuchern der Glaube befestigen, die eigentümliche Wirkung einer Musik sei mittels des Verstandes zu ergründen, und so kommt es denn, daß an die Stelle einer seelischen Rezeption mehr und mehr das gedankliche Betasten der Musik tritt, daß die herzliche, gefühlsmäßige Hingabe durch die Reflexion ersetzt wird, daß man in den Konzerten so sehr viele Leute trifft, die, anstatt ihr Inneres so weit wie möglich dem sinnlichen Eindruck der Klänge zu öffnen, emsig im Programmbuch lesen und erfreut sind, wenn sie eins der abgedruckten Themenfragmente wiedererkennen. In der ersten Aufführung einer neuen Oper sah ich sogar einmal einen Herrn, der trotz des halbdunklen Raumes sich in einen Klavierauszug vergrub und der Bühne keinen Blick schenkte. Er kam sich gewiß sehr gründlich und gelehrt vor und zeigte doch nur, daß er keine Ahnung davon hatte, wie das Wesen eines Opernwerkes zu verstehen sei.

Noch ein andres Übel wird durch das Übermaß an musikalischem Schrifttum befördert: die Zerspaltung des Publikums in eine Unzahl von Parteigruppen. Es gibt Leute, denen die Vorstellung, daß unsre Zeit außerstande sein sollte, fortwährend Genies hervorzubringen, nicht zulässig erscheint, und die nun, ähnlich wie Faust mit dem Hexentrank im Leibe „Helenen in jedem Weibe“ sah, von ihrer Phantasie berauscht in jedem leidlichen Talent ein Riesengenie wittern. Sie betreiben das Entdecken und den literarischen Vertrieb von Genies beinahe geschäftsmäßig und sind selbstverständlich sehr ägriert, wenn nüchterne Beobachter, die von den vorgeblichen Prinzen aus Genieland bare Zahlung verlangen, ihnen ungläubig gegenübertreten. Nun wirft der Fall Wagner noch immer seine Schatten über uns. Hier war ein wirkliches Genie von den Zeitgenossen recht schnöde behandelt worden, was ja eigentlich noch jedem Genie begegnet ist, denn der Mensch müßte seine ganze Natur ändern, sollte er dem kühnen Neuerer, der störend zwischen ihn und gewohnte Ideale tritt, mit offenen Armen entgegeneilen. Wunden und Narben sind auch Kennzeichen des Genies. Philister können das indessen nicht einsehen und meinen, die Nation habe die heilige Pflicht, ihre Genies vor jedem rauhen Lüftchen zu schützen, und aus dieser weichlichen, weibischen Auffassung heraus bildete sich jenes Heer von Ketzerrichtern, die alle Zweifler an Wagners Größe festnagelten und am Feuer des Hohns brieten, und die sodann dekretierten: „Verkennung eines Genies darf in Deutschland hinfüro nicht mehr statthaben.“ Darob ist nun dem Publikum bleiche Furcht in die Glieder gefahren. Jeder denkt: an mir soll es nicht liegen, wenn ein Genie verkannt wird, auf mich soll die Nachwelt nicht mit Fingern zeigen; eher will ich mir einen Platz als Verstehender und Fördernder sichern. Und es begann ein wahres Kesseltreiben auf Genies. Wo nur ein Talent aufstand, da waren sofort ein Dutzend Federn in Bewegung, ihm den Weg mit Druckpapier zu bestreuen; sofort bildete sich auch ein begeisterter Verehrerkreis, der den glücklich Gefundenen auf den längst bereiten Thron aus Lorbeerzweigen setzte. Das Publikum hatte dann weiter nichts zu tun als den nötigen Weihrauch zu verbrennen. Wer gesehen hat, wie oft sich dies Schauspiel in den letzten zwanzig Jahren wiederholt hat, und wie oft der Lärm um nichts geschlagen wurde, der wird allen ähnlichen Erscheinungen mit der gehörigen Skepsis gegenübertreten und sich auf sein eigenes Gefühl und Urteil verlassen. Aber wie viele besitzen noch den Mut einer unumwundenen eigenen Meinung gegenüber einer geschlossenen Masse von Leuten, die mit Sicherheit wissen, daß sie ein leibhaftiges Genie eingefangen haben! Für Gebende wie für die Empfangenden sind diese Zustände gleich betrüblich. Ein Talent, das mit den heute üblichen starken Mitteln vorwärtsgestoßen wird, muß schon einen

bedeutenden Charakterfonds haben, um nicht dem Größenwahn unrettbar zu verfallen; und ein Publikum, das, wie unsres, auf einer wirklichen Kunstkultur nicht fußt, muß notwendigerweise durch das Geschrei und den Widerstreit der Literaten immer verwirrter und unselbständiger werden.

In welchem Grade dies geschieht, und wie groß der Mangel an wahrem künstlerischen Gefühl in unsrer Gesellschaft ist, kann man an der Wertschätzung sehen, die das Virtuosentum augenblicklich wieder genießt: Erfolge, wie sie die Kubelik, Rosenthal, Busoni haben, wären unmöglich, wenn das Publikum wüßte, was es vom reproduzierenden Künstler verlangen muß; wenn es nicht mehr Gefallen am Kunststück und an der Sensation (Wunderkinder!) als Verständnis für Kunst hätte. Blickt man zurück auf das, was den Winter über auf Klavier und Geige vermusiziert worden ist, so wird man mit Erschrecken gewahr, wie ein natürlicher, aus reiner Hingabe an das Objekt fließender Vortrag den Instrumentalsolisten im Durchschnitt immer mehr abhanden kommt. Richard Wagner führen die Modernen fortwährend im Munde. Aber lesen sie ihn auch? Lesen sie, was er über das Dirigieren, d. h. über die Kunst des Vortrages, geschrieben hat? Vielleicht — jedenfalls handeln sie nicht danach. Wagner bezeichnet sehr richtig als das Wesen jedes musikalischen Vortrages die Erfassung des Melos; ist es dem nicht durch Geistreichigkeit verbildeten Spieler gelungen, den Fluß der Melodie, die ein Stück oder den Teil eines Stückes durchzieht, wirklich zu erfassen, so ergibt sich aus dieser Erkenntnis der Vortrag von selbst. Wagner führt als Beispiel eine Aufführung von Beethovens Neunter Sinfonie durch das Pariser Konservatoriumsorchester unter Habeneck an, die ihn mit höchster Bewunderung erfüllt hatte; eine Stelle des ersten Satzes habe er so sinngemäß auch von den besten Orchestern nie wieder gehört, denn das „Orchester *sang* eben die Sinfonie". „Der alte Habeneck," meint Wagner, „hatte hierfür gewiß keine abstrakt-ästhetische Inspiration, er war ohne alle ‚Genialität'; aber er fand das richtige Tempo, indem er durch anhaltenden Fleiß sein Orchester darauf hinleitete, das Melos der Sinfonie zu erfassen." Das von Wagner höhnisch in Gänsefüßchen gesetzte Wort Genialität ist es nun eben, was unsern heutigen Spielern so oft zwischen die Beine kommt und sie zum Stolpern bringt. Sie geben sich nicht mehr die Mühe, den Absichten eines Komponisten, selbst des größten, ehrfürchtig und geduldig nachzugehen und sich, um einen guten Ausdruck Ruskins zu gebrauchen, „zur vollkommenen Genauigkeit zu demütigen", sie vermögen deshalb auch nicht mehr eine Melodie wahrhaftig zu singen. Sie drängen die „Genialität" ihres lieben Ichs in den Vordergrund, wollen immer interessant sein und scheuen sich selbst nicht, den Text, der ihnen heilig sein sollte, durch eigene Änderungen und Zusätze zu verunreinigen. So tritt an die Stelle des Stils die Manier, an Stelle strenger Zucht des Willens schlaffe Willkür. Leider werden nun die modernen Spieler in ihrer Tendenz zur Ungebundenheit, wie schon gesagt, durch das Publikum unterstützt. Wie oft hört man, wenn jemand sich durch einen recht verzerrten Vortrag, durch übermäßiges Rubato und dergleichen bemerkbar gemacht hat: „Nun, er ist eben eine Persönlichkeit!" „O santʼ asinità, santʼ ignoranza!"

Die durchschnittliche Unfähigkeit der Reproduzierenden, melodisch zu fühlen und zu spielen, hängt vielleicht eng zusammen mit der durchschnittlichen Unfähigkeit der Produzierenden, melodisch zu erfinden. Die Kompositionstechnik, die Orchesterbehandlung und die ganze Artistik haben eine schwindelnde Höhe erreicht, was jedoch durch die Darstellungsmittel ausgedrückt wird, ist meistens verzweifelt unbedeutend. Die Dürre der musikalischen Erfindung und der Mangel an großen musikalischen Gedanken sollen dann mit dem Schilde eines Programms gedeckt werden. Bruckner war noch ein echter Melodiker; seine breiten Themen sind oft von hinreißender Macht und Schönheit; und der wieder hat nicht immer den Kunstverstand gehabt, diesen Göttergeschenken die nötige kostbare Fassung zu geben. Was heute geschrieben wird, ist alles, was man will: witzig, geistreich oder auch ganz verschwommen, nichts als Stimmung und Farbe, nur ist es nicht kraftvolle Musik. Es berührt den

Verstand, interessiert vielleicht ungemein, aber es hat nicht die herzrührende Gewalt, die wirkliche seelisch bewegende Macht, die das eigenste der Tonkunst ausmacht.

. . . Habe ich zu viel Schwarz gesehen und zu dunkel gemalt? Ich will es hoffen, wenn ich auch fürchte, daß im allgemeinen das entworfene Bild nicht allzu falsch ist. Freilich heben sich von dem grauen Grunde eine Anzahl Künstlererscheinungen licht ab, und es wäre ja trostlos, könnte man nicht an ihnen sich erquicken. Nicht immer sind es die in den Zeitungen am meisten Genannten, die vom Publikum am lautesten Bejubelten, wenn auch Erfolg und künstlerisches Verdienst sich oft decken; auf den treu und still vor sich hin Schaffenden und Wirkenden ruhen unsre besten Hoffnungen.

Vom allgemeinen nun zum einzelnen. Beginnen wir mit der Oper, so tritt uns von den wenigen neuen Werken, die im Winter hier aufgeführt sind, Leoncavallos „Roland von Berlin" als dasjenige entgegen, das am meisten Staub aufgewirbelt hat, wenigstens in den Spalten der Zeitungen. Ich mag auf allen Streit und Hader, den dies unbedeutende Werk heraufbeschworen, auf die beschämenden Vorgänge, die es im Gefolge gehabt, nicht wieder zurückkommen; danken wir dem Schicksal, daß alles vorüber ist. Aber wichtig erscheint es mir, die Vorgeschichte des Roland, die durch ein Schreiben des Grafen Hochberg an den Berliner Vertreter der „Tribuna" authentisch dargestellt ist, in Erinnerung zu bringen. Der Kaiser hatte Leoncavallo nach der Aufführung der „Medici" freundliche Worte gesagt. Darauf wandte sich der also Geehrte an den Grafen Hochberg, der damals noch Intendant war, und trug ihm vor, er habe den dringenden Wunsch, eine Oper speziell für Berlin und nach einem vom Kaiser zu bestimmenden Stoff zu komponieren. Dieser Wunsch wurde vom Intendanten dem Monarchen übermittelt, und der wählte den Roland von Berlin. Halten wir also fest: nicht der Kaiser hat sich Leoncavallo ausgesucht zur Komposition des „Rolands", sondern Leoncavallo hat sich an den Kaiser gedrängt, und nur der unendlichen Liebenswürdigkeit des Kaisers verdankt er es, daß ihm gestattet wurde, ein Werk eigens für das Berliner Opernhaus zu komponieren. Damit fallen alle Kommentare, die mehr oder minder gehässig an diesen Vorgang geknüpft worden sind.

Nun bietet gerade die Umwandlung des Willibald Alexisschen Romans in ein Opernbuch ganz besondere Schwierigkeiten, von denen sich der Kunstfreund, der dies Werk liebt und ihm durch eine Verpflanzung auf die Opernbühne eindringlichere und weitere Wirkung geben möchte, kaum eine rechte Vorstellung machen kann.

Was zieht uns Deutsche, uns Märker denn in diesem Roman so sehr an? Der Stoff natürlich; aber nicht er allein, denn aus dem besten Stoff kann das schlechteste Epos gemacht werden. Es ist die Kraft des Dichters, der die Gestalten der Geschichte und die Gestalten seiner Phantasie mit dem Blut des eigenen Herzens anfüllt, der sie so vor uns hinstellt, daß wir glauben, sie leiblich fassen zu können, und der den Grund, auf dem sie leben, so schildert, daß wir den Geruch der Erde, den Duft der Wälder und Felder spüren. In kleinem Rahmen ein Bild von großer Tiefe. Zwei Prinzipien streiten wider einander: der Bürgermeister Johannes Rathenow verficht die Selbständigkeit seiner Stadt; der Kurfürst erkennt, daß die Macht des Fürsten, der das Land vertritt, über der Macht des einzelnen Gemeinwesens stehen muß, wenn Ersprießliches entstehen soll, und bricht den Eigenwillen Berlins. Auf beiden Seiten ist Recht, das höhere gewiß auf der Seite des Fürsten. Aber mit feinster Kunst läßt Alexis das Licht so in die Handlung einfallen, daß jeder der beiden starken Kämpfer gleiches Teil daran hat; der Dichter scheint parteilos zu sein; wie ein Naturvorgang spielt sich seine Erzählung vor uns ab, und dies Zurücktreten des schaffenden Subjekts hinter den Ereignissen, das die stärkste Gestaltungskraft voraussetzt, ist wohl das Höchste, was man dem Schöpfer eines historischen Romans nachrühmen darf.

Das Historische kann in der Oper nur in sehr bedingtem Maße zur Geltung kommen. Einem Genie gelingt es wohl, mit wenigen knappen Zügen einen ganzen

geschichtlichen Hintergrund anzudeuten, wie Wagner in der ersten Szene des „Lohengrin“ getan hat: aber dies ist eine Fähigkeit des Dichters, nicht des Musikers, denn die Musik steht jenem Gebiete völlig hilflos gegenüber. Was sollte aber der Italiener Leoncavallo, der nichts weniger als eine geniale Persönlichkeit ist, mit märkischer Geschichte anfangen! Er hat wohl ganz ernsthaft versucht, sich die Zeit und Sphäre, in der die Handlung spielt, nahezubringen, denn er hat sich den ganzen Roman ins Italienische übersetzen lassen (NB. Menschen von durchschnittlicher Intelligenz lernen in einem Jahre mit Leichtigkeit eine fremde Sprache so weit, um ein Schriftwerk mit Hilfe des Lexikons verstehen zu können!) und hat angeblich auch historische Studien getrieben, aber seiner ganzen Veranlagung nach vermochte er zu dem Stoff tiefere Beziehungen nicht zu gewinnen; und als er sich an die Verfertigung des Textbuches begab, konnte deshalb natürlich nur eine rein äußerliche Aneinanderheftung einiger für die opernhafte Behandlung besonders geeigneter Szenen das Resultat sein. Der Kurfürst Friedrich, der bei Alexis das Triebwerk aller Vorgänge ist, sinkt hier fast zum Statisten hinab; er tritt im ersten Akt auf und in der letzten Szene des vierten, das ist alles.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht der Liebeshandel zwischen Henning Mollner und Elsbeth Rathenow; um diese beiden Personen gruppiert sich das übrige: als erster Akt der Karnevalstag mit seinen einzelnen Episoden: dem Auszug Mollners an der Spitze bewaffneter Bürgerschaft, um den von Rittern beraubten Krämer Makensprung zu rächen, der Begegnung Mollners mit Elsbeth, dem Tumult um Rathenow, der das gegen den Rat erbitterte Volk zur Ordnung bringen will; als zweiter Akt vier Einzelbilder, Vorgänge im Hause Rathenows: Ryke berichtet dem Bürgermeister, daß Hennings Forderung einer alten Schuld vom Rat abgewiesen ist, und Rathenow verkündet ergrimmt, er wolle sie selber zahlen; Unterredung Rathenows mit Civele Baruch, der ihm Geld auf ein Kleinod leiht und ihm bittere Worte sagt; Schums Besuch und Verabredung der Verlobung Elsbeths mit seinem Sohn; endlich Liebesszene zwischen Henning und Elsbeth. Den dritten Akt bildet dann das große Fest im Rathause, das zur Verlobung Elsbeths mit dem jungen Schum gefeiert werden soll, und das zu einem vollkommenen Bruch der beiden Familien miteinander führt. Und der letzte bringt die Katastrophe. Erst wirbt Henning, der Liebe Elsbeths sicher, um ihre Hand; da erwacht in ihr die Patriziertochter, sie weist ihn, den Niedriggeborenen, ab, und Rathenow verschwört sich: „Ehe nicht der Roland von seinem Platz stürzt, wird meine Tochter nicht dein.“ Dann Szenenwechsel. Die Gewerke haben den Kurfürsten zu Hilfe gerufen gegen den Rat; nun steht der Eisenzahn draußen mit seinem Gefolge von Gewappneten, aber Rat und Geschlechter weigern ihm den Eintritt. Er will die Stadt stürmen — da eilt Henning herbei, zerschlägt das Tor mit der Axt, der Kurfürst zieht herein, hält den Bürgern eine längere Rede über Städterecht und Fürstenrecht und läßt dann den Roland zerschlagen, zum Zeichen, daß von nun an nur noch ein Recht für alle im Lande sei, ein Recht, dessen oberster Pfleger er sein wird. Er will nun Henning Mollner für seine Treue belohnen, aber der ist inzwischen von einem Kurfürstlichen — aus Versehen erschlagen. Diese Wendung erscheint mir als ein vollständiger Mißgriff. Im Leben mag der Zufall eine Rolle spielen, denn der Lauf des Lebens ist in seinem Ergebnis nun einmal unanzweifelbar; vom Künstler aber verlange ich, daß er mir den Zufall deute; im Kunstwerk darf also eine entscheidende Wendung nicht durch ein „Versehen“ herbeigeführt werden. Man begreift auch nicht, warum Leoncavallo hier von Alexis abweicht, bei dem die Heirat von Elsbeth mit Mollner eine besondere Bedeutung gewinnt, „denn hier“ — ich wiederhole, was ich an andrer Stelle darüber gesagt habe — „ergibt es einen der feinsten Züge, der fast wie eine zugespitzte stilistische Antithese anmutet, daß am Schluß, wo Friedrich resigniert aus der Mark zieht, ihm in Bussо und Henning mit seinen starken Söhnen die Repräsentanten von trauriger Vergangenheit und froher Zukunft leiblich entgegentreten: dort ein starr eigenwilliges Rittertum, das vom Wegelagern nicht lassen kann, hier ein neuer

Adel, der sein Genüge nicht mehr in selbstherrlichem Trotz findet, sondern in Treue gegen Fürsten und Recht". Daß im übrigen die Handlung auf einem Höhepunkt abbricht, daß uns am Schluß der triumphierende, nicht der entsagende Kurfürst gezeigt wird, ist gewiß nicht schlecht, ganz abgesehen von der äußeren Wirkung. Denn was dem Eisenzahn nicht ganz gelang, das haben seine Nachfolger zu Ende geführt. Hohenzollernmacht und Wille haben schließlich Einigkeit geschaffen, nicht in der Mark allein, auch im Reich, und so mögen wir uns diesen Schluß als einen Hinweis auf die Zukunft deuten.

Leoncavallo ist in Deutschland zuerst durch die „Bajazzi" bekannt geworden; sie haben sein Glück gemacht, und sein Unglück: es war das einzige seiner Stücke, das einen echten Erfolg davontrug. Denn bei den späteren Opern zeigte es sich, das er alles, was er musikalisch überhaupt zu sagen vermochte, hier bereits ausgesprochen hatte, daß die melodischen Wendungen, die uns hier neu erschienen, immer wiederkehrten und nun den Eindruck des Abgebrauchten hinterließen. Auch dem „Roland" wird der Musiker oder der musikalisch fühlende Liebhaber nur starkes Mißvergnügen abgewinnen können, denn diese Musik ist gar nicht mehr der Ausdruck innerlicher Vorgänge, die Projektion innerer Gesichte, sondern nur noch Floskel, fertige Formel, Phrase. Gleich die Ouvertüre bietet eine gedrängte Übersicht dessen, was den Zuhörer erwartet; sie faßt den Charakter der Musik wie in ein Motto zusammen. Zuerst Orchesterinterjektionen, abgerissene Ausrufe, dann plötzlich eine breite Melodie, dieselbe, auf die Henning später singt: „Treu dem Gebot, das tröstend verkündet: allen Bedrängten sei mein Schutz bereit." Diese Melodie soll also zur Charakteristik Mollners dienen, und wenn man sich hiernach ein Bild seines Wesens machen wollte, so müßte es etwa so ausfallen: ein höchst unangenehmer Mensch, süßlich, schönrednerisch, aufgeblasen. Der Mollner unsres Alexis ist anders. Nach der Mollnermelodie folgt dann wieder Orchestertoben in derselben abrupten Art wie anfangs, worauf die Melodie noch einmal an uns vorüberzieht. Den Schluß des Vorspiels bildet ein Marziale, das an die Marschtakte anklingt, unter denen der Kurfürst in Berlin einzieht. Richard Wagner bezeichnet einmal gegenüber Mathilde Wesendonck als das Feinste und Schwierigste für den dramatischen Komponisten die Kunst des allmählichen, nicht plötzlichen Übergangs aus einer Stimmung in die andre. Von solcher Kunst ahnt Leoncavallo noch nichts, denn seine ganze „Roland"-Musik besteht aus unverbundenen Gegensätzen. Bald ein wildes Aufbegehren der Instrumente, eine Raserei der Blechbläser, bald wieder eine Kantilene von jener geschwollenen Sentimentalität mit Moschusgeruch, die einem so schwer auf die Nerven fällt. Leoncavallo ist ja von jeher dann am wenigsten auszustehen gewesen, wenn er gefühlvoll sein wollte. Schon in den „Bajazzi" finden sich hiervon furchtbare Proben: die Melodie des Liebesduetts richtet im Orchester wahre Verheerungen an. Im „Roland" wirken diese Sentimentalitäten deshalb noch böser, weil sie weniger natürlich und ungezwungen herausgesagt werden, weil sie erkünstelt sind, und dann auch, weil sie zu dem dramatischen Vorwurf so gar nicht passen. Das Nichtkongruieren von Musik und Handlung kommt hier überhaupt erstaunlich oft vor; es ist bisweilen ganz unbegreiflich, warum der Komponist sich im Orchester so aufregt, oder warum er an andern Stellen, wo Wichtiges vorgeht, so gleichgültig bleibt. Einmal wird eine ganz niedliche Polonäse gespielt, echte, leichte Salonmusik; leider bringt hierzu gerade der alte Schum seine Werbung um Elsbeth vor, was ja wohl an und für sich schon etwas Ernstes ist, hier jedoch zur Tragik wird, da alle Persönlichkeiten sich widerstreben, und ein Menschenglück der leidigen Politik und dem leidigeren Geld geopfert werden soll. Noch einmal kommen hübsche Melodien vor, und zwar diesmal wirklich hübsche: bei dem großen Fest des dritten Aktes. Aber auch hier muß wieder ein leider beigesetzt werden, denn diese beiden anmutig gravitätischen Tänze sind nicht von Leoncavallo, sondern sind alte deutsche Originalweisen. Wenn ich hinzufüge, daß zu den bereits aufgezählten Bestandteilen noch eine Menge Wagnerischer Wendungen kommen, die wiederholt auftauchen, so habe ich hiermit etwa einen Über-

blick über dies vielbesprochene Werk gegeben, das, sobald die große Anzahl der kontraktlich festgelegten Aufführungen an unsrer königlichen Oper abgearbeitet sind, hoffentlich die verdiente Ruhe finden wird.

Als Kunstwerk ungleich höher steht Hans Sommers Oper „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neiße", selbst wenn man zugibt, daß es der eigentlich starken Wirkung entbehrt, und daß die Textdichtung Eberhard Königs wesentliche Mängel hat. Es ist in Neiße ein Aufstand im Werk gegen den Vogt Buko, der, wie es scheint, die Bürger hart bedrückt; nur sieht man hiervon nichts, man erfährt alles nur aus den Reden der Aufrührerischen — ein Fehler, der gerade im musikalischen Drama, wo das Wort nicht immer verstanden wird, besonders schwer wiegt. Ich denke an den „Tell". Zweimal nur erscheint Geßler auf der Bühne, aber schon vorher drängen sich uns die Folgen seiner Tätigkeit sichtbar auf, in immerwährender Steigerung, so daß die Szenen, wo wir ihn selbst handelnd erleben, nur längst vorbereitete Gipfelpunkte sind. Hier sehen wir, wie gesagt, nichts davon. Und wenn der Vogt endlich sich dem Publikum zeigt, dann macht er den Eindruck eines etwas aufgeregten und heftigen, aber doch im Grunde ganz behaglichen Kerls, der gar nicht so unrecht hat, das Philisterpack, das vor ihm zittert, sich empören will und dann durch einen Sackpfeifer mittels einer Ländlerweise von aller Revolution weg zu fröhlichem Tanz geführt wird, recht gründlich zu verachten. Dieser Sackpfeifer war Rübezahl. Ihn dauert der junge Maler Wido, der des Vogtes holdes Pflegekind Gertrud liebt, aber von den Aufständischen in den Rachezug hineingerissen wird. In seiner Not ruft er den Berggeist, und dieser hat mit Zauberklängen die tobende Menge von der Burg des Vogtes weggelockt. Ein künstlerisches Verdienst, denn diese Szene, die sich auf der Bühne als ein wirres Durcheinander darstellt, ist unsäglich schwach. Auch der Vogt hat wohl dies Gefühl, denn er läßt auf den seltsamen Spielmann fahnden, um ihm seine Dankbarkeit auszudrücken; aber der Alte benimmt sich hierbei so genial überlegen und so diabolisch humoristisch, daß dem Haudegen die Haare zu Berge steigen. Als der Pfeifer jedoch ganz unverfroren Gertrud für „seinen Sohn" Wido zum Weib verlangt, da ergrimmt Herr Buko und läßt ihn einsperren. Lachend legt er sich aufs Stroh, lachend bläst er noch einmal sein Lockied, dreht sich um und ist tot. Inzwischen erfährt der Vogt von Gertrud, daß es bitter ernst ist zwischen ihr und dem Maler, gerät in eine große Empörung, schwört leichtsinnig, das Paar solle nicht eher vereinigt werden, als bis die Toten aus den Gräbern auferständen, und schickt aus, den unbequemen Wido greifen zu lassen. Es ist etwas Schreckliches um Opernschwüre! Diesen hat der Dichter augenscheinlich nur ersonnen, um im letzten Akt ein Schauspiel aufzuführen, das unheimlich und erschütternd sein könnte, wenn es nicht platt wäre. Alle handelnden Personen treffen um Mitternacht auf dem Kirchhof zusammen, mit ungenügender Motivierung dieses eigentümlichen Zufalls. Nun entsteigt der Sackpfeifer dem Grabe und lockt mit seiner Weise die Toten, wie er vorher die Lebenden gelockt hat; die Auferstandenen dringen auf Buko ein, der entseelt hinsinkt, während Wido und Gertrud einander in die Arme fallen. Wäre dies der Schluß, möchte es hingehen. Doch den Sackpfeifer gelüstet es noch, sich wieder in den Berggeist zu verwandeln und eine salbungsvolle Rede zu halten. So zerstört er unbarmherzig das Stückchen Stimmung, das den Zuhörer etwa bei der Kirchhofsszene erfaßt haben konnte.

Die Melodielinien der Musik sind nicht besonders kräftig, sind zart nur und eng im Schwung, aber zu einem äußerst feinen und kunstreichen Gewebe verschlungen. In der Orchestertechnik spürt man Wagnerischen Geist: das Operieren mit Motiven, die vielfache Beziehungen knüpfen, die ganze Art, den Instrumentalpart breit sinfonisch zu behandeln und zum eigentlichen Träger des musikalischen Ausdrucks zu machen, deuten auf den Bayreuther hin. Zwei Leitmelodien durchziehen das Ganze, und beide symbolisieren Rübezahl. Das eine ist jene altväterliche Weise „als unser Großvater die Großmutter nahm", in der Fassung, wie sie Schumann in den „Papillons" bringt, mit dem Anhang aus einem andern alten Lied, das auch Bach in

seiner Bauernkantate benutzt hat; die zweite ist ein reizender Walzer, eben der berückende Tanz, nach dem sich alles drehen muß. Andre Motive von weniger eindringlichem Charakter treten hinzu, die Aufmerksamkeit des Zuhörers wird immer in Bewegung gehalten, und obwohl es zu tieferen Eindrücken nicht kommt, obwohl man dem geistreichen Spiel nur mit gelassener Ruhe folgt, ist die Erinnerung an das musikalische Erlebnis doch eine höchst angenehme.

Das Werk hat sich auf dem Spielplan des Opernhauses nicht gehalten oder ist nicht gehalten worden, was schließlich auf dasselbe hinausläuft. Denn hätte das Publikum wirklich Feuer gefangen, so wäre die Intendanz natürlich nicht geneigt gewesen, in das Fleisch der Einnahmen zu schneiden und den „Rübezahl" abzusetzen. Das ist nun einmal der natürliche Lauf der Dinge. Dauernde Siege erringt in der Kunst nur die Naturkraft, die ja um so intensiver wirkt, je mehr sie gebändigt, je mehr sie stilisiert ist. Bei Hans Sommer ist jedoch das Ursprüngliche ziemlich gering, sein Wesen ist ganz Bildung und Kultur, und was mit diesen Errungenschaften geleistet werden kann, das hat er treu vollbracht; er hat fleißig gearbeitet, hat mit Geschmack gesichtet und gewählt und hat seine kleinen Erfolge gehabt. Über das bis jetzt Erreichte wird er von Natur wegen kaum hinauskommen. Sein Schicksal erinnert mich an das von Cornelius, dessen Originalität doch wohl noch größer war. Wie haben die Freunde für ihn gearbeitet, welches Glück hat er gehabt, mit dem ersten, unverdienten Mißerfolg des „Barbiers von Bagdad" die Dornenkrone des Märtyrers zu erringen, welche Anstrengungen werden jetzt noch gemacht, ihm Lorbeerkränze aufzusetzen — vergeblich. Das, was mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt, war ihm versagt, so stille Freuden dem Verstehenden sein leiser Humor und die gewählte Feinheit seiner musikalischen Diktion immer bereiten mögen.

Eigentümlich ist es zu sehen, wie die meisten neueren Opernkomponisten das Wesentlichste dem Orchester anvertrauen. Hier hat Wagners Beispiel verderblich gewirkt. Was das Genie durchführen kann, daran scheitert das nachahmende Talent; wir müssen uns doch endlich darüber klar werden, daß Wagner eine Ausnahmeerscheinung war, und daß die Wege, die er eingeschlagen hat, nur für ihn allein gangbar waren.

Vielleicht darf es als ein Zeichen der Umkehr gelten, wenn Engelbert Humperdinck, der ja mit Wagnerschen Traditionen aufs engste verwachsen ist, in seinem letzten Werke, der komischen Oper „Die Heirat wider Willen", Gesang und Orchester als gleichwertige Faktoren des Ausdrucks verwendet, wenigstens der Absicht nach, während in der Praxis bisweilen der Instrumentalpart doch noch über die Singstimmen hinauswächst. Beim Zurückdenken an diese Oper fällt mir immer ein Vergleich ein, den einer meiner Lehrer der Chemie in seinen Vorlesungen gebrauchte: er hielt den Preis des Roheisens neben den einer Uhrfeder, um zu zeigen, wie durch die Bearbeitung der Wert des Materials um das Tausendfache gesteigert werden könne. Ähnlich ist es in der „Heirat wider Willen". Das Material der Themen und Melodien frappiert nicht durch große Eigenart oder durch einen besonderen Wurf der Erfindung, aber es ist mit so viel Geschmack und Können verarbeitet, die Anmut der Fassung und der Reiz des Ensembleklangs sind so groß, daß der musikalische Zuhörer immerfort durch neue, liebenswürdige Details angezogen und gefesselt wird. Das Leitmotiv ist hier nicht mehr Stilprinzip, wenn der Komponist auch mit Erinnerungsmelodien öfter ein leichtes Spiel treibt; im wesentlichen wird der Habitus der älteren Oper festgehalten, nur daß die reicheren Mittel der modernen Musik ausgiebig beihelfen müssen. Am einheitlichsten in der musikalischen Stimmung ist wohl der erste Akt, am interessantesten nach meinem Geschmack das Finale des zweiten, wo die beiden Liebespaare, das sentimentale und das lustige, sich allmählich zu einem Quartett zusammentun. Im dritten Akt wird es dann recht bunt und durchaus nicht immer kurzweilig, wie denn in diesem Stück für eine komische Oper die Komik nicht gerade hervorstechend stark ist. Die Fabel dürfte wohl bekannt sein: „Les demoiselles de Saint-Cyr" des älteren Dumas, durch

Einschiebsel stellenweise erweitert, wie — nicht sehr glücklich — in der Szene, wo die beim Rendezvous ertappten Männer in der Bastille durch Hunger und Vorspieglung erlesener Menus für die Heirat gefügig gemacht werden sollen, oder verkürzt durch Ausscheidung unwesentlicher Einzelheiten. Ein echt französisches, leichtfertiges Intrigenstück und Versteckspiel mit kleinen Empfindeleien; es tut einem ordentlich leid um die gute, ehrlich deutsche Musik, die an das geringe Sujet verschwendet ist. Bei der ersten Aufführung des Werkes hatte ich den Eindruck, es möchte im wesentlichen ein Gericht für Kenner und Feinschmecker sein; aber auch ein größeres Publikum scheint doch Geschmack an dieser subtilen Kunst zu finden, denn die Oper hat nach einer ganzen Reihe von Aufführungen ihre Zugkraft noch nicht eingebüßt. Darüber kann man sich nun von Herzen freuen.

Einen sehr hübschen Erfolg hatte auch das Theater des Westens mit dem musikalischen Lustspiel „Die neugierigen Frauen" von Ermanno Wolf-Ferrari. Worauf dieser Erfolg eigentlich beruht, ist schwer zu sagen, vielleicht sind es wesentlich negative Eigenschaften, die ihn befördert haben: der Mangel an jeglicher Sentimentalität, an jeglicher Pose und Großtuerei. Denn daß die Rokokokostüme allein das Publikum berauscht hätten, wie ein Skeptiker behauptete, möchte ich doch nicht glauben. Eins ist jedenfalls sicher: der Text trägt nicht das mindeste Verdienst daran, denn die Dramatik steht etwa auf der Höhe der Hanswurstkomödie. Man kann diesen von Goldoni entlehnten Stoff nur annehmbar finden, wenn man sich der Praxis der commedia dell' arte erinnert, wo der Grundriß des Spiels gegeben wurde, jeder Mitwirkende aber Freiheit hatte, innerhalb der weitgesteckten Grenzen zu treiben, was ihm beliebte, falls nur der vorgesehene Ausgang endlich erreicht wurde. Im Schauspiel mochte selbst bei ausgeführtem Dialog noch durch Improvisationen das Dürre verziert, das Fade schmackhaft gemacht werden, da war es vielleicht auch möglich, diese donne curiose zu verlustigen, diese Gesellschaft von Frauen, die durchaus ergründen wollen, was die Männer in ihrem Klub treiben. Der Klub hat die Devise: „Verbannt sind die Frauen." Aber sind nicht vielleicht doch Frauen dabei? argwöhnen die einen. Nein, es wird der Stein der Weisen gesucht, sagen die andern — und so zerbrechen sie sich die Köpfe, bis es ihnen gelingt, mit List in die geheimnisvoll verschlossenen Räume einzudringen, wo sie ihre Männer höchst unschuldig bei gutem Essen und Trinken finden. Harmloser kann eine Komödie nicht gut angelegt werden, selbst wenn sie auf die erfinderische Tätigkeit der Darsteller rechnet. Dieses persönliche Eingreifen fällt aber weg, sobald sich die Musik einmal der Sache bemächtigt hat. Dann ist ein Fertiges da, das man nur annehmen oder ablehnen kann. Wolf-Ferrari hat ein wahres Kunststück fertig gebracht, indem er nicht nur die Ablehnung vermied, sondern auch die Zuschauer einige Stunden lang ganz gut unterhielt. Dies ist wieder ein Erfolg der Orchesterwitze — und Witz ist vielleicht schon zu viel gesagt, denn die Instrumente zeigen mehr Munterkeit und Schwatzhaftigkeit als Spiritus; die gackernde Oboe und das Gezwitscher und Geplapper der Bläser und Streicher erinnern nicht übel an einen Hühnerhof, wo das weibliche Geflügel aus unergründlichen Ursachen in Aufregung geraten ist. Der Gesang verhält sich fast ausschließlich rezitierend; zu einer gesunden, handfesten Melodie kommt es überhaupt nicht. In einem besonderen Fall kann man sich diese Art, die wohl nicht durchweg auf freiwilliger Entschließung beruht, schon gefallen lassen, als dauernde Erscheinung indessen würde sie entschieden abzulehnen sein.

Als einziges privates Opernunternehmen, das den Winter überdauerte, bestand bisher in Berlin das obengenannte Theater des Westens. Jetzt hat sich noch im Norden so etwas wie ein Spiegelbild dieses Institutes aufgetan, das den stolzen Namen „National-Theater" führt und infolgedessen seine Tätigkeit mit einer Aufführung von Verdis „Troubadour" eröffnete. Neue Werke, von denen zu reden wäre, sind bis jetzt hier nicht ans Licht gekommen, hingegen haben ältere Opern, besonders komische, öfter eine recht ansprechende Wiedergabe erfahren. Von der Wolzogen-Oper, die eine Hebung der deutschen komischen Oper bezweckt, diese

Absicht bis jetzt aber mit bemerkenswerter Ungeschicklichkeit in Taten umgesetzt hat, wird erst zu reden sein, wenn sie wirklich dauernden Bestand erlangt und einigermaßen ernsthaft zu nehmende Werke herausgebracht hat. Was bis jetzt dort aufgeführt ist, verlohnt nicht die Mühe einer Erwähnung[1]).

Wenn ich es nun unternehme, über Konzerte zu sprechen, so geschieht es mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß es mir nicht beikommen kann, auch nur annähernd einen allgemeinen Überblick zu versuchen. Ich will vielmehr einiges herausgreifen, was mir als symptomatisch oder als nach irgendeiner Seite hin — positiv oder negativ — bemerkenswert erschienen ist.

Da muß man wohl mit Richard Straußens Symphonia domestica beginnen, nicht allein um der Stellung willen, die der Komponist in unserm Musikleben einnimmt, sondern auch wegen des erregten Meinungsaustausches, wegen der sehr gegensätzlichen Beurteilungen, die das Werk hervorgerufen hat.

Die Sinfonie, die in einem der Philharmonischen Konzerte unter ihres Schöpfers eigener Leitung aufgeführt wurde, will häusliches Leben schildern. Zu Anfang werden die — beinah hätte ich gesagt: handelnden — Persönlichkeiten des Familienidylls vorgestellt: die Themen des Vaters, der Mutter, des Kindes erklingen. Elternglück und kindliche Spiele finden ihren musikalischen Ausdruck, das Kind wird zu Bett gebracht und schläft ein. Und dann: Schaffen und Schauen des Mannes, Sammlung und Versenkung; Liebesszene, von heißer Erregung durchzittert, Morgendämmerung und Tagesanbruch; ein „lustiger Streit", der etwa klingt, als sollte die Schlacht bei Mukden instrumental verherrlicht werden, und endlich ein breit ausladender Schluß, ein Hymnus auf das Familienglück. Ich habe in der Kunst keine Prinzipien, bevorzuge keine „Richtung" und kenne nur ein Kriterium: den Eindruck, den ich bei völliger und gutwilliger Hingabe von einem Werk empfange. Entweder ich werde innerlich bewegt, oder wenigstens interessiert, oder aber ich bleibe gleichgültig. In der Domestica habe ich nur bei einem Teil des äußerlich einsätzigen, doch deutlich in vier durch ihre Bewegung getrennte Abschnitte gegliederten Werkes eine seelische Erwärmung verspürt: bei dem Adagio „Schaffen und Schauen". Das ist mir ganz unmittelbar, ohne reflektorische Tätigkeit, eingegangen, während alles übrige mich nur äußerlich berührt, meine Neugier befriedigt oder meinem Vergnügen an Klangmalereien reichlich Nahrung gegeben hat. Der übergroße Aufwand an Orchestermitteln stört mich wenig, wenn auch die Einwände, die dagegen erhoben sind, daß gerade bei der Abschilderung häuslicher Ereignisse ein ganzes Heer von Blechbläsern aus allen Kräften mitwirkte, höchst berechtigt waren, und wenn auch die Entschuldigungen oder Erklärungen jener orchestralen Verschwendung ziemlich mißglückten, besonders die eine, der Humor des Werkes bestehe eben in dem Mißverhältnis des Ausdrucksmittels und des Auszudrückenden. Kunst ist nun stilisiertes Leben. Ein Erlebnis, mag es seelisch oder äußerlich sein, liegt jedem Kunstwerk zugrunde. Der große Künstler zwingt es in das Material seiner Kunst hinein, löst es vollständig in künstlerische Erscheinung auf; dem kleineren gelingt dieser Stilisierungsprozeß nur bis zu gewissen Graden. Nach meiner Meinung hat es Richard Strauß in der Symphonia domestica nicht vermocht, die Höhen zu ersteigen, auf denen wir ihn in andern Werken sehen: als Tondichter in „Tod und Verklärung", als genialischen Karikaturisten in „Tyll Eulenspiegel". Was nach diesen beiden kam, erscheint mir als Rückgang der eigentlich musikalischen Erfindungskraft. Ein ungeheures technisches Können, aber nicht mehr Gedanken, die den Ausdruckskräften gewachsen sind, geniale Einzelheiten, kein geniales Ganzes. In der Domestica ist die Umschmelzung der Wirklichkeit in Kunst nicht zu Ende gekommen; überall treffen wir Schlacken, Residua in Gestalt von tonmalerischen Einzelheiten, die sich nicht in Musik umwandeln: immer werden wir vom Empfinden zum Denken und Beobachten abgelenkt.

[1]) Das Unternehmen ist inzwischen bereits zugrunde gegangen. Anm. der Redaktion.

Es ist nicht bequem, Strauß gegenüber solche Einwände zu machen. Ganz unversehens kann man da als Widersacher oder Neider verschrien und von ihm höchst schauervoll in Musik gesetzt werden. Er liebt es wohl nicht, daß man seine einzelnen Schöpfungen gegeneinander abwägt, und er hat ja auch eine dichte Phalanx getreuer Verehrer um sich, die alles, was er schreibt, selbst den flüchtigsten Einfall, als Offenbarung einer höheren Macht anstaunen. Für den Künstler das Allergefährlichste. Denn jeder hat schwache Stunden — und wehe dem, der sich durch Weihrauchduft die Sinne so umnebeln läßt, daß er die Kritik an sich selbst verliert.

Trotz der von Strauß im „Heldenleben" aufgerichteten Warnungstafel also: die Domestica erscheint mir als das Erzeugnis einer schwächeren Stunde, und als das einer ganz schwachen die Komposition des Uhlandschen „Tailleser", die Siegfried Ochs mit dem Philharmonischen Chor uns vorgesungen hat. Das ist dürr und trocken, rein mit der Hand gemacht, inspirationslos, und wiederum auf die Schlachtmusik zugespitzt. Wir müssen so oft hören, die Tonmalereien unsrer Neuen und Neuesten seien durchaus nicht Nachzeichnung der Wirklichkeit, sondern Darstellung der Empfindungen, die Ereignisse irgendwelcher Art im betrachtenden Zuschauer auslösen. Nun möchte ich aber irgendeinen Unbefangenen fragen: Ist die Schlacht im „Heldenleben" und im „Tailleser" wirklich Empfindungsausdruck, oder ist sie nicht ganz einfach der Versuch eines Orchestervirtuosen, Kampfgetöse durch musikalische Instrumente darzustellen? Ich kann nur die zweite Annahme möglich finden und muß dann allerdings sagen, daß es ein Versuch in falschem Material ist. Wäre es nicht Richard Strauß, der so irrt, und der sich in den letzten Werken so schwach gezeigt hat, dann könnte man traurig werden; bei einem so elastischen und reichen Geist jedoch dürfen wir hoffen, daß auf diese Ebbe wieder eine Flut köstlicher Gaben folgen werde.

Ausgiebig sind in diesem Winter Hugo Wolf und Max Reger zu Worte gekommen, beides Opfer der „Schwartz-Dinten-Weiß" und der Druckerschwärze, denn um beide hat sich bereits ein breiter Literaturwall aufgebaut, den zu durchdringen mehr Mühe macht und weniger lohnt als der Genuß ihrer Werke. Hugo Wolf, der vor zwei Jahren Verstorbene, hat bereits eine Biographie an sich hängen, die zwar noch nicht vollendet, aber bereits bis zum dritten Bande vorgeschritten ist; drei dicke Bände Briefe von ihm, zum allergrößten Teil nicht sehr interessant, sind veröffentlicht und eine Unzahl von Broschüren und Abhandlungen. Ich glaube, über Chopin, Schubert und Schumann zusammengenommen ist nicht so viel geschrieben worden wie jetzt schon über Hugo Wolf, und die Welt ist an diesen fieberhaften Ruhmesbetrieb so gewöhnt, daß sie gar nichts Auffälliges dabei findet. Der Propagierungseifer hat nun aber eine sehr böse Erscheinung im Gefolge: es werden aus dem Dunkel des Nachlasses Kompositionen hervorgezogen und aufgeführt, die besser der Vergessenheit erhalten blieben. Namentlich gilt dies von so manchen Liedern, die wir haben hören müssen, schwachen Jugendeseleien, von Wert vielleicht für den Biographen, nicht aber für ein Kunst suchendes Publikum. Die Königliche Kapelle hat schon früher eine aus Rand und Band gegangene Penthesilea-Ouvertüre gespielt, und das Quartett der Herren Halir, Exner, Müller und Dechert brachte ein andres stürmisch-wildes Jugendwerk, ein Streichquartett in D-moll. mit dem Motto: „Entbehren sollst du, sollst entbehren." Im ersten Satz gärt es gewaltig; das ist ein Wühlen und Drängen, eine Freude am Kampf mit der Dissonanz, ein heldenhaftes Ringen, aber schließlich doch ein gebrochenes Zurücksinken. Der Komponist hat das Ungeheure, das er leisten wollte, nicht vollbringen können, er hat nicht den Stoff bezwungen, sondern ist von ihm bezwungen worden. Der langsame Satz überrascht durch die intensive Ausdruckskraft des ersten Themas; dreimal setzt dies Thema an, dreimal versucht es, sich höher hinaufzurecken, und auch hier ist das Ende Resignation. Nun geht es auf gebahnten Wegen weiter; die beiden letzten Sätze sind, ich will nicht sagen konventionell, aber doch unoriginell; sie sind glatter gemacht als die ersten und interessieren dafür auch weniger, denn

so mißlungen jene sind, so groß ist doch der Reiz dieses Schauspiels, dieses Kampfes um die Form. Sodann kam in den Philharmonischen Konzerten unter Arthur Nikisch der erste Satz einer italienischen Serenade zur Aufführung, ein Fragment, das noch dazu von fremder Hand erst instrumentiert worden war, ziemlich unbedeutend als Ganzes, wenn auch hübsche Einzelheiten darin auftauchen. Und endlich hörten wir vom Philharmonischen Chor noch Wolfs „Christnacht", ein Chorstück mit Soli, anfangs ziemlich trocken, später etwas freier und leichter im Fluß, aber nicht so hoch stehend, daß wir es als Bereicherung unsrer Chorliteratur ansehen müßten. Und nun, ihr Damen und Herren, laßt es genug sein mit den Ausgrabungen und begnügt euch mit dem, was Hugo Wolf selbst als fertig aus der Hand gegeben hat; das ist dem Schaffenden gegenüber eine höhere Pietät als das Ausstellen unfertiger und unbedeutender Kompositionen.

Sodann Max Reger. Eine sehr interessante Erscheinung, ein Künstler, der über ein großes Können und über eine lebendige Einbildungskraft verfügt, aber so verschieden in seinen Äußerungen, daß man ein Gesamtbild seiner Art und Persönlichkeit nach kaum gewinnen kann. Es sind ziemlich viele Lieder von ihm gesungen, die zum Teil an einer Überladung des Ausdrucks leiden und an einer detaillierenden Unruhe; auf das einzelne wird zu ungunsten der Gesamtwirkung zuviel Gewicht und Wert gelegt. Aber bisweilen trifft man auf die reizendsten Gebilde, Stücke von großer Kraft der Wirkung, von seltsamem Farbenreiz, von tiefer Empfindung, und man hat den Wunsch, möchte es doch immer so sein. Ossip Schnirlin spielte mit dem Komponisten zusammen eine Violinsonate, die angeblich aus C-dur geht, und die so verquer und geschraubt ist, daß der Zuhörer kaum auf Momente zu einem wahrhaften musikalischen Genuß kommt; es ist wirklich ein Stück gegen die Musik, ein Stück, bei dem einem der Gedanke aufsteigt, es sei gemacht, um das Publikum zu narren. Und in demselben Konzert wurde dann wieder eine ganz entzückende Serenade für Flöte, Violine und Viola aufgeführt, fesselnd und anregend von Anfang bis zu Ende, das Produkt einer sehr beweglichen, eigengearteten Phantasie. Das Wertvollste vielleicht, was wir von Reger gehört haben, waren die Variationen für zwei Klaviere über ein Thema von Beethoven, die er selbst mit Herrn August Schmid-Lindner spielte. Ein Werk, in dem Größe der Anschauung und Größe des Gestaltens sich glücklich vereinigen. Auch die Variationen op. 81 über ein Thema von Bach erscheinen mir als das Erzeugnis eines selbständig erfindenden Geistes. So dürfen wir von Reger, wenn er von dem sprunghaften, in mancherlei krummen Linien sich bewegenden Fortschreiten auf die Bahn einer ruhig aufsteigenden Entwicklung gelangt sein wird, noch Bedeutendes erwarten.

Von andern Kompositionen möchte ich nicht berichten. Es ist zwar um manches noch viel Geschrei gewesen, wie um die Fünfte Sinfonie von Gustav Mahler und um ein Klavierkonzert mit Chor (!) von Ferruccio B. Busoni, aber es lohnt nicht, auch nur ein Wort über sie zu verlieren. Denn Mahler sowohl wie Busoni fehlt jede selbstschöpferische Potenz; was sie zu bieten haben, ist zusammengehört, zusammengesucht, ohne einen Funken jenes Feuers, das selbst in kleineren Talenten brennen muß, sollen sie lebendige Werke schaffen. Überlassen wir die beiden ihren Verehrern.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die Vermählung der Herzogin Cecilie zu Mecklenburg mit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches gestaltete sich zu einem Feste, das nicht nur von der deutschen Nation und im besonderen von der Berliner Bevölkerung voll inniger Anteilnahme mitgefeiert wurde, sondern auch durch die Anwesenheit von zahlreichen fürstlichen Gästen und außerordentlichen Missionen fremder Staaten Zeugnis für die Sympathien im In- und Auslande ablegte. In herzerfrischenden Worten spiegelte der vom deutschen Kaiser bei der Zeremonientafel im königlichen Schlosse ausgebrachte Trinkspruch die Gefühle des deutschen Volkes wider. „Du bist bei uns eingezogen wie die Königin des Frühjahrs unter Rosen und Girlanden und unter einem beispiellosen Jubel des Volkes, wie ihn meine Residenz seit lange nicht mehr erlebt hat.“ So faßte der deutsche Kaiser, der jungen Kronprinzessin zugewendet, die Gefühle zusammen, von denen die Nation beseelt wird. Bemerkenswert war, daß auch eine französische Mission sich zu den Vermählungsfeierlichkeiten eingefunden hatte, die vom General de Lacroix geleitet wurde, und der als diplomatisches Mitglied der außerordentliche Gesandte Arago angehörte. Gerade weil zu derselben Zeit französische Blätter über eine Spannung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland aus Anlaß der Marokko-Frage zu berichten wußten, ist hervorzuheben, daß sowohl der General de Lacroix wie auch Herr Arago sich anerkennend über die freundliche Aufnahme äußerten, die ihnen von seiten des Kaisers und des gesamten Hofes und durch die deutsche Bevölkerung bereitet wurde. In Frankreich kann es nur zur Verstärkung der besonnenen Elemente beitragen, wenn unparteiische Berichte über die in Deutschland herrschende friedfertige Gesinnung vorliegen.

Die Marokko-Frage steht für Frankreich im Vordergrunde des Tagesinteresses. Gemäß ihrem internationalen Charakter wird sie auch zu einem Meinungsaustausch zwischen den verschiedenen Regierungen Anlaß bieten. In Fez befinden sich augenblicklich drei außerordentliche Missionen: eine französische, eine deutsche und eine englische. Da die von dem französischen Gesandten Saint-René Taillandier geleitete bereits geraume Zeit vor der deutschen eingetroffen war, wurde in Frankreich die zuversichtliche Erwartung gehegt, daß Graf von Tattenbach, der von drei höheren deutschen Offizieren begleitet ist, bei seinem Eintreffen in Fez ein fait accompli vorfinden würde, und es wurde auf die Annahme sämtlicher französischer „Reformvorschläge“ gehofft. Der Sultan von Marokko verhehlte sich jedoch nicht, daß die Annahme dieser Vorschläge einen Verzicht auf seine Unabhängigkeit bedeuten würde, und der freundliche Empfang, der dann der deutschen außerordentlichen Mission bereitet wurde, gestattete den Schluß, daß der Sultan die von Frankreich mit Großbritannien und mit Spanien abgeschlossenen Sonderabkommen keineswegs als für ihn bindend erachtet. Ebenso konnten die übrigen Signatarstaaten der Madrider Konvention von 1880 daran festhalten, daß die ihnen damals gewährten Rechte als meistbegünstigte Nationen nicht willkürlich aufgehoben werden dürfen.

Am 28. Mai teilte der Sultan von Marokko dem französischen Gesandten Saint-René Taillandier offiziell mit, daß er, in Übereinstimmung mit den von den Notabeln Marokkos, mithin des gesamten Volkes, geäußerten Wünschen sich genötigt sehe, die von Frankreich gemachten Reformvorschläge nicht anzunehmen. Zugleich setzte er Saint-René Taillandier davon in Kenntnis, daß er seinen Vertreter in Tanger aufgefordert habe, den Gesandten der Mächte seinen Wunsch hinsichtlich der Einberufung einer internationalen Konferenz zu übermitteln, die über die Reformvorschläge zu befinden haben würde. Als der Sultan von Marokko an den französischen Gesandten diese Botschaft gelangen ließ, war der englische Gesandte noch nicht in Fez eingetroffen, so daß dieser später eine „vollzogene Tatsache" vorfand. Zur „diplomatischen Unterstützung" der französischen Ansprüche in Marokko hat sich nun England in seinem Abkommen mit Frankreich verpflichtet. Diesmal ist der diplomatische Vertreter Großbritanniens jedenfalls zu spät gekommen. Als sicher darf aber gelten, daß England selbst, indem es sich die französische Anerkennung seiner Machtstellung in Ägypten sicherte, dem Sonderabkommen mit Frankreich eine positivere Bedeutung abzugewinnen wußte, als es für dieses hinsichtlich Marokkos der Fall ist. Freilich entbehrt auch das von Frankreich mit Italien über Tripolis abgeschlossene Abkommen in ähnlicher Weise einer soliden Grundlage. Wie Großbritannien in der Vereinbarung mit Frankreich über Marokko verfügen zu können glaubte, obgleich zugleich die Souveränetät und Unabhängigkeit des Sultans anerkannt wurden, disponierte Frankreich gegenüber Italien in der Form eines acte de désintéressement über Tripolis, während die Türkei durchaus nicht gewillt ist, auf dieses nordafrikanische Gebiet zu verzichten. So erweisen sich die beiden Abkommen gleichsam als „Zukunftsmusik"; nur daß durch die Antwort, die der Sultan von Marokko jüngst dem französischen Gesandten zuteil werden ließ, ein schriller Mißklang in diese „Zukunftsmusik" hineintönte.

Als unanfechtbar muß nach wie vor die deutsche Politik in der Marokko-Frage angesehen werden. Der Besuch, den der deutsche Kaiser bei seiner Kreuzfahrt im Mittelländischen Meere in Tanger abstattete, erweist sich immer deutlicher als ein meisterhafter Schachzug der deutschen Politik. Gerade, weil Fürst von Bülow mit aller Bestimmtheit erklären konnte, daß Deutschland keinen territorialen Besitz in Marokko anstrebt, sondern nur seine handelspolitischen und wirtschaftlichen Rechte gewahrt wissen will, war der Sultan unter voller Anerkennung des Verhaltens der deutschen Regierung in der Lage, die weitgehenden Ansprüche Frankreichs abzulehnen. Auch konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß nach der ursprünglichen Absicht Frankreichs Marokko dasselbe Schicksal erfahren sollte wie Tunesien, mochte immerhin für die Dauer von dreißig Jahren das Prinzip der „offenen Tür" zugestanden werden.

Sehr bemerkenswert ist der dem „échec de la mission de M. Saint-René Taillandier" gewidmete Leitartikel des Pariser „Temps". Ohne weiteres wird von dem Blatte zugestanden, daß die Niederlage des französischen Gesandten zugleich eine solche der französischen Politik ist, wie diese seit zwei Jahren durch die Erklärungen des Ministers des Auswärtigen, Delcassé, und das englisch-französische Abkommen bestimmt wurde. Der „Temps" unterläßt es natürlich auch nicht, die Legende aufzufrischen, daß Deutschlands Politik in Marokko sich von Grund aus geändert haben soll, und wiederholt die Unterstellung, daß dieser Frontwechsel mit Vorgängen der allgemeinen Politik im Zusammenhang stehe. Gemeint sind mit diesem Hinweise die russischen Niederlagen. Nur täuscht sich das Pariser Blatt in der Chronologie: denn bereits geraume Zeit *vor* der Schlacht bei Mukden hat der deutsche Geschäftsträger in Tanger den diplomatischen Vertreter Frankreichs auf die von dessen Regierung unterlassene Mitteilung des mit England abgeschlossenen Abkommens hingewiesen, und es hatte zur Zeit der deutschen „Intervention" in Marokko die entscheidende Seeschlacht von Tsuschima noch nicht stattgefunden. Die gegen die deutsche Politik gerichtete Unterstellung wird um so mehr hinfällig, als der „Temps" selbst der französischen Diplomatie vorwirft, daß sie sich habe überrumpeln lassen.

Daß der Vorschlag des Sultans von Marokko, eine Konferenz zur Beratung der Reformvorschläge einzuberufen, sehr bald seine Verwirklichung finden könnte, braucht nicht angenommen zu werden. Die deutsche Regierung ist keineswegs gewillt, das Tempo der marokkanischen Frage und ihrer weiteren Entwicklung zu beschleunigen. Da der Sultan selbst die Durchführung von Reformen in seinem Lande für geboten erachtet, steht nicht zu befürchten, daß durch die Konferenzfrage diese Reformen vereitelt werden könnten. Frankreich wird sich allerdings genötigt sehen, sein Programm der „pénétration pacifique“ in wesentlichen Punkten abzuändern, so daß der Grundsatz der „offenen Tür“ für alle und nicht nur auf die Dauer von dreißig Jahren verwirklicht wird. Da die französische Presse unablässig die Notwendigkeit betont, die Grenzen Algeriens zu sichern, wodurch gerade das Übergewicht der französischen Interessen in Marokko erwiesen werden soll, so kann diese Notwendigkeit sich doch nur auf den Osten beziehen.

Als das Protektorat über Tunesien vorbereitet wurde, tauchten die rätselhaften Krumirs als Anstifter einer aufständischen Bewegung auf, und damals hieß es, Frankreich müßte die Ostgrenze Algeriens sichern. Jetzt zeigt sich jedoch, daß Frankreich mit Marokko nicht dasselbe leichte Spiel haben wird. Auch die Marokkaner sind so geartet, daß sie für ihre Unabhängigkeit kämpfen würden, wenn das Schlagwort von der „pénétration pacifique“ allzu drastisch verwirklicht werden sollte.

Inzwischen ist der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Delcassé aus dem Kabinett ausgeschieden, und der Konseilpräsident Rouvier, der an der Spitze des Finanzressorts steht, hat vorläufig auch die Leitung des Ministeriums am Quai d'Orsay übernommen. Da französische Blätter behaupten, die Demission des Herrn Delcassé entspräche den Wünschen Deutschlands, muß betont werden, daß die deutsche Regierung stets daran festgehalten hat, sich in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzumischen. Vielmehr sind es gerade französische Organe, die es als einen politischen Fehler bezeichneten, daß Herr Delcassé wähnte, Deutschland ignorieren und als quantité négligeable betrachten zu können, als er die Abkommen mit Großbritannien und mit Spanien abschloß. Dahingestellt bleibe auch, ob der frühere französische Minister des Auswärtigen es in der Tat für möglich hielt, einen Machtfaktor wie Deutschland isolieren zu können, während doch vor einiger Zeit erst durch die Erneuerung des Dreibundes auf der früheren Grundlage erhärtet worden ist, daß das Friedensbündnis der europäischen Zentralmächte nach wie vor für die Stellung Deutschlands vollgültiges Zeugnis ablegt. Auch in der marokkanischen Frage wird Deutschland nicht isoliert sein. Seine Position ist vielmehr um so unanfechtbarer, als es für die Gleichberechtigung aller Nationen in Marokko eintritt. Gleichviel ob die vom Sultan vorgeschlagene Konferenz in Tanger stattfindet oder nicht, jedenfalls verhehlt man sich in den maßgebenden Kreisen Frankreichs nicht mehr, daß das von Herrn Delcassé angestrebte Protektorat über Marokko auf die größten Schwierigkeiten stoßen würde. Nur eine diplomatische Unterstützung der französischen „prépondérance“ ist von Großbritannien in dem mit Frankreich abgeschlossenen Abkommen in Aussicht gestellt worden. Da nun gerade der englische Handel ein wichtiges Interesse an der Ausführung des Grundsatzes der „offenen Tür“ in Marokko, auch hinaus über die Dauer von dreißig Jahren, hat, wäre keine englische Regierung imstande, der in Aussicht gestellten „diplomatischen Unterstützung“ durch Anwendung von Machtmitteln weitere Folge zu geben.

Noch entschiedener regt sich in Spanien der Widerspruch gegen eine Verzichtleistung auf das marokkanische Absatzgebiet. Freilich ist das französisch-spanische Abkommen bisher nicht bekannt, auch wird versichert, daß Spanien gewisse territoriale Zugeständnisse an der Nordküste Marokkos zugesichert erhielt. Die Angaben über die vom französischen Gesandten Saint-René Taillandier dem Sultan gemachten „Reformvorschläge“ haben indessen die öffentliche Meinung in Spanien belehrt, daß Marokko in der Tat zu einem neuen Tunesien gemacht werden soll. Da Spanien nach dem Verluste Kubas und der Philippinen besonders darauf angewiesen ist, sich

neue Absatzgebiete zu erschließen und die ihm noch offenstehenden nicht einzubüßen, muß es trotz des mit Frankreich geschlossenen Abkommens im Interesse seiner eigenen Lebensbedingungen den weitgehenden Plänen Frankreichs mit großem Mißtrauen begegnen. So könnte es geschehen, daß nicht Deutschland, das lediglich an den Grundsätzen der Madrider Konvention von 1880 festgehalten wissen will, sondern Frankreich isoliert worden wäre, sobald es weiter die allzu kühne Politik des Herrn Delcassé befolgt hätte. Herr Rouvier hat dagegen bereits mannigfache Proben seiner Besonnenheit und seiner staatsmännischen Begabung abgelegt. Daher darf erwartet werden, daß der marokkanischen Frage nach dem Rücktritt des Herrn Delcassé eine Behandlung zuteil werden wird, die den internationalen Bräuchen sowie den wohlerworbenen Rechten der Signatarmächte der Konvention von 1880 in vollem Maße entspricht. Tatsächlich hat Herr Rouvier, der auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, mit dem deutschen Botschafter in Paris, Fürsten Radolin, bereits mehrfache Unterredungen gepflogen, die in durchaus freundschaftlichem Sinne gehalten waren, ohne daß jedoch zunächst eine prinzipielle Einigung erfolgt wäre. Inzwischen hat der vom Sultan von Marokko gemachte Konferenzvorschlag die Zustimmung Italiens sowie unter gewissen Voraussetzungen Österreich-Ungarns und der Vereinigten Staaten von Amerika gefunden, weshalb Deutschland mit seiner Annahme dieses Vorschlages durchaus nicht vereinzelt bleibt. England hat zwar die Teilnahme abgelehnt. Es könnte jedoch geschehen, daß es seinen Widerspruch aufgäbe, sobald auch Frankreich die Überzeugung gewonnen hat, daß seine eigene Position in Marokko nur auf internationalem Wege geregelt werden kann.

Die Katastrophe, von der die Baltische Flotte unter dem Oberbefehl des Admirals Roschdjestwenski ereilt worden ist, mußte die Wünsche nach Beendigung des blutigen Ringens im äußersten Osten nahelegen. Tatsächlich haben verschiedene Regierungen diplomatische Schritte getan, um Rußland ihre guten Dienste anzubieten, falls der Zar geneigt sein sollte, diese anzunehmen. Nur konnte es sich bei diesen ersten diplomatischen Schritten nicht etwa um die unmittelbare Herbeiführung des Friedens handeln. Alle hierauf bezüglichen Meldungen englischer und amerikanischer Blätter waren daher unzutreffend. Wesentlich mußte noch die Abschließung eines Waffenstillstandes zwischen Rußland und Japan in Betracht kommen. Auch in dieser Hinsicht hing alles von den Entschließungen des Kaisers Nikolaus II. ab. Daß die Kulturnationen, die an dem Kriege selbst nicht unmittelbar beteiligt sind, den dringenden Wunsch hegen, die Entscheidung möge in St. Petersburg im Sinne der Anbahnung und Vorbereitung einer friedlichen Lösung erfolgen, entspricht nur den internationalen Interessen. Anderseits sind die Japaner, solange sie nicht über altrussischen Besitz, wie über Wladiwostok oder die Insel Sachalin verfügen, nicht in der Lage, auf ein „Faustpfand" hinzuweisen, um auf Rußland einen Druck auszuüben. Augenblicklich befindet sich eben noch kein japanischer Soldat auf altrussischem Boden. Auch würde es für die Japaner ungemein schwierig sein, falls sie etwa der russischen Armee später nach Sibirien folgen wollten. Sie würden sich dann immer mehr von ihrer Operationsbasis entfernen, während die russischen Heerscharen sich der ihrigen nähern würden. Der Endpunkt eines Krieges, die Besetzung der feindlichen Hauptstadt, bleibt also den Japanern trotz ihrer bisher erzielten Erfolge ferngerückt. In dieser Kriegslage müssen die Japaner die Mahnung erblicken, sobald es zu Verhandlungen kommt, die Saiten nicht allzustraff zu spannen, da sie den Russen den Friedensschluß nicht aufnötigen könnten. Dank der vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, Herrn Roosevelt, ergriffenen Initiative haben Rußland und Japan der Ernennung von Bevollmächtigten zugestimmt, die in Washington miteinander Fühlung gewinnen sollen. Zwar ist noch ein weiter Weg bis zu wirksamen Friedensverhandlungen. Guter Wille ist indessen allem Anscheine nach auf beiden Seiten vorhanden. Der deutsche Kaiser hat beim Kaiser Nikolaus II. gleichfalls Schritte getan, um dessen friedliche Dispositionen zu verstärken. Von den japanischen Friedensbedingungen wird viel abhängen: Japan muß aber selbst großen

Wert darauf legen, daß aus den direkten Verhandlungen mit Rußland ein dauerhafter Friede hervorgeht, und nicht etwa sogleich wieder die Keime für spätere Verwicklungen geschaffen werden. Japan wird daher bei seinen Forderungen Maß halten müssen, um ein freundschaftliches Verhältnis zu Rußland für die Zukunft zu sichern.

In Übereinstimmung mit dem Storthing und dem norwegischen Volke hat die Regierung in Christiania aus der Weigerung des Königs, das Konsulatgesetz zu sanktionieren, das Recht hergeleitet, den König des norwegischen Throns für verlustig und die Union mit Schweden für aufgelöst zu erklären. Als eine Revolution wird dieses Verhalten in Schweden bezeichnet. In Deutschland, wo sowohl dem norwegischen als auch dem schwedischen Volke parteilose Sympathien bewahrt werden, kann nur der Hoffnung Ausdruck verliehen werden, daß die beiden Völker den Unionsstreit unter sich selbständig, unblutig und endgültig zum Austrag bringen werden. Während die große Masse der schwedischen Bevölkerung der Auflösung der Union gegenüber sich ziemlich gleichgültig verhält, da die lange Dauer des Friedens bewirkte, daß der Wert der Vereinigung relativ nur wenig geschätzt wurde, fehlt es doch auch nicht an Besorgnissen, Norwegen könnte eine auswärtige Politik befolgen, die für Schweden Unsicherheit mit sich brächte und es zu großen Ausgaben nötigen würde, falls es sich gezwungen sehen sollte, die Westgrenze des Landes zu befestigen. König Oskar hat gegen das Vorgehen des Storthing und der norwegischen Regierung protestiert, und es läßt sich vorerst schwer absehen, wie eine Lösung der Unionskrisis gefunden werden soll. Bemerkenswert ist die Ruhe, mit der sowohl in Norwegen als auch in Schweden bisher die Vorgänge sich abspielten. Wie die provisorische Regierung Norwegens eine maßvolle Haltung beobachtete, hielten sich auch die schwedischen Kundgebungen bisher in denselben Bahnen. Ob der außerordentliche schwedische Reichstag ein lebhafteres Tempo in die nordische Krise bringen wird, muß abgewartet werden. Die endgültige Lösung dieser Krise wird jedenfalls noch geraume Zeit auf sich warten lassen.

Der jugendliche König von Spanien ist von seinen Auslandsreisen nach Frankreich und England glücklich in die Heimat zurückgekehrt. Alfonso XIII. hat in beiden Ländern einen sehr günstigen Eindruck zurückgelassen. Die Kaltblütigkeit, mit der er sich in Paris bei dem gegen ihn unternommenen Attentate verhielt, sicherte ihm allgemeine Sympathien. Die gesamte Kulturwelt begrüßte es mit Genugtuung, daß der König von Spanien und der Präsident der französischen Republik, Herr Loubet, unversehrt blieben.

Einen tief bedauerlichen Ausgang hatte dagegen der aus Rachsucht gegen den ausgezeichneten griechischen Staatsmann Delyannis unternommene Mordanfall. Delyannis, der auch an dem Berliner Kongreß teilnahm, war nicht bloß in Griechenland als Staatsmann geschätzt. Mit ihm, der sich in den verschiedensten Zweigen der Staatsverwaltung bewährte, ist ein Charakterkopf aus dem Leben geschieden, der trotz seinem hohen Alter seinem Vaterlande noch wertvolle Dienste hätte leisten können.

Literarische Rundschau.

Neuere Belletristik.

Die Klari-Marie. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1905.

Heinrich Eberhardt. Roman von Robert Müller. Straßburg, J. H. Ed. Heitz & Mündel. O. J.

Der Festungsgarten. Von Ida Boy-Ed. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Die Kinder von Heckendamm. Ein deutscher Familienroman von Marie Diers. Braunschweig, Georg Westermann. 1904.

Diese vier Romane haben bei großer Verschiedenheit des Gehalts und Wertes das eine Gemeinsame, daß sie weniger Weltbilder als seelische Zustandsschilderungen geben. Und zwar ist es in allen vier Büchern mehr das Weib, dem sich das Interesse zuwendet, als der Mann. Kaum ein Mann tritt in ihnen auf, dessen geistiger Gesichtsausdruck sich der Erinnerung tief einprägte.

Diese einschränkenden Bemerkungen gelten verhältnismäßig am wenigsten für Ernst Zahns „Klari-Marie".

Der Dichter führt uns in ein entlegenes Bergnest in der Nähe des Rothorns, wo ein hartes, starrköpfiges Geschlecht sein dürftiges Dasein fristet. Nur eine Respektsperson ist im Isengrund, die Klari-Marie, des Dorfes Hebamme, die aber mit der Vollmacht einer Ärztin waltet und ihren verstorbenen Patienten sogar — da sie die Schreinerei ihres Mannes fortführt — den Sarg eigenhändig fertigt. Unbekümmert um den Fortschritt der neuen Zeit, um die Welt da draußen, voll unbeugsamer Rechtlichkeit und echten Mitgefühls für ihre Dorfgenossen, geht die Klari-Marie ihrem harten Beruf nach. Innerlich weich und zartfühlend, umgibt sie sich mit einer herben, spröden Schale, durch die sie sich die Menschen allmählich entfremdet. Ihr unbeugsamer Sinn, der am Hergebrachten eigenwillig festhält und sich zu keinem Zugeständnis herbeiläßt, bringt sie schließlich in feindseligen Gegensatz selbst zu denen, die ihr die Liebsten sind. Schwere Ereignisse vollenden ihre Vereinsamung. Sie ist gescheit genug, um ihren Irrtum sich nach langem Sträuben endlich einzugestehen, sich selbst zu sagen, daß ihre Maßstäbe der äußerlichen Kirchenfrömmigkeit und der althergebrachten Lebensformen nicht zureichten denen gegenüber, die sie so rauh und unfreundlich von sich gestoßen.

Sie, die Stolze, Unbeugsame, muß sich für besiegt erklären von den Mächten, die sie selbst hatte meistern wollen.

Diese ganze Entwicklung hat Zahn mit großer Kraft und feiner Kunst seelischer Analyse durchgeführt. Kann man vielleicht die unerbittliche Folge harter Schicksals-

schläge, die schließlich zur völligen Brechung dieses zähen Willens führen, etwas absichtlich finden — das Leben geht bekanntlich allermeist den Zickzackweg — so nimmt uns doch dies eigenartige Frauenwesen in seinen Bann, und wir müssen an die Wahrheit seines tragischen Loses glauben.

Zahns besondere Stärke liegt in der Schilderung des Dorflebens, aus dem die Handlung seines Romans herauswächst.

Diese knorrigen alemannischen Bauern, die so rauh und ungeschlacht auftreten und im Grunde Kinder sind und bleiben — eigensinnige, wetterwendische, ungezogene Kinder — Zahn kennt sie und schildert sie treu nach dem Leben.

Er stellt sie auch in die Landschaft, in der wir sie so recht verstehen, und weiß diese Landschaft mit satten Farben und kräftigem Strich zu malen. Auch dieser neueste Roman zeigt Zahn in der vordersten Reihe deutsch-schweizerischer Erzähler. —

Ganz andern Boden betreten wir in Robert Müllers Dichterroman „Heinrich Eberhardt". Die Tragödie des Künstlers, der nach höchsten Zielen strebt, aber im Kampf mit der eigenen spröden Natur und mit den Brutalitäten des Lebens, insbesondere mit dem Nichtverstehen niedriger veranlagter Menschen unterliegt, weil Wille und Kraft nicht im richtigen Verhältnis zueinander stehen, hat seit G. Kellers „Grünem Heinrich" und Zolas „L'œuvre" immer wieder Bearbeiter gefunden. Dabei wurde das Schwergewicht bald mehr in die Darstellung des spezifischen Problems der Künstlernatur, bald mehr in die Schilderung des allgemeinen Daseinskampfes und seiner Rückwirkung auf das künstlerische Schaffen verlegt. Den ersten Weg schlägt Walter Siegfried in seinem beachtenswerten Roman „Tino Moralt, Kampf und Ende eines Künstlers", ein. Den letzteren geht Robert Müller in „Heinrich Eberhardt".

Die höchste Wirkung wird immer dort erreicht werden, wo, wie in Zolas gewaltigem Werk, das Leben des Künstlers als das Ergebnis jener beiden Faktoren, der Dialektik des nach Gestaltung drängenden Geistes und seiner Auseinandersetzung mit den hemmenden und fördernden äußeren Lebensschicksalen, aufgezeigt wird. Damit ist ein starkes Bedenken gegen Robert Müllers bedeutend angelegten Roman ausgesprochen.

Der Held seines Buches, der Dichter Heinrich Eberhardt, geht, nachdem er sich von einer unbefriedigenden äußeren Lebensstellung glücklich losgerungen hat, an seiner Ehe mit einem bestrickend schönen, aber geistig unter ihm stehenden Weib zugrunde. Diese Ehe ist in allen ihren Phasen vorzüglich geschildert. Insbesondere ist die Gestalt der Frau ein Meisterwerk objektiver, präziser, durch keinen falschen Farbenton gestörter Charakteristik. Auch die vernichtenden Wirkungen dieser auf Sinnlichkeit und kühle Berechnung gegründeten Ehe auf beide Gatten sind von einer unumstößlichen inneren Logik.

Nur möchte man mehr von Eberhardts Eigenleben, von dem, was seine Phantasie erfüllt und was ihn uns erst recht interessant machen würde, erfahren. Da, wo von diesen Dingen gesprochen wird, insbesondere bei der längeren poetisierenden Rede, die er an seine gleichmütig zuhörende Frau richtet (S. 118), wird man ein Gefühl des Unbehagens nicht los. Das klingt so gemacht, erkünstelt, fast dilettantisch.

Und darüber hilft auch die peinlich getreue Analyse der geistigen Krankheitszustände nicht hinweg, von denen ähnlich, wie in Siegfrieds „Moralt", der ganze letzte Teil des Buches erfüllt ist. Wir könnten uns für diesen unglücklichen, wie ein gehetztes Tier schließlich zusammenbrechenden Menschen doch nur dann stark interessieren, wenn wir von seinem dichterischen Ringen Eindrücke empfangen hätten. Aber es werden uns keine tieferen Blicke in seine Werkstätte vergönnt. Wir müssen zu vieles auf Treu und Glauben annehmen.

Und doch ist das Buch eine beachtenswerte, stellenweise hervorragende Leistung. Es verrät eine kräftige, vielleicht noch nicht voll entwickelte Begabung.

Weniger Eigenart und persönlicher Stil, aber eine gewandte Technik, eine routinierte Schreibweise gibt sich kund in dem Roman Ida Boy-Eds „Der Festungsgarten".

Im Mittelpunkt der Erzählung steht eine Offizierswitwe, die durch ihre fast männliche Tatkraft sich und ihren Kindern das Glück einer sicheren und behaglichen Existenz unter schwierigen Verhältnissen aufgebaut hat, und dies Glück nun durch die unüberlegte Verheiratung ihrer einzigen Tochter mit einem schönen, aber unsoliden Mann bedroht sieht. Diesen Mann, einen feurigen Südländer, mit melancholischen, samtdunkeln Augen — übrigens eine recht abgebrauchte Figur — den sie vom ersten Tage an haßt, weiß sie durch ein Netz feinangesponnener Nachforschungen über sein Vorleben allmählich so in die Enge zu treiben, daß er, als ihm die Larve schließlich vom Gesicht gezogen wird, feigherzig durch Selbstmord aus dem Leben geht. Der Platz an der Tochter Seite wird nun frei für den Schwiegersohn, den die sorgliche Mutter längst im stillen ihrem schönen Töchterchen gewünscht hat.

Der ziemlich banale Schluß, der Mangel an Originalität im ganzen, insbesondere die gar so dürftige Ehegeschichte der beiden jungen Leute — all das wird einigermaßen aufgewogen durch die Gestalt der Heldin selbst. In ihren Zügen mischen sich Lebensklugheit, Mutterliebe und ein gewisser fanatischer Haß in einer nicht uninteressanten Weise.

Und ein Lob kann man dem Buch sicher spenden, daß es spannend geschrieben ist, und daß das Kunstmittel der langsamen Enthüllung eines allerdings nicht sehr interessanten Geheimnisses mit viel Geschick angewendet wird.

Auch Marie Diers stellt im ersten Teil von „die Kinder von Heckendamm" eine für das Glück ihrer Familie kämpfende Mutter dar. Aber ihr trauriges, in Mühe und Arbeit sich aufreibendes Leben ist doch nur die Grundlage für die nun folgende Geschichte ihrer vater- und mutterlos zurückbleibenden Kinder. Sie alle, die nach Temperament und Anlage sehr verschieden sind, begleiten wir auf ihrem Lebensweg bis zu dem Punkt, an dem ihre äußere und innere Entwicklung bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen ist. Rechnen wir noch ihre Männer und Frauen bezw. Geliebten hinzu, so sind es die Schicksale von ungefähr zwölf Menschen, die auf 373 sehr splendid gedruckten Seiten am Leser vorüberziehen. Das rächt sich natürlich. Trotz vieler hübschen Einzelheiten und feiner, liebenswürdiger Züge der Charakteristik will sich keine einheitliche Gesamtwirkung gestalten.

Einen deutschen Familienroman verspricht, etwas hochklingend, der Untertitel. Leider bleibt es bei dem Titel. Wer den Roman einer Familie schreiben will, der muß vor allem jenes eigenartige Gebilde schaffen können, das man vielleicht am besten eine Familienindividualität nennen mag: diese soziale Keimzelle, von der sich die einzelnen Glieder ablösen, jedes eine Modifikation jener Urform, aber keines bloße Wiederholung. Er muß den Leser einweihen in das Kräftespiel einander gleichzeitig anziehender und abstoßender Menschen. Auch wo er entgegengesetzte Naturen schildert, darf er sich nicht damit begnügen, die Gegensätze einfach mit Hilfe des Vererbungsgedankens erklären zu wollen, sondern er muß suchen, auch das scheinbar Zufällige als ein durch die Familienzusammengehörigkeit geistig bedingtes Notwendige begreiflich zu machen. Hierfür kommt besonders das so wichtige Gebiet des Unbewußten in Betracht, auf dem sich noch Zusammenhänge finden lassen, für die es auf dem Gebiete des Bewußten kaum mehr Analogien gibt. Alle diese Forderungen lassen sich nur erreichen bei einer überaus sorgfältigen Motivierung alles Einzelnen und einer Fähigkeit der Zusammenschau und des zusammenfassenden Gestaltens, die Marie Diers nicht oder noch nicht in genügendem Maße besitzt. Ihr Roman ist aus dem Skizzenhaften nicht herausgekommen.

Otto Frommel.

γ. **Deutsche Geschichte** von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Von v. Zwiedineck-Südenhorst. Drei Bände. Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1905.

In der „Bibliothek deutscher Geschichte", die seit bald zwanzig Jahren im Cottaschen Verlag erscheint und allmählich ihrem Abschluß entgegensieht, hat der Leiter des ganzen Unternehmens, Dr. v. Zwiedineck, Professor an der Hochschule in Graz, selbst den Aufschwung der Nation, der durch den Zerfall des morschen römischen Reiches deutscher Nation ermöglicht wurde, bis zu dem Erstehen des neuen Nationalstaates geschildert. Neben den reichsdeutschen Darstellungen dieses gewaltigen geschichtlichen Vorganges hat diese Schilderung aus österreichischer Feder ihre gute Berechtigung, und gerade die auf Österreich bezüglichen Partien der Geschichte erfahren hier eine sehr erwünschte eingehendere Würdigung. Sonst aber nimmt man mit Befriedigung wahr, daß der Deutsche aus Österreich den Gang unsrer Geschichte im wesentlichen genau so auffaßt wie wir „draußen im Reiche"; er betrachtet die Bildung des deutschen Nationalstaates unter Ausschluß Österreichs als eine geschichtliche Notwendigkeit, durch die Deutschland wohl kleiner, aber erst ein Staat und damit eine Macht wurde. Auch die liberale Idee und der Gegensatz gegen ultramontanes Wesen sind dem wackeren Grazer Professor mit den meisten deutschen Kollegen gemeinsam. Der Stil des Werkes ist schlicht, aber lebendig und anschaulich, der Inhalt mit verschwindenden Ausnahmen wohl erwogen und zuverlässig. So dürfen wir das Werk als eine schätzbare Bereicherung unsrer historischen Literatur den Freunden ernster geschichtlicher Lektüre warm empfehlen.

γ. **Erinnerungen an Bismarck.** Von Dr. Freiherrn von Mittnacht, königlich württembergischer Staatsminister a. D. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1904.

Der frühere württembergische Ministerpräsident Mittnacht hat zu den Staatsmännern gehört, welche nach anfänglicher scharfer Gegnerschaft sich seit 1870 vertrauensvoll an Bismarck anschlossen, von dem sie eine ehrlich föderative Behandlung der Reichsgeschäfte, unbeschadet der notwendigen Einheit der Nation, erwarteten — eine Hoffnung, in der sie sich auch nicht getäuscht sahen. Bismarck hat seinerseits Mittnacht aufrichtig geschätzt und ihm ein Vertrauen und eine Sympathie bezeugt, wie er sie in diesem Grad nicht vielen Staatsmännern entgegenbrachte; die Luft zwischen beiden war klar. So ist Mittnacht sicherlich befähigt gewesen, über den großen Staatsmann Beachtenswertes zu sagen. Das Schriftchen ist mit seinen 86 Seiten freilich zu klein, um mehr als Federzeichnungen zu bieten; diese selbst aber sind wertvoll und zeugen von Mittnachts guter Auffassungsgabe. Er schildert zunächst Bismarcks allgemeine politische Stellung sehr zutreffend und entwickelt dann insbesondere, wie Bismarck bei allem Streben nach einem festgefügten, mit den erforderlichen Befugnissen ausgestatteten, unter einem wirklichen Reichsoberhaupt stehenden Reich doch kein Unitarier war, sondern das Reich gern mit einem stattlichen Bau von vielen Wohnungen verglich, in dem innerhalb der durch die Bauanlage und die Hausordnung gezogenen Schranken jeder Bewohner sich so einrichten kann, daß er sich wohl zu Hause fühle. Im Zusammenhang damit polemisiert Mittnacht gegen Ottokar Lorenz und verteidigt mit guten Gründen Bismarcks Rücksichtnahme auf Bayern. Dem diplomatischen Ausschuß des Bundesrats wird eine genaue Erörterung gewidmet, wobei man aber wahrnimmt, daß Mittnacht diesen eigensten Gedanken Bayerns für keinen glücklichen hält. Im Anhang folgen Tagebuchblätter mit allerlei Inhalt und einige Anmerkungen zum Text.

γ. **Vorträge und Aufsätze.** Von Ivo Bruns. München, C. H. Beck. 1905.

In einem Alter von erst achtundvierzig Jahren ist 1901 der Professor der klassischen Philologie in Kiel Dr. Ivo Bruns mitten aus einer reichgesegneten wissenschaftlichen und lehrenden Tätigkeit abgerufen worden. Er war weiteren Kreisen durch sein feinsinniges Buch „Das literarische Porträt der Griechen" (Berlin 1896) bekannt geworden; was er aber als hinreißender, gewissenhafter, wohlwollender Lehrer gewesen ist, ward nur dem Häuflein der Studenten kund, die sich in Kiel um sein Katheder sammelten, und denen er mit nie ermüdender Hingabe alle nur mögliche persönliche und wissenschaftliche Förderung angedeihen ließ. Ein Freund und Fachgenosse, Professor Dr. Theodor Birt in Marburg, hat es unternommen, die Vielseitigkeit des Brunsschen Geistes, die Schärfe seiner psychologischen Analyse, die plastische Kraft seiner literarischen und kulturgeschichtlichen Darstellung auch dem gesamten gebildeten Publikum zum Bewußtsein zu bringen und ihm auserlesene Früchte davon zum Genusse darzubieten, indem er zwanzig Reden und Vorträge von Bruns in einem vornehm ausgestatteten Bande vereinigte; fünf davon sind bisher noch ungedruckt gewesen, fünfzehn aber bei verschiedenen Anlässen und an verschiedenen Orten schon veröffentlicht. Wir heben hervor: den Vortrag über den Kult historischer Personen, der die verschiedenen Arten charakterisiert, wie die Heroen der Menschheit in den verschiedenen Zeitaltern aufgefaßt worden sind, und besonders bei Goethe und Machiavelli verweilt; dann den Aufsatz: „Zur Homerfrage und griechischen Urgeschichte", der von einer Kritik Eduard Meyers und Belochs ausgeht; die griechischen Tragödien als religionsgeschichtliche Quelle; Helena in Sage und Dichtung; Frauenemanzipation in Athen; drei Aufsätze über Lukian, den Bruns vorzüglich würdigt; Mark Aurel; Erasmus als Satiriker (zuerst in dieser Zeitschrift erschienen); den Kampf um die neue Kunst. Das Ganze stellt eine Sammlung geistvoller Essays vor, wie wir nicht viele besitzen.

γ. **Das Tagebuch Dietrich Sigismunds von Buch** (1674—1683). Von Ferdinand Hirsch. Erster Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1904.

Dietrich Sigismund von Buch (1646—1687) war in Arnstadt in Thüringen geboren und

wurde Kammerjunker bei dem Großen Kurfürsten, als welcher er seinen Herrn überallhin begleitete, auch in den schwedischen Feldzug von 1675 und in die Schlacht von Fehrbellin. Er hat in leidlichem Französisch ein über neun Jahre reichendes Tagebuch verfaßt, das mit großer Frische und Anschaulichkeit die Ereignisse erzählt, bei denen von Buch anwesend war. Es ist deshalb eine Quelle von Bedeutung und demgemäß auch von Ranke u. a. benutzt worden. Da es gedruckt nur in einer sehr ungenügenden Übersetzung vom Jahre 1865 vorlag, so ist es dankbar zu begrüßen, daß Professor Hirsch im Auftrag des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg nunmehr den ursprünglichen Text (mit Anmerkungen) herausgegeben hat. Der erste Teil führt vom August 1674 bis Oktober 1677; der zweite Teil wird den Abschluß nebst einem Register enthalten.

δq. **Le Maréchal Lefèbvre, duc de Dantzig** (1755—1820). Par Joseph Wirth. Paris, Perrin & Cie. 1904.

Das Sardousche Theaterstück „Madame Sans-Gêne" hat den Helden dieser Biographie und namentlich seine Gattin weit in der Welt, so bei uns in Deutschland seit einer längeren Reihe von Jahren populär gemacht. Man weiß auch, daß der Verfasser (oder die Verfasser) recht frei mit dem historischen Stoffe umgegangen sind. Ist es doch ein Stück, das der Pariser „Vaudeville" nennt, und das wir versucht sind, eine Posse zu nennen. Aber der Kern ist ernst und der ernste Kern ist echt. Es ist das Kind des Volkes mit Mutterwitz und bravem Herzen, das zu den höchsten Höhen der Gesellschaft und des Staates aufsteigt, und das hier seine Triumphe feiert über alle törichten Vorurteile und veralteten Privilegien. Es ist ein Hauptstück aus den „Ideen von 1789" — es ist das gleiche, das Bonaparte mutatis mutandis selber in so monumentaler Weise verwirklicht hat. — Der Herr Verfasser, Elsässer und daher Landsmann des Ehepaars, dessen Geschichte er urkundlich uns vorlegt, ist ein gar zu eifriger französischer Patriot (wie das öfter geschieht). Er sieht in der Art und Weise, wie Sardou die historischen Figuren entstellt hat, ein schweres Vergehen an dem französischen Patriotismus: ja, daß gar französische Schauspieler (Madame Réjane) das Theaterstück in Deutschland, im Elsaß, in Berlin spielen, hält er für das allerärgste. Ohne Not! Das Unhistorische an „Madame Sans-Gêne" ist nebensächlich. Die Hauptsache stimmt mit der Geschichte. Ihr Triumph am Schlusse des letzten Aktes ist der Triumph der Sache, die sie verkörpert. Übrigens bestätigt des Verfassers Buch, daß Cathérine Hübscher den Ehekontrakt nur mit einem Kreuz unterzeichnen konnte, weil sie — nahe an dreißig — nicht schreiben konnte. Ob sie nun seitdem etwas mehr oder weniger Kultur angenommen hatte, ist für den Zweck des Vaudeville gleichgültig. Der Historiker mag das feststellen, aber er braucht sich über den Dichter nicht zu entrüsten, der gar nicht die Absicht hatte, etwas Historisches zu leisten. — Im übrigen wird der gelehrte Fleiß, den der Autor an seine urkundliche Forschung über den Landsmann und den Marschall von Frankreich gewendet hat, um auch dieser Gestalt aus den Kriegen des ersten Bonaparte ihr Recht zuteil werden zu lassen, der verdienten Anerkennung nicht entgehen, und wir wünschen ihm Glück dazu.

βλ. **L'Enfance de Victor Hugo.** Par Gustave Simon. Paris, Hachette. 1904.

Unter Abenteuern und Kriegslärm, in einem Wanderleben, auf das, in heroischen Zügen, die Gestalt Napoleons fiel, verstrich die Kindheit des größten und mächtigsten Dichters, den Frankreich im 19. Jahrhundert besaß. Unerschöpflich ist der Born der Erinnerungen geblieben, der sich der Einbildungskraft des „enfant sublime" erschloß. Der wahre und eigentliche Biograph seiner Kinderjahre ist er selbst. In Versen, in Prosa, in Epik und Lyrik hat er immer wieder die Eindrücke auferweckt, die er in Italien, in Paris, in Spanien wie Offenbarungen seines künftigen Genius empfing. Als siebenjähriger Knabe, 1809: „Dans une grande fête, un jour, au Panthéon, J'avais sept ans, je vis passer Napoléon." Gleichviel, daß die erste Tragödie des Vierzehnjährigen, „Irtamène", in Ägypten spielt, oder daß der Jüngling unter andern Einflüssen die Monarchie verherrlichte: die Welt seiner Phantasie blieb eine heroische Welt, die keine Unwahrscheinlichkeiten kannte. Was der Verfasser des vorliegenden Buches an Anekdoten und neuen Aufschlüssen hinzufügt, ist doch nur von nebensächlichem Wert und hält den Vergleich mit Edmond Birés Studien über Viktor Hugo nicht aus.

γ. **Dans les rapides du fleuve bleu.** Par de Vaisseau Hourst. Paris, Plon. 1904.

In diesem stattlichen Buche, das mit vielen Bildern geschmückt ist, wird die erste Reise eines französischen Kanonenboots auf dem oberen Yangtsekiang (1901) in sehr anschaulicher, nach den verschiedenen Seiten des Stoffes belehrender Weise geschildert. Der Zweck de Vaisseau Hourst's, der über die Stromschnellen weiter aufwärts gelangte als irgendein Europäer vor ihm, war, den Franzosen ihren Anteil an den Reichtümern zu sichern, welche jener Teil des Himmlischen Reiches einschließt; ob sein Volk das aber ernten wird, was er gesät hat, ist ihm selbst nicht gewiß. Den Dank seines Landes hat er aber sicher verdient. Ein Wort über die Bilder: Wann wird der Buchhandel sich der neuesten Technik schämen, die einen unglaublichen Rückschritt hinter die schönen Holzschnitte früherer Jahrzehnte bedeutet, und zu diesen zurückkehren?

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andrée. — Ingenieur Heiland. Die Geschichte eines Verwegenen. Von W. Ludw. Andrée. Dresden, E. Pierson. 1905.

Auersperg. — Rosen und Dornen. (Lyrische Gedichte.) Von Guido Auersperg. Leipzig u. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Balzacs ausgewählte Werke. — Übersetzt von Alfred Brieger. Dritter Band: Die Herzogin. Berlin, Franz Ledermann. 1905.

Bechtold. — Morgendämmerung. Gedichte von Elisabeth Bechtold. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Becker. — Glücksklee! Vier Sommergeschichten von Käthe van Becker. Wismar, Hinstorff. 1904.

Beta. — Die andere Ehe als Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis. Von Ottomar Beta. Rudolstadt, Karl Keil. O. J.

Brill. — Tau und Blut. Gedichte von Otto Brill. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Brockdorff. — Es werde Tag — es wurde Nacht. Von Frigga Brockdorff. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Burdach. — Schiller-Rede. Gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin am 8. Mai 1905 von Konrad Burdach. Berlin, Weidmann. 1905.

Chevrillon. — Sanctuaires et paysages d'Asie. Par André Chevrillon. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Collection des plus belles pages. — Chamfort. Avec une notice et un portrait. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Degrè. — Zu spät. Von Wilhelm Degrè. Leipzig u. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Delius. — Aus dem Bildersaal der Seele. Gedichte von Rudolf von Delius. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Dinglage. — Mausfall-Marie. Roman von Friedrich Frhr. von Dinglage. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendler. 1905.

Dornau. — Grad dör! Roman von C. von Dornau. Berlin, Richard Taendler. 1905.

Dülberg. — König Schrei. Drama in fünf Aufzügen von Franz Dülberg. München und Leipzig, R. Piper & Co. 1905.

Ebendorf. — Entgleist. Roman von Fritz Ebendorf. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Edenfeld. — Eine Reise nach den canarischen Inseln und Madeira. Von Moritz S. Edenfeld. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1905.

Encausse. — Grundriss der synthetischen Physiologie von Gérard Encausse („Papus"). Nach der spanischen Ausgabe der F. Bercero, Alfredo R. de Aldao mit Genehmigung des Autors übertragen von A. Meyer-Wellenstrufs. Revidiert und bevorwortet von Th. Krauss. Mit 35 schematischen Zeichnungen. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1905.

Engel. — Detaillisten-Fragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. Von August Engel. M.-Gladbach, Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland. 1905.

Engelhard. — Weltkind. Gesänge des Lebens und der Liebe. Von Karl Engelhard. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1905.

Ewald. — Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit von Oskar Ewald. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

Francé. — Das Leben der Pflanze. 1. Abt. 26. Lief.: „Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer." Mit ca. 350 teils farbigen Abbildungen und 50 Tafeln und Karten. 2. Lieferung. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Frey. — Die Kunstform des Lessingschen Laokoon mit Beiträgen zu einem Laokoonkommentar. Von Adolf Frey. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Friderich. — Wider den Saufteufel. Von Mathäus Friderich. Nach dem ersten Drucke neu herausgegeben. Kötzschenbroda und Leipzig, H. F. Adolf Thalwitzer. O. J.

Gabriel. — Auf zur Sonne. Gedichte von Willy Gabriel. Dresden, E. Pierson. 1905.

Gastrow. — Tolstoj und sein Evangelium. Ein Vortrag von Paul Gastrow. Gießen, Alfred Töpelmann. 1905.

Germanen-Bibel. — Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Erste Heftausgabe: Luther. Klopstock. — Fünfte Heftausgabe: Schiller. Berlin, Volkserzieher-Verlag. 1905.

Gnauck-Kühne. — Einführung in die Arbeiterinnenfrage. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. M.-Gladbach, Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland. 1905.

Graevell. — Aryavarta. Von Harald Arjuna Graevell. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag. 1905.

Griebens Reiseführer. — Eisenach, die Wartburg und Umgebung. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Ernst Piltz. Mit zwei Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905—1906.

Griebens Reiseführer. — Norddeutschland. Vierzehnte Auflage, neu bearbeitet von B. Schlegel. Mit 15 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905—1906.

Griebens Reiseführer. — Thüringen. Praktisches Reisehandbuch. Dreiundzwanzigste Auflage, neu bearbeitet von Ernst Piltz. Mit 10 Karten und 6 Panoramen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905 bis 1906.

Grube. — Amor generilis. Von Hanna Grube. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag. 1905.

Guérard. — Wir alle. Nach dem allegorischen Schauspiel „Everyman". Aus dem Englischen für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm von Guérard. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Haase. — Ein Gläschen in Ehren! Beiträge zur Alkoholfrage und Mahnworte an alle diejenigen, die im Kampfe gegen den Alkohol nicht Maß und Ziel halten können. Von Brauereibesitzer Georg Haase. Breslau, Ad. Stenzel. 1905.

Hab' ich's erlebt, — hab' ich's geträumt? — Stille Lieder eines Ungenannten. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. Neunter Band: Novellenbuch, erster Band. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. 1904.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. Zwölfter und dreizehnter Band: Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Eugen Kühnemann. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. 1905.

Hawes. — Im äußersten Osten. Von Korea über Wladiwostok nach der Insel Sachalin. Reisen und Forschungen unter den Eingeborenen und russischen Verbrechern. Von Charles H. Hawes. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Mit 87 Illustrationen und 5 Karten. Berlin, Karl Siegismund. 1905.

Heinrich. — Die Namen der Hamlettragödie. Von P. Heinrich. Leipzig-R., E. Haberland. 1904.

Herder. — Lieder aus einem Dorfe. Von Wolfgang Herder. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Herder-Dechant. — Herder: Das Studium der Theologie. Briefe 1—24. Herausgegeben von H. Dechant. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1905.

Hermann. — Aus Sinim. Gedichte von J. A. Hermann. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Hertel. — Sturm und Sonnenschein. Sechs Theaterstücke von Eugen Hertel. Strafsburg i. E., Josef Singer. 1905.

Hertz. — Gesammelte Abhandlungen von Wilhelm Hertz. Herausgegeben von Friedrich v. d. Leyen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hirschfeld. — Ferien in Goffenjaß. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Arthur Cavael. 1905.

Hollenhang. — Vom Typus in der Kunst. Proben von Hans von Hollenhang. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag. 1905.

Hurtig. — Aus dem Fabrikleben. Skizzen von Max Hurtig. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Ilgen. — Unter westlichen Sternen. Gedichte von Pedro Ilgen. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Fünfzehnter Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1905.

Janke. — Die Gesellschafterin. Erzählung von C. F. Janke. Leipzig, Arthur Cavael. 1905.

Jerusalem. — Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite von Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Jerusalem. — Gedanken und Denker. Gesammelte

Aufsätze von Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Junge. — Wirrer Schaum. Gedichte von Hugo Junge. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Knittelfeld. — Gedichte aller Art. Von Volker von Knittelfeld. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Kollektion Lorenz. — Die Schweiz in 15 Tagen mit Generalabonnement genußreich und billig zu bereisen. Von R. Noë. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. und Leipzig, Fr. Paul Lorenz. 1905.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 2. Jahrgang. — Heft 2/4. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Köster. — Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag am 9. Mai 1905, gesprochen von Albert Köster. Leipzig, Carl Ernst Pöschel. 1905.

Krause. — Vae misero. Schauspiel in 5 Aufzügen von Walter Krause. Leipzig u. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Krauss. — Zwei Dramen. Von Ingo Krauss. Leipzig u. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Krechowiecki. — Der Fischer von Cajamicciola. Roman von Adam Krechowiecki. Autorisierte Verdeutschung von Albert Weiß. Stuttgart, Strecker & Schröder 1905.

Krischnas Weltengang. — Ein indischer Mythos. In zwanzig Andachten aus dem Vischnupuränam übertragen von A. Paul. Mit einem Geleitwort von K. E. Neumann. München, R. Piper & Co. 1905.

Laschke. — Gedichte von Alexander Laschke. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Leiningen. — Im Vorzimmer des Kaisers. Historisches Charakterbild in einem Akt von Helene Gräfin zu Leiningen. Leipzig, Schmidt & Günther. 1905.

Levinstein. — Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahr. Mit Paralleleten aus der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde. Dazu 169 Figuren auf 85 Tafeln und 18 Tabellen im Text. Von Siegfried Levinstein. Mit einem Anhang von Karl Lamprecht. Leipzig, A. Voigtländer. 1905.

Luchaire. — Innocent III. La croisade des Albigeois. Par Achille Luchaire. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Lüdke. — Kaiser Julian. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Von Hermann Lüdke. Leipzig u. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Lyrischer Reigen. — Band V. Der Erde — ganz. Von Ferd. Mühlbaum. — VI. Lieder eines Wankelmütigen. Von Wilhelm Müller. — VII. Inbrunst des Sturms. Ein Reigen Verse. Von Ludwig von Ficker. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Mach. — Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit. Von Franz Mach. Dresden, E. Pierson. 1905.

Martens. — Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères, publié d'ordre du ministère des affaires étrangères par F. de Martens. Tome XIV: Traités avec la France 1807—1820. St. Pétersbourg, Imprimerie A. Böhnke. 1905.

Martini. — Schiller-Festrede zur Schillerfeier der Residenzstadt Koblenz. Gehalten von August Martini. Koblenz, W. Groos.

May. — Sofamenschen. Komödie in drei Aufzügen von Wilhelm May. Dresden, E. Pierson. 1904.

Mayer. — Cecil, der moderne Faust. Eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Mayer. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Mazedonien. — Eine militär-politische Studie. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1905.

Meaux. — Souvenirs politiques. 1871—1877. Par le Vicomte de Meaux. Paris, Plon. 1905.

Michel. — Gedichte von Gustav Michel. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Molenaar. — Die Notwendigkeit der Annäherung Deutschlands und Frankreichs. Von H. Molenaar. München, Sekretariat der deutsch-französischen Liga. 1905.

Moulin-Eckart. — Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Eine Skizze von Richard Graf du Moulin-Eckart. Berlin, Verlag der „Deutschen Stimmen". 1905.

Nansen. — Norwegen und die Union mit Schweden. Von Fridtjof Nansen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1905.

Patten. — Kunst, Leben und Natur. Lieder und Gedichte von Robert Patten. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Patten. — Lautes und Leises. Ein Liederbuch von Robert Patten. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Oldenberg. — Vedaforschung von Hermann Oldenberg. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Quillardet. — Espagnols et Portugais chez eux. Par M. Quillardet. Paris, Armand Colin. 1905.

Reinninghaus. — Gerechtigkeit und wirksamen Rechtsschutz schaffe das schweizerische Zivilgesetz für die außereheliche Mutter und ihr Kind. Unzulänglichkeit des achten Titels der bundesrätl. Gesetzesvorlage und Gesichtspunkte für einen neuen Entwurf. Von Fritz Reinninghaus. Zürich, Art. Institut Orell-Füssli. 1905.

Report of the commissioner of education for the year 1903. — Volume I. Washington, Government printing office. 1905.

Roeder. — Dem Gedenken einer deutschen Frau. Gedichte von Hans Roeder. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Roeder. — Der Tränentrug. Drama in vier Akten von Hans Roeder. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Sacchi. — Brevi appunti sulla formazione dei poemi omerici di E. Sacchi. Roma, Ermanno Loescher & Co. S. a.

de la Salle. — En Mandchourie. Par Georges de la Salle. Paris, Armand Colin. 1905.

Schafheitlin. — Ausgewählte Gedichte. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum. 1905.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Dritter Teil. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1905.

Schanzer. — Astrea. Visione mistica di Ottone Schanzer. Torino e Roma, Casa editrice nazionale, Roux & Viarengo. 1905.

Schloss. — Gedichte von Karl Schloss. München und Leipzig, R. Piper & Co. 1905.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft XLI: Berlin und Kopenhagen. Von Friedrich Holtze. Berlin, in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Schultz. — Pythagoras und Heraklit. Von Wolfgang Schultz. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag. 1905.

Sinoja. — „Die Ehre der Zeitung." Wahrheit ohne Dichtung von Sinoja. Dresden, E. Pierson. 1904.

Sosnosky. — Das sechste Gebot. Ein Roman aus Österreich von Theodor von Sosnosky. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. 1904.

Sturza. — Das Gelübde einer dreißigjährigen Frau. Roman von Marie Tihanyi Gräfin Sturza. Leipzig, Arthur Cavael. 1905.

Törne. — Über den Alltag. Gedichte von Walter Törne. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Turquan. — Die Herzogin von Chevreuse, Palastdame der Kaiserin Josephine. Ein Kampf zwischen ihm und ihr. Von Joseph Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt & Günther. 1905.

Vögele. — Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus. Von der Tübinger Universität mit dem ersten Preis gekrönte Schrift von A. Vögele. Zu beziehen durch die Prechtersche Buchhandlung in Stuttgart. 1904.

Voigt. Seelentöne. Gedichte von Theodor Carl Otto Voigt. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand. 1904.

Voss. — Lieder eines Toten. Von seinem einzigen Freunde Georg Voss. Leipzig u. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Sebaldus Rümpel.

Novelle

von

Georg Hirschfeld.

Man sah ihn täglich durch die Straßen des Westens schreiten, langsam, leicht, bedächtig, als wäre es nicht das harte Pflaster von Berlin, das er trat, sondern eine Juniwiese, mit Blumen bedeckt, voll Sonnenschein und Grillenzirpen. Er war eine hagere Asketengestalt, deren Alter man nicht genau erraten konnte — „er kann 48 uf'n Rücken haben", meinte Frau Liesing, die Getreue. Sein bleicher, hohlwangiger Anachoretenkopf mit den Augen, die in ihr eigenes Feuer sahen wie dunkle Saphire, sein hagerer Körper im verschossenen Sommerüberzieher, den er bei jeder Witterung trug, weil er eine Joppe oder Jacke darunter nicht besaß, die ausgefransten Hosen, die geflickten Halbschuhe — all das war jahraus jahrein eine feste, immer wiederkehrende Erscheinung. Die Schöneberger Straßenkinder kannten schon den „langen Rümpel mit de Locken", aber sie respektierten ihn auch — er gab ihnen nie einen Anlaß zu Hohn und Verfolgung, denn er war kein Säufer, sondern ein Kinderfreund, ein feiner, wunderlicher Mensch. Er glich einem Bettler, und es schimmerte doch ein Reichtum um seine dürftige Gestalt, die niemand antasten, niemand durch Spott oder Almosen beleidigen mochte.

Was war sein Beruf? Was für ein Gewerbe hatte Sebaldus Rümpel, der unermüdliche Spaziergänger? Alles und nichts. Ein großer, weitbeschwingter Vogel war er und ein kleiner, armselig kriechender Käfer. Ein Stolz der Nation und ein Lump der Straße. Seine Freunde nannten ihn einen Dichter. Aber Sebaldus liebte diesen Namen nicht. Auch wenn ihn die bereitwillig Begeisterten auf seinen Widerspruch noch höher titulierten: Priester, Prophet oder Weiser — Sebaldus wandte sich in seelischem Unbehagen ab. Denn er war schließlich der einzige in dieser ekstatischen Umgebung, der, wenn der Wein sie zu billigen Worten hinriß, still ins Menschenleben sah und mit der üppigen Garnierung dieser alten Hausmannskost nichts anzufangen wußte.

Er dichtete wohl und viel, ach so unendlich viel — er hatte schon ungeheuere Stöße von Papier beschrieben. Seit fünfundzwanzig Jahren . . . Da kommt etwas zusammen. Und ein Zehntel davon war im Druck erschienen. Das übrige lag in Frau Liesings unterstem Kommodenfach neben der Waschseife — Heiligtümer, die bei ihrem höchsten Zorn niemand berühren durfte — oder es wanderte, es führte ein seltsames Zugvogeldasein von Redaktion zu Redaktion. Man kannte dort schon die Sendungen des verrückten Rümpel — sie kamen meistens ohne Begleitschreiben, und was das Schlimmste war, sie zeigten sich fast immer unleserlich. Sebaldus' Schrift war nämlich eigentümlich — man konnte sie auch für neuentdeckte Hieroglyphen halten. Er dachte wohl die Sätze durch, sehr klar, sehr gründlich — aber er schrieb sie nicht zu Ende. Oft ersetzte ein rascher Strich die vielen umständlichen Buchstaben. Dann wieder beschäftigte ihn ein schönes Wort so stark, daß er die Buchstaben in mühsamer Arbeit mit Zierlinien versah, mit symbolischen Schnörkeln, die das Wort zuletzt unleserlich machten. War ihm der fürchterliche Zustand seiner Manuskripte bewußt? Doch wohl. Die ablehnenden Briefe der Redaktionen bewiesen es ihm ja. Aber er achtete nicht darauf, er schickte weiter und bekam zurück, jahraus jahrein. Seine Freunde konnten ihm nicht helfen, denn auch der liebevollste Anhänger fand sich in dem Wirrwarr nicht zurecht. Aber Sebaldus Rümpel hatte ein großes Geheimnis — eine tiefe, echte, übermütige Heiterkeit erfüllte ihn dabei. Kein Mensch auf Erden hatte erfahren, daß das Tote für ihn machtlos war. Und diese kalten, beschriebenen Papierfetzen, waren sie denn nichts Totes, ein fahler Abglanz seines wirklichen Lebens, seiner Höhe und Liebesgewalt? Daß er sie schrieb, war ihm Notwendigkeit, und niemand kannte die Notwendigkeit des andern. Doch das Geschriebene war ihm abgefallenes Laub, zum Toten gehörig, bedeutungslos für eine vorwärtsschreitende Menschlichkeit. Er sah es gleichmütig treiben wie welke Herbstblätter im schäumenden Bach. Und lustig war es anzusehen, wie man diese Leichen für sein Leben hielt, wie man um ihn litt, daß die Menschen respektlos daran vorübergingen. Wollte er denn etwas von den Menschen? Er beherrschte sie ja, ihr holdes, farbiges Daseinsbild; er bettelte nicht, er hatte Brot und Wasser.

Nein, einen Dichter sollte man ihn nicht nennen. Unsittlich schien es ihm, von Lust und Qual zu leben, um Lust und Qual verachtet oder gepriesen zu sein. Er war des besten Weines voll — ein Mensch auf zwei Beinen war er, niemals sank sein aufrechter Geist zum Affen oder zum Wurm herab.

In jüngeren Jahren freilich, da hatte er das Leben falsch bewertet, da hatte er „gestrebt", da waren zwei Bücher von ihm erschienen. Ein Drama „Ariadne" und eine Sammlung von Gedichten — „Aus einer alten Mappe" hieß sie. Die Bücher waren im Besitz seiner Freunde — sonst kannte sie wohl niemand. Doch halt — Frau Liesing besaß sie natürlich, eingebunden sogar, sie lagen in der Wohnstube auf Großvaters Sekretär, und Trude durfte nie damit spielen. Das Drama trug auf der ersten Seite den Vermerk: „Zur Aufführung einzig und allein bestimmt für das silberne Marstheater." So interessierten sich die deutschen Theaterdirektoren nur wenig dafür. Das

Gedichtbuch aber enthielt, wie die Freunde wußten, große, leuchtende Perlen in seiner verschlossenen Muschel. Besonders ein Gedicht, „Der Kirchgang zu Worms", das sollte ein so wundersames, altmeisterliches Bild sein, voll Innigkeit und Grazie, daß sich kein zweiter Dichter der Gegenwart hier neben Sebaldus Rümpel stellen durfte. Aber wer kannte es? Die „Fachleute". Und Sebaldus mochte es nicht, eben weil es so „bekannt" war. Wenn er einmal zufällig seine Bücher in die Hände bekam, starrte er mit sinnender Trauer nur auf den Namen des Verlegers, Egon Schnabelsang in Dessau, eines jungen Mannes, der inzwischen durch verfehlte Unternehmungen zugrunde gegangen war — eine dieser Verfehlungen fühlte jetzt der redliche Sebaldus in seiner Hand.

Er lebte einen langen Tag — vom Schlaf hielt er wenig. Nur nichts versäumen, raunte ihm sein Gott zu. Auch war es kein erquickender Aufenthalt, sein Schlafzimmer — er schlief in Frau Liesings Küche, wo es immer nach Seife roch. Um sechs Uhr stand seine Wirtin auf, da sie sich sputen mußte, zu ihren Waschstellen zu kommen. Dann war es Sebaldus' Ehrgeiz, daß vor ihrem Erscheinen die Küche gelüftet und sauber war, daß ihre Appetitlichkeit durch keine unordentliche Lagerstätte beeinträchtigt wurde. Trat Grete Liesing dann schlaftrunken ein, so saß ihr Zimmerherr schon angezogen in graziöser Stellung auf dem Fensterbrett und begrüßte sie mit einem italienischen Lautenliedchen. Denn eine Laute besaß Sebaldus — er war in jungen Jahren durch Toscana gewandert und hatte von dort das alte Instrument, seinen Stolz, in die Heimat gebracht. Frau Liesing nickte ihm zu und trank mit ihm aus irdenen Töpfchen „Kaffe". Sie war eine ganz hübsche, korpulente Frau mit aschblonden Haaren. Sebaldus wohnte umsonst bei ihr, weil er Trude, ihr taubstummes Kind, vor der elektrischen Bahn gerettet hatte. Das war vor zwei Jahren geschehen, gerade vor ihrer Schöneberger Wohnung — an einem schwülen Juliabend, als der Mond so rot und schrecklich am grauen Himmel stand, und sie in unbestimmter Angst von der Arbeit heimkehrte. Da hatte sie einen Menschenauflauf gefunden, einen Schutzmann, drei Straßenbahnwagen hielten hintereinander — ein fremder Mann kam auf sie zu und brachte ihr das ohnmächtige, aber unverletzte, kleine Mädchen. Der Fremde sah wie ein Heiliger aus, das fühlte sie sofort — es war ein wundersamer Abend. Sie speiste mit dem Retter, es gab ein extra eingekauftes Fleischgericht — sie hörte von ihm, wer er war, verstand ihn, ohne ihn zu verstehen — vielleicht nur, weil sie ihn an solchem Abend kennen lernte. Sebaldus hatte ein Heim gefunden. Mochten doch die Nachbarn im Hofe tuscheln und mit den Fingern auf sie zeigen, daß sie sich ein „Verhältnis" in ihre eigene Wohnung genommen hätte — sie war ja als geschiedene Frau an üble Nachrede gewöhnt. Ihr Mann, der versoffene Kohlenträger, war endlich verschwunden — er kam nicht mehr an ihre Tür und drohte nicht mehr polternd mit seiner furchtbaren Trinkerstimme — er war fort, ganz fort, sie konnte ohne Angst um ihr Kind auf Arbeit gehen. Sebaldus zeigte sich nämlich als außerordentliche Kinderfrau — die kleine Trude und er wurden unzertrennlich. Nur wenn er wandern wollte, ließ sie ihn gehorsam ziehen —

sonst blieb sie bei ihm und gewann sich an seinem reinen Herzen erst das Leben.

Nein, Frau Liesing war mit ihrem Mieter zufrieden. Und was die Leute meinten, wenn sie den armen Dichter und sie mit spöttischen Blicken maßen — es war ja so ungeheuerlich dumm und falsch, zum Lachen war es. Sie hatte den guten Kerl herzlich gern, aber auch nicht der kleinste Kuß wäre ihr möglich gewesen — das war ein völlig andres Feld, das wollte sie sich aufsparen — später einmal — wenn das Glück kam — doch jetzt nur Arbeit, Arbeit für die unverbrauchten Kräfte. Und noch etwas andres stellte eine Schranke, höher und ernster, zwischen sie und Sebaldus. Das Bild, das sie im ersten Augenblick von ihm gehabt, seine Ähnlichkeit mit etwas Göttlichem — daran ging sie ganz leise vorüber, da zog sie die harten Schuhe ihres Lebens aus und fühlte sich erwählt vor vielen Frauen. Denn seine leuchtende Stirn war ihr ein Hochaltar, zu dem sie gern emporblickte — sein edler, wunschloser Lebenspfad, den sie erkannt hatte, heilte die Wunde, die ein tierischer Mann in ihr Herz geschlagen.

Die gemeinsame Morgenzeit war kurz — Frau Liesing sah auf die Küchenuhr, erhob sich rasch, schlug ein Tuch um die Schultern und wandte sich, den Deckelkorb am Arm, zur Tür. Dort fragte sie: „Brauchen Sie noch was, Herr Rümpel?"

Sebaldus erwiderte schüchtern: „Etwas Schreibpapier."

„Schon wieder?"

Sebaldus zuckte die Achseln. „Ja — die sechste Klage am Nordpol will geschrieben werden."

„Um Jotteswillen, wieviel Klagen kommen denn noch?"

„Es ist die letzte."

„Na —" Frau Liesing seufzte erleichtert — „Denn will ick Ihnen wat aus'n Wäschebuch 'rausreißen — andres hab ick nich — es kost mir auch zuville. Da! Und nu adjeh! Und daß mir die Trude nich wieder uf die Straße looft, wenn Sie beis Schreiben sitzen!"

„Trude kann immer dabei bleiben — Sie wissen."

„Uff Wiedersehn! Um eins komm ick zu Hause!"

Es kam auch vor, daß Frau Liesing den ganzen Tag ausblieb und Sebaldus für sich und die Kleine Mittagessen kochen mußte. Er konnte kochen — das hatten ihn seine Stromerjahre auf der Landstraße gelehrt. Überhaupt, er machte sich mit Absicht nützlich — er unterrichtete das Kind, das, der Sprache und des Gehörs beraubt, sonst sicher in geistiger Armut geblieben wäre, und brachte einige pädagogische Kenntnisse dafür mit. Denn in jungen Jahren war dieser zerlumpte Mann, ein rheinischer Pastorssohn, der sein Abiturium gemacht hatte, Lehrer in einer gräflichen Familie gewesen. Dort war er an der Leidenschaft gescheitert, die er später voll Haß und Inbrunst überwunden hatte, ohne doch das Verlorene wieder erobern zu können. Der süße, betäubende Wein hatte ihn gepackt, den Dichter, der sich noch nicht selbst entdeckt hatte und irgendwo ein Tor für den Drang seiner Seele suchte. Betrunken sahen ihn die Komtessen im Schloßgraben liegen —

da war's um ihn geschehen, sein abhängiger Vater sagte sich los von ihm und, Teufel Alkohol als Gefährten, begann die Vagantenzeit.

Er hatte überwunden, der Wein war etwas Machtloses für ihn geworden, wie jede Schönheit, die ihm nicht gehörte. Er begriff es jetzt gar nicht mehr, wie seine ganze Existenz einer Sache verfallen konnte, die höchstens ein Schmuck der Existenz war. Rein und unverletzt stand seine Person darüber und wandte sich von den vergangenen Schauern ab. — Wer schätzt die Siege ein, wer krönt die stillen Helden, welche bettlergleich in ihrer Einsamkeit den Königsgedanken zeugen? Kein Gott, kein Lied und keine Frauenhuld. Herzblut ist ihr Purpur; ein Zephirhauch, der durch die Blätter geht, wird ihre Unsterblichkeit. Sie wandern — sie verschwinden.

Trude saß bei ihm, während er schrieb. Oft beugte sie sich sogar über seine Schulter, und ihre blauen Augen folgten dann seinen Schriftzügen, als ob er ihr ein Märchen erzählte oder auch nur ein Spiel mit ihr triebe. Die flachsblonden Haare des Kindes fielen auf sein Papier, er atmete ihren leisen Duft, und weiter schrieb er die endlose Geschichte der Prinzessin Schwanhild. Die saß in ihrem Eispalast am Nordpol, in kaltem Sonnenlicht, in toter Farbenpracht, die ewig Unerreichbare. Kalt war auch das Gesichtchen des bleichen Kindes neben ihm, ein kraftloser Sonnenschein ihr goldenes Haar, und eisig überkam ihn ihre Stummheit. Doch sah ihn aus ihren Augen das Rätsel der Menschheit an. Er wußte ungefähr, was diese Augen sagen wollten, was in dem kleinen Gehirn, dem er zum Leben verholfen, vorgehen konnte — eng und einfach war es, gut, aber unlebendig. Dennoch erkannte er ein delphisches Orakel darin, die Priesterin des Gottes, der alles wußte und alles verschwieg. Denn sprach er einst, so mußte es Verderben bringen, so kam es aus der Tiefe, die niemand begriff, weil sie taub war und doch hörte, stumm blieb und ewig das Lied des Lebens sang.

Das Kind hielt seinen Blick aus. Onkel Sebaldus war ja gut, er belehrte sie immer, schlug und verhöhnte sie nicht wie die Straßenkinder, hatte ihr schon oft Bonbons gekauft — was kümmerte sie da sein sonderbares Wesen? Wie er, war offenbar der wahre Mensch. So hielt sie sich an ihn und verachtete die Affen auf der Straße.

Nach dem Mittagessen, das er mit Frau Liesing und Trude in der Wohnstube einnahm — es bestand in der Woche fünfmal aus einem Kartoffel- und Gemüsebrei, zweimal aus Schweinefleisch — entfernte sich Sebaldus und begab sich frohgemut auf seine Wanderstunden, die ihn meistens erst bei Nacht nach Hause führten. Er brauchte wenig Schlaf, wie schon erwähnt, und aß auch wenig; es langweilte ihn, wie er sagte, „den Wanst zu füllen". Wichtiger als Schlaf und Nahrung schien ihm die Bewegung, und seine dauerhaften Wanderbeine erfüllten ihn mit zärtlichem Stolz. Wenn ihn unterwegs ein Unwohlsein überraschte — es war keine Seltenheit in der letzten Zeit, denn er näherte sich mit seinem schlecht genährten Körper allmählich den Fünfzigen — so ließ er sich nicht davon erschrecken und glaubte felsenfest an seine selbsterfundene Heilmethode, die durch Dauerlauf die Blutzirkulation und Verdauung fördern wollte, und was sich dieser naive Medikus noch sonst alles

darauf zugute tat. Man sah ihn deshalb oft mit springenden Beinen durch die Straßen laufen, als ob er es sehr eilig hätte oder hinter einem elektrischen Wagen her wäre. Plötzlich stand er dann wieder still und regungslos, wie eine Bildsäule, mitten im Verkehr. Er konnte stundenlang so stehen, den hohen Kopf mit der rötlichen Lockenfülle gesenkt, die Augen träumerisch auf einen bestimmten Punkt gerichtet und die mageren Hände in den Taschen des ewigen Sommerüberziehers. Oft zauste ihn der Wind wie eine Vogelscheuche, oder das Regenwasser drang in seine offenen Schuhe — Sebaldus achtete auf solche Störung nicht. Was nahm seinen Geist so gefangen? Haltlose Träume etwa, vage Phantastereien von Prinzessin Schwanhild oder dergleichen? Nein — man durfte ihm nicht unrecht tun. Er sah sich doch das Leben an. Und jener Bettler dort, ein junger Krüppel, der auf der Potsdamer Brücke Rosen verkaufte, war ihm eine durch und durch erkannte Gestalt. Das Vorübergehen oder Verweilen der Passanten bei ihm ward ihm zur Leuchte in die Seele dieser Passanten. Eine Dirne wurde ihm hier zur Königin durch eine flüchtige Bewegung, ein Wort, ein Almosen — eine satte Bourgeoise jedoch zur Dirne, wenn sie in trägem Hochmut an dem Blumenspender vorüberging. Sebaldus richtete scharf. Dann stellte er sich neben dem Bettler auf und unterhielt sich mit ihm, über ferne Dinge in nahen Worten. Sie waren Freunde geworden; der Dichter diente um des Armen Gunst.

Wenn es Abend wurde, wanderte Sebaldus meistens einer kleinen Bierkneipe zu, die im äußersten Norden der Stadt lag und neben einem Verbrecherstammtisch auch einen Künstlertisch beherbergte. Dort saßen seine Freunde und warteten auf ihn. Der Weg führte ihn immer an einem der großen Theater vorüber, das hell im elektrischen Lichtglanz dalag und eben ein geschäftiges Publikum in sich aufnahm. Sebaldus, der Dramatiker, streifte es vorübergehend mit einem freundlichen Blick — ein schlanker Frauenfuß, der aus der Equipage hüpfte, ein rötlicher Schimmer, der aus dem Vestibül drang, hatten ihn interessiert — dann ging er sinnend weiter.

In der „Runkelrübe" — so hieß das Lokal der Künstlervereinigung — waren heute alle Mitglieder versammelt bis auf zwei: das eine war Sebaldus, das andre Dr. Richard Hanselowski, die einzige Berühmtheit in diesem Kreis. Sonst aber sah man Fedor Danziger, einen lyrischen Poeten, der die „Stimmen der Höhe" herausgab, August Kolbe, den dicken Maler, der nie ohne seine Freundin, ein hübsches und freches Modell, kam; ferner Heinrich Hutzelberger, einen herabgekommenen Schauspieler, der sich auf die Dramatik „geworfen" hatte; Peter Schütze, ein verwachsenes Männchen, das Philosophie studierte, kein Wort sprach und immer mit glühenden Augen die Freundin des Malers anstarrte; endlich den Freiherrn Blank von Schottendorf, auch Schautendorf genannt, das offizielle Portemonnaie des Stammtisches, denn seit Jahr und Tag kostete ihn die Anerkennung seiner im Selbstverlag erschienenen Gedichte den Kredit der ganzen Sippe. Nur Hanselowski, der ein einträgliches Kritikeramt bei einer großen Zeitung hatte, und — Sebaldus Rümpel waren seine Schuldner nicht. Sebaldus' Existenz blieb deshalb allen Freunden ein Rätsel. Sie wußten wohl, daß er Frau Liesings Gast war, und ehrten in selbst-

gefälliger Begeisterung diese reine Beziehung, aber sie begriffen nicht, daß außer dem täglichen Brot so gar kein Bedürfnis, gar keine Sehnsucht oder Versuchung an den Einsamen herantrat. Bei ihnen war das anders, mußte auch anders sein! Sie hatten ja alle ihre große Zukunft in der Tasche, sie mußten das Leben voll besitzen, sie verachteten die Bettelexistenz. Wenn Schautendorf nicht gewesen wäre . . . Aber der erfüllte eben seinen Beruf damit, es machte den dummen Baron unsterblich, Fedor Danziger und August Kolbe über Wasser gehalten zu haben. Sebaldus hatte dennoch eine Sonderstellung in diesem Kreise — kam er abends, meist der Letzte, so war es den Freunden, als trete ein Einsiedler fremd und still an ihren Tisch, ein Geist aus dem Walde — mild und friedlich sah er über ihre Wünsche fort, und Waldluft brachte er mit in diese verräucherte Kneipe, Atem der Freiheit, mahnenden Hinweis auf ein echtes Künstlerdasein. Sie rückten still zusammen und gaben ihm immer den Präsidentenplatz — sogar die Lotte, des Malers Freundin, verstummte bei Sebaldus' Erscheinen, ohne verdrossen zu werden. Es unterhielt sie nämlich immer wieder, dieses durchfurchte Antlitz mit den Büßeraugen in wirrer Lockenfülle kindisch anzustarren.

Heute kam er etwas früher, nickte allen freundlich zu und setzte sich. Der Kellner wartete wie immer vergeblich auf seine Bestellung. Hanselowski war noch nicht erschienen. Hanselowski, der nach dem Theater immer noch Kritiken schreiben mußte und dennoch regelmäßig in die „Runkelrübe" kam. Man war zwar stolz und selbstbewußt, aber der Nimbus des bekannten Namens wirkte doch, man fühlte sich im Innersten geschmeichelt, daß der Berühmte, Vielbeschäftigte Zeit für diese Namenlosen fand. Als er endlich eintrat, korpulent und hastig, seinen fliegenden Mantel über dem schwarzen Rock, da scholl es ihm mit allgemeinem „Ah" entgegen. Das hatte Hanselowski gern, er schmunzelte, setzte sich neben Sebaldus, dem er wohlwollend auf die Schulter klopfte, sagte mehrmals: „Kinder, Kinder" und starrte dabei durch ein Pincenez in die Speisenkarte. Fragte ihn jemand nach dem Stück, das heute gegeben worden, so erwiderte er meistens mit sarkastischem Lächeln, ohne aufzublicken: „Rühret, rühret nicht daran," und dann verstand schon der ganze Kreis nicht ohne Befriedigung, daß wieder mal einer durchgefallen war. Hanselowski war das Schicksal der Autoren — mochte er jetzt nur alles herunterreißen, Durchfälle konstatieren, Existenzen untergraben — er würde sich von einer andern Seite zeigen, wenn einst die Dichter der „Runkelrübe" vor das erstaunte Publikum traten. Sie sahen sozusagen Garantiescheine für eine günstige Kritik in ihrem vertraulichen Verkehr mit ihm. Sie konnten sich nicht in ihm täuschen. Suchte denn Hanselowski ihren Kreis nicht auf, um Erhebung darin zu finden, Einkehr in jener höheren Welt, die er als Zeitungsschreiber — die Hand vor den Mund! — *verraten* hatte? Reste einer Poetenseele erwachten in ihm, jawohl, er stand ihnen wirklich nahe, er lebte mit den Freunden und ihren Erfolgen.

Immerhin — es sah im Innern des beweglichen Mannes doch ein bißchen anders aus als man annahm. Denn erstens konnte von „Resten einer Poetenseele" keine Rede sein — Hanselowski fühlte sich vielmehr als ganzen Dichter,

die Tischgenossen standen nach seiner verschwiegensten Meinung alle tief unter ihm. Nur bei Sebaldus hatte er das stille Gefühl, als ob er sich vor diesem Bettler beugen müßte. Zweitens aber war der verkannte Poet in ihm die Triebkraft seiner grausamen Kritik, und nur das große, betäubende Zeitungsgetriebe, in dem er täglich lebte, milderte seine Bitterkeit, ließ seinen inneren Ärger, seinen unbefriedigten Ehrgeiz nicht zum Vorschein kommen. So versteckte sich die Verachtung, die er für die Kumpane der „Runkelrübe" hegte, hinter einer jovialen, leutseligen Heiterkeit. Er fühlte sich aber nicht sicher in ihrem Kreise — er kam sich nicht wie ein Vertrauter vor, sondern wie ein Spitzel. Irgendwelche Gegenleistung, das fühlte er jetzt mit steigender Notwendigkeit, mußte er, der „homme arrivé", den armen Schluckern für ihre arglose Brüderlichkeit bieten. Nicht auf dem Gebiete des wirklichen Erfolges — da mißtraute er sich und ihnen — sondern mit einigen Prasselfunken aus echter Lebenslust, mit etwas Tand und goldenem Flitter, die der Beziehungsreiche ihnen leicht verschaffen konnte. Hanselowski war der Mann seiner Zeit — oder besser gesagt des Zeitlichen — er war seit heute abend von einer Idee ergriffen, die ihn mit stolzem Entzücken füllte und ihn rascher als sonst aus der Nachtredaktion zu den Freunden führte. Hieß es nicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn er . . .? Ja, ja freilich! Dem Zeitungspublikum ein Sensatiönchen, den Freunden den ersehnten Weg zur „Öffentlichkeit"! Er mußte die Sache sofort in Angriff nehmen.

„Kinder," sagte er, nachdem er sich Bier und Brötchen bestellt — „ich habe euch heute einen Vorschlag zu unterbreiten, den ihr, wie ich *hoffe* — annehmen werdet!"

Alle horchten auf — selbst Peter Schütze wandte die glühenden Augen von Lotte zu Hanselowski hinüber. Sebaldus sah lächelnd in das Flämmchen eines Streichholzes, das er angezündet hatte, ohne es für eine Zigarre zu brauchen.

„Kinder," begann Hanselowski von neuem — „ich habe euch neulich schon gesagt, ihr stellt eure Lichter samt und sonders unter den Scheffel, ihr verrammelt euch selbst den Weg zum Erfolg und zur Öffentlichkeit. Jawohl!" fügte er, ohne Widerspruch abzuwarten, in künstlicher Erregung fort, indem er mit der feisten Hand auf den Tisch schlug: „Ihr blüht im Verborgenen! Ihr werdet alt und müde in dieser entsetzlichen Kneipe, in diesem Jammerleben, verwünschten! Du, Danziger — du, Kolbe — und du, mein Sebaldus — ihr *müßt* mir mal ein freies Wort nicht übelnehmen! Ihr seid ja große, reine, leichtgläubige Kinderseelen — euch fehlt ein väterlicher Freund, der euch den Weg weist, euch laufen lehrt sozusagen! Ihr wartet auf etwas, was niemals zu euch kommen wird — ihr müßt ihm entgegengehen!"

„Nein, wir warten," sagte Danziger mit Grabesstimme.

Hanselowski rang die Hände. „Wenn ihr doch nur Vernunft annehmen möchtet! Wer weiß denn, was in diesem Loch allabendlich für ein Geist leuchtet! Daß hier Apostel sitzen, die niemand kennt, die Stimmen der Zeit und der Zukunft! Meine Kraft ist ja gering — und wenn ihr meine Hilfe nicht *wollt* — ich bin euer Freund, und deshalb kann ich mich nicht aufdrängen. Ich *weiß* es — ihr habt Grund, meine Zeitung zu verachten, ich

tu es ja manchmal selbst, weiß Gott. Aber ich biete euch auch keine Zeitungsprotektion, sondern einfach eine klare und, wie ich meine, fruchtbare Idee! Ich schenke sie euch, ihr müßt sie mir lebendig machen!"

„Na, wat is et denn — man kricht ja Bauchweh von 't Warten," sagte der dicke Kolbe, die Hände um sein Weißbierglas gefaltet.

„Also, hört mal zu." Voll Neugier rückten alle an den Geheimnisvollen heran. „Ich schlage euch also vor, ein Kabarett zu gründen! Nach Pariser Muster! Vortragende einzig und allein die Mitglieder der ‚Runkelrübe'! Montmartrestimmung, versteht ihr! Natürlich nicht in dieser Proletengegend, sondern draußen im Westen, Potsdamer Viertel, wo ich schon ein kleines Weinrestaurant in Vorschlag habe! Von hier aus nehmen wir nur die Originalität mit, vor allem den Namen! Wir nennen uns einfach ‚Kabarett zur Runkelrübe'! Ich habe schon reiflich überlegt, ob vielleicht das feine Publikum aus Neugier auch in diese Gegend gezogen werden könnte — aber nein — nein, nein — nein, nein — das gäbe zwei oder höchstens drei volle Häuser — Zimmer wollt ich sagen — und dann sitzt ihr wieder im alten Elend. Nein. Wir müssen umziehen, wir müssen uns in neuer Umgebung zu uns selbst bekennen und die ersten Kosten für Lokal und Reklame usw. — Kinderchen, ihr wißt, es ist mir eine Ehre, euch das zu stiften!"

Man staunte, man starrte nach dieser Rede vor sich hin — allmählich begriff man aber und wurde im Begreifen selig. Stürmischer Jubel umringte Hanselowski — er hatte wirklich ihrer Sehnsucht ein Tor geöffnet. In rascher Ideenfolge wurden nun Programme entwickelt. Danziger traf eine Auswahl aus den „Stimmen der Höhe", Hutzelberger wollte noch extra etwas recht Wildes dichten, Kolbe wurde zum Schnellmaler und Humoristen ernannt, während der kleine Peter Schütze sich mit der musikalischen Begleitung begnügen mußte. Sehr wichtig erschien es allen, daß dem „Kabarett" schon eine weibliche Kraft gewonnen war, denn Lotte, die Freundin Kolbes, überraschte durch ihre Mitteilung, daß sie eine geschulte Liedersängerin wäre. Auf irgendeiner Bühne hätte sie vor Jahren „Schansons" vorgetragen — wo, verschwieg sie freilich. Auch der splendide Freiherr wurde zum Vortrag von zwei oder allenfalls drei Gedichten zugelassen, und nun fehlte nur noch Sebaldus Rümpel, der durch seine Kraft und Eigenart, wie allen wohlbekannt war, der Wichtigste wurde.

„Du mußt etwas vorlesen, Sebaldus, du m u ß t einfach," sagte Hanselowski, als der Älteste des Bundes mit niedergeschlagenen Augen und in sichtlicher Verlegenheit schwieg. „Den Kirchgang zu Worms' zum Beispiel —"

„Natürlich," flüsterte Sebaldus.

„Das kann zum Schlager werden, sag ich dir — du kannst das nicht so beurteilen. Überhaupt, ich sag euch, Kinder, unser guter Sebaldus, der wird ganz sicher unser Star!"

Jetzt schüttelten sich alle — der Gedanke war doch wirklich zu komisch.

„Du scherzest, Hanselowski," sagte Sebaldus würdevoll und machte Miene, sich zu erheben.

„Aber nein! Ich bitt dich, es ist mein bitterer Ernst! Es herrscht zum Beispiel unter den Damen meiner Bekanntschaft geradezu Neugier auf dich!

Du bist und bleibst nun einmal die stärkste Persönlichkeit unter uns — das wird dir niemand bestreiten wollen!"

Wie hilfesuchend wandte sich Sebaldus jetzt von dem schwatzenden Versucher, dessen Worte ihm wie süßes Gift vorkamen, zu den andern Freunden hin, ob sie ihn denn nicht aus seiner Verlegenheit herausreißen, der schamlosen Situation nicht ein Ende machen wollten. Aber wie täuschte er sich da — sie waren alle schon angesteckt, sie lächelten ihm lüstern und verwegen ins Gesicht wie Hanselowski, sie wandten sich samt und sonders gegen ihn.

„Du mußt, du m u ß t!" so scholl es ihm entgegen.

„Wer soll denn auch für dich eintreten!" quiekte der Freiherr, der immer nur Witze machte, wenn er es ernsthaft meinte. „Außer dir kann doch kein Mensch deine Manuskripte lesen!"

„Überlegen wir lieber mal, was von Sebaldus Lesbares vorhanden ist!" rief Hanselowski jetzt gebieterisch, indem er über den Einspruch des Freundes brutal hinwegging. „Also zunächst ‚Der Kirchgang in Worms' — den liest du am ersten Abend gleich — und dann — wie steht's denn mit der ‚Prinzessin am Nordpol' — wie heißt sie gleich — nein, lacht nicht, Kinder, das scheint nämlich außerordentlich originell zu werden!"

„Schwanhild heißt sie," flüsterte Sebaldus erregter, während seine blauen Augen aufleuchteten. „Aber ich darf sie nicht preisgeben! . . ."

„Wer redet denn davon," entgegnete Hanselowski mit hochmütiger und gekränkter Miene, während ihm in Wahrheit ernste Wirkung oder Lacherfolg von Sebaldus' Versen gleich willkommen war — er fühlte sich nur als Impresario, der Effekte kaufte, Schaustücke, von denen die Leute reden konnten. „Ich möchte wissen, wo du diese Grillen her hast! Ich bemühe mich da aus purer Freundschaft, dir endlich mal einen Weg zu bahnen, weil ich der einzige bin, der dein Talent zu schätzen weiß, und du — du begegnest mir jetzt mit Einwänden, die geradezu was Verletzendes haben!"

Erschrocken starrte ihn der Alte an — das hatte gewirkt, das hatte mitten in sein weiches Kinderherz getroffen. Nein, den Freund verletzen, sich undankbar zeigen, das wollte er nicht. Aber das Ganze war ihm ja so fremd, so widerwärtig — was sollte er nur tun? Er weinte fast, und wieder irrten seine großen, blauen Augen hilfesuchend auf den erregten Mienen der Freunde umher.

„Rümpel," sagte jetzt der dicke Kolbe mit Nachdruck — „kneifen, det jibt et nich. Du darfst dir nich ausschließen, wo wir alle dabei sind."

„Selbstverständlich!" keifte der Freiherr. „Unanständige Fahnenflucht!"

„Wer nicht f ü r uns ist, der ist g e g e n uns," ergänzte der tiefsinnige Danziger.

„Aber geliebte Freunde," ließ sich jetzt Sebaldus vernehmen, dessen Augen wirklich voll Tränen standen — seit Jahren hatte ihn nichts so erschüttert. Trennung von den letzten Menschen, die an ihn glaubten — welch ein Gedanke! „Geliebte Freunde — — wie könnt ihr nur denken . . . Hanselowskis Vorschlag behagt mir nicht . . . aber . . . was liegt an mir . . . w e n n ich es tue — dann tu ich es selbstverständlich für e u c h! . . ."

„Na also!" rief der Freiherr.

„Lieber Sebaldus," sagte jetzt Hanselowski in seinem früheren, geringschätzig wohlwollenden Ton, der aber den alten Menschen wie eine milde Frauenhand berührte — „du wirst schon sehen, daß du es auch ein kleines bissel für dich tust! Wenn erst die Gelder fließen! Nicht wahr? Hab ich nicht recht, Kinder?"

Alle lachten und stimmten begeistert zu — nun wurde auf den wunderlichen Kauz nicht weiter geachtet. Während die neugebackenen Kabarettkünstler weiter schwatzten und das ganze, verzerrte Flatterbild ihrer Lebenslüge sich aufrollte, voll Pathos, Überschwang, Frivolität, irrten Sebaldus' Augen umher, halb lächelnd, halb ängstlich — verworfen schien ihm all das, Verrat an irgend einer unnennbaren Heiligkeit, und doch: es lockte, es wärmte mit wunderlich zuckendem Strahl, mit einem Duft, der fremd und schön war, seine arme Hungerexistenz, es „war schon etwas dran", das fühlte er, und dieser Hanselowski war ein Rattenfänger, ein Teufelskerl. Er sah eine Menschenmenge vor sich, die er bannen und entzücken konnte, der verachtete Mann — zum goldenen Festsaal wurde ihm die unbekannte Weinkneipe im Westen, das Wort „Wein" bestach ihn — — und Frauen würden ihm lauschen, edle, entzückende Frauen, die sonst an ihm vorübergegangen waren wie an seinem Bettelfreund auf der Potsdamer Brücke — — Walther von der Vogelweide, Reinmar der Alte, der die Seele der Burgfrau umfing — genau so konnte es werden. Genau so. An neugierige Bankiersfrauen aus Berlin W. dachte er nicht.

Es wurde alles besprochen, aufgeschrieben, abgemacht — Hanselowski war in seinem Element. Dann lebte man dem Eröffnungsabend entgegen. Als Frau Liesing endlich aus Sebaldus, dessen unerhörte Zerstreutheit ihr in diesen Tagen aufgefallen war, herausbekommen hatte, um was es sich handelte, zeigte sie sich mürrisch und unzufrieden. Einen Tadel spürte Sebaldus zum ersten Male aus ihrem Wesen heraus, die deutliche Antwort auf die entsetzliche Frage, die in ihm selber wütete: Verwerf ich mich? Er hatte sich verworfen. Frau Liesing sagte eines Tages, als er sie bittend ansah: „Ick jloobe, for Ihnen is det nischt." Auch Trude war offenbar dagegen, denn sie kam nicht mehr und sah ihm nicht mehr über die Schulter zu, wenn er sein Manuskript vor hatte. Er las ja nur und lernte — „dichten tat er nicht."

Der erste Abend hatte Erfolg — das Ungreifbare, Wunderliche dieser halb tief- und halb unsinnigen Leistungen verblüffte ein blasiertes Publikum; man wußte oft nicht, ob man lachen oder weinen sollte — es war ein Erfolg. Der Kenner Hanselowski hatte wieder einmal ins Schwarze getroffen. Perspektiven sah er, Perspektiven — ja wahrhaftig — die Sache konnte zur Mode werden. Bald hörte er gierig heraus, daß das Kabarett „Zur Runkelrübe" in Gesellschaften Gesprächsthema wurde. Man schwärmte für Kolbes Affentheater, eine originelle Zeitsatire, vom Schnellzeichner hingeworfen, für den dämlichen Baron mit seinen ernst gemeinten Romanzen, für Lottes erstaunlich hochgeworfene Beine und am meisten, am unermüdlichsten für Sebaldus Rümpel, den Rhapsoden, den wunderbaren Menschen, der wie ein Bettler aussah und als König sich entfalten konnte. Der „Star" wurde

Rümpel — Hanselowski hatte ganz recht gehabt. Es kamen lockende Notizen über ihn in die Zeitungen — es erschien eine Porträtskizze von Sebaldus, ein Journalistenbrimborium, das lauter Schlagworte heranholte: Tolstoi, Asket, fahrender Sänger, Einsiedler mitten in der Weltstadt usw. Hanselowski hatte es nicht selbst geschrieben, aber den Schreiber dazu inspiriert. Sebaldus las es — Sebaldus schüttelte den Kopf. Bei aller Torheit, die er darin erkannte, stieg doch wieder das süße, lockende Gift zu ihm empor, der Ruhm, die Öffentlichkeit, das Gedruckte! Es war eine glitzernde Schlange, die sich um den Wehrlosen wand, seine Ehrlichkeit umnebelte und ihn schließlich glauben machte, was er las, ihn dankbar nachforschen ließ, wo wieder etwas Neues, was er selbst noch nicht wußte, über ihn gesagt war. Ruhm, Ruhm! Er hielt sich die Ohren zu, er schloß die Augen, um von der ernsten und gesunden Forderung des Tages nichts zu erfahren. Nur der kranke Abend hatte Wert für ihn, im lüsternen Licht des Abends begann er zu leben. Wenn er auftrat, bleich, in schwarzer Kleidung, auf der mystisch verdunkelten Bühne, und die atemlos gespannte Menge vor sich sah, die sein Wort erwartete: ja, als Prophet fühlte er sich da, er dachte nicht klein von seiner Aufgabe. Und sein erster Blick galt stets der Dame, die Abend für Abend in der vordersten Reihe saß — die kam, bevor er auftrat, fortging, wenn er sich entfernte. Keine Vorstellung ließ sie aus, und niemand kannte sie. Hanselowski bemühte sich vergeblich, ihren Namen zu erfahren. Sie anzusprechen, traute selbst er sich nicht, denn sie hatte die Macht, von sich abzuweisen, was sie nicht zu sich herangerufen hatte. Eine schlanke, gertenhafte Gestalt, in losem Gewand aus moosgrünem Sammet — perlenfarben das edelgeschnittene Antlitz, die Augen silbergrau, groß und fragend, Nixenaugen, die einen blinkenden Rätselstern in der Pupille hatten. Sie kam Sebaldus' wegen, aber man neckte ihn nicht damit. Denn es war den Künstlern eine Offenbarung mit anzusehen, wie diese sehnsüchtige, offenbar Unglückliche Nahrung sog in ihre einsame Seele, Halt suchte an dem Armen, der nie ein Weib berührt, der hinging in das Nichts und königlich beschenken konnte.

Eines Abends stürzte Hanselowski aufgeregt zu den Freunden, die schon mitten in der Vorstellung waren. „Kinder!" rief er triumphierend. „Wo ist Sebaldus?"

Eben kam der Alte und zog sich gelassen seinen neu erstandenen Havelock aus.

„Sebaldus, Mensch, jetzt kenn ich sie!"

„Wen?"

„Wen, fragst du? Sie, deine Göttin, die Moosgrüne! Redwin heißt sie! Alma Redwin! Eine Russin! Kolossal reich, auf Reisen! Weiter weiß ich nichts! Sie war heute auf unsrer Redaktion und hat uns eine Übersetzung angeboten!"

„Und dabei ist sie reich?" fragte Danziger. „Seltsam. Ist sie Witwe?"

„Weiß ich nicht! Das werden wir alles heute abend erfahren! Heute abend nämlich — hört und staunt, Kinder — da werden wir alle ihre Gäste sein! Im Bristol! Dort wohnt sie! Sie will Sebaldus kennen lernen!"

Der fuhr entsetzt zurück. „Um Gottes Willen," flüsterte er mit wirren Augen. „Frau Liesing hat Abendbrot für mich! Ich gehe nach Hause!"

„Du wirst schon nich!"

„Es ist mir nicht recht, es ist mir nicht recht! Es reißt etwas nieder zwischen mir und ihr!"

Mit diesem überraschenden, plötzlich hervorgestoßenen Geständnis lief Sebaldus fort. Die Freunde starrten einander an, dann lachten sie ihm aus vollem Halse nach — sie freuten sich auf diesen Abend, im Bristol zu essen mit einer schönen, jungen Frau — es war ein Märchengedanke.

Sebaldus mußte auftreten — starr und zitternd sah er über die Russin fort, die wieder in der vordersten Reihe saß. So drohend und entrückt klang heute seine Stimme, daß das sonst so beifällige Publikum verstimmt wurde — man fühlte wohl den furchtbaren Ernst dieses Mannes, aber man ging mit blasiertem Gähnen darüber fort. So etwas wollte man nicht. Die Russin aber lauschte wie gebannt.

Und später standen sie sich gegenüber. Er mit niedergeschlagenen Augen, ein ungeschickter, alter Knabe, ganz menschlich, ohne mystische Beleuchtung und Podium. Sie war kleiner, als er gedacht hatte — zierlich, lächelnd blickte sie zu ihm empor. In einem Separatzimmer des Hôtels versammelte man sich. Alma Redwin war eine graziöse, gütige Wirtin — sie machte die Tischordnung, plazierte den stummen Sebaldus neben sich und blieb als einzige Dame in der wunderlichen Tafelrunde unbefangen. Lotte war krank und hatte sich entschuldigen müssen. Dabei gab es Austern, o Himmel, englische Natives, Kaviar, und mit Pommery fing die Geschichte an. Wer von den Kabarettkünstlern hatte schon dergleichen genossen? Viele sicherlich nicht, und Sebaldus Rümpel keinesfalls. Er saß ganz regungslos, starrte auf das wundervolle Kristallglas, das ihm die weiße Hand der Gastgeberin mit goldfunkelndem Wein füllte, und wagte sich nicht heran. Er kannte aus jungen, bösen und guten Jahren den roten Wein, den gelben — in Berlin kannte er nur das Weißbier. Weißbier — damit hatte der Champagner eine entfernte Ähnlichkeit. Aber wahrlich, so entfernte, wie er, der arme Kauz, mit diesem Traum, mit diesem reichen, königlichen Traum, aus dem er jeden Augenblick zu erwachen fürchtete.

Die lebhafte Dame neben ihm sprach mit allen, aber mit ihm nicht. Sie versorgte ihn nur eifrig; zufällig berührte seine Hand ihren weißen Arm, als sie ihm die Silberschale mit Kaviar reichte. Es durchzuckte ihn, er sah sie zum ersten Male ganz, den schönen Kopf, den jungen Busen, den kleinen, ruhelosen Fuß, und köstlicher als Sekt und Speisen mundete ihm ihr Lebensduft, ihr kindlicher Geist, der die Schwermut russischer Steppen hatte und den Frohsinn Frankreichs. Plötzlich stockte ihm das Herz, die Gabel fiel ihm klirrend auf den Teller — er dachte daran, wie wenig er selbst auf sein Äußeres geachtet, wie wenig sauber er oft war, der Anzug, nicht der Körper, denn er badete in jedem einsamen Wasser, an dem er vorüberkam — aber dieser verwünschte alte Rock, den er an hatte — er saß zu nahe bei ihr — es konnte ein leiser Duft aus Frau Liesings Küche zu ihr emporsteigen,

während sie rote Rosen vor sich hatte — er mußte unauffällig, ganz unauffällig von ihr abrücken.

„Was ist Ihnen?“ fragte ihn da Alma Redwin plötzlich. „Trinken Sie doch aus, Herr Rümpel.“

„Ich kann nicht mehr.“

„Sie vertragen nicht viel?“

„Ich habe noch nie Champagner getrunken.“

Sie errötete, streichelte ihm plötzlich den scheu zurückgezogenen Arm und sagte dann mit ihrer leichten Sachlichkeit: „So trinken Sie lieber Kognak.“

Er wehrte sich nicht, er schwieg.

„Ich freue mich so, daß Sie gekommen sind.“

Er starrte sie an — sie hatte wirklich diese Worte gesprochen. „Sie sind eine Göttin,“ sagte er leise. Das hohe Wort, dem Alltag fremd, wurde in seinem Munde zu einem selbstverständlichen. Sie neigte sich zu ihm hin, sie flüsterte: „Ich? Ach nein. Wenn ich eine Göttin wäre, da fände ich gar kein Wort für Sie.“

Die Rosen brannten — er sah nur auf die Rosen. Und wie Feuer fühlte er auch seine mageren Hände, die schwer auf der kühlen Damastdecke lagen.

„Ich habe Ihnen die Klärung meines Lebens zu danken — Sie verstehen mich. Und nun genug. Ich durfte es Ihnen sagen — nun wollen wir wieder fröhlich sein.“

Auch das noch hatte sie gesagt. In brausendem Jubel schlug die Harfe seiner Seele. Er reckte sein Haupt, er sah sie an — nun kannte er sie seit tausend Jahren.

Ein schrilles Klopfen unterbrach sie — Hanselowski kündigte eine Rede an, zerriß mit seltenem Kennerblick das zarteste Gewebe — Sebaldus kannte das schon. Zum ersten Male streifte sein Blick voll Haß den Selbstgefälligen. Was sprach er? Unnützes Deuteln eines süßen Geheimnisses, unreine Neugier, berlinischen Zeitungswitz. Er wollte herausbekommen, wer Alma Redwin war, warum sie so gastfreundlich sich dieser Künstler angenommen. Für ihn eine Selbstberäucherung, für die Freunde eine Demütigung war seine Rede — nur Sebaldus fühlte das.

Die Russin aber stand auf und antwortete mit entzückender Schlagfertigkeit: „Ein wenig Feuer vom Himmel wollte ich euch bringen, denn ich brauche die Erde — arme Göttin, die ich bin — ach, liebe Herren, warum nennt ihr mich alle Göttin! Trunken bin ich vor Freude, wenn ich euch erfreue! Nennt mich Schwester, bald muß ja geschieden sein! Die Stunde kommt — das alte Grabläuten! Ihr seid Künstler — nennt mich Künstlerin!“

Sie stießen mit ihr an, sie jubelten — Sebaldus aber trat plötzlich zurück von der Tafel, und plötzlich richteten sich alle Blicke auf ihn. Er war kein wirklicher Mensch mehr — seltsam gesteigert, ein Seher aus der Patriarchenzeit, so stand er da. Er faltete die Hände, dann sank er langsam in die Kniee.

„Der ist fertig,“ sagte der Freiherr.

„O Pommery!“ rief Hanselowski, „was hast du aus Sebaldus gemacht!“

Alma Redwin war ernst geblieben — halb erschrocken, halb entzückt und neugierig starrten ihre Rätselaugen auf den Dichter.

„Bleib bei uns!“ rief Sebaldus mit übermächtiger Stimme, wie mit Löwengewalt. „Du Spenderin des Himmelsfeuers! Griechenland der Seele! Gib uns Frieden! Und wenn du gehen mußt — ich habe dich gesehen, ich kenne dich, du darfst mich heute zum Priester weihen!“

Niemand lachte — die Erschütterung des Gealterten, in dem offenbar zum letzten Male das Feuer der Liebe in vernichtender Seligkeit aufloderte, war doch zu stark. Man sah ihm sprachlos zu, man wartete, was alles noch mit Zungen aus ihm reden würde.

„Laß mich deinen Fuß küssen!“ rief Sebaldus leise, aber mit unbeugsamer Sehnsucht.

Alma Redwin zögerte, dann schritt sie plötzlich angelockt und leicht, mit lächelnder Ängstlichkeit, an den grotesken Mann heran und streckte ihm wirklich ihren kleinen Fuß, der einen grünen Seidenschuh trug, zum Munde hin.

„Dein Licht kommt —!“ flüsterte Sebaldus mit geschlossenen Augen. „Venus“! Dann überwältigte es ihn. Er krümmte sich am Boden, küßte zehnmal, zwanzigmal den Fuß, und als ihn Alma Redwin zurückzog, die Stelle, wo er gestanden hatte. Jetzt war es höchste Zeit — die Russin weinte — die ärgerlichen Freunde umringten Sebaldus.

„Komm zu dir, Mensch!“

„Er ist betrunken — bringt ihn nach Hause!“

Man richtete ihn empor. Er sah noch, wie Alma Redwin ihre Augen trocknete, einen Schal um das schöne Haupt schlang und, nachdem sie dem Kellner etwas zugeflüstert hatte, ohne Gruß den Saal verließ. Hanselowski schüttelte verzweifelt den Kopf. Dann war er heraus aus dem flimmernden Raum — dann stand auch Sebaldus an Danzigers und Schützes Armen auf der Straße. Die Nacht war kalt — „wohin, wohin,“ so flüsterte Sebaldus.

„Aber nach Hause, Mensch! Schlaf deinen Rausch aus!“

„Komm — wein doch nicht — es schadet dir.“

Er schwankte mit den beiden durch einsame Straßen, die ihm plötzlich unbekannt waren. Er fühlte sich erstickt von Schmutz und Gram.

„Mach dir nichts draus, mein alter Junge — du kennst die Kanaillen nicht,“ hörte er da plötzlich Danziger sagen. „Weiber, Weiber! Alles ist Absicht.“

„Was?“

„Sie wollte dich fangen, sie hat in sträflicher Weise mit dir kokettiert.“

„Nein, nein!“

„Doch, doch! Du bist ein Tor! Nimm mir's nicht übel! Alma Redwin! Der Hôtelportier hat mir verraten, wer sie ist! 'ne russische Komödiantin, die einen furchtbar reichen, alten Kerl geheiratet hat! Einen Ausbund von Häßlichkeit! Jawohl! Sie hat es durchgesetzt, daß sie ihm vorausreisen und sich acht Tage allein in Berlin amüsieren konnte. Dann tritt der Herr Gemahl an, dann heißt es wieder kuschen! Pah! Du hast ihr wenigstens den Fuß geküßt — uns hast du um das andre gebracht! Ein hübsches Frauenzimmer! Aber Demimonde, mein Alter! Kennst du nicht!“

Jetzt waren sie vor Frau Liesings Haustür. Sebaldus schien in der Nachtluft wieder klar geworden — so überließen ihn denn die Freunde seinem Schicksal. Sebaldus blieb allein — er kroch die vier Treppen hinauf und horchte dann in die Wohnung hinein, er hörte die ruhigen Atemzüge der Wirtin und ihres Kindes. Friedliche Schläfer. Sündenlos. Er ging wieder fort. Mit hallenden Schritten ging er durch die toten Straßen, vom Nachtfrost geschüttelt, durch den dunklen Tiergarten und kam zum Spreekanal. Auf einer Brücke blieb er stehen. Sterne waren über ihm und unter ihm. Daß sie sich spiegelten im Wasser, erkannte er nicht. Nach unten zog es ihn, in die Tiefe, wo auch das Leuchten war — ein Firmament, ihm war es nicht gebaut. Er starrte nur hinunter, beugte sich über, immer weiter, sah ein Antlitz, das ihm entgegenlächelte, weiße Nixenarme, die ihn zogen. Ein dumpfer Fall, ein kurzes Rauschen und Verstummen — wer wußte davon? Wer war in der Nähe? Niemand. Vaterlos, mutterlos . . . die Sterne in der Tiefe schwankten plötzlich und verschwanden — der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt.

Es war die Brücke, auf der am Tage der Bettler stand — Sebaldus' Freund, der lahme Blumenspender.

Die Existenz des Kabaretts „Zur Runkelrübe" war durch das jähe Unglück schwer geschädigt. Der Star war fort, die wichtigste Kraft verloren. Man überlegte, man wollte sich schon auflösen — aber Hanselowski, der Getreue, wußte noch einmal Rat. Er nützte das tragische Schicksal des Freundes als Reklame, er schrieb einen langen Aufsatz über ihn, voll Wehmut und gespreizter Wärme. Täglich steigerte sich jetzt Sebaldus' Ruhm. Er war zur populären Persönlichkeit geworden, zum Dichter der Landstraße, ach, zum fahrenden Sänger, wie er ja so selten war in dieser trocknen Zeit.

Es war, als ob sein geheimnisvoller Tod mit einem Schlage die Schranke gestürzt hätte, die im Leben immer zwischen ihm und dem Glück gestanden. Das Kabarett war jeden Abend überfüllt, in den Schaufenstern von mehreren Kunstgeschäften hing, den neidvollen Blicken literarischer Anfänger ausgestellt, sein Bild, und A. W. Zwillich, eine bedeutende Buchhandlung, kündigte im Reklameteil von Hanselowskis Zeitung schon zum zehnten Male an: Gelegenheitskäufe! Selten! Werke von Sebaldus Rümpel †. In Vorbereitung: Klagen am Nordpol. Hinterlassene Dichtung, im Kabarett „Zur Runkelrübe" vom soeben verstorbenen Dichter vorgetragen. Ferner: Ariadne, Drama für das silberne Marstheater, angenommen von der hiesigen Versuchsbühne. Ferner: Aus einer alten Mappe. Gedichte. Fast vergriffen. Nur für Liebhaber und Sammler! Selten!! —

Frau Liesing und Trude gingen ein ganzes Jahr in Schwarz.

Japan und China an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

I. Japan.

Die Frage der gelben Gefahr ist durch die gegenwärtigen ostasiatischen Konflikte von neuem aufgeworfen worden. Die unvorhergesehenen Erfolge Japans, sowohl zur See als zu Lande, erweckten allgemeine Überraschung. Als die ersten Nachrichten über Siege dieses kleinen Inselreiches nach Westeuropa gelangten, war die Freude ungeteilt; doch je weiter sie auf dem Festlande Asiens vordrangen, wurden schon hie und da Stimmen der Besorgnis hörbar. „Was würde geschehen, wenn die Japaner ganz Ostasien und vielleicht auch Sibirien erobern würden? Und vor allem, was würde geschehen, wenn sie, mit China vereinigt, mit ihren ungezählten Scharen sämtliche russischen Gebiete überfluten, ja sogar bis an das Herz Europas dringen würden?" Schon taucht zuweilen die traurige Erinnerung an die ehemaligen Tatarenzüge auf. Und warum sollte es nicht möglich sein, daß ein nach Ruhm dürstender Heerführer die Wege gehen wollte, die sein ruhmreicher Ahn Dschengis-Chan beschritten? Ein neues militärisches Genie, ein gelber Napoleon, könnte bei der gleichen Popularität und bei gleicher Zauberkraft mit den ihm zur Verfügung stehenden Millionen und unzähligen Truppen gewiß zu einem sehr ernsten und gefährlichen Feinde werden.

Allerdings, ob es überhaupt im Interesse der gelben Rasse liegt, Europa zu überfluten, ist eine andre, bisher noch unentschiedene Frage. Wenn ich die Verhältnisse überblicke, kann ich es kaum glauben, daß die Mehrheit sich, wenigstens vorläufig, über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus auszubreiten beabsichtige. Wenn sie nur das zurückerobert, was nominell ihr gehört, oder im besten Falle das Riesengebiet, das vor kaum einem halben Jahrhundert noch ihr gehörte, dürfte sie sich wohl damit zufrieden geben. Japan selbst,

das entschieden übervölkert ist und mit seiner Einwohnerzahl von nahezu 50 Millionen auf seinen zerstreuten Inseln sein Fortkommen zu finden nicht imstande sein kann, wird, mit Ausnahme des benachbarten asiatischen Küstengebietes, seine Blicke eher gegen die Südsee wenden; aber da der Ehrgeiz Japans in dieser Beziehung ohnehin schon ein maßloser ist, würde es mich, der ich die lebhafte Bildungsfähigkeit, die unermüdliche Arbeitskraft und die bewunderungswürdige Kriegstüchtigkeit des Volkes kenne, keineswegs überraschen, wenn Nippon die Utopie seiner Kolonisationsbestrebungen in Australien suchen würde.

Japans harrt ohne Zweifel eine glänzende Zukunft. Das Land ist reich, seine Lage zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika vom wirtschaftlichen und strategischen Gesichtspunkt aus gleich vorteilhaft. Das Volk ist gesund, kräftig, fleißig und dabei von einer so außerordentlichen Assimilationsfähigkeit, wie wir sie kaum bei einer andern Rasse finden.

Die Grundursache ihrer heutigen überraschenden Siege danken sie in erster Reihe ihrer Akkommodationsfähigkeit, mit der sie sich rasch alle Errungenschaften des Westens aneigneten. In zweiter Linie ist es das ehemalige eisern starke Regierungssystem, welches den heutigen Soldaten schuf. Doch um die Gegenwart Japans gehörig verstehen zu können, erscheint es nötig, einen flüchtigen Blick auf dessen Vergangenheit zu werfen. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß das alte Japan auf dem Vasallentum begründet war. Das Land war in mehr oder minder große Gebiete geteilt, an deren Spitze je ein Daimyo oder Lehnsherr stand, gleichwie die Kaiserreiche des Westens ehemals von Reichsgrafen und Baronen beschützt und verwaltet waren. Eine natürliche Folge dieses feudalen Systems waren die stetigen Grenzfehden und Plänkeleien. Und so war dies auch in Japan; die Daimyos lebten in steter Feindschaft, ihre Regierung bildete eine Kette kleinerer und größerer Kämpfe. Unter diesen Verhältnissen nahm der Soldat den ersten Rang ein, und gleichwie in Europa die Begründer des Adels die Ritter waren, so waren es in Japan die Samurais; und so wie sich der deutsche Ritter ein seine Interessen schützendes Rechtssystem schuf, welches man Faustrecht nannte, ebenso hatten die Krieger dieses Volkes ihre ausschließlich militärische Gesetzeshandhabung. Die bevorzugte Klasse der Gesellschaft ist das Militär; diese Klasse hat bei ihren strengen Gesetzen und ihrer äußeren Organisation ein vollkommen entwickeltes inneres Leben, eine eigene Sittenlehre, ja bis zu einem gewissen Grade eine eigene Religion. Gleichwie bei uns der Ritter das Zeitalter des Rittertums schuf, so entstand im Lande der aufgehenden Sonne die Ethik der Samurais: das „Buschido“. Dieses Wort ganz sinngemäß zu übersetzen, ist geradezu unmöglich, da bei uns der Begriff fehlt: bei uns gab es eben keine analogen Verhältnisse, die ihn notwendig gemacht hätten. Der Begriff Ritterlichkeit steht dem Worte am nächsten, obwohl „Buschido“ wörtlich übersetzt, „militärische Art“ bedeutet: die Art und Weise, wie ein Adeliger in Waffen zu kämpfen, zu leben, zu sterben die Pflicht hat. Wie wir sehen, birgt dieser Begriff mehr als einfache Norm, er birgt ein ganzes soziales System und die Weltanschauung der Mitglieder dieser Gesellschaft. Obwohl das „Buschido“

keine geschriebenen Paragraphen hat, vererbt es sich als Tradition von dem Vater auf den Sohn; sein Urheber ist kein Weiser, wie Confucius, kein Asket, wie Buddha, sondern das Volk selbst. Und so ist es der unmittelbarste Ausdruck der Jahrhunderte alten Vergangenheit, seit Menschengedenken ein Dolmetsch siegreicher Kämpfe.

Je mächtiger, je größer der Samurai wurde, desto mehr sah er die Notwendigkeit ein, geradeso wie der Ritter, die Atmosphäre seiner Burg durch selbstgeschaffene Regeln der Ritterlichkeit zu reinigen.

Daß diese Gesetze in denjenigen Punkten am strengsten sind, wo deren Urheber sich am schwächsten fühlten, das liegt, wie bei der Entstehung der Codices jedes Volkes, in der Natur der Sache.

Die erste und wichtigste Regel ist Gerechtigkeit jedermann gegenüber. Der Samurai verachtete vor allem die Hinterlist und Schliche. „Unerschütterlich halte fest an deinem Grundsatz" — schreibt ein Bushi — „sei bereit zu sterben, wenn es die Pflicht gebeut, aber schlage zu, morde, wenn es die Pflicht so fordert." Und je mehr die Verhältnisse im Laufe der Zeit entarteten, um so heller spiegelten sich die Lettern dieses Gesetzes in den Schwertklingen der Krieger.

Das zweite Grundprinzip ist die Tapferkeit. Wie bei uns der Knappe, wird der Samurai von seinem Kindesalter zum Soldaten erzogen, und auch noch heute findet sich manche Erinnerung an das spartanische System. Gar oft ermahnen Mütter ihre weinenden Kinder mit den Worten: „Schände nicht die Ehre deiner Familie, Männer sah man in diesem Hause noch nie weinen." Oder sie ermutigen sie mit den Worten: „Was wirst du tun, wenn du im Kriege deinen Arm, deinen Fuß verlierst, oder welches Gesicht würdest du machen, wenn der Kaiser dir befehlen würde, du mögest deine Ohren abschneiden oder das Harakiri verüben?" Von frühester Jugend wird der Mut des japanischen Kindes entwickelt, und wiederholt muß der Knabe Zeugnis davon geben. Oft läßt man ihn hungern, schickt ihn nach fernen Zielen, und in früheren Zeiten war das System oft der Grausamkeit nahe.

Anderseits verirrte sich das Wohlwollen bis zur Sentimentalität, und die „Bushida nashake" — das warme Herz des Kriegers — wurde sprichwörtlich. Elenden und Schwachen gegenüber machten die Krieger sich die Hilfeleistung zur Pflicht, und das Volk, seine wilden und grausamen Neigungen wohl erkennend, trachtete sie so zu paralysieren, wie die italienischen Condottieri und die englischen Knights; so wie diese legten sie doppeltes Gewicht auf den Schliff der gesellschaftlichen Formen, ja sie ließen ihren Knappen nebst der Waffenkunst auch die der Musik lehren. Die Höflichkeit wurde ihnen zur zweiten Natur und erweckt auch heute, wenn sie gleich der Aufrichtigkeit entbehrt und zu einer leeren Form geworden ist, zweifellos die Überraschung des eben aus der Ferne kommenden Fremden.

Die japanische Anstandslehre ist die komplizierteste und langwierigste, die jemals eine Gesellschaft schuf.

Dieses Volk umschreibt mit den kleinlichsten Regeln die unbedeutendsten Äußerlichkeiten seiner Lebensweise. Wie man ein fremdes Haus betritt, welche

Ausdrücke man gebrauchen, worüber man sprechen soll, alles, bis zum letzten Wort ist genau bestimmt, und selbst die indifferent erscheinende Gepflogenheit, dem Gaste ein Schälchen Tee zu reichen, entwickelt sich zu einer veritablen Zeremonie, deren Ritual in jedem kleinlichen Detail festgesetzt ist. Das Cha-no-yu-Teetrinken ist eigentlich mehr als eine Zeremonie, es ist eine wertvolle Tradition, man könnte sagen, ein Dokument, das zur Beleuchtung der Denkart und Phantasie dieses Volkes dient.

Den Grundstein des Buschido bildet die Ehre. Ein besonderer Ausdruck wäre das Gnai-bun und das Men-moku, die zusammengefaßt die Basis der Auffassung des Samurai bildeten. Doch die Tapferkeit des heldenmütigsten Samurai wird durch dessen Stolz und dessen Eitelkeit übertroffen, und auch noch heute sind dies die stärksten Charakterzüge der Nation. Als natürlicher Ausfluß dieses Zustandes entstand das Gefühl der Empfindlichkeit und der Schamhaftigkeit. Die Ehrenfragen des deutschen Junkers und die ritterlichen Verirrungen der vornehmen Welt bieten nur schwache Parallelen zur Empfindlichkeit des Buschido, ja sie schrumpfen dieser gegenüber zusammen. Der heißblütige Samurai fühlt sich bei jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit beleidigt, und so manches unschuldige Menschenleben fiel seinem bewußt entwickelten kriegerischen Stolze zum Opfer.

In ganzen Bänden sind die Erledigungen solcher Ehrenangelegenheiten zusammengefaßt, und deren zahlreiche tragische Blätter werden durch manchen Zug komisch gefärbt. So wird als Beispiel der Busiaki angeführt, der, weil ihn ein Bauer aufmerksam machte, daß auf seinem Rocke ein Ungeziefer krieche, denselben sofort ermordete; denn, so sagte er, „ein Ungeziefer nährt sich nur von Tieren, und daher ist dieses Aufmerksammachen eine Beleidigung.“ Und da der einfache Bauernsohn für diese Beleidigung Genugtuung zu geben nicht berechtigt war, mußte der Busiaki ihn ermorden, um seine Ehre rein zu erhalten.

Ein Ausfluß solcher Zustände waren anderseits der Selbstmord und die Rache. Von dem ersteren hat das Harakiri sich Weltberühmtheit erworben, der Selbstmord durch das Aufschlitzen der Gedärme; und gerade diese Sitte gehört zu der Grundvorstellung, die man sich über das ferne Japan bildet. Nach europäischer Auffassung ist dieser Gedanke schrecklich, geradezu ekelerregend, ja eine sündhafte Tat, während die Romantik dieses fernen Volkes es zur hehren Idee erhebt.

Die sympathischsten Gestalten seiner Geschichte endeten auf diese Weise, und die populärsten Helden nationaler Epen gaben so ihr Leben hin. Und es gibt kein japanisches Drama, in dem nicht wenigstens einer der Helden auf der Bühne in dieser schrecklichen Art unter dem anfeuernden Jubel des Publikums sterben würde. Die Veranlassung dieses Selbstmordes ist häufig ein allerhöchster Auftrag, vielleicht nie die Verzweiflung, doch fast immer die gekränkte Ehre, die Eitelkeit, die Abbruch gelitten. Und wie jede Gepflogenheit dieses rätselhaften Volkes, so wuchs sich auch das Harakiri und ebenso das Seppuku mit der Zeit zu einer Zeremonie aus, in der jede Bewegung des Opfers durch genau umschriebene Regeln festgestellt war. Das Opfer kleidete sich bei diesem Anlasse in schneeweiße Gewänder und mußte sich, ohne

auch nur mit einem Nerv des Gesichtes zu zucken, mit dem rasiermesserscharfen Schwerte den Bauch aufschlitzen. Der Form war Genüge getan, so forderte es das Buschido, und da die persönliche Eitelkeit befriedigt war, so schien der dem Tod Geweihte innerlich beruhigt und das körperliche Leid nicht zu fühlen.

Das Kataki-nisi oder die Rache ist ein zweites starkes Motiv des Nationalgefühls. Im Gegensatz zu der christlichen Lehre von der Vergebung hat Japan den natürlichen Trieb der Menschennatur, Auge um Auge, Zahn um Zahn, zum Gesetz zu erheben sich bemüht. Und wie tief dieses Gefühl im Herzen des Volkes wurzelt, beweist am besten die Geschichte der siebenundvierzig Ronins, die groß und klein im Lande auswendig kennt, und die das erste Wiegenmärchen jedes japanischen Kindes ist. So einfach diese Geschichte ist, so charakteristisch ist sie. Ein Edelmann wird von seinem Gegner verraten und hingerichtet. Siebenundvierzig seiner Begleiter werden zu Banditen, schwören aber gleichzeitig, ihren Herrn zu rächen. Nach vielen Widerwärtigkeiten fällt das Opfer endlich in ihre Hände, und sie henken es. Deshalb vor Gericht gestellt, verüben alle Siebenundvierzig das Harakiri. Ihr Grab steht noch heute inmitten des Hains Siba, und den nach Tokio kommenden Fremden führt gewöhnlich sein erster Weg dahin. Pietätvolle Hände bekränzen fortwährend die bescheidenen kleinen Grabdenkmale mit frischen Blumen. Und so wurden die siebenundvierzig Ronins die populärsten Helden der Nation, weil ihre Sühne den im tiefsten Herzen des Volkes wurzelnden Charakterzug aufweist.

Der Samurai hat trotz seiner Tapferkeit, seiner Kampfesfreude, seines Rachegefühls in seinem äußeren Auftreten die größte Ruhe bewahrt. Das Buschido hat vorgeschrieben, daß ein Ritter niemals seine Freude oder seinen Zorn bezeuge. Und wenn ich vorhin erwähnte, daß dem Fremden die häufig übertriebene Höflichkeit des Volkes ins Auge fällt, so sind es in zweiter Reihe die stets unveränderten Züge seines Gesichtes, die auffallen. In Trauer und in Freude tragen diese Menschen immer ein und dieselbe Miene zur Schau. Dieses Lächeln wird manchmal eisig, manchmal nervös; oft wird das Gefühl, das sie zu verdecken bemüht sind, durch ein ganz leises Lachen ausgedrückt, doch die Spuren einer tiefen Erregung kann man niemals wahrnehmen. Was im Westen ein Baldasarre Castiglione oder ein Lord Chesterfield lehrten, das ging als vollkommenste Form der Manier und des Benehmens in das Blut dieses Volkes über. Ich sah Hochzeitsgruppen und Trauerzüge von Menschen mit ganz gleichem Gesichtsausdruck begleitet. In jeder Erregung kam ihr Gefühl in nichts anderm als in dem nervösen Lächeln zum äußeren Ausdruck. Dasselbe Lächeln beobachtete ich bei großen nationalen Kundgebungen, mit demselben Lächeln nahmen Frauen Abschied von ihren Gatten, Kinder von ihren Vätern, Mütter von ihren Söhnen, als die Truppen ins Feld zogen. Die äußere Form bleibt immer unverändert. Das Gesicht, oder besser gesagt, die Maske, die sie auf der Bühne des Lebens tragen, bleibt, wie die der griechischen Bühne, ein und dieselbe, und mag das Theaterstück ein Lustspiel, ein Drama oder eine Tragödie

sein, es bleibt von Anfang bis zu Ende heiter. So gebot dies das Gesetzbuch des Buschido, das gerade deshalb, weil es niemals gedruckt war, unerbittlich wirkte. Daß das Buschido seine eigene Ethik, ja seine eigene Religion habe, kann aus dem Gesagten klar gefolgert werden. Gerade so, wie sich der Ritter des Mittelalters eine eigene Weltanschauung bildete, deren Grenzen die Basteien seiner Festung kaum überschritten, und die er als allerhöchstes und zum Teil übernatürliches Gesetz seinem eigenen Bedürfnisse gemäß zum Gottesurteil erhob, geradeso schuf der Samurai sich selbst seine Dogmen.

Die Grundlage seiner Religion ist der Schintoismus, welcher der Urglaube seiner Nation war; sein Ursprung ist die Anbetung der Sonne, deren spätere irdische Personifikation der Mikado wurde. Der Samurai verehrte in seinem eigenen Kaiser eine Gottheit, sagen wir einen Götzen, der, von seinem eigenen Volke immer mehr isoliert, seine Tage hinter den Mauern seines Palastes unter rituellen Zeremonien verbrachte, während die Last der Regentschaft auf den Shogun übertragen wurde, der zugleich der Generalissimus war.

Die Treue und Ergebenheit für den Herrscher wurde zum Glaubenssatze erhoben. Die Person des Mikado war heilig und unverletzlich, das Land und das Volk sozusagen sein persönliches Eigentum, sein kleinster Wunsch ein Befehl, den blind zu erfüllen die Pflicht eines jeden einzelnen Bürgers der Nation war. Das erste Gebet des Samuraisohnes steigt für seinen Kaiser, das zweite für sein Vaterland zum Himmel empor. Und während das Kind bei uns als erstes Geschenk ein kleines Kreuz erhält, welches das ganze Leben hindurch treu bewahrt wird, legt die japanische Mutter einen kleinen Säbel dem Säugling in den Schoß. Der Samurai versieht seinen Sohn schon im Alter von fünf Jahren mit einem wirklichen kleinen Schwerte, gleichsam zum Ausdruck dessen, daß es der Beruf seines Lebens sei, seinen Kaiser, sein Vaterland und seine eigene Ehre mit demselben zu verteidigen. Mit fünfzehn Jahren wird der Samurai großjährig, und von dieser Stunde an trägt er ein Schlachtschwert mit stets scharfgeschliffener Klinge.

Das Schwert bedeutet mehr als eine einfache Waffe. Der Samurai behütet es als eine Reliquie. Die Tragart war genau vorgeschrieben, und während der Krieger beim Essen saß oder ruhte, war das Schwert immer auf einem Schemel neben ihm untergebracht, und wehe dem Eintretenden, der den Säbel mit seinem Fuße berührt hätte; denn in diesem Falle hätte die Beleidigung mit Blut abgewaschen werden müssen. Als Zeichen der höchsten Ehrerbietung hob der Samurai das Schwert an seine Stirne, dessen Verfertigung selbst zu einem feierlichen Akte erhoben wurde. Die Messerschmiede nahmen unter den Zünften eine bevorzugte Stellung ein, und sie begleiteten jeden Hammerschlag, der die Klinge schärfte, mit besonderen Sprüchen und heroischen Devisen. Und als das Schwert fertig war, mit Gold und Silber nach Damaszenerart eingelegt, haarscharf und biegsam, wie eine Klinge aus Toledo, war es in seiner Art ein Meisterwerk. Wir können getrost behaupten, daß das Land weder auf dem Gebiet der Malerei noch auf dem der Skulptur und Architektur eine gleich hohe Stufe der Entwicklung aufwies wie gerade im Verfertigen von Bronzeguß- und Hammerschmiedearbeiten. Der teuerste

Schatz, der Stolz des Samurai war sein Schwert, und heute, da diese wunderbaren Schmuckgegenstände durch Krupp-Bajonette und Maxim-Geschütze ersetzt sind, verwahrt jeder Japaner sein Schwert als das Wahrzeichen einstiger Größe.

Seither haben sich die Verhältnisse vollkommen geändert. Während der letzten vier Jahrzehnte ist aus dem Lehensystem Japans ein Repräsentativstaat geworden, und die alte konservative Denkungsart mußte fortschrittlichen Ideen weichen. Die äußere Form ahmt überall europäisches System nach, obzwar im Grunde genommen alles dennoch national bleibt. Mag das Äußere wie immer amerikanisch oder englisch sein, im Prinzip bleibt es immer nipponisch. Alt ist die Willenskraft und unverändert der Kampfesmut, ebenso wie die Vaterlandsliebe heute noch in hellen Flammen lodert. Der Enkel des Samurai hat noch viel von seinen Ahnen behalten, vor allem aber ist ihm die Morallehre des Buschido ins Blut übergegangen. Die Masse des Volkes denkt heute noch so, wie seine Vorfahren gedacht haben; nur die Kleidung, die Bewaffnung haben sich verändert, die Gefühle sind die alten geblieben. Und dasselbe gilt von den Institutionen des Landes, von der Organisation der Familie, ja bis zu einem gewissen Grade auch von der Regierungsform. Was sich geändert hat, ist die äußere Form und der Anstrich; die innere Umgestaltung aber harrt noch der kommenden Geschlechter.

Um die heutige Situation Japans zu begreifen, um die bewunderungswürdigen kriegerischen Tugenden des Volkes zu erklären, um zu verstehen, warum sie bei blindem Anstürmen Tausende und Tausende von Leben opfern, ist es notwendig, die Elemente des feudalen Systems, die Lebensauffassung des Buschido und des Samuraitums kennen zu lernen. Nur aus diesen zusammengenommen können wir uns von den heutigen Verhältnissen ein Bild machen; nur das Leben und der Tod der siebenundvierzig Ronins kann die Entschlossenheit der vor den Mauern Port Arthurs niedergemetzelten Truppen erklären.

Die Söhne Japans waren vor allem Soldaten, sie haben Jahrhunderte hindurch gekämpft. Sie haben gekämpft für die Ehre ihres Landes, ihr Blut vergossen für den Ruhm des Mikado, und mit derselben unveränderten Entschlossenheit greifen sie heute zu den Waffen für die Größe ihres Vaterlandes. Um uns die Armee der Japaner besser vorstellen zu können, müssen wir der Samurai und des Buschido gedenken. Sogar die im Westen studierende, europäische Kleidung tragende Jugend Japans kann nur der begreifen, der einigermaßen die Väter dieser japanischen Jünglinge kennt. Und das gleiche gilt von dem ganzen modernen, fortschreitenden, kämpfenden Japan, seiner Regierungsform, seiner staatlichen Organisation, seinem politischen Leben, seinem soldatischen Ehrgeiz, seinen sozialen Bewegungen, seiner Industrieentwicklung und seiner ganzen umgestaltenden Arbeit.

Und wie über die gegenwärtigen Verhältnisse von Land und Leuten können wir auch darüber, welche Richtung dieses Volk wohl in Zukunft nehmen wird, nur aus den psychologischen Quellen sichere Orientierung schöpfen. Während meines Aufenthaltes in Japan habe ich großes Gewicht

darauf gelegt, die persönlichen Erfahrungen der seit vielen Jahren dort lebenden Europäer zu sammeln. Außer den Mitgliedern der europäischen Gesandtschaften waren es vor allem die Kaufleute, die mir viele interessante Details lieferten. Der tägliche Verkehr mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft hat mir das Leben dieses Volkes von den mannigfaltigsten Seiten beleuchtet. Besonders wertvoll waren mir die Erfahrungen der an den zahlreichen bürgerlichen und militärischen Schulen des Landes angestellten europäischen Lehrer. Alle waren einig in dem Lobe ihrer Schüler, ihres Fleißes und ihrer Ausdauer.

Wie jede asiatische Rasse, lieben auch die Japaner das Studium und die Bücher, und das Schulkind erledigt seine Aufgabe mit Freuden; seine Auffassung ist rasch, sein Fleiß unermüdlich, sein Ehrgeiz groß. Seine natürliche Neigung drängt den Japaner vor allem auf das Gebiet der technischen Wissenschaften. Alles, was praktisch ist, fesselt seine Aufmerksamkeit, und selbst die Probleme der Philosophie betrachtet er unter diesem Gesichtspunkt.

Der Professor der europäischen Geschichte der Philosophie an der Universität in Tokio, Dr. K . . . ., lieferte mir überaus interessante Daten zur Beleuchtung der Art, wie die Japaner die großen Denker des Westens auffassen. Diesen Gegenstand habe ich an andrer Stelle dieser Zeitschrift bereits berührt[1]); hier will ich bloß so viel erwähnen, daß so wie auf dem Gebiete der Wissenschaften die materiellen eher als die geistigen Seiten, auch hier mehr die auf die Einbildungskraft bezüglichen Momente der Denkart des Westens es waren, die der Auffassung der Japaner näher lagen als die strikten Schlußfolgerungen der strengen Logik.

Diejenigen aber, die das innere Leben dieses Volkes, deren Seelenleben am besten kennen, das sind zweifellos die seit einem Menschenalter in Japan wirkenden Missionäre.

Seit der heilige Franz Xaver an den Ufern Japans gelandet war und die ersten Kirchen und Schulen gegründet wurden, sind unaufhörlich, wenn auch mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen, Seelsorger aus Europa als Missionäre und Lehrer eingewandert.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts kamen in langer Reihe sehr viele Berichte aus Japan zum heiligen Stuhle, die lebendige Bilder der Zustände des Landes boten. Auch der die Tätigkeit der ersten Missionäre in unerwartet hohem Maße krönende Erfolg ist in diesen Schriften ausführlich besprochen, aus denen wir einen lichtvollen Überblick jener Zeiten gewinnen, als Hunderttausende das Christentum annahmen und beinahe ganz Südjapan sich zur Religion Christi bekannte. Dann aber kam die lange Epoche der religiösen Verfolgungen, der Mühsale und Folterungen, denen die Katholiken zu jener Zeit ausgesetzt waren. Aber trotz des grausigen Blutvergießens und trotz der Hekatomben von Märtyrern gibt es auch heute noch direkte Deszendenten jener ersten christlichen Familien.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat das Werk der Bekehrung einen neuen Aufschwung genommen, und heute ist Japan in vier Kirchendistrikte

[1]) „Die Hauptstädte der beiden ostasiatischen Kaiserreiche". II. Tokio. — Deutsche Rundschau, 1905. Bd. CXXII. S. 284.

eingeteilt, an deren Spitze der Erzbischof von Tokio steht. Auf dem Gebiete aller vier Bistümer gibt es zahlreiche Pfarren und Missionshäuser, in den großen Städten des Landes Mittelschulen und weibliche Erziehungsanstalten. Überaus erfolgreich ist die Wirksamkeit der Waisenhäuser, und die Asyle für Aussätzige erregen geradezu Bewunderung; in ihnen pflegen die Mitglieder der Mission diese lebendig Toten mit Aufopferung des eigenen Lebens.

Obgleich der nationale Gemeingeist gegenwärtig für religiöse Fragen keine sonderliche Begeisterung zeigt, ist doch das Christentum frei von jeder Verfolgung. Der heutige Japaner ist bis zu einem gewissen Grade gegen die religiöse Überzeugung seiner Mitglieder indifferent. Derzeit scheint der Japaner seine Seligkeit vor allem hienieden auf Erden zu suchen. Der alte Buddhismus hat von seinem Einfluß viel verloren, und die Lehre Confucius' zählt immer weniger Anhänger. Mit dem Inkrafttreten der neuen Verfassung hat die Regierung den bereits in Vergessenheit geratenen uralten Shintoismus zur staatlichen Religion erhoben. Das Staatsoberhaupt selbst, der Mikado, hängt dieser Lehre an; der Shintoismus war ehemals Naturanbetung, heute dient er vornehmlich patriotischen Ideen. Seine Zeremonien sind primitiv; die Gebete bestehen oft bloß in einfachen Kopfneigungen oder im Zusammenschlagen der Hände über den Altären ihrer Heiligtümer. Und die Bethäuser sind die primitivsten, die je der Mensch seinem Schöpfer errichtet hat; sie bestehen aus vier Bretterwänden ohne jeden Zierrat, ohne Gemälde, ohne Schmuck. Den einzigen Gegenstand des Bethauses bildet das Symbol ihrer Gottheit, ein spiegelglatt geschliffener, die Sonne darstellender glänzender Metallteller.

Aber diese, von einem Tage zum andern auf kaiserlichen Befehl verkündete Religion vermag schon heute nicht mehr zu befriedigen, besonders nicht die Frommen, die hoffen und beten und in Trost erbittendem und ermutigendem Flehen Beruhigung suchen. Die ungeheure Masse des einfachen Volkes besucht auch heute noch die buddhistischen Tempel und Klöster, während die gebildeten und denkenden Klassen sich mit der Lehre Christi bekannt zu machen versuchen. Ob das Christentum in Japan bedeutende Fortschritte machen wird, ist eine von vielen Seiten aufgeworfene Frage. Daß die westliche Zivilisation, die sich Japan seit Jahrzehnten zu eigen gemacht hat, ohne religiös-christliche Grundlage sehr lückenhaft ist, dessen werden die maßgebenden Kreise des Landes sich immer mehr bewußt, und sie sehen auch ein, daß das ausschließlich materielle Leben beim Mangel an geistigem Trost vollkommene Befriedigung nicht bieten kann. Es ist zweifellos, daß das innere Leben des Volkes an dem Tage, an dem es seinen alten Glauben verlieren wird, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, sich die neue Religion anzueignen, dem traurigsten Niedergange zum Opfer fallen muß. Und die gleich große Gefahr besteht für die ganze Nation, wenn die uralte moralische Basis durch Einführung neuer Verhältnisse erschüttert würde, bevor die heranwachsende Generation auf eine gleich hohe moralische Stufe gehoben worden wäre. Die überaus rasche Entwicklung Japans hat sich vor allem auf das materielle Gebiet beschränkt, ohne daß es Zeit gehabt hätte, auf die Verfeinerung seines geistigen Lebens besondere Sorgfalt zu verwenden. Es wollte um jeden Preis erst reich, groß

und mächtig sein. Es befolgte blindlings die Beispiele der Handelsmächte Westeuropas. Es hat sich mit bewunderungswerter Raschheit alles angeeignet, was sichtbar, handgreiflich war. Die im Hafen von Nagasaki ankernde Flotte Japans ist einzig in ihrer Art, nicht minder zahlreich sind seine Handelsdampfer in Kobé und Yokohama; es kommt uns vor, als wären wir in den Brennpunkten der Vereinigten Staaten Amerikas oder Englands. Die vielen Fabriken Osakas und Tokios haben dem Lande den Markt des Ostens gesichert und das Leben in den großen Städten ist in jeder Hinsicht ein getreues Abbild der europäischen Zivilisation. Ob aber das Volk bei dieser äußeren Gestaltung und bei dieser potenzierten physischen Anstrengung innerlich glücklicher ist, das ist eine andre Frage von hoher Bedeutung, die immer denjenigen, die das Aufblühen dieses Volkes aufrichtig wünschen, vor Augen schwebt. Die zu rapide Umgestaltung der Verhältnisse kann leicht wirtschaftliche Krisen nach sich ziehen, und diese haben sich bisher sogar schon mehrmals gezeigt. Und noch größer ist die Gefahr der moralischen Krise, die gleichfalls imminent bleiben wird, so lange das Volk sich nur äußerlich zu der neuerworbenen Kultur bekennt.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Freiheit und Zwang auf dem Gebiete des Verkehrsrechts [1].

Von

Victor Ehrenberg.

Es gibt ein Wort, das von jeher einen wunderbaren Zauber auf die Menschen ausgeübt und sie bald zu heroischen Taten begeistert, bald zu den größten politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Ausschweifungen verführt hat: es ist das Wort „Freiheit", und indem ich dieses Wort ausspreche, wird gewiß auch in jedem von Ihnen eine starke Empfindung ausgelöst; Sie werden glauben, daß ich hier reden will — wie der Dichter sagt — von „der Menschheit großen Gegenständen", wo „um Herrschaft und um Freiheit gerungen wird", also von der politischen Freiheit oder doch, was an dieser Stelle nahezuliegen scheint, von der Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Lehre; aber wenn ich dies täte, so würde ich den Traditionen dieses Tages und meines Amtes untreu werden.

Denn von den beiden festlichen Tagen, zu denen die Universität alljährlich einladet, gehört der eine allerdings der patriotischen Begeisterung und den großen allgemeinen Interessen: es dürfen und sollen da vollere Töne angeschlagen werden, auch solche, die in den Herzen der Hörer nachklingen. Der zweite Festtag dagegen stellt andre Aufgaben. An diesem Tage steht der Festredner hier als Vertreter seines wissenschaftlichen Spezialfachs, und ich muß Sie daher ersuchen, mit mir hinabzusteigen in die nüchterne Sphäre des Privatrechts, wo auch gerungen wird, aber nicht um Herrschaft, sondern um Besitz, wo nicht politische, sondern wirtschaftliche Machtfragen ausgekämpft werden.

Die Freiheit, die ich hier meine, ist die Freiheit im Verkehrsleben, und zwar nicht die öffentlich-rechtliche Freiheit der Konkurrenz, die Gewerbefreiheit, sondern die privatrechtliche Freiheit, die Befugnis, nach freiem

[1] Prorektoratsrede zur Feier der akademischen Preisverteilung, gehalten in der Universitätsaula zu Göttingen am 7. Juni 1905.

Belieben Rechtsverhältnisse ins Leben zu rufen und auch ihren Inhalt so zu gestalten, wie es dem einzelnen gefällt: man pflegt sie kurz und verständlich, wenn auch nicht erschöpfend, als Vertragsfreiheit zu bezeichnen. Auch hier bildet, wie stets, den Gegensatz zur Freiheit der Zwang; dieser Zwang äußert sich entweder als Verbot — er untersagt ein gewisses Handeln — oder als Gebot — er befiehlt ein gewisses Handeln. So kann der Zwang von zwei entgegengesetzten Seiten eingreifen, er kann hemmen und anfeuern; zwischen beiden, zwischen Verbot und Gebot, liegt im Recht ebenso wie in der Moral das Gebiet der Freiheit, des rechtlich oder sittlich Erlaubten, und den Kampf zwischen Freiheit und Zwang auf dem Gebiete des Verkehrsrechts zu schildern, das ist die Aufgabe, die ich mir für den heutigen Tag gestellt habe.

I.

Gestatten Sie mir, von einer ganz allgemeinen Betrachtung auszugehen. Auch der Laie weiß, daß es gewisse Rechtsverhältnisse gibt, die ihn wider Willen ergreifen, denen er sich nicht entziehen kann: er muß Geschworener, Schöffe, Vormund werden, er muß seiner Militärpflicht genügen, er muß Steuern zahlen usw. Hier handelt es sich um öffentlich-rechtliche Pflichten, also um solche, die dem einzelnen im Interesse des Gemeinwohls auferlegt sind und die durch Strafen erzwungen werden. Wäre das Gemeingefühl stark genug, um die Selbstsucht oder Gleichgültigkeit des einzelnen in Schach zu halten, so würde es auch hier des Zwanges nicht bedürfen; ich erinnere an die berühmte Bremer Steuerkiste, in die jeder Bürger unkontrolliert seine Steuer legte, deren Höhe er selbst bestimmte. Ebensowenig bedarf es da eines Zwanges, wo das Einzelinteresse mit dem Gemeinwohl Hand in Hand geht; für die besoldeten Staatsämter finden sich meist so zahlreiche geeignete Bewerber, daß niemand zur Übernahme eines solchen Amtes gezwungen zu werden braucht; aber auch hier gibt es in den Hansestädten bekannte Ausnahmen. Die Lebensinteressen des Gemeinwesens dürfen eben dem Egoismus des einzelnen nicht preisgegeben werden, und da dies allermeist zu befürchten ist, so herrscht auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts in der Regel der Zwang.

Anders auf dem Gebiete des Privatrechts; wie schon sein Name besagt, handelt es sich hier vorwiegend um private Lebensbeziehungen, die der einzelne nach seinem Willen und Können ausgestalten mag. Und zwar besteht die Freiheit seiner Entschließung in einem Doppelten: es ist ihm einmal überlassen, ob er ein gewisses Rechtsverhältnis überhaupt ins Leben rufen will, und es ist ihm sodann überlassen, wie er dieses Verhältnis rechtlich ausstatten, also welchen Inhalt er ihm geben will. Die juristische Auffassung verlangt, daß beide Momente zunächst streng auseinander gehalten werden.

Dem einzelnen ist also freigestellt, ob ein Privatrechtsverhältnis, das seine Interessen betrifft, entstehen soll. Die bei weitem zahlreichsten Verhältnisse des Privatrechts entstehen nämlich durch einen freien Willensentschluß des Interessenten, durch ein sog. Rechtsgeschäft, und daher kann ich mich kürzer und verständlicher auch so ausdrücken: es ist dem einzelnen überlassen, ob er ein Rechtsgeschäft vornehmen will oder nicht. Ob jemand heiraten will, ob

er ein Testament machen will, ob er sich ein Haus oder einen neuen Anzug kaufen oder solche Gegenstände verkaufen will, ob er ein Darlehn geben oder nehmen, einen Dienstboten engagieren oder selbst in Dienst treten will, oder ob er alles dies unterlassen will, das ist seine Sache; es ist ihm rechtlich nicht verwehrt, aber er ist dazu auch rechtlich nicht verpflichtet. Und doch ist schon hier die erste Gelegenheit, wo unter Umständen der Zwang in die Freiheit des individuellen Beliebens eingreift, so daß jemand genötigt wird, ein Rechtsgeschäft vorzunehmen, dessen Vornahme sonst ganz dem freien Willen überlassen ist, das ihm vielleicht durchaus widerstrebt oder an das er ohne diesen Zwang niemals gedacht hätte.

Der Zwang äußert sich hier als *Gebot*: du sollst ein gewisses Rechtsgeschäft eingehen; man spricht daher von einem *Kontrahierungszwang*. Ein Ihnen allen geläufiges Beispiel ist die Verpflichtung des Eisenbahnunternehmers zum Abschluß von Frachtverträgen und zur Beförderung von Passagieren; ein andres kaum weniger bekanntes Beispiel ist die Verpflichtung, unter gewissen Umständen einen Versicherungsanspruch zu erwerben. Dahin gehört aber auch die Pflicht zur Mitnahme hilfsbedürftiger Seeleute im Auslande, und aus dem früheren Recht die Verpflichtung jedes Haushaltungsvorstandes, eine Quantität Salz vom Fiskus zu erwerben: eine verschämte Art der Besteuerung[1]).

Viel zahlreicher sind die Fälle, in denen zwar nicht das *ob*? der Begründung eines Rechtsverhältnisses, wohl aber das *was*? unter einem Rechtszwange steht. Hier wird niemand gezwungen, ein gewisses Rechtsgeschäft vorzunehmen, aber *wenn* er es tut, so wird der Inhalt des Rechtsgeschäfts mehr oder minder seiner Willkür entzogen. Der Zwang kann sich hier ebenfalls als *Gebot* äußern[2]), gewöhnlich aber kleidet er sich in die Form eines *Verbotes*: es werden also gewisse Verfügungen oder Vereinbarungen für unstatthaft erklärt oder mit andern Rechtsnachteilen bedroht. Sehr häufig geschieht dies in der Weise, daß der Gesetzgeber selber eine bestimmte Anordnung trifft, also dem Rechtsgeschäft einen gewissen Inhalt, eine gewisse Wirkung erteilt und eine Abänderung oder Aufhebung dieser Anordnung für unzulässig erklärt; derartige gesetzliche Anordnungen bezeichnet man als *zwingende* oder absolute im Gegensatz zu den nachgiebigen oder dispositiven.

Die Beschränkungen dieser Art finden sich auf einigen Hauptgebieten des Privatrechts so zahlreich, daß hier kaum noch von einer wirklichen Vertrags- und Verfügungsfreiheit gesprochen werden kann, so im Personen-, Sachen-

[1]) Der Kenner des Rechts sieht alsbald, daß auch hier wieder im einzelnen wesentliche Unterschiede hervortreten: bald zwingt das Recht nur zur Annahme der von andrer Seite gemachten Offerte, bald nötigt es zu eigener Initiative und verpflichtet uns, einem andern eine Offerte zu machen; soll im letzten Falle auch das Zustandekommen des Vertrages erzwungen werden, so muß die erste Art des Zwanges damit verbunden werden, d. h. der andre muß auch verpflichtet sein, die Offerte anzunehmen (Annahme- bezw. — für gewisse Vereine — Aufnahmezwang).

[2]) Das Gesetz verlangt also für die Wirksamkeit eines Rechtsgeschäfts, daß dieses über gewisse Umstände eine ausdrückliche Erklärung enthält, z. B. über die Vorstandschaft bei einer Vereinsgründung.

und Familienrecht und bis zu einem gewissen Grade auch im Erbrecht. Wenn ich vorhin sagte, daß es jedermann überlassen bleibt, ob er heiraten, ob er ein Testament machen will oder nicht, so tritt doch gleich wieder der gesetzliche Zwang ein, sobald er sich zur Vornahme eines solchen Rechtsgeschäfts entschließt: wenn er heiratet, so kann er zwar die ehelichen Vermögensverhältnisse durch Vertrag mit seinem Ehegatten willkürlich regeln, dagegen nicht die persönlichen Verhältnisse, wie Name, Stand, Recht und Pflicht der ehelichen Gemeinschaft und auch nicht die Beendigung der Ehe; und wenn er ein Testament macht, so kann er sich zwar nach freiem Ermessen einen Erben auswählen, aber er kann seinen Kindern, seinen Eltern, seinem Ehegatten den gesetzlichen Pflichtteil nicht entziehen.

Diese Rechtsgebiete — das Personen-, Sachen-, Familien- und Erbrecht — konnte man bisher in Rücksicht auf die Bewegungsfreiheit des Individuums als die konservativen Gebiete des Privatrechts bezeichnen, weil es schien, als seien hier große Neugestaltungen — ohne eine Umwälzung unsrer gesamten Gesellschaftsordnung — nicht mehr zu erwarten. Der Kreis derjenigen Beziehungen, die das Individuum nach freiem Belieben regeln kann, schien hier festzustehen, man konnte glauben, daß der Kampf zwischen Freiheit und Zwang hier im wesentlichen zur Ruhe gekommen sei.

Aber in jüngster Zeit wird es auch auf diesen Gebieten wieder lebendig. Mit der Verfeinerung unsres nationalen und unsres ästhetischen Empfindens werden hier ganz neue Bestrebungen wach, die individuelle Freiheit noch weiter einzudämmen. Wie man bereits in manchen Ländern die Veräußerung heimischer, aus der Vergangenheit stammender Kunstwerke ins Ausland verboten hat, so sucht man jetzt unter dem Stichwort „Heimatsschutz“ die historischen Stadtbilder, die heimische Tier- und Pflanzenwelt, ja ganz allgemein die vorhandenen Naturschönheiten — ich erinnere an den Kampf um das Siebengebirge — gegen Verwüstungen zu schützen oder auch bloße Veränderungen des Heimatbildes fernzuhalten: hier soll also das freie Verfügungsrecht des Eigentümers eingeschränkt werden. Ganz andre Gründe sind es, die im Familienrecht die Freiheit des individuellen Beliebens stärker als bisher einengen wollen. Die Mediziner sind hier die Führer der Bewegung, sie wollen verhindern, daß Personen mit krankhafter erblicher Belastung, z. B. Schwindsüchtige, und vor allem, daß geistesschwache Personen zur Eheschließung gelangen: die kommenden Generationen sollen durch einen bisher unerhörten rechtlichen Zwang gegen Degenerierung, die Rasse soll gegen eine Verschlechterung geschützt werden.

Doch das sind lauter Bestrebungen, die noch in ihren ersten Anfängen stehen, und über deren Zukunft sich heute noch nichts sagen läßt; im großen und ganzen tragen die genannten Gebiete des Privatrechts einen konservativen Charakter.

Ganz anders sieht es auf dem Gebiete des Verkehrsrechts aus, und ich habe daher von Anfang an mit starker Betonung auf dieses Gebiet meine Aufgabe beschränkt: hier tauchen unaufhörlich neue wirtschaftliche Bildungen auf, und hier liegen die verschiedensten sozialen Interessen in einem nimmer ruhenden Kampfe. Mit der größeren Kompliziertheit unsres Wirtschaftslebens

tritt bald hier, bald dort das Verlangen auf, die Freiheit des individuellen Beliebens durch staatliche Vorschriften einzuschränken, und so möchte ich denn versuchen, Ihnen zu schildern, welche Triebkräfte es sind, die in älterer und in neuerer Zeit hier zu einer Beschränkung dieser Freiheit geführt haben, sowohl der Freiheit des *ob*? wie des *was*?, also des Abschlusses von Verträgen selbst, wie der Ausgestaltung ihres Inhalts: diese juristische Unterscheidung, die ich bisher meiner Betrachtung zugrunde gelegt habe, lasse ich nunmehr gänzlich fallen.

II.

Man pflegt zu sagen: Auf dem Gebiete des Verkehrsrechts herrscht das *Prinzip der Vertragsfreiheit*, aber um diesen Satz richtig zu würdigen, muß man sich erst darüber verständigen, was unter dem Ausdruck „Prinzipien" im Recht und in der Rechtswissenschaft zu verstehen ist. Versteht man darunter — ähnlich wie in der Moral — gewisse Maximen oder Grundsätze, an die der Gesetzgeber sich schlechthin zu halten hat, die seine unverrückbare Richtschnur bei der Aufstellung von Rechtssätzen bilden, so gibt es überhaupt keine Prinzipien im Recht. Denn der Gesetzgeber soll rein empirisch verfahren, er soll in jedem einzelnen Falle, wo er ein Lebensverhältnis rechtlich zu regeln hat, zunächst feststellen, welche Bedürfnisse dabei in Betracht kommen, welche Interessen zu schützen sind, und dann soll er die Mittel aufsuchen, durch welche dieser Rechtsschutz am zweckmäßigsten realisiert wird; wollte er umgekehrt verfahren, erst ein angebliches Prinzip aufstellen und daraus deduktiv die erforderlichen Rechtssätze ableiten, so würde er es dem Zufall überlassen, ob dem Bedürfnis, des zu regelnden Lebensverhältnisses damit wirklich gedient ist; in zahlreichen Fällen würde gerade das schutzwürdigste Interesse schutzlos bleiben oder nur mangelhaft geschützt werden. Stellt er z. B. das Prinzip auf, daß nur Schuld eines Ehegatten zur Scheidung der Ehe führen darf, so ist eine Ehescheidung wegen Geisteskrankheit ausgeschlossen. Dennoch sind wir Deutsche nur zu geneigt, so zu verfahren; dem Deutschen und besonders dem deutschen Juristen wird „das Prinzip" leicht zu einem Moloch, dem er die eigene bessere Erkenntnis opfert. Wie oft stößt man heute, wenn es sich um die gesetzliche Regelung eines wichtigen Spezialgebietes handelt, auf die Entgegnung: „Ja, an sich wäre das wohl für diesen Fall die beste Lösung, aber sie widerspricht einem Prinzip des Bürgerlichen Gesetzbuches." Also in die Mauer, die wir selber gestern gebaut, dürfen wir kein neues Fenster brechen, mag auch der neue Wohnraum, den wir dahinter einrichten wollen, ohne Licht und Luft bleiben, und mögen die Menschen, die diesen Raum bewohnen sollen, deswegen verkümmern! Prinzipien in *diesem* Sinne des Worts sind eine große Gefahr für das Recht, und das Bürgerliche Gesetzbuch hat gerade den Vorzug, daß es sich hütet, derartige allgemeine Maximen aufzustellen, es will gar nicht dem künftigen Gesetzgeber für *besondere* Regelungen die Hände binden.

Versteht man dagegen unter dem „Prinzip" eine bloße *Regel*, die zwar in den meisten Fällen und im Zweifel zutrifft, aber in zahlreichen

Fällen auch eine Ausnahme erleiden kann, so ist gegen den Ausdruck nichts einzuwenden [1]).

In diesem Sinne kann man recht wohl sagen, daß auf dem Gebiete des Verkehrsrechts das Prinzip der Vertragsfreiheit herrscht; das freie Belieben des Individuums bildet hier noch immer die Regel, und in den ältesten Zeiten galt diese Regel so gut wie ausnahmslos.

Traf man eine Vereinbarung oder Verfügung über ein Rechtsgut, das innerhalb der eigenen Rechtssphäre lag, so war man dabei an keine rechtliche Schranke gebunden. Allerdings gab es schon damals wie heute gewisse Vereinbarungen, die schlechthin unzulässig waren, weil sie als sittlich so anstößig galten, daß die Rechtsordnung sich nicht dazu hergeben konnte, sie zu verwirklichen; aber die Grenze des sittlich Erlaubten war unendlich viel weiter gezogen als in unsern Tagen. Ich erinnere Sie daran, daß ein römischer Vater befugt war, seine Kinder zu verkaufen, und daß der Germane sich seiner eigenen Freiheit durch Vertrag entäußern konnte — Güter, die nach der sittlichen Anschauung einer späteren Zeit schlechthin der freien Verfügung entzogen waren.

Allerdings gab es schon im ältesten Recht einen Hemmschuh für das schrankenlose Belieben des Individuums auf dem Gebiete des Privatrechts, aber er war rein *formeller*, nicht materieller Natur: jede Willenserklärung mußte nämlich *in einer ganz bestimmten Form* abgegeben sein, sonst war sie unverbindlich; es herrschte eine unerbittliche Formenstrenge für alle Rechtsgeschäfte. Heute verlangen wir eine bestimmte Form vor allem dann, wenn ein Rechtsverhältnis sich äußerlich erkennbar in voller Klarheit und Schärfe von andern Rechtsverhältnissen oder von solchen Lebensverhältnissen, die nicht Rechtsverhältnisse sind, abheben soll: so ist es z. B. nötig, daß man mit Sicherheit erkennen kann, ob ein Verhältnis zwischen einem Mann und einem Weib wirklich *Ehe* ist oder nicht; ferner ob jemand an Stelle einer andern Person Eigentümer eines Grundstücks geworden ist oder nur als Käufer ein Anrecht erworben hat, Eigentümer zu werden, ebenso ob jemand einen Wechsel oder eine gewöhnliche Urkunde ausgestellt hat. Die Form diente und dient also in erster Linie der Rechtssicherheit, aber sie war und ist zugleich ein Mittel, um die Eingehung bindender Verpflichtungen und die Vornahme drückender Verfügungen zu erschweren und so gegen Übereilungen und Übervorteilungen zu schützen. Wenn endlich die vom Rechte vorgeschriebene Form eine mehr oder minder große *Öffentlichkeit* für die Vornahme des Rechtsgeschäfts verlangt, z. B. die Zuziehung von Zeugen oder von öffentlichen Beamten, in älterer Zeit sogar die Gegenwart des ganzen Volkes, dann kommt zu dieser hemmenden Wirkung unter Umständen noch eine abschreckende Wirkung hinzu: Verfügungen und Vereinbarungen nämlich, die zwar vom Rechte nicht verboten, aber unschicklich oder lieblos sind, scheuen das Licht der Öffentlichkeit und sind daher tatsächlich nicht durchführbar. Der Formenzwang versieht hier also indirekt zugleich die Funktion, solche Interessen zu

[1]) Vgl. *Zitelmann*, Die Kunst der Gesetzgebung. 1904. S. 21 ff.

schützen, die durch die schrankenlose Freiheit des Individuums gefährdet sind, eine Funktion, die allmählich mehr und mehr von dem materiellen Recht übernommen wird. Denn der Formzwang in solcher Allgemeinheit ist ein zweischneidiges und unvollkommenes Schutzmittel.

Zweischneidig ist er, weil er alle Rechtsgeschäfte trifft, auch diejenigen, welche seiner nicht bedürfen, ja für die er schädlich ist, so vor allem die täglichen Geschäfte des Handels und Wandels, denen er zum unerträglichen Hemmnis werden kann. Hier ist er nur unbedenklich, solange die meisten Lebensbedürfnisse in jedem Haushalt noch selbst hergestellt werden und daher der Güteraustausch, der Verkehr noch gering ist; mit der Teilung der Arbeit wird von dem nun immer lebhafter werdenden Verkehr jede Erschwerung als Belästigung empfunden.

Aber der Formzwang ist auch ein unvollkommenes Schutzmittel, denn durch Beobachtung der Form wird jedes, auch das gefährlichste Rechtsgeschäft eben doch gültig, und damit wird der indirekte Schutz, den die Form gewährt, hinfällig. Der Formzwang erschwert zwar den Abschluß eines solchen Rechtsgeschäftes, und wo die Form eine Öffentlichkeit des Rechtsvorganges bewirkt, kann er ihn auch geradezu verhindern, aber er muß dies nicht, und die eiserne Stirn eines gewissenlosen Menschen trotzt wohl selbst der öffentlichen Meinung eines ganzen Volkes.

Deshalb gelangt das Recht bei wachsender Kultur schon früh dahin, den allgemeinen Formzwang fallen zu lassen und dafür einen materiellen Rechtszwang einzuführen. Dadurch wird es möglich, jedes einzelne Rechtsgeschäft darauf anzusehen, ob es der Vertragsfreiheit vollständig überlassen bleiben darf, oder ob bei ihm zum Schutze gefährdeter Interessen die Vorschrift einer bestimmten Form genügt, oder endlich, ob es einem materiellen Rechtszwang, einem Gebot oder Verbot unterstellt werden muß.

Es wäre höchst verkehrt, sich an dem Worte „Rechtszwang" zu stoßen oder in einem solchen Zwange etwas an sich Verwerfliches, mindestens etwas sehr Abnormes zu sehen. Wie der Vater das Kind, der Vormund das Mündel zu dessen eigenem Besten zwingt, etwas Nützliches zu tun oder etwas Schädliches zu unterlassen, so muß auch der Staat mit seinen Geboten und Verboten da eingreifen, wo menschliche Schwäche oder soziale Verhältnisse eigentümliche Gefahren für das wirtschaftliche Wohl zahlreicher Personen im Gefolge haben. Solche Gefahren bilden in der Tat stets die erste und Hauptveranlassung für einen Eingriff der Gesetzgebung: man kann hier mit Jhering[1]) von einer vormundschaftlichen Funktion des Rechts sprechen. Sie erscheint als die erste Kraftprobe in dem Kampfe zwischen Freiheit und Zwang auf dem Gebiete des Verkehrs, taucht bei allen Kulturvölkern schon in früher Zeit auf und hat eine doppelte Richtung: nämlich bald kehrt sie ihre Spitze gegen den zu Schützenden selbst, bald gegen den andern, mit dem der Schutzbedürftige ein Rechtsverhältnis eingeht. Diese Unterscheidung ist sehr charakteristisch und bedeutsam.

[1]) Zweck im Recht. Bd. II, S. 293

III.

Lassen Sie uns zunächst die erste Richtung ins Auge fassen. Wie in aller Welt, wird man fragen, kann das Recht denjenigen mit Zwang bedrohen, also gewissermaßen sich zum Gegner wählen, den es selber schützen will? Nun, der Mensch unterliegt oft und leicht den Trieben in seiner eigenen Brust, Trieben, die an sich keineswegs verwerflich zu sein brauchen, sie können moralisch harmlos, ja sogar preiswürdig sein, aber sie führen oft zum wirtschaftlichen Verderben, und deshalb stumpft das Recht ihre Wirkungen ab. Was ist berechtigter als das Wohlwollen gegen andre und besonders gegen die Nächststehenden? Aber die eheliche Liebe z. B. führt leicht zu übertriebenen Schenkungen; deshalb verbot das römische Recht Schenkungen unter Ehegatten überhaupt, und deutsche Stammesrechte setzten für die Morgengabe ein unüberschreitbares Maximum fest. Aus ähnlichen Gründen wurde die Übernahme von Bürgschaften durch Frauen untersagt oder erschwert, während das Verbot der Spiel- und Wettverträge oder ihre Klaglosigkeit sich gegen weniger löbliche menschliche Triebe richtet.

Hier überall greift das Recht durch Verbote, also negativ in die Freiheit der Verkehrsbeziehungen ein; es war dem modernen Recht vorbehalten, auch eine positive vormundschaftliche Funktion der Fürsorge für weite Schichten des Volkes zu verwirklichen, indem es sie zwingt, sich gegen Notstände zu sichern, die ihre wirtschaftliche Existenz in hohem Grade gefährden.

Zwei große wirtschaftliche Gefahren sind es, die den Menschen bedrohen: einmal die Vernichtung seines vorhandenen Besitztums und sodann die Unmöglichkeit, neuen Besitz zu erwerben. Beide — Vermögensverlust und Erwerbslosigkeit — können die verschiedensten Ursachen haben. Das vorhandene Vermögen kann durch Naturereignisse oder durch Menschenhand zerstört werden, ja durch bloße Konjunktur verloren gehen (z. B. Aktienbesitz); die Erwerbslosigkeit kann auf Erwerbsunfähigkeit beruhen (infolge von Krankheit oder Invalidität), aber auch auf Mangel an Gelegenheit zur Arbeit, auf sog. Arbeitslosigkeit.

Soweit diese Notstände durch menschliche Handlungen oder menschliche Einrichtungen hervorgerufen werden, kann dem Geschädigten unter Umständen ein gesetzlicher Anspruch auf Hilfe kraft der sog. Haftpflicht zustehen, aber in den bei weitem meisten Fällen fehlt ein solcher Anspruch oder ist wegen Unvermögens des Haftpflichtigen wertlos, und dann würde der Betroffene ganz hilflos den drohenden Gefahren gegenüberstehen, wenn es nicht eine Einrichtung gäbe, die es ihm ermöglicht, sich auf anderm Wege einen Anspruch auf Hilfe zu verschaffen, das ist die Versicherung.

Die Versicherung beruht auf einem Rechtsgeschäft, dessen Eingehung an sich dem freien Belieben des Individuums überlassen bleibt. Hier aber ist es wieder, wo der Zwang der Freiheit entgegentritt. Unzählige Menschen unterlassen es, einen solchen Versicherungsanspruch zu erwerben, viele allerdings, die wirtschaftlich Schwachen, weil ihnen die Mittel dazu fehlen, viele aber auch aus Leichtsinn oder Gleichgültigkeit, andre aus Mangel an Einsicht oder aus übel angebrachter Sparsamkeit. Daher werden sie in gewissen Fällen

vom Gesetzgeber zu ihrem eigenen Besten gezwungen, ein Versicherungsverhältnis einzugehen. Ein solcher Zwang wurde anfangs auf dem Wege autonomer genossenschaftlicher Satzung ausgeübt. Innungen und Knappschaften nötigten zur Abführung von Beiträgen an ihre Hilfskassen, und solcher Beitrittszwang wurde später durch Staatsgesetz auf Pensionsanstalten für Beamtenwitwen und andre Unterstützungskassen ausgedehnt. Auch die Immobiliarfeuerversicherung und die Viehversicherung ist zum Teil von dem Prinzipe des Versicherungszwanges beherrscht, und in den modernen Unfallberufsgenossenschaften hat dieser Gedanke eine Verwirklichung erfahren, durch die gerade die wirtschaftlich stärksten Kreise der Nation zu einer Zwangsversicherung größten Stiles zusammengefaßt sind. Selbst unser sonst dem wirtschaftlichen Verkehr so fernstehendes akademisches Leben ist schon früh durch die Witwenkasse der Professoren, dann durch die Krankenversicherung und neuestens durch die Unfallversicherung der Studierenden von diesem Rechtszwange ergriffen worden.

Wo die einem solchen Zwang unterworfenen Volksschichten nicht imstande sind, den Versicherungsanspruch ausschließlich aus eigenen Mitteln zu erwerben, da greift der Staat teils mit *seinen* Mitteln ein, d. h. mit der Steuerkraft des ganzen Volkes, teils zwingt er durch Rechtssatz andre, besser gestellte Volksschichten — die Arbeitgeber, — bei der Aufbringung der erforderlichen Mittel mitzuwirken. Es ist bekanntlich ein Hauptzweig der großartigen modernen sozialpolitischen Gesetzgebung, der sich diese Aufgabe gestellt und damit die Zwangsversicherung zum Teil aus der Sphäre des Privatrechts in die des öffentlichen Rechts hinübergeführt hat.

IV.

In allen diesen Fällen richtet also das Recht kraft seiner vormundschaftlichen Funktion seine Verbote und Gebote an die zu schützende Person selbst. Noch viel zahlreicher aber sind die Fälle, wo das Recht seine Spitze gegen denjenigen richtet, mit dem die schutzbedürftige Person einen Vertrag abschließt, also juristisch gesprochen: gegen den andern Kontrahenten. Schon in frühen Zeiten tauchen bei den Kulturvölkern vereinzelt solche Bestrebungen der Gesetzgebung auf — ich erinnere nur an die gesetzlichen Zinsbeschränkungen und Wucherverbote —, um mit der reicheren Ausgestaltung des gewerblichen Lebens und der stärkeren Scheidung in herrschende und dienende Klassen eine immer wachsende Bedeutung zu gewinnen, und wenn man von den *sozialen Neuerungen* unsres bürgerlichen Rechts spricht, so sind es in erster Linie diese Zwangsvorschriften, an die man dabei denkt. Von unendlicher Mannigfaltigkeit im einzelnen, lassen sie sich doch auf zwei Hauptzwecke zurückführen, nämlich: *Schutz des Publikums gegen gewissenlose Gewerbetreibende* und *Schutz der dienenden Klassen gegen die Dienstherrschaften, also der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber.*

Ich will Sie nicht mit einer Aufzählung der überaus zahlreichen Gesetze und einzelnen Rechtsvorschriften ermüden, welche dem einen oder andern dieser Zwecke dienen sollen, nur auf einen charakteristischen Gegensatz beider möchte ich Sie hinweisen.

Das Treiben gewissenloser Geschäftsleute nämlich spielt sich meist lange im Verborgenen ab, bis dann mit einem Mal ein sensationelles Ereignis — ein großes Verbrechen, ein pikanter Prozeß, eine Enthüllung durch die Presse — wie ein grelles Licht aufblitzt und dem erschreckten Publikum einen Blick in einen Abgrund unsres sozialen Lebens eröffnet, von dem bis dahin nur wenige etwas ahnten. Die öffentliche Meinung und unter ihrem Druck die Volksvertretung ist in solchen Fällen sehr geneigt zu einer Augenblicksgesetzgebung, zu überstürzten Vorschriften, die manchmal das Richtige treffen, meist aber viel zu sehr auf den einzelnen Fall zugeschnitten oder auch umgekehrt viel zu allgemein gefaßt sind, daher eine verderbliche Unsicherheit in das Verkehrsleben bringen und Rückschritte notwendig machen. Schon in Rom führte der Vatermord eines überschuldeten Hanssohnes zu dem berühmten Senatus consultum Macedonianum, das Mittelalter zeitigte eine viel zu weit gehende Zins- und Kornwuchergesetzgebung, und auch wir haben z. B. in dem Börsengesetz und dem Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb Produkte einer solchen nicht genügend durchdachten Momentgesetzgebung, die den redlichen Verkehr entweder nicht ausreichend schützt oder in unerträglicher Weise einschränkt.

Anders ist die Sachlage in dem zweiten Falle, also wo der Schutz der Arbeitnehmer gegen mißbräuchliche Behandlung oder übertriebene Ausbeutung durch die Arbeitgeber in Frage steht. Hier handelt es sich in der Regel um Zustände, die anfangs ganz normal sind, erst allmählich zu Mißständen werden, um sich schließlich unter besonderen Bedingungen zu großen sozialen Übeln auszuwachsen. Ich gebe als Beispiel das sog. Truckſystem, d. h. die gänzliche oder teilweise Auslohnung des Arbeiters in Lebensmitteln oder andern Waren statt in Geld: ein System, das, im häuslichen Dienstbotenverhältnis so natürlich und berechtigt, im ländlichen Arbeitsverhältnis meist noch ungefährlich, für die Industriearbeit geradezu ein Fluch geworden ist und deshalb hier gesetzlich verboten wurde. Vieles wird auch erst bei der Verfeinerung der Kultur als Übelstand empfunden, was eine frühere Generation anstandslos ertragen hat. Dies gilt besonders von den Arbeitsstätten, von den Wohnräumen, von der persönlichen Behandlung der Untergebenen und dergleichen. In allen diesen Fällen handelt es sich also meist um Erscheinungen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, die eine längere Beobachtung und Prüfung in voller Öffentlichkeit zulassen und bei denen der Gesetzgeber mit seinem Zwangseingriff, seinem Gebot oder Verbot, gewissermaßen eine langsam gereifte Frucht vom Baume pflückt. In der Regel geht diesem Eingriff ein durch Jahre, selbst Jahrzehnte währender Kampf voraus, in dem die proletarischen Massen den besser gestellten Volksschichten den erstrebten Schutz abringen. Jedermann weiß, welcher wiederholten Anstürme es bedurft hat, um beispielsweise bessere Arbeitsbedingungen oder die Sonntagsruhe für die dienenden Klassen zu erkämpfen.

V.

In allen den zuletzt genannten Fällen war es also der sozial oder wirtschaftlich Schwache oder der Unerfahrene, der, durch die Umstände zum Vertragsschluß mit einer andern Person genötigt, gegen die Zumutungen

dieses andern geschützt werden mußte — ein Abhängigkeitsverhältnis, das nicht beseitigt, aber in seinen bedenklichen Wirkungen abgeschwächt werden sollte.

Sehr häufig bedarf es aber dazu besonderer rechtlicher Schutzmaßregeln gar nicht, weil die freie Konkurrenz dafür sorgt, daß der wirtschaftlich oder sozial Stärkere seine überragende Macht nicht mißbrauchen kann: bietet er die gewünschten Leistungen zu unbilligen Bedingungen an, so finden sich zahlreiche andre Gelegenheiten, wo man sie zu günstigeren Bedingungen erhält. Beispielsweise kann es zwar in Ausnahmsfällen notwendig werden, den Maximalpreis für die wichtigsten Nahrungsmittel obrigkeitlich festzulegen — z. B. in belagerten Festungen oder während einer Hungersnot —, aber unter normalen Verhältnissen ist dies nicht erforderlich, hier reguliert sich die Freiheit durch sich selbst, jenem Speer vergleichbar, der die Wunden heilt, die er geschlagen hat: die Gefahren der Vertragsfreiheit werden aufgehoben durch den Segen der Gewerbefreiheit; das öffentliche Recht gewährt hier das Heilmittel gegen ein Übel des Privatrechts — freilich meinen manche, die Medizin sei noch schlimmer als die Krankheit.

Wie dem nun sei, jedenfalls fehlt dieses Mittel da, wo eben rechtlich oder faktisch die freie Konkurrenz ausgeschlossen ist: hier kann eine ähnliche Abhängigkeit auch für solche Kreise der Bevölkerung entstehen, die man sonst durchaus nicht zu den wirtschaftlich schwachen zu zählen gewohnt ist. Es ist das überall da der Fall, wo ein wichtiger Gewerbszweig einen monopolisierenden Charakter annimmt, wo man also für die Befriedigung eines wirtschaftlichen Bedürfnisses nicht mehr die Freiheit der Wahl hat, sondern auf einen bestimmten Unternehmer angewiesen ist.

Dies war schon in frühen Zeiten vielfach bei dem Gewerbe der Logierwirte der Fall, jetzt kommen in erster Linie die öffentlichen Verkehrsanstalten in Betracht, also Droschken, Omnibuslinien, städtische Bahnen und vor allem Post und Eisenbahn. Hier gibt es drei Mittel, um den Gefahren vorzubeugen, die sich für das Publikum ergeben. Das radikalste ist die Verstaatlichung des ganzen Gewerbszweiges, wie es z. B. beim Postgewerbe seit langer Zeit gänzlich geschehen, beim Eisenbahngewerbe in Deutschland zum wesentlichsten Teile faktisch durchgeführt ist.

Ein weniger durchgreifendes Mittel ist der Konzessionszwang, also die Beseitigung der Gewerbefreiheit für den betreffenden Gewerbszweig. Hier wird der Gewerbebetrieb von einer Erlaubnis des Staates abhängig gemacht, und dadurch hat es der Staat mehr oder minder in der Hand, die Bedingungen des Gewerbebetriebes dem Unternehmer vorzuschreiben und damit faktisch auch in die Vertragsfreiheit einzugreifen.

Denn an sich liegen beide Mittel auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, sie sind Beschränkungen der Gewerbefreiheit. Die dritte Möglichkeit ist nun aber die bloße Einschränkung der Vertragsfreiheit zu ungunsten des Unternehmers, und dieses privatrechtliche Mittel kann auch neben den beiden andern zur Anwendung kommen, z. B. neben der Verstaatlichung, um das Publikum gegen engherzige Fiskalität zu schützen.

In der Tat hat unser Privatrecht von diesem Mittel hier schon einen starken Gebrauch gemacht und ist im Begriff, ihn noch weiter auszudehnen[1]). Die Eisenbahnen bilden hier den klassischen Fall. Der Eisenbahnunternehmer unterliegt einem dreifachen Zwange: er kann die Beförderung von Personen und Gütern nicht ablehnen — Transportzwang —; er kann seine gesetzliche Haftung nicht durch besondere Vereinbarungen ausschließen oder einschränken — Haftzwang —, und er kann die Gegenleistung nicht durch Einzelverträge willkürlich festsetzen — Tarifzwang. Ohne diese dreifache Einschränkung der Vertragsfreiheit würde der Eisenbahnunternehmer in der Lage sein, selbst die größten Fabrikanten, Bergwerkseigentümer und Gutsbesitzer zu ruinieren oder sich tributpflichtig zu machen, also Personen in ein Abhängigkeitsverhältnis hineinzunötigen, die man gewiß nicht zu den wirtschaftlich Schwachen zählen darf.

Aber auch wo der einzelne Unternehmer nicht wie bei Post und Eisenbahn ein rechtliches oder faktisches Monopol besitzt, kann doch dieselbe Wirkung dadurch herbeigeführt werden, daß die sämtlichen Unternehmer sich zusammentun, sich über einen typischen Vertragsinhalt einigen und diesen damit der individuellen Vereinbarung entziehen. Hierfür bietet das Versicherungsgewerbe schon früh das erste Beispiel im großen. Die Versicherungsgesellschaften der gleichen Branche haben sich mehr und mehr über identische Versicherungsbedingungen geeinigt und nötigen diese dem Publikum auf: wer sich ihnen nicht unterwerfen will, muß unversichert bleiben. Immerhin besteht hier die Konkurrenz unter den Unternehmern fort, solange nicht auch einheitliche Tarife vereinbart sind, was bei dem Unterschied von Aktiengesellschaften und Gegenseitigkeitsgesellschaften im Versicherungsgewerbe besonderen Schwierigkeiten begegnet. Wo dagegen auch die Preise für die zu machenden Leistungen durch Vereinbarung zwischen den Unternehmern festgelegt sind, da ist eine ernsthafte Konkurrenz ausgeschlossen. Dies geschieht durch die sogenannten Kartelle (Ringe, Syndikate, Trusts, die Erscheinung tritt unter den verschiedensten Namen auf). Selbst in ihrer lockersten und ungefährlichsten Form, nämlich als bloße Vereinbarungen über einen Minimalpreis, den kein Unternehmer unterbieten darf, beeinträchtigen sie die Konkurrenz; in ihrer schärfsten Form führen sie zur Aufsaugung der einzelnen Betriebe durch einen riesigen Gesamtbetrieb und damit zur vollständigen Monopolisierung des betreffenden Gewerbszweiges.

Die Kartelle üben ihrerseits einen gefährlichen Zwang aus, und zwar nach einer dreifachen Richtung: gegen die einzelnen Unternehmer selbst, gegen die Arbeiter und gegen die Konsumenten.

---

[1]) Es verdient Überlegung, ob nicht auch die öffentlichen Blätter einem Kontrahierungszwang bezüglich der Annahme von Inseraten (natürlich nur gegen Barzahlung) zu unterwerfen wären. Der Fall ist vorgekommen, daß die bereits ansässigen Firmen eines Ortes die Verleger der Lokalzeitungen durch einen Vertrag verpflichtet haben, von keiner neu sich etablierenden Konkurrenzfirma Inserate aufzunehmen. Selbst wenn dieser Vertrag gegen die guten Sitten und also ungültig sein sollte (was zweifelhaft ist), wer kann die Zeitungsverleger hindern, sich danach zu richten? Und wer kann die alten Firmen hindern, den Zeitungen sonst ihre Inserate zu entziehen?

Zunächst gegen die einzelnen widerstrebenden Unternehmer. Diese werden durch die Furcht vor wirtschaftlichen Zwangsmaßregeln, nämlich vor Preisunterbietungen (sog. Schleuderkonkurrenz) und Lieferungssperren zum Beitritt genötigt und vom Austritt abgeschreckt, und durch juristische Zwangsmittel, besonders durch hohe Konventionalstrafen werden sie gehindert, den Kartellvertrag zu verletzen. Diese Seite der Kartellgefahr hat bereits mehrfach zu gerichtlichen Entscheidungen geführt, insbesondere hat das Reichsgericht wenigstens den Weg gewiesen, auf dem mit Hilfe des Privatrechtes die schwersten Übelstände bekämpft werden können.

Sodann gefährden die Kartelle die Arbeiter ihres Gewerbzweiges, denen sie durch die koalierte Macht der Unternehmer einheitliche Arbeitsbedingungen vorschreiben und damit die Freiheit von Angebot und Nachfrage illusorisch machen. Diesen Gefahren können aber die Arbeiter mit gleichen Waffen entgegentreten, sobald sie erst die volle Koalitionsfreiheit besitzen.

Endlich aber für das konsumierende Publikum wird durch die Kartelle jede Freiheit des Vertragschlusses zur Unmöglichkeit gemacht, soweit es nicht selber aus gleich mächtigen Unternehmerverbänden besteht, die ausnahmsweise selbst in der Lage sind, den kartellierten Unternehmern durch ihre wirtschaftliche Macht zu imponieren. Aber das sind besondre Fälle; in der Regel versagt hier das vorhin geschilderte soziale Korrektiv der Selbstregulierung der Freiheit durch die Freiheit, ja es wird geradezu auf den Kopf gestellt: während sonst die Gewerbefreiheit ein Schutz des Publikums gegen die Gefahren der Vertragsfreiheit ist, wird hier wiederum die Vertragsfreiheit benutzt, um diese günstigen Wirkungen der Gewerbefreiheit für das Publikum zu vereiteln.

Der Gesetzgeber wird damit vor ein ganz neues Problem gestellt; denn augenscheinlich ist diesem Mißbrauch der Vertragsfreiheit mit unsern privatrechtlichen Mitteln nicht beizukommen. In allen bisher beschriebenen Fällen war es nämlich der Vertragschließende selber, der durch den Zwang geschützt werden sollte, mochte sich das gesetzliche Gebot oder Verbot nun gegen ihn selbst oder gegen den andern Kontrahenten richten; hier dagegen ist der Konsument, welcher geschützt werden soll, an dem gefährlichen Rechtsgeschäft gar nicht beteiligt, die von ihm abgeschlossenen Verträge bewegen sich durchaus in den gewohnten Bahnen des loyalen Verkehrs, er behält die Freiheit der Wahl, und nur sein Kontrahent, sein Lieferant, hat nicht die Freiheit der Preisbestimmung, sondern ist nach rückwärts durch den Kartellvertrag gebunden. Wollte der Gesetzgeber also selbst die Kartelle ganz verbieten und alle Preisvereinbarungen für nichtig erklären, so könnte er die Unternehmer doch niemals hindern, sich trotzdem danach zu richten und die vereinbarten Preise innezuhalten. Ein solches Verbot würde also nur entsittlichend wirken, denn lediglich die schlechteren Charaktere würden es sich gelegentlich zunutze machen, alle anständigen Unternehmer würden sich an den Kartellvertrag trotz seiner juristischen Ungültigkeit moralisch gebunden fühlen. Es bliebe daher nur noch — wie bei der Eisenbahn und ähnlichen Gewerben mit monopolisierender Tendenz — das Mittel des Kontrahierungszwanges übrig. Jedes Mitglied eines Kartells müßte zum Vertragschluß, und zwar auf Grund eines

angemessenen Preises, verpflichtet werden; aber diese Möglichkeit scheitert schon daran, daß die Existenz eines Kartells gar nicht bekannt zu werden braucht.

Hier endet also die Macht des Privatrechts; hier kann nur das öffentliche Recht mit seinen Machtmitteln wirksam eingreifen. Aber auch das ist eine bedenkliche Sache. Es ist nicht schwierig, mit dem letzten Juristentag den allgemeinen Satz aufzustellen, daß man „staatliches Eingreifen gegen etwa übertriebene, wirtschaftlich ungerechtfertigte Preissteigerungen für empfehlenswert hält;" die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn man an die praktische Ausführung dieses Postulats geht. Zwar was eine „übertriebene" Preissteigerung ist und welche Preissteigerung „wirtschaftlich ungerechtfertigt" ist, das zu beantworten mag im einzelnen Falle keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten; aber ist das Festhalten an einem früher berechtigten, jetzt wirtschaftlich ungerechtfertigten Preise nicht ebenso zu bekämpfen wie eine Preissteigerung? Und ferner: soll das Eingreifen des Staates sich nur auf die Preisbestimmung für Waren erstrecken oder auch für andre, z. B. Arbeitsleistungen oder Wohnungsmieten? und wenn nur auf Waren, dann auf alle Waren oder nur auf gewisse allgemeine Volksbedürfnisse, wie Getreide, Kohlen, Petroleum? Und wie denkt man sich das Eingreifen des Staates? durch Strafandrohungen gegen Preistreibereien, wie dies bereits im Altertum geschah? oder — nach einem auf dem Juristentag von sehr hervorragender Seite gemachten Vorschlage — durch Infamierung der Unternehmer, die ihre Macht mißbrauchen? oder wie sonst? Doch, wie ich schon sagte, alle diese Mittel liegen außerhalb des Privatrechtes, und so fällt schon diese bloße Fragstellung aus dem Rahmen heraus, den ich mir für meine Aufgabe gesteckt habe.

VI.

Geehrte Anwesende! Ich habe versucht, Ihnen die wichtigsten wirtschaftlichen und sozialen Gründe aufzuzeigen, die den Gesetzgeber mit starkem Druck bestimmen, die Freiheit des Verkehrs durch privatrechtliche Zwangsvorschriften einzuschränken; daneben gibt es zahlreiche Einzelfälle, in denen der Gesetzgeber, ohne daß solch ein mächtiger Druck sich nachweisen läßt, aus besonderen Zweckmäßigkeitsgründen in die Vertragsfreiheit eingreift: ein genügender Beweis, wie wenig er sich aus sog. Rechtsprinzipien macht; auch das Prinzip der Vertragsfreiheit ist kein solches, an das er sich irgendwie gebunden hält.

Allerdings wird die Freiheit auf dem Gebiete des Verkehrs stets ein großes Herrscherrecht für sich beanspruchen dürfen: sie eröffnet dem Talent weite Bahnen für seine natürliche Entfaltung, sie gewährt dem Erfindungsreichen, dem Mutigen, dem Schaffensfreudigen die Möglichkeit schrankenloser Betätigung, und indem sie dem Egoismus gestattet, schöpferisch zu wirken, befruchtet sie breite Flächen unsres Kulturlebens mit der Keimkraft neuer Ideen. Aber die Freiheit hat auch wieder beträchtliche Gefahren im Gefolge: sie gewährt dem Geschäftskundigen ein großes Übergewicht über den Unerfahrenen und dem kühl Berechnenden über den Leidenschaftlichen; sie liefert den Leichtsinnigen in die Hand des Gewissenlosen und den Notleidenden in die Hand

des Besitzenden. Und andrerseits gibt sie wieder den einzelnen der organisierten Mehrzahl preis; sei der einzelne auch noch so reich, angesehen, klug und geschäftsgewandt: er muß sich beugen vor der Macht der Koalition.

Die Freiheit besticht durch das Gewand der Rechtsgleichheit, in das sie sich kleidet. Der Reiche und der Arme, der Mächtige und der Geringe, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, der Versicherer und der Versicherte — wenn sie sich durch einen Vertrag verbinden, stehen sie einander rechtlich völlig gleich, als pares, als Parteien mit der gleichen Befugnis des freien Beliebens, sie „vertragen" sich, weil anscheinend das, was dem einen gutdünkt, auch dem andern gefällt. Aber in Wahrheit ist diese Gleichheit sehr häufig nur leerer Schein, denn der rechtlichen Freiheit des Armen, des Geringen, des Arbeitnehmers, des Versicherten entspricht keine wirtschaftliche Freiheit; sie sind durch ihre Lage gezwungen, den Vertrag abzuschließen, und zwar unter den Bedingungen, die der andre ihnen vorschreibt.

Die Freiheit befriedigt also ein gewisses theoretisches Gerechtigkeitsgefühl, da die Parteien einem Prinzip, und zwar beide demselben Prinzip, unterstellt sind. Der Zwang dagegen erweckt in uns die Vorstellung von Druck und Willkür, und in der Tat hat es Fälle gegeben, wo der Staat seine Zwangsgewalt auf dem Gebiete des Verkehrsrechtes in fiskalischem Interesse gemißbraucht hat. Aber das sind stets ganz seltene Ausnahmen gewesen; es ist daher unrichtig, den rechtlichen Zwang in der Politik und den rechtlichen Zwang in der Wirtschaft zu identifizieren. Durch nichts wird dieser große Unterschied heller beleuchtet als durch das Verhalten unsrer radikalsten Partei zu beiden Problemen. Dieselbe Partei, die für die äußersten Auswüchse der politischen Freiheit zu haben ist und hier geradezu für die prinzipielle Befreiung des Individuums von jeder staatlichen Schranke eintritt, verlangt auf wirtschaftlichem Gebiete die Knebelung des Individuums zugunsten der Gesamtheit, ja die Expropriierung des Privateigentums und die Monopolisierung aller gewerblichen Betriebe in der Hand des Staates: für den einzelnen dort schrankenlose Freiheit, hier Knechtschaft — für den Staat dort Ohnmacht, hier Allmacht!

Solche extremen Pläne gefährden die Grundlagen und die Fortschritte unsrer Kultur; denn ohne die starke Triebkraft des Egoismus würden zahlreiche Errungenschaften des Menschengeistes nicht gewonnen werden oder bald wertlos verkümmern. Auf der andern Seite bringt die brutale Ellbogenfreiheit des Egoismus Gefahren mit sich, denen gegenüber das Recht sich unmöglich gleichgültig verhalten kann. Aber freilich, das Recht hat hier die Aufgabe, einer neuen Verkehrserscheinung sich in vorsichtiger Weise anzupassen, ihr nicht voreilig mit Gewaltmitteln entgegenzutreten und damit die Keime neuen Werdens gleich in der Entstehung zu ersticken. Auch wenn die Gefahr eines Mißbrauchs klar erkennbar ist, kann doch niemand vorhersagen, was aus der neuen Erscheinung werden wird, segensreicher Fortschritt oder Unheil. Das Versicherungswesen wies in seinen Anfängen die größten Mißbräuche auf — und doch, wie verkehrt wäre es gewesen, seine weitere Entwicklung durch ein Verbot zu vereiteln. Umgekehrt wird kaum ein andres

Institut unsres Wirtschaftslebens so harmlos begonnen haben, wie die Börse — und welch gefährliche Mißstände hat es später gezeitigt!

Aber die Fähigkeit, sich neuen Verkehrserscheinungen in zweckmäßiger Weise anzupassen, hat von den beiden Hauptfaktoren, die heutzutage das Recht gestalten, nämlich der *Gesetzgebung* und der *Rechtsprechung*, nur die letztere. Nur die Rechtsprechung ist imstande, mit der vorsichtig tastenden Hand, die ihr — im Gegensatz zu der scharf zufahrenden Hand der Gesetzgebung — eigen ist, den Auswüchsen des Egoismus entgegenzutreten, ohne die zukunftsreichen Keime neuen Werdens zu zerstören. Allerdings arbeitet sie *langsam*, sie tastet sich allmählich von Rechtsfall zu Rechtsfall weiter, bis sie die neuen Verkehrserscheinungen nach allen ihren Voraussetzungen und Wirkungen hin kennen gelernt und gemeistert hat; aber sie arbeitet *sicher*, vorausgesetzt, daß sie Rechtssätze von genügender Elastizität vorfindet, um ihnen die neue Erscheinung zu unterstellen, oder daß sie — nach dem Vorbilde der römischen und der französischen Judikatur — kühn genug ist, solche Rechtssätze selber zu schaffen.

Ein Beispiel mag das erläutern. Der Gesetzgeber dekretiert: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig.“ Aber was verstößt gegen die guten Sitten? Das ist solch ein elastischer Begriff, der es dem Richter ermöglicht, eine neue Verkehrserscheinung gewissermaßen auf ihren ethischen Feingehalt hin zu untersuchen, ihre wertvollen Wirkungen durch seinen Spruch zu konservieren, ihre verderblichen Wirkungen aber nach Möglichkeit auszuscheiden. Und da auch die Anschauung der Juristen sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt hat, da die Rechtswissenschaft die Idee der bloß formalen Gerechtigkeit als einseitig aufgegeben und sich mehr und mehr dem Gedanken des sozial Nützlichen zugewandt hat, so ist der Richter jetzt sehr geneigt, das dem einzelnen Schädliche da, wo es massenhaft auftritt und damit zum Sozial-Schädlichen wird, als gegen die guten Sitten verstoßend zu behandeln.

Der Gesetzgeber wird also in der Regel gut tun, sich einer neuen Verkehrserscheinung gegenüber zunächst passiv zu verhalten und ihre weitere Entwicklung abzuwarten. Er wird dem Richter hier die Vorarbeit überlassen, in dessen Hand das Problem sich klären und abschleifen kann, sodaß, *wenn* der Gesetzgeber schließlich doch eingreift, die guten und die schlechten Wirkungen deutlich erkennbar geworden sind.

Denn zwar als das Schlachtfeld, auf dem die großen Interessengegensätze ausgekämpft werden, stellt sich das gesamte Wirtschaftsleben der Völker dar, aber den Schauplatz, wo ihre Wirkungen dem Beobachter am deutlichsten erkennbar werden, bilden die Gerichte des Landes, und in diesem doppelten Sinne bewährt sich auch hier das alte Wort, daß der Streit, der Kampf der Vater aller Dinge ist, daß in ihm und durch ihn, den scheinbar zerstörenden, das Fortschreiten menschlicher Kultur sich betätigt: Der Kampf ist es, der Nützliches und Schädliches, Gesundes und Krankes, Dauerndes und Zeitliches auch hier endgültig sondert.

Farbenwerte und Farbenwirkungen in Kunst und Natur.

Von

Dr. **Schlodtmann** (Lübeck).

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!"

So ruft Faust aus, als er den blendenden Glanz des Urquells alles Lichtes, der Sonne, nicht zu ertragen vermag und sich mit der Betrachtung ihres reizvollen Widerspiels im Wasserfall bescheidet, dem Regenbogen. Überall in der Natur zeigt sich uns die Erscheinungswelt in Gestalt von Farbe, Licht und Form. Aber es ist zu betonen, daß die Farbe als Ausdrucksmittel der Form mindestens gleichwertig, oft sogar überlegen ist. Wenigstens üben die mächtigsten Naturschauspiele ihre Wirkung auf das menschliche Gemüt durch Licht und Farbe aus; Licht und Farbe versetzen uns bei der Naturbetrachtung in jene verschiedenartigen Stimmungen der Andacht, der Heiterkeit, des Grauens, wie sie eben nur die Natur auf uns auszuüben vermag. In der Kunst hat diese Erkenntnis nicht immer Geltung gehabt. Es ist bekannt, daß die irrige Auffassung der hellenischen Kunst und die Nachahmung dieses falschen Ideals, nämlich der verkannten Antike, zu einer folgenschweren Vernachlässigung der Farbe in Malerei und Skulptur geführt hat. Auf diesen Irrtum, diesem Verkennen der Bedeutung der Farbe in der Natur und ihrer stiefmütterlichen Behandlung von seiten der Künstler ist es m. E. zurückzuführen, daß der Farbensinn der Menschheit, ich meine die Fähigkeit Farbenerscheinungen auf sich wirken zu lassen, ja überhaupt sie nur zu sehen, auf dem besten Wege war, zu verkümmern.

War doch das künstlerische Auge des Menschen durch die farblos antikisierende Kunst ganzer Jahrhunderte so sehr abgestumpft gegen die mächtigen Farbenakkorde, wie die Natur sie anschlägt, daß sich ein lauter Sturm der Entrüstung erhob, als Arnold Böcklin mit seinen Bildern aus den siebziger und achtziger Jahren an die Öffentlichkeit trat; jenen Bildern, von denen man, trotz ihrer leuchtenden Farbenglut und ihrem Reichtum an Farbenkontrasten, doch sagen muß, daß ihre Farben noch immer weit hinter denen

der Natur zurückstehen. Denn was die Natur in Licht und Farbe leistet, kann Kunst gar nicht erreichen; und soll es übrigens auch nicht.

Der Einfluß, den Böcklins kühne Farbenbehandlung auf die Kunst der Gegenwart gehabt hat, ist unverkennbar. Selbst wenn man mit Meier-Gräfe manche seiner Farbenzusammenstellungen zu robust und unglücklich gewählt findet, wenn man das hier und da Theatralische in seinem Vortrag ablehnen zu müssen glaubt, für uns Deutsche hat Böcklin jedenfalls die bleibende Bedeutung, daß er die Differenzierung unsres unentwickelten Farbensinns um ein gutes Stück gefördert hat. Aber auch für die aufmerksamere Naturbetrachtung und für erhöhten Naturgenuß ist sein Auftreten von Bedeutung gewesen. Seine anfangs unnatürlich erscheinenden Bilder reizten zum Vergleich mit der Natur, und man entdeckte, daß man tatsächlich an manchen Farbenerscheinungen achtlos vorübergegangen war, von deren Vorhandensein man sich erst jetzt überzeugte. Physiologisch ist dieser Umschwung in der Art, Farben zu sehen, äußerst interessant; er zeigt uns, wie sehr unser Farbensinn der Entwicklung und Schulung zugänglich ist. Ein volles Verständnis für die mannigfachen Farbenwirkungen in Natur und Kunst erschließt sich uns aber erst, wenn wir die Bedingungen näher studieren, unter denen sie hier wie dort zustande kommen, und wenn wir die Mittel vergleichen, mit denen diese Farbenwirkungen von der Kunst und in der Natur erreicht werden.

Wenn der Maler irgendeine Farbe, die er in der Natur sieht, auf seiner Leinwand wiedergeben will, so benutzt er dazu bekanntlich kaum jemals eine reine Farbe, sondern er mischt sie sich zurecht, wie er sie eben braucht. Mischt er z. B. Gelb und Blau, so erhält er Grün. Dabei ist es gleichgültig, ob er die Farben auf der Palette mischt und sie fertig auf die Leinwand bringt, oder ob er sie in Form kleiner, nebeneinandergestellter gelber und blauer Flecken auf die Leinwand setzt und die Mischung dem Auge des Beschauers überläßt. Diese letzte Technik der sogenannten Pointillisten hat den Vorzug, daß sie ein leuchtenderes Grün ergibt als die Mischung auf der Palette; sie hat aber den Nachteil, daß die gewünschte Wirkung, nämlich die Grünempfindung, nur beim Betrachten aus einer gewissen Entfernung eintritt. Die Angabe von der fast ausschließlichen Verwendung von Mischfarben in der Malerei ist nun allerdings etwas zu allgemein und muß noch bis zu einem gewissen Grade eingeschränkt werden. Denn waren bei der Pointillistenmanier solche Mischfarben noch in ausgedehntem Maße, auch bei den Tupfen selbst, angewendet worden, so entwickelte sich diese Technik dann weiter auf dem Wege über den Impressionismus hinweg bis zum sogenannten Neo-Impressionismus. Und hier sehen wir sie bis zu der Konsequenz gelangt, daß auf der Palette oder der Leinwand die Farben überhaupt nicht mehr gemischt, sondern daß nur Flecken von reinen Farben nebeneinander gesetzt werden und jegliche Mischung zu Farbentönen und Farbennuancen dem Auge des Beschauers überlassen bleibt. Das Prinzip des Neo-Impressionismus beruht also darauf, daß sämtliche gesehenen Mischfarben in ihre Grundbestandteile aufgelöst werden und die Leuchtkraft der Farben durch Kontrast erhöht wird. Und so muß man allerdings — mag man sonst über den Neo-

Impressionismus urteilen wie man will — ihm das Zugeständnis machen, daß er zu der höchsten bisher erreichten Steigerung von Licht- und Farbenwirkung gelangt ist.

Ganz ähnlich nun, wie in der Malerei, werden auch in der Natur häufig *einfache Farbenwirkungen durch Mischung verschiedener Farben* erzielt. Doch ist unser menschliches Auge nicht imstande, jedesmal zu unterscheiden, ob wir es in einem bestimmten Falle mit einer einzelnen reinen Farbe zu tun haben oder mit einer Zusammensetzung aus verschiedenen Farben. In dieser Hinsicht wird unser Auge von den entsprechenden Leistungen unsres Ohrs entschieden übertroffen; denn dieses ist bei der Aufnahme von Tonkomplexen immer und sogar einer recht genauen Analyse ohne weiteres fähig; man denke nur daran, welche Aufgaben unser Ohr bei der Aufnahme und bewußten Zergliederung symphonischer Orchestermusik spielend bewältigt. Am deutlichsten zeigt sich jenes Unvermögen unsres Auges bei jedem uns rein weiß erscheinenden Licht, sei es nun Sonnenlicht, elektrisches Licht, Gasglühlicht oder sonst irgendeins. Alle diese scheinbar farblosen Lichtarten sind bekanntlich zusammengesetzt aus einer Reihe verschiedener Farben, und zwar aller vier Grundfarben, die wir kennen, nämlich: Rot, Gelb, Grün und Blau. Ohne ein optisches Hilfsmittel vermag aber unser Auge durchaus nicht, irgendeine dieser Farben z. B. im Sonnenlicht zu erkennen. Erst wenn wir das Licht durch ein Prisma oder noch besser durch mehrere besonders angeordnete Prismen gehen lassen, wie sie das Spektroskop enthält, sehen wir die nun räumlich voneinander getrennten farbigen Bestandteile des Lichtes in Form eines farbigen Streifens oder Bandes vor uns, des sogenannten Sonnenspektrums. Die Natur zeigt uns das Sonnenspektrum in der Erscheinung, die wir als Regenbogen bezeichnen. Hier wird das scheinbar farblose Licht in seine farbigen Bestandteile, die Spektralfarben, durch die in der Atmosphäre verteilten feinen Wasserteilchen gerade so zerlegt, wie es im Spektroskop durch die Prismen geschieht.

Wir müssen also das weiße Sonnenlicht *zusammengesetzt* nennen, weil wir es in die verschiedenen Farben seines Spektrums zerlegen können. Diese Spektralfarben selbst lassen sich nun nicht weiter zerlegen, und wir nennen sie deshalb gleichförmige oder *homogene Lichter*. Ich berühre diese allgemein bekannten Tatsachen hier nur, um darauf hinzuweisen, *daß lediglich diese Zusammensetzung des weißen Sonnenlichtes aus verschiedenfarbigem Licht uns dazu befähigt, die Gegenstände unsrer Umgebung in verschiedenen Farben zu sehen*. Denn worauf beruht es, daß uns z. B. eine Rose rot, ein Blatt grün, eine Kornblume blau erscheint? Das beruht darauf, daß die meisten Gegenstände die Eigenschaft haben, gewisse Farben des zusammengesetzten Sonnenlichtes zu verschlucken, zu absorbieren, die andern dagegen zurückzuwerfen, zu reflektieren. Das uns grün erscheinende Blatt z. B. hat die Eigenschaft, die roten, gelben und blauen Strahlen des Sonnenlichtes zu verschlucken und nur die grünen zurückzuwerfen und so in das Auge des Beschauers gelangen zu lassen. Absorbiert ein Gegenstand überhaupt keine Farben, sondern wirft sie alle zurück,

so erscheint uns dieser Gegenstand natürlich weiß wie das Sonnenlicht selbst; verschluckt ein andrer dagegen alle Farben und wirft keine zurück, so erscheint uns dieser schwarz; verschluckt ein dritter Körper von allen Farben einen gleichen Bruchteil und wirft den Rest zurück, so nennen wir diesen grau. Wäre das Sonnenlicht nicht zusammengesetzt, sondern homogen wie ein einzelnes Spektrallicht, würde es also aus einer Lichtart bestehen, die sich nicht in verschiedene Bestandteile zerlegen ließe, so wäre die Wahrnehmung der verschiedenen Farben für uns überhaupt unmöglich, die Gegenstände könnten dieses Licht eben nur entweder verschlucken oder zurückwerfen, sie würden uns demnach heller oder dunkler erscheinen, nicht aber farbig. Wir können uns eine Beleuchtung durch solches homogene Licht herstellen und uns so eine Vorstellung davon verschaffen, wie uns die Welt in diesem Falle erscheinen würde, und wie sie Totalfarbenblinden tatsächlich etwa erscheinen muß. Bringt man in einer nichtleuchtenden Flamme, also z. B. in einer Spiritusflamme, ein Natriumsalz, etwa Kochsalz (Chlornatrium), zum Glühen, so entsteht ein intensiv gelbes Licht, das genau dem spektralen Gelb entspricht und sich auch, wie dieses, nicht weiter in verschiedene Farben zerlegen läßt. Beleuchtet man mit solchem homogenen Natriumlicht farbige Gegenstände, so sieht man, daß alle Farbenunterschiede verschwunden sind; es sind nur Helligkeitsunterschiede in schmutzigen Tönen von Gelblich, Bräunlich, Grau und Schwarz wahrnehmbar. Das blühendste menschliche Antlitz erscheint bei dieser Beleuchtung ganz fahl und leichenhaft.

Ich möchte es nicht unterlassen, an dieser Stelle darüber zu berichten, wie sich heutzutage die Wissenschaft zu der berühmten Differenz zwischen dem Standpunkt stellt, den Goethe in seiner „Farbenlehre" einnimmt, und dem entgegengesetzten, den Newton vertrat, eine Differenz, die ja in weiten Kreisen des Laienpublikums bekannt ist und Interesse erregt hat. Wir sahen, daß das Sonnenlicht aus verschiedenen Farben zusammengesetzt ist und doch unserm Auge rein weiß erscheint. Wir haben also auf der einen Seite eine komplizierte physikalische Ursache, auf der andern Seite eine einfache physiologische Wirkung. Newton ging als Physiker ganz richtig von der komplizierten physikalischen Ursache aus und zog daraus den falschen Schluß, auch die physiologische Wirkung, also die Weißempfindung, müsse kompliziert sein. Goethe hatte als scharfer Beobachter der Sinnesempfindungen die ganz richtige Vorstellung, daß die Weißempfindung eine einfache Empfindung sein müsse, zog aber seinerseits den fehlerhaften Schluß, daß dieser einfache physiologische Effekt nur durch eine einfache physikalische Ursache hervorgerufen werden könne. Also auf beiden Seiten ein richtiges Erfassen des ganz verschiedenen Ausgangspunktes, auf beiden Seiten ein Trugschluß auf das andre Gebiet[1]).

Zwischen Kunst und Natur besteht also das Gemeinsame, daß einfache Farbenwirkungen häufig durch Mischung verschiedener Farben erreicht werden.

---

[1]) Nach Tschermak, Die Hell-Dunkeladaptation des Auges und die Funktion der Stäbchen und Zapfen. Bergmann 1902.

Die Art dieser Farbenmischung jedoch ist grundsätzlich verschieden. Die des Malers auf der Palette ist eine mechanische Mischung (nicht „chemische", wie van de Velde sie irrtümlich in seinem Aufsatz in „Kunst und Künstler" nennt); in der Natur dagegen wird die optische angewendet. Wie verschiedene Resultate diese beiden Mischungsarten ergeben, zeigt die Tatsache, daß z. B. die mechanische Mischung von Gelb und Blau, wie erwähnt, Grün ergibt, daß jedoch die optische Mischung von Gelb und Blau Weiß ergibt. Experimentell läßt sich die optische Mischung entweder durch Vereinigung spektraler Lichter oder, was bequemer ist, durch Mischung von Pigmenten am Farbenkreisel ausführen. Die letztgenannte Methode wird daher meistens zu Untersuchungs- und Demonstrationszwecken verwandt. Man wendet dabei das Prinzip der Nachbilderregung an. Um mich verständlich zu machen, und da auch die Nachbilder auf das Zustandekommen gewisser Farbenerscheinungen von großem Einfluß sind, möchte ich zunächst ein paar Worte darüber vorausschicken, was wir unter Nachbildern verstehen.

Wenn wir am nächtlichen Himmel ein Meteorit unsre Erdatmosphäre durchschneiden sehen, so erscheint uns der durch Reibung zum Glühen erhitzte Körper nicht als ein leuchtender Punkt, sondern als ein feuriger Streifen. Schwingt jemand vor unserm Auge eine glühende Kohle im Kreise herum, so sehen wir nicht das distinkte Bild der Kohle, sondern bemerken, wie die Kohle bei langsamem Schwingen einen leuchtenden Streifen hinter sich herzuziehen scheint, der sich bei schnellerem Schwingen zu einem geschlossenen Kreise vervollständigt. Speichen an den Rädern eines langsam fahrenden Wagens erscheinen uns nicht als scharfbegrenzte Stäbe, sondern ganz verwaschen, und zwar erscheinen diese verwaschenen Bilder der einzelnen Speichen außen am Radreifen breiter als innen in der Mitte des Rades. Bei einem schnell dahinfliegenden Zweirad können wir überhaupt die einzelnen Speichen nicht mehr unterscheiden, sondern sehen nur eine geschlossene kreisende Fläche. — Woher kommt das? Jeder Gegenstand der Außenwelt, der sich auf unsrer Netzhaut abbildet, übt durch die von ihm ausgehenden Lichtstrahlen an der Stelle, wo diese die Netzhaut treffen, einen — wie wir annehmen, photochemischen — Reiz aus, versetzt sie in einen gewissen Erregungszustand (physiologische Wirkung). Wie dieser Erregungszustand zur bewußten Wahrnehmung wird, wissen wir nicht, wir können nur sagen: zeitlich an seinen Ablauf gebunden ist nach dem sogenannten Gesetz des psychophysischen Parallelismus die Bildempfindung (psychische Wirkung). Der photochemische Reizzustand erlischt nun aber nicht plötzlich in demselben Augenblick, in dem die ihn verursachende Lichterscheinung aufhört (resp. der Gegenstand verschwindet), sondern er überdauert sie allmählich abklingend, und zwar um so länger, je intensiver sie war. Also kurz gesagt: die in unserm Bewußtsein hervorgerufene sinnliche Wirkung (Bildempfindung) hat eine längere Dauer als ihre physikalische Ursache (Lichtquelle, Objekt) im Raume. Die Bildempfindung, die wir noch haben, nachdem der Gegenstand bereits verschwunden ist, die Reizung also aufgehört hat, nennen wir Nachbild. Während die glühende Kohle daher eine gewisse Strecke ihrer Kreisbewegung

durchlaufen und eine entsprechende bogenförmige Zone unsrer Netzhaut gereizt hat, haben wir nicht nur an der Stelle eine Helligkeitsempfindung, die der augenblicklichen Lage der Kohle entspricht, sondern auch noch auf allen Stellen einer größeren Strecke, die soeben von der kreisenden Kohle gereizt ist. Bewegt sich die Kohle so schnell, daß sie den ganzen Kreis zurückgelegt und wieder ihren Ausgangspunkt erreicht hat, noch ehe das Nachbild an dieser Stelle erloschen ist, so erscheint uns die rotierende Kohle als ein geschlossener feuriger Kreis. Dasselbe gilt von dem angeführten Beispiel des rollenden Rades. Auf demselben Prinzip beruht das Lebensrad oder Thaumatrop, das früher einmal ein beliebtes Kinderspielzeug war, auf demselben Prinzip auch der Kinematograph, der ein modernes Spielzeug für Erwachsene bildet. Diese beiden Apparate sind bekanntlich in der Weise eingerichtet, daß eine große Anzahl Momentbilder schnell an unserm Auge vorübergeführt wird, welche die aufeinanderfolgenden Phasen eines Bewegungsvorganges darstellen. Indem nun die Empfindung des einen Bildes immer solange in unsrer Netzhaut anhält, bis sie durch den stärkern Reiz des darauffolgenden abgelöst wird, und indem die Bilder so schnell aufeinander folgen, daß die einzelnen ineinanderfließenden Bildempfindungen nicht mehr getrennt wahrgenommen werden können, entsteht für uns der Eindruck, als sähen wir den dargestellten Bewegungsvorgang sich kontinuierlich vor uns abspielen.

Hier wird also jedes entstehende Nachbild durch die folgende Bildempfindung abgelöst. Ganz dasselbe geschieht nun bei der optischen Mischung von Farben am Farbenkreisel. Dieser Apparat besteht im wesentlichen in einer Scheibe, die sich durch besondere Vorrichtungen in enorm schnelle Drehung versetzen läßt. Die optische Farbenmischung wird in der Weise ausgeführt, daß man die betreffenden Farben, die man zu mischen beabsichtigt — nehmen wir also wieder Gelb und Blau —, in der gewünschten Verteilung auf der Scheibe des Kreisels anbringt, z. B. ihre eine Hälfte mit blauem, die andre mit gelbem Papier bekleidet. Versetzt man nun die Scheibe in Drehung, so wird abwechselnd die blaue und die gelbe Hälfte in äußerster Schnelligkeit an unserm Auge vorbeigeführt. Indem die Blauerregung in unserm Auge noch anhält, während die Gelberregung schon eintritt, und ehe diese wieder in unsrer Netzhaut abgeklungen ist, von neuem blau gereizt wird usw. fort, üben beide Farben gleichzeitig einen optischen Reiz aus und ergeben auf diese Weise: Weiß[1]. Wegen dieser Eigenschaft, sich, wie man zu sagen pflegt, zu Weiß oder Farblosigkeit zu ergänzen, hat man dieses Farbenpaar Blau und Gelb Ergänzungs- oder Komplementärfarben[2] genannt, oder auch Kon-

[1] Dieses Weiß besteht freilich nur in der Theorie. In Wirklichkeit ergibt die optische Mischung am Farbenkreisel nicht Weiß, sondern ein helles Grau. Das kommt daher, daß wir technisch nicht imstande sind, Pigmente herzustellen, die den Spektralfarben vollkommen genau entsprechen. Unsre Farbstoffe enthalten stets mehr oder weniger Verunreinigungen. Und während sich nun die genannten Farben Gelb und Blau neutralisieren und Farblosigkeit ergeben, also unsichtbar werden, bleiben die Verunreinigungen als helles Grau sichtbar. Nur die Mischung komplementärer spektraler Lichter ergibt tatsächlich wieder rein weißes, farbloses Licht.

[2] Der Ausdruck Komplementärfarben drückt das tatsächliche Verhalten eigentlich nicht richtig aus. Da wir überhaupt keine absolut reinen Farbenempfindungen kennen, sondern

traftfarben, wovon noch später die Rede sein wird. Auch die beiden andern Grundfarben des Sonnenspektrums, nämlich Grün und Rot, sind solche Komplementärfarben; auch sie geben optisch gemischt Weiß. Im Spektrum sind je zwei komplementäre Farben dadurch charakterisiert, daß zwischen ihnen immer eine Farbe des andern Farbenpaares steht; also zwischen Gelb und Blau das Grün, zwischen Rot und Grün das Gelb. Mischt man nun nicht zwei solche getrennte, komplementäre Farben, sondern zwei benachbarte optisch miteinander, so ergibt sich natürlich nicht Farblosigkeit, sondern die betreffende zusammengesetzte Mischfarbe, wie sie direkt im Spektrum sichtbar ist und wie sie durch die deutsche Wortbezeichnung schon ausgedrückt wird, also: Rotgelb, Gelbgrün, Blaugrün, Blaurot. Auch von diesen unzähligen Übergangstönen lassen sich in gleicher Weise unzählige komplementäre Mischfarbenpaare gegenüberstellen, die optisch gemischt Weiß ergeben, so Orange und Blaugrün, Violett und Gelbgrün usw.

Die beiden Grundfarbenpaare Blau-Gelb und Grün-Rot stehen also in einem gewissen antagonistischen Verhältnis zueinander. Sie können sich nicht mischen: es gibt kein grünliches Rot oder rötliches Grün, kein gelbliches Blau oder bläuliches Gelb; sondern wo sie gleichzeitig auftreten, löschen sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung aus. Mit Recht hat noch jüngst Jacob Stilling darauf hingewiesen[1]), daß es ein unbestreitbares Verdienst Goethes ist, dieses Gesetz des Antagonismus entdeckt, seine Erscheinungen studiert und sie in seiner Farbenlehre zusammenhängend dargestellt zu haben.

Die Nachbilder, die bisher besprochen sind, nennen wir positive Nachbilder und verstehen darunter, daß das auftretende Nachbild dem einwirkenden Reiz gleichartig ist, z. B. der feurige Streifen hinter der glühenden Kohle. Ist der Reiz nicht so flüchtig gewesen, wie in den angeführten Beispielen, sondern hat er längere Zeit auf die Netzhaut eingewirkt, so ist auch das Nachbild beständiger und zeigt dann sehr eigentümliche Eigenschaften. Es besitzt nämlich die ausgesprochene Neigung, sich in sein Gegenteil umzukehren. Haben wir z. B. längere Zeit in die untergehende Sonne gestarrt, so sehen wir noch eine ganze Weile nachher immer einen dunkeln Fleck vor uns. Dieser sehr störende dunkle Fleck ist das in sein Gegenteil umgeschlagene Nachbild der hellen Sonne, und wir nennen es daher negatives Nachbild. Eine weitere Eigentümlichkeit der länger anhaltenden Nachbilder ist es nun, daß man sie beliebig positiv und negativ machen kann je nach der Umgebung, die man seinem Auge bietet. Hat man sich auf die beschriebene Weise ein Nachbild der Sonne im Auge gemacht und sieht es als dunkeln Fleck, also

---

gleichzeitig mit jeder farbigen Erregung auch eine mehr oder weniger starke Schwarzweiß-Erregung verbunden ist, so ergänzen sich die Gegenfarben nicht zu Weiß, sondern sie heben sich gegenseitig auf und lassen diejenige Stufe aus der Reihe der Schwarzweiß-Empfindungen hervortreten, die den betreffenden Farbenempfindungen beigemischt war, also bei spektralen Lichtern: Weiß, bei Pigmenten: Grau. Näher darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort, und würde nur zu tief in die Heringsche Theorie der Schwarzweiß Erregung hineinführen. (Vgl. Hering, Zur Lehre vom Lichtsinn.)

[1]) Straßburger Goethe-Vorträge. Bd. VI. Über Goethes Farbenlehre.

als negatives Nachbild, vor sich, so braucht man nur in einen dunkeln Raum zu gehen, und es erscheint wieder ein heller Fleck, also das positive Nachbild der Sonne.

Das kann man beliebig oft wiederholen, solange das Nachbild überhaupt anhält. Aber für die Verhältnisse des gewöhnlichen Sehens, also im Hellen, herrscht, wie gesagt, die Neigung vor, auf die erfolgte Reizung der Netzhaut mit dem negativen Nachbild zu antworten. Über die physiologische Ursache des Zustandekommens der positiven sowohl wie der negativen Nachbilder ist man sich durchaus noch nicht einig. Ein Eingehen auf die verschiedenen Theorien würde hier zu weit führen.

Diese Nachbilderscheinungen treten nun nicht bloß als Helligkeitsphänomene auf, hervorgerufen durch Lichtreize, sie zeigen ein ganz analoges Verhalten Farbenreizen gegenüber; d. h. ebenso wie das negative Nachbild eines hellen Gegenstandes dunkel ist, so erscheint ein farbiges Objekt als negatives Nachbild in der betreffenden Komplementär- oder Kontrastfarbe, also das Nachbild eines leuchtend roten Gegenstandes grünlich (und umgekehrt), das eines blauen Objektes gelblich (und umgekehrt).

Das ist für die Malerei von praktischer Wichtigkeit. Hat ein Maler bei seiner Arbeit lange in starkfarbige Töne zu sehen, etwa in das leuchtende Blau des südlichen Himmels oder in das kräftige Grün einer Wiese, so werden die negativen, d. h. also in den genannten Fällen die gelblichen und die rötlichen Nachbilder, die er erhält, die wirkliche Farbe auf seiner Leinwand in ihrem Ton verändern, da sie einen gewissen Teil des auf die Leinwand gesetzten Blau und Grün zu Farblosigkeit neutralisieren und so die betreffenden Farben in ihrer Sättigung herabsetzen. Der Maler wird daher, um dieselben Töne zu erreichen, die er in der Natur gesehen hat, auf seiner Leinwand übertreiben. Bei unbeeinflußter Betrachtung des Bildes erscheinen dann nachher die Farben zu grell und unnatürlich. Die Maler pflegen sich gegen diese Gefahr durch öfteres Ausruhen ihrer Augen während der Arbeit zu schützen.

Etwas ganz Ähnliches erleben wir, wenn wir in einem Geschäfte farbige Stoffe aussuchen, und uns wird eine Reihe von derselben Farbe hintereinander vorgelegt. Die letzten erscheinen uns dann leicht weniger leuchtend, weniger gesättigt als die ersten, da sie durch die auftretenden negativen Nachbilder in ihrem Ton herabgesetzt werden. Erst wenn unserm Auge dazwischen wieder Stoffe von andrer Farbe, namentlich der Komplementärfarbe, geboten sind, erhält plötzlich überraschendes Feuer, was uns noch kurz vorher unbedeutend erschien. Daher unser häufiges Schwanken bei der Wahl gerade farbiger Stoffe, daher die Unsicherheit unsres Urteils, dem bald dieses, bald jenes Stück besonders schön in der Farbe erscheint, und daher auch die Enttäuschung, die wir bisweilen hinterher erfahren, wenn wir den mit heißem Bemühen aus der Zahl seiner Konkurrenten herausgesuchten Stoff dann zu Hause unbeeinflußt von andern Eindrücken wieder zu Gesicht bekommen.

Die Erscheinungen des negativen Nachbildes hat man auch successiven Kontrast genannt, weil der Kontrast auf die Reizung zeitlich folgt.

Es gibt nun aber auch Kontrasterscheinungen, die gleichzeitig mit dem ausgeübten Reiz auftreten, und man bezeichnet diese daher mit dem Namen: Simultankontrast. Infolge dieses simultanen Kontrastes erscheint uns ein weißes Blatt Papier auf schwarzem Grunde entschieden heller als etwa auf grauem; und umgekehrt ein schwarzes Blatt Papier auf weißem Grunde dunkler als auf weniger reinem Weiß. Allgemein gesprochen: ein heller Gegenstand erscheint durch Kontrast um so heller, je dunkler der Grund ist, von dem er sich abhebt; ein dunkler Gegenstand erscheint um so dunkler, je heller sein Hintergrund.

Ganz ebenso nun, wie wir den successiven Kontrast oder das negative Nachbild nicht nur nach Licht-, sondern auch nach Farbenreizen auftreten sahen, so hat auch der Simultankontrast nicht nur für Helligkeitsempfindungen Geltung, wie in dem erwähnten Falle, sondern er erstreckt sich in gleicher Weise auch auf die Farben. Die unmittelbare Umgebung eines leuchtend roten Gegenstandes zeigt einen grünlichen Hof (und umgekehrt), die eines blauen Objektes einen gelblichen Hof (und umgekehrt). Sehr schön läßt sich das auf folgende Weise sichtbar machen: Bringt man auf verschieden gefärbten Tafeln schmale graue Streifen an, so erscheinen diese grauen Streifen immer in der Komplementärfarbe des Grundes, also auf der roten Tafel grünlich, auf der grünen rötlich, auf der gelben Tafel bläulich bis violett, auf der blauen gelblich. Besonders in die Augen fallend wird die Kontrastfarbe, wenn man das Ganze mit einem durchscheinenden Flor, etwa einem Stück Seidenpapier, bedeckt — sogenannter Florkontrast. Ja, durch geschicktes Abdämpfen kann man die Kontrastfarbe so stark herausholen, daß sie deutlicher wird als die Farbe des Grundes.

Wieder sehen wir hier ein wechselseitiges Verhältnis der Grundfarbenpaare. Während sie aber vorhin bei der Mischung ein antagonistisches Verhalten zeigten, zeigen sie jetzt gerade das Gegenteil. Man kann dieses Verhältnis mit Jacob Stilling so ausdrücken, daß man sagt: Rot und Grün, Gelb und Blau fordern sich wechselweise, wenn sie getrennt sind, sie zerstören sich, wenn man sie vereinigen will.

Genau dieselbe Erscheinung, nämlich daß ungefärbte Flächen auf farbigem Grunde in der Kontrastfarbe des Grundes erscheinen, können wir in der Natur unendlich oft beobachten. Am reinsten und schönsten zeigt sie sich in dem Phänomen der verschiedenfarbigen Schatten bei gemischter Beleuchtung. Ihr Zustandekommen erklärt sich folgendermaßen: Die untergehende Sonne strahlt intensiv rotes Licht aus aus Gründen, auf die ich gleich nachher noch zu sprechen komme. Gleichzeitig erhält aber die Erde auch farbloses Sonnenlicht, das vom Weltraum, von weißen Wolken oder etwa dem hochstehenden Monde zurückgestrahlt wird. Die Erde wird also bei tiefem Sonnenstand von gemischtem Licht erhellt, dem roten der untergehenden Sonne und dem farblosen, reflektierten, das wir der Kürze wegen Mondlicht nennen wollen. Ein bestimmter Gegenstand wird daher, von zwei Seiten beleuchtet, auch zwei Schatten werfen müssen. Der Schatten, der vom Mondlicht herrührt, erhält nur das rote Sonnenlicht, dagegen kein farb-

loses Mondlicht; er erscheint daher intensiv rot. Der Schatten, der vom Sonnenlicht herrührt, erhält im Gegensatz dazu kein rotes Sonnenlicht, sondern nur das farblose Mondlicht. Er müßte also eigentlich auch farblos erscheinen; da er aber auf dem gemischt beleuchteten rötlichen Grunde zustande kommt, so erscheint er uns in der Kontrastfarbe dieses rötlichen Grundes, nämlich grün. — Eine ähnliche Erscheinung beobachten wir, wenn wir an einem dunkeln Wintermorgen bei Lampenlicht arbeiten und allmählich das heller werdende Tageslicht durch das Fenster tritt. Ein Gegenstand, der nun von beiden Beleuchtungsquellen getroffen wird, wirft zwei Schatten. Der dem Tageslicht angehörende Schatten erhält nur das gelbe Licht unsrer Lampe, ist also gelb; der von der Lampe geworfene Schatten erhält kein gelbes Licht, müßte also farblos erscheinen; da er aber auf dem gelb beleuchteten Grunde zustande kommt, erscheint er in der betreffenden Kontrastfarbe, also blau.

So ist es zu erklären, daß gerade die Morgen- und die Abendbeleuchtung uns die reichsten und intensivsten Farbenschauspiele in der Natur bieten. Die Naturobjekte sind mit schönem gelben oder purpurnen Lichte übergossen, die tiefstehende Sonne wirft lange Schatten über die Erdoberfläche hin, und diese Schatten erscheinen in den verschiedensten Farbentönen, je nach der Art der Beleuchtung und der Farbe des Grundes, auf dem sie entstehen. Am reinsten kommen deshalb die farbigen Schatten auf Schneelandschaften zustande; sie zeigen bei gelblichem Abendhimmel ein intensives Blau bezw. Violett, bei rötlichem Abendhimmel ein unzweifelhaftes Grün. Sehr anschaulich schildert Goethe dieses Naturschauspiel, das er einmal bei einer Besteigung des Brockens zu beobachten Gelegenheit hatte; übrigens bei derselben winterlichen Fußwanderung, die der Anlaß wurde zu seinem bekannten Gedicht „Harzreise im Winter". In seiner „Farbenlehre" (§ 75) finden wir darüber folgende eingehende Beschreibung:

„Auf einer Harzreise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter; die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit; die Heide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume bereift; die Sonne senkte sich eben gegen die Oberteiche hinunter.

Waren den Tag über bei dem gelblichen Ton des Schnees schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Teilen wiederschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte und ihr durch die stärkeren Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter; man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden: denn alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor."

Ich habe nun noch die Erklärung dafür nachzuholen, weshalb wir die tief am Horizont stehende Sonne rot, ja bisweilen blutrot sehen, während sie

doch hoch am Zenit rein weißes Licht auszustrahlen scheint. Dieses Farbenphänomen hängt mit Erscheinungen zusammen, die für die Malerei ebenfalls von großer Wichtigkeit sind, nämlich den Erscheinungen der sogenannten Luftperspektive. Man versteht darunter die Veränderung der Lokalfarbe eines Gegenstandes bei zunehmender Entfernung vom Auge des Beschauers, jene Veränderung, infolge deren wir z. B. ferne bewaldete Berge deutlich hellbläulich sehen trotz der dunkelgrünen Lokalfarbe der auf ihnen wachsenden Bäume. Diese Veränderung des Farbentons hat ihren Grund darin, daß die atmosphärische Luft nicht absolut durchsichtig, sondern immer mehr oder weniger getrübt ist, durch Wasserteilchen, Rauch, Staub oder andre Verunreinigungen. Diese Verunreinigungen sind allgemein bekannt als sogenannte Sonnenstäubchen, wie wir sie in einem Sonnenstrahl auf und nieder tanzen sehen, der in das Halbdunkel eines ungenügend erleuchteten Zimmers fällt. Jedes trübe Medium, also auch die Luft unsrer Erdatmosphäre, wirkt nun optisch verschieden, je nachdem die Beleuchtung von der Seite des Beobachters her erfolgt und zurückgestrahlt wird, oder ob sie von der andern Seite her erfolgt und durch die Luftschicht hindurch in unser Auge dringt; mit andern Worten, sie wirkt verschieden bei auffallendem und bei durchfallendem Licht. Im ersten Fall, also von vorn her beleuchtet gegen einen dunkeln Hintergrund gesehen, erscheint jede Trübung hellbläulich; im zweiten Falle dagegen läßt sie das hinter ihr befindliche Licht rötlich durchtreten. Ein Naturbeispiel für den ersten Fall ist die schon erwähnte Erscheinung, daß wir dunkelgrüne Wälder in der Ferne hellblau sehen; und zwar werden sie immer heller und blauer, je weiter wir uns von ihnen entfernen, weil uns eine immer ausgedehntere getrübte Luftschicht von ihnen trennt. Ein Beispiel für den zweiten Fall ist die untergehende Sonne, denn ihr Licht muß beim Untergehen ebenfalls durch eine ausgedehntere Luftschicht treten, als wenn sie im Zenit steht. Hiermit hängen auch die eigentümlichen Dämmerungserscheinungen zusammen, die wir vor einer Reihe von Jahren und auch jüngst wieder zu beobachten Gelegenheit hatten. Durch die vulkanischen Ausbrüche des Krakatau damals und des Mont Pelee jetzt ist die Erdatmosphäre um eine gewaltige Menge von Verunreinigungen in Gestalt vulkanischer Asche bereichert worden. Und diese Zunahme der Trübung unsrer Atmosphäre macht sich durch die grandiosen Farbeneffekte in Rot und Gelb bei tiefstehender Sonne bemerkbar.

Beide Erscheinungen, nämlich die optische Wirkung getrübter Medien bei auffallendem sowie bei durchfallendem Licht, lassen sich experimentell darstellen; ich will mit der zuletztgenannten beginnen. Denken wir uns die sämtlichen Verunreinigungen einer bestimmten Luftschicht, also z. B. einer solchen, wie sie der Höhe unsrer Erdatmosphäre entspricht, zusammengedrängt auf einen engen Raum, so kann man sich die optische Wirkung dieser Luftschicht künstlich herstellen durch eine rauchgraue Glasplatte von bestimmter Dunkelheit. Betrachtet man durch diese irgendeine Lichtquelle mit weißem Licht, etwa eine Lampe mit Gasglühlicht, so wird dieses zunächst nur ein wenig abgedämpft und nimmt zu gleicher Zeit einen Stich ins Fahle, Gelbliche an.

Verdoppeln wir die gedachte trübe Luftschicht und prüfen ihre Wirkung, indem wir zwei solcher grauen Glasplatten (von genau derselben Dunkelheit) übereinander legen und hierdurch die Lampe anschauen, so bekommt ihr Licht einen deutlich rötlichen Ton. Betrachtet man sie endlich durch drei übereinander liegende Glasplatten, die also in ihrer optischen Wirkung der dreifachen Ausdehnung der ursprünglich angenommenen Luftschicht entsprechen würde, so sieht man die Lampe blutrot. — Die hellbläuliche Färbung eines trüben Mediums bei auffallendem Licht ist nicht so grob sichtbar zu machen, immerhin ist sie noch deutlich genug zu sehen. Trübt man eine gewisse Menge klaren Wassers durch Zusatz einiger Tropfen Seifenspiritus, so ist diese Trübung so zart, daß sie, gegen helles Licht gehalten, gar nicht zu erkennen ist. Betrachtet man sie dagegen gegen einen dunkeln Hintergrund, also bei auffallendem Licht, so wird sie als ein zarter, bläulicher Dunst sichtbar. (Nach Goethes Farbenlehre.)

Die Anwendung dieser Gesetze der Luftperspektive in der Kunst dürfte jedem geläufig sein. Wegen der aufhellenden und blauenden Wirkung der Luft wird ein Maler (wenn wir bei dem einmal gewählten Beispiel bleiben wollen) einen Tannenwald in der Ferne bedeutend heller und bläulicher malen müssen als etwa eine einzelne Tanne im Vordergrund seines Bildes. Will er die perspektivische Wirkung in seinem Bilde steigern, so wird er seinen Standpunkt so wählen, daß dunkle Objekte des Vordergrundes unmittelbar neben jene helleren Flächen der Ferne zu stehen kommen. Die Härte, die wir oft an Darstellungen aus südlichen Ländern beobachten, liegt an der größeren Durchsichtigkeit der Luft dort; sie läßt die Wirkung der Luftperspektive nicht in dem Maße zur Geltung kommen, wie in unsern nördlicheren Zonen.

Die Erscheinungen des Simultankontrastes, die sich in den farbigen Schatten und im Florkontrast zeigen, lassen deutlich erkennen, welchen außerordentlichen Einfluß eine bestimmte ausgesprochene Farbe auf ihre Nachbarschaft hat; denn es ist selbstverständlich, daß sich dieser Einfluß nicht nur auf einer grauen oder farblosen angrenzenden Fläche bemerkbar macht, sondern auch für jede andre angrenzende Farbe gilt. Bei dem Grau ist die zustandekommende Kontrastfarbe nur besonders rein und deutlich zu sehen, während andre Farben durch die Beimischung der betreffenden Komplementärfarbe ihrer Nachbarschaft mehr oder weniger deutlich in ihrem Ton abgeändert werden. — Eine ganze Reihe sehr zutreffender Beobachtungen aus dem täglichen Leben, die in dieses Gebiet fallen, findet man in den Tagebuchaufzeichnungen von Schick[1]) und von Flörke[2]) über ihren langjährigen Verkehr mit Böcklin. Ich greife nur ein paar Beispiele heraus, um zu zeigen, wie genau Böcklin beobachtete und wie genau seine Beobachtungen mit unsern wissenschaftlichen Resultaten übereinstimmen. So sagt er an einer Stelle: „Chromgelbe Blumen vor Dunkelgrün schienen einen Schimmer von Ultramarin zu haben. Ebenso reife, gelbe Orangen, wie sie vor dunklem Blätterschatten

[1]) Schick, Tagebuch über Böcklin. Berlin, Fontane & Co. 1902.
[2]) Flörke, Zehn Jahre mit Böcklin. München, Bruckmann. 1902.

hingen, schienen eine Spur Ultramarin in der Umgebung der Farbe zu haben." An einer andern Stelle wird über folgende charakteristische Beobachtung berichtet: „Zwei Damen, die nebeneinander gingen, hatten die eine einen schwarzen Mantel, die andre ein anilinviolettes Kleid und eine graue Jacke. Das Schwarz erschien warmgrün in der Nähe des Violetten, und das Grau sah man bei den Schultern klar als Grau, nach den untern Teilen mischte es sich ganz entschieden mit Grün."

Man sieht: der simultane Kontrast spielt nicht nur für Maler und malende Dilettanten eine wichtige Rolle, sondern wir begegnen ihm im täglichen Leben auf Schritt und Tritt, und seine Kenntnis ist auch für die nicht malenden Damen wünschenswert, nämlich für die erfolgreiche Erledigung ihrer Toilettenfragen. Das ganze Problem der Farbenzusammenstellung bei der stil- und stimmungsvollen Komposition eines neuen Kleides ist nur dann in künstlerischem Sinne zu lösen, wenn man die Gesetze des Simultankontrastes dabei berücksichtigt, sei es instinktiv oder bewußt. Ob gewisse Farben in ihrer Zusammenstellung harmonisch wirken, oder ob sie „sich beißen", wie man zu sagen pflegt, ob ein Kostüm von einer bestimmten Farbenzusammenstellung zu einem gegebenen Gesicht harmonisch wirkt oder nicht, das beruht zuletzt auf den Wirkungen des simultanen Kontrastes. Manche Menschen mit wenig entwickeltem Farbensinn verhalten sich diesen Kontrastwirkungen gegenüber sehr indolent, andre mit feinem Farbengefühl sind sehr empfindlich gegen Farbendissonanzen. Die Folge davon ist, daß sich jene geschmacklos kleiden, diese geschmackvoll. Alles im täglichen Leben hat eben seinen wissenschaftlichen Grund.

Auch für die *Technik* der Malerei ist der simultane Kontrast von großer Bedeutung. Bei der sogenannten *Primamalerei*, bei der von vornherein Farbe an Farbe gleich möglichst fertig auf die Leinwand gesetzt wird, besteht die Schwierigkeit darin, auf Grund der Erfahrung abzuschätzen, wie jede Farbe später in der Umgebung der zutretenden Nachbarfarben wirken wird. Denn erstens erscheint sie auf der hellen Leinwand vielfach dunkler als später, und zweitens wird sie durch die dann hinzukommenden, sie unmittelbar begrenzenden Nachbarfarben in ihrem Tone abgeändert. Meistens wird deshalb statt der Primamalerei die sogenannte Untertuschung angewendet, wobei man zunächst die ganze Leinwand ohne Rücksicht auf die Einzelheiten mit Lasurfarben in breiten Flächen so anlegt, daß die Kontraste in Hell und Dunkel sowie auch in der Farbe zum Ausdruck kommen. Erst nachträglich werden dann die Einzelheiten mit Deckfarben ausgeführt. Der Anfänger ist auf die Untertuschung geradezu angewiesen, weil eben die Farbenmischung auf seiner Palette ganz anders aussieht, als sie nachher im Gemälde erscheint, und ihm die Erfahrung über die Art und den Grad dieser Tonänderung noch fehlt.

Nun wird aber diese auf dem Gesetz des simultanen Kontrastes beruhende gegenseitige Beeinflussung nebeneinanderstehender Farben durchaus nicht von allen Menschen gesehen; und denen, die sie sehen, bietet sie sich durchaus nicht in gleicher Weise dar. Es ist bekannt, daß es sogenannte *Farbenblinde* gibt, d. h. Menschen, die entweder überhaupt keine Farbenempfindungen haben,

also alles Grau in Grau sehen: das sind die sogenannten Totalfarbenblinden; oder denen nur das eine der beiden Farbenpaare fehlt: das sind die sogenannten Rotgrünblinden (übrigens die häufigste Form der Farbenblindheit überhaupt) und die sogenannten Blaugelbblinden, nach einer Bezeichnung von Hering.

Die Zahl solcher ausgesprochen farbenblinder Menschen beträgt freilich nur etwa 3—4 %. Es kommen aber zahlreiche Übergangsformen nach dem normalen Verhalten hin vor, deren Träger wir als farbenschwache Individuen bezeichnen können. Sie sehen zunächst alle Farben in einer entschieden weißlicheren Nuance als der normale Farbentüchtige und haben namentlich für die Mischfarben ein deutlich herabgesetztes Unterscheidungsvermögen. Da ferner bei einem Teil von ihnen eine Verkürzung des Farbenspektrums nach der roten Seite hin vorkommt, so kann man auch auf sie die von Hering stammende, eigentlich für partielle Farbenblindheit geschaffene Einteilung in Relativ-Blausichtige und Relativ-Gelbsichtige anwenden. Jene, die Relativ-Blausichtigen, werten die kalte Hälfte des Spektrums besser aus als die warme; sie werden also in einem Farbengemisch, in dem Blau vorkommt, dieses Blau ganz besonders deutlich sehen, während das etwa vorhandene Rot mehr zurücktritt. Sie werden also z. B. Violett viel bläulicher sehen als der Normale. Im Gegensatz dazu werten die Relativ-Gelbsichtigen die warme Hälfte des Spektrums besser aus; für sie wird also die gelbe Komponente in einem Farbengemisch überwiegen. Statistische Untersuchungen haben ergeben, daß solche deutliche Abweichungen von der Norm, die also durchaus noch nicht zur Farbenblindheit gerechnet werden dürfen und im gewöhnlichen Leben gar nicht bemerkt werden, bei 30—40 % aller Menschen vorkommen (Rählmann). Dazu kommt ferner, daß man zwischen diesen experimentell nachweisbaren Abweichungen von der Norm und dem normalen Farbensinn wiederum noch eine ganze Reihe von Übergangsstufen annehmen muß, die sich unserm objektiven Nachweis entziehen.

Man kann deshalb Rählmann[1]) nur recht geben, wenn er betont, daß die Farbenempfindung der Menschen durchaus nicht einheitlich ist, und man kann sagen: bestimmte Gruppen von Menschen haben bestimmte, voneinander abweichende Farbensysteme, und je nachdem das einzelne Individuum der einen oder der andern Gruppe angehört, wird sein Urteil z. B. über das Kolorit eines Gemäldes sehr verschieden ausfallen müssen. Und es ergibt sich aus dem Gesagten, daß die Verschiedenheiten der Kritik durchaus nicht nur auf der Divergenz ästhetischer Geschmacksrichtungen zu beruhen brauchen, sondern sehr wesentlich begründet sind in der angeborenen physiologischen Beschaffenheit unsres Farbensinns. Jedenfalls gibt es keinen absoluten Maßstab für die Beurteilung der Farbendarstellung in der Malerei. Was dem einen schön erscheint, braucht den andern auf Grund seines abweichenden Farbensystems durchaus noch nicht zu befriedigen, und umgekehrt.

[1]) Rählmann, Über Farbensehen und Malerei. Reinhardt. 1902.

Wir dürfen nun aber natürlich nicht für jede Unfähigkeit, feinere Farbenqualitäten zu erkennen, eine angeborene abnorme Beschaffenheit des Farbensinns annehmen. Sondern es spielt hierbei die ungenügende Entwicklung des vorhandenen normalen Farbensinns infolge mangelnder Übung eine große Rolle. Durchaus begründet erscheint es demnach, wenn Lichtwark[1]) einer systematischen Schulung unsres Farbengefühls das Wort redet. Auch in der modernen Malerei sehen wir ein Ringen und Streben nach Vervollkommnung in der Wiedergabe intimer Farbenwirkungen. Freilich, es ist keine neue Entdeckung, daß uns weiße Wolken am blauen Himmel seiner Kontrastfarbe entsprechend in gelblichem Ton erscheinen, daß graue Maulwurfshügel auf einer grünen Wiese rötlich aussehen usw., und auch schon früher würde ein jeder Beschauer die unnatürliche Wirkung empfunden haben, hätte ein Maler diese Erscheinungen vernachlässigt, und etwa zur Wiedergabe der Wolken Kremserweiß genommen. Aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herum bildeten sich Kunstrichtungen mit der ausgesprochenen Tendenz, jene Beobachtungen bis in die letzten Konsequenzen durchzuführen, eine Tendenz, die Schultze-Naumburg[2]) mit den Worten charakterisiert: „Für den modernen Maler gibt es überhaupt keinen absoluten Lokalton, nur Tonverhältnisse bieten sich seinem Auge." Mit andern Worten: der Maler sieht nicht auf die Farbentöne an sich, sondern auf die modifizierten Farbenwerte, wie sie sich durch die danebenstehenden Farbentöne ergeben. Das ist das, was man mit Valeurs bezeichnet. Sie sind durchaus veränderlich und von der Beleuchtung und Umgebung abhängig: Dasselbe Bild kann eine völlig andre Wirkung ausüben, je nachdem es an eine Wand mit gelber Tapete oder an eine mit blauer Tapete gehängt wird. Die gelbe Umgebung wird das Bild durch Kontrast kalt stimmen, durch die blaue Umgebung erhält es einen wärmern Ton. Also auf der Auflösung sämtlicher Farbentöne in Valeurs beruht die moderne Farbenauffassung und Farbengebung.

Mit der bewußten Anwendung der Valeurs ist aber das komplizierte Gesetz der malerischen Wirkung der Farben durchaus noch nicht ergründet. Schon Böcklin sagt darüber: „Die Geschichte von den Komplementärfarben ist nur der Anfang, die Kinderstufe. Denn z. B., um es wirksam zu machen, brauche ich nicht neben Grün Rot zu setzen, sondern nur Dunkel. Die Rechnung beruht vielmehr auf dem Gegensatz von positiven und neutralen Farben." Aber überhaupt spielt nicht bloß die Qualität der Farben dabei eine Rolle. Ihrer Quantität scheint Meier-Gräfe wenigstens eine fast ebenso große Bedeutung beizumessen. In seiner „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" betont er bei der Besprechung van Goghs: „Man muß . . . sich vor allem über die unergründlichen Gesetze der quantitativen Verteilung der Farbenmassen klar werden. Man möchte, grob gesprochen, fast annehmen, daß es

[1]) Lichtwark, Die Grundlagen der künstlerischen Erziehung. Zweiter Teil: Die Erziehung des Farbensinns. Berlin, Cassirer. 1902.

[2]) Schultze-Naumburg, Das Studium und die Ziele der Malerei. Leipzig, Diederichs. 1902.

mehr auf die Masse der Farbe, die zu einer oder mehreren steht, ankommt, als auf die Art, und dahinter versteckt sich wiederum nur die alte, nie genug zu schätzende Bedeutung der Komposition im Bilde."

Zurzeit befinden sich die Anschauungen über die Wiedergabe der in der Natur gesehenen Farben noch in Gärung, Ansicht steht gegen Ansicht, und allgemein anerkannte Gesetze für das aufzustellen, was bis jetzt erst teils empirisch gefunden ist, teils instinktiv angewendet wird, bleibt einer spätern, vielleicht noch in weiter Ferne liegenden Zeit vorbehalten.

In welchem Entwicklungsstadium sich augenblicklich unsre Erkenntnis der Gesetze malerischer Farbenwirkung befindet, ist schwer zu beurteilen. Ziehen wir den naheliegenden Vergleich mit der Entwicklung der Raumgesetze, die in ihrer Bedeutung für die Malerei bereits abgeschlossen ist, so sehen wir da, daß auch für die Wiedergabe der Perspektive unumstößliche, allgemeingültige Gesetze erst aufgefunden werden mußten; wir sehen, daß sie im Anfang des 15. Jahrhunderts bewußt in die italienische Malerei eingeführt wurden, und daß sie jetzt schon seit langem jedermann, nicht nur dem ausübenden Künstler, sondern auch dem gebildeten Beschauer, vollkommen geläufig sind, so daß ein Verstoß dagegen sofort auffällt und gerügt wird. Haben wir für die Farbengesetze dasselbe zu erwarten? Nicht ganz; denn die Verhältnisse liegen hier etwas anders: während die physiologische Grundlage für die menschliche Raumanschauung ganz bestimmte angeborene Raumwerte der Netzhautelemente bilden, die beim normalen Individuum keinerlei Schwankungen unterworfen sind, haben wir gesehen, daß das für die menschliche Farbenempfindung nicht zutrifft, daß hier die Grenzen dessen, was man zum normalen Farbensinn rechnen muß, fließen und in eine kontinuierliche Reihe von Abstufungen nach der ausgesprochenen Farbenschwäche hin bis zur Farbenblindheit übergehen. Dieser Unterschied zwischen dem Raumsinn und dem Farbensinn des Menschen ist wesentlich. Mögen wir also auch noch so weit in der Erforschung der Gesetze malerischer Farbenwirkungen fortschreiten, nie werden diese Gesetze eine so allgemeine, absolute Gültigkeit haben können, wie die perspektivischen, und immer wird bei der Darstellung und Beurteilung der Farbenwirkungen der individuelle Geschmack einen breiten Spielraum einnehmen; eine objektive Entscheidung dessen, was „richtig" ist, wird vielfach überhaupt nicht möglich sein.

Petra.

Von

Ad. Michaelis.

Noch ist kein volles Jahrhundert verflossen, seit der erste europäische Reisende die Wunderstätte der alten nabatäischen Hauptstadt Petra betrat. Es war der junge Baseler Johann Ludwig Burckhardt, der, im Dienste des englischen Vereins zur Erforschung Innerafrikas stehend, in der Vermummung eines Arabers Palästina und die benachbarten Gegenden Arabiens durchwanderte, ja sogar mehrere Monate in der heiligen Stadt Mekka weilte. Die letzten Jahre seines kurzen Lebens brachte er, neue Pläne vorbereitend, in Kairo zu und verfaßte hier eine ausführliche Schilderung seiner bisherigen Reisen. Nach seinem Tode im Jahre 1817 gelangten mit allen seinen Sammlungen auch diese Papiere nach Cambridge und wurden dort 1822 von dem berühmten Reisenden und Forscher Martin William Leake herausgegeben. So hörte man in Europa zum ersten Male von Petra, das Burckhardt zehn Jahre vorher besucht hatte, mächtig ergriffen von der Großartigkeit der Örtlichkeit und der Überbleibsel menschlicher Kultur. Nur acht Jahre dauerte es, bis der Graf Leon de Laborde in seinem Prachtwerk über das Steinige Arabien (1830) zu dem beschreibenden Worte die erste bildliche Anschauung hinzufügte, wohl geeignet, das Interesse an der verborgenen Felsenstadt zu erhöhen. Seitdem ward Petra das Ziel zahlreicher Reisender. Die großen Werke von David Roberts (1849), dem Herzog von Luynes (1874), dem Photographen Edw. L. Wilson (1891) bereicherten die Anschauung, und viele Reiseberichte vertieften die Kenntnis der Ruinen. Doch wandte sich neuerdings das Hauptinteresse mehr und mehr dem nördlicher gelegenen Ostjordanlande zu, dem Hauran mit seinen stattlichen, noch lange nicht genügend erforschten Städterninen, Gerasa, Bostra, Kanatha usw. Jetzt führt uns ein neues großes Werk[1]) in die Gebiete von Ammon, Moab und Edom, entlang

[1]) Die Provincia Arabia, auf Grund zweier in den Jahren 1897 und 1898 unternommenen Reisen und der Berichte früherer Reisender. Beschrieben von Rudolf Ernst Brünnow und Alfred v. Domaszewski. Erster Band: Die Römerstraße von Madeba über Petra und Odruch bis El-'Akaba. Unter Mitwirkung von Julius Euting. Mit 276 Autotypien, 4 Tafeln in Hetiogravüre, 2 Tafeln in farbigem Lichtdruck, 25 Kartentafeln, 11 Inschrifttafeln und 298 Tafeln, Zeichnungen, Plänen in Zinkotypie. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904.

der großen Römerstraße Trajans, die diese Steinwüsten von Norden nach Süden durchzog, um schließlich in Petra einen längeren Halt zu machen. Es sind die Heidelberger Professoren Brünnow und v. Domaszewski, von deren überaus gründlicher Forscherarbeit der erste Band vorliegt, ein Werk unermüdlicher Geduld, eisernen Fleißes, Licht schaffenden Scharfsinns, durch die wörtliche Anführung aller älteren Zeugnisse zugleich ein vollständiges Urkundenbuch, dabei so reich illustriert, daß auch aus der Ferne sich ein anschauliches Bild gewinnen läßt. Wir wollen aus dem umfangreichen Stoffe nur einen einzigen Punkt herausgreifen und uns zu vergegenwärtigen suchen, wie auf Grund dieser Arbeit das Bild Petras, der Hauptstadt des einst weit gegen Norden und Süden ausgebreiteten Reiches des arabischen Stammes der Nabatäer, sich uns darstellt.

Petra hat längst auch in den populären Darstellungen der Kunstgeschichte seinen gesicherten Platz erhalten; die große Felsfassade des „Chazne" wird sich jedem als ein festes Bild eingeprägt haben. Wollten wir den Leser aber fragen, wo Petra liege und in welcher Umgebung, so dürften die Antworten leicht etwas unbestimmt ausfallen. So mögen wenige Andeutungen am Platze sein. Bekanntlich zieht sich von dem tief unter Meereshöhe eingesenkten Toten Meere eine breite Senkung, das Wadi el Araba, südwärts bis zum östlichen Zipfel des Roten Meeres bei Akaba, zuerst allmählich ansteigend, dann wieder gegen das Rote Meer abfallend. Diese breite Senkung ist gegen Osten durch die hohen Steilränder des steinigen Hochlandes von Edom begrenzt. Etwa auf halbem Wege zwischen dem Roten und dem Toten Meer hebt sich aus dem schroffen Rande der Berg Hor aaronischen Angedenkens (Dschebel Harun) jäh bis zu 1400 Meter empor, um auf seiner Ostseite etwa 550 Meter zum Hochtal von Petra abzufallen, das wiederum im Osten von dem Gebirge Sara (Esch Scharat) überragt wird. Jenseits dieses Gebirges dehnt sich eine steinige Wüste in einer durchschnittlichen Höhe von 1300 Metern aus. Der Bergname Sara enthält den Namen des alten nabatäischen Hauptgottes Dusara, „Herr von Sara", vielleicht eines alten Sonnengottes, der hier ebenso wie im benachbarten Ägypten in Obeliskenform verehrt ward. Wir werden das bald in Petra kennen lernen.

Das Stadtgebiet von Petra liegt in einer etwa einen Kilometer breiten Senkung, die, ungefähr von Norden nach Süden streichend, links und rechts von vielgestaltigen und tief eingeschnittenen Felsrändern eingefaßt wird. Die Senkung ist aber nichts weniger als eben, sondern neigt sich von Norden wie von Süden gegen eine Rinne, in der der Musa-Bach das Stadtgebiet quer durchströmt. Er kommt von Osten aus einer engen vielgewundenen Felsschlucht („Sik") hervor, die, tief in das rote Sandsteingebirge eingeschnitten, den eigentümlichsten Zugang zur Stadt bildet; jenseits bohrt sich der Bach in die westlichen Höhen ein und stürzt durch eine wilde, unbetretbare Schlucht in das Wadi el Araba hinab. Alle Wildwasser, die sich beim Regen in den Falten und Schrunden der Randgebirge oder in den scharf eingerissenen Runsen der Senkung sammeln, vereinigen sich in jenem Bach und haben so im Laufe der Jahrhunderte die tiefste Stelle des Stadtgebietes mit einer

hohen, dichten Masse von Geröll und Sand überdeckt. Hier liegt ein großer Teil der Stadt Petra verschüttet. Noch ist kein Spaten angesetzt worden, um den Schutt wegzuräumen und das darunter Verborgene ans Licht zu ziehen; nur am Westrande ragt die große Ruine des „Pharaoschlosses" (Kasr Firaun) aus der schmalen Fläche hervor, überragt von dem steilen Akropolisfelsen, der über dem Ausfluß des Musa-Baches ganz getrennt den westlichen Felswänden vorgelagert ist.

Noch bedeutender als die Akropolis ist auf der gegenüberliegenden Seite des Stadtgebietes der aus dem östlichen Gebirge Esch-Scharat vorspringende und allmählich sich senkende Felsberg En-Negr, der sogenannte Obeliskenberg, der den Keim der gesamten Stadtanlage enthält. Über dem Austritt des Musa-Baches aus dem Felsentore des Sik gelegen, die Niederung nach Süden und Norden beherrschend, bildet der jäh abstürzende, nur auf einem einzigen Pfad erklimmbare Felsen eine natürliche Festung. Auf dieser Höhe ragen die etwa 6 Meter hohen beiden Obelisken des Dusara und der Allat empor. Deutliche Reste eines großen Opferplatzes zeugen von dem blutigen Kultus der beiden nabatäischen Gottheiten. Zwei ähnliche, ebenfalls nur auf einem Pfad erreichbare Heiligtümer geringeren Umfangs auf den benachbarten Höhen beweisen noch weiter die alte Heiligkeit dieses Gebirges als des Sitzes des „Herrn der Höhe". Der Obeliskenberg bietet aber auch noch Platz für eine menschliche Ansiedlung beschränkten Umfanges (wie denn später eine kleine Kreuzfahrerfeste hier angelegt ward), und es ist eine einleuchtende Vermutung von Domaszewskis, daß die nicht bedeutende Zahl der Nabatäer ursprünglich auf dieser Höhe gewohnt habe. Hier bargen sie denn auch im Jahre 312, als zuerst Antigonos' Feldherr Athenäos, dann sein Sohn Demetrios sie angriff, ihre Familien und ihre Schätze, wie Diodor beschreibt, „auf überaus schroffer, daher nicht ummauerter, und nur auf einem einzigen künstlichen Pfad ersteigbarer Höhe". Unten am letzten steilen Absturze des Berges, längs dem Fluß und seiner Straße, liegen die ältesten nabatäischen Gräber.

Die Gräber sind es, die nach dem fast völligen Verschwinden der städtischen Anlagen heutzutage das Aussehen des Stadtbildes bestimmen. Ihnen ist eine klärende Untersuchung v. Domaszewskis gewidmet, deren Hauptergebnisse ich hier zusammenfasse. Es sind durchweg Felsgräber, in die steilen Wände der Sandsteinberge hineingetieft oder aus ihnen herausgearbeitet. Oft bilden sie mehrere Stockwerke, indem über den älteren unteren Reihen, allmählich aufsteigend, neue Gräberreihen angelegt worden sind. So gibt die Höhenschicht einen Anhalt für die zeitliche Bestimmung der Gräberfolge. Ein zweiter Anhalt liegt in den Stellen der beiden Talwände, an denen sich die Gräber befinden. Vom Obeliskenberg ausgehend, sind sie bald hierhin, bald dorthin vorgedrungen. Die ältesten Gräber drängen sich, wie schon bemerkt, unten um die alte Stadthöhe. Diese tragen den Charakter eines einfachen, nach oben sich leise verjüngenden Turmes, daher sie wegen der Formenähnlichkeit mit ägyptischen Pylonen als „Pylongräber" bezeichnet werden; einfacher wäre vielleicht der Name „Turmgräber". Eine glatte Fassade mit einfacher Tür, oben durch einen Rundstab abgeschlossen, darüber mit Stufenzinnen, wie

sie in der jüngeren Kunst Assyriens üblich sind, bekrönt, alles in mäßigem Relief aus der Felswand herausgearbeitet — das ist die ursprüngliche Form des nabatäischen Grabes, vermutlich eine Nachbildung ihres aus Luftziegeln erbauten Wohnhauses. Allmählich treten leise Abwandlungen ein. Namentlich wird der Kranz der Stufenzinnen gern in einem gewissen Abstande darüber wiederholt, so daß der Turm schlanker und höher erscheint; ausnahmsweise wird er sogar als zweistöckig charakterisiert. Die oberste Zinnenreihe überragt auch wohl in freien Zacken den Bau, oder der Grabturm löst sich aus der Felswand, an die seine Fassade gleichsam angeklebt erschien, und bildet sich zu einem freistehenden Turm aus. Auch die Tür wird mit feinerem Pfostenwerk und einer kunstvoller gegliederten Oberschwelle, bald mit horizontalem, bald mit giebelförmigem Abschluß, umrahmt. Doch gehören diese Verfeinerungen meistens erst späteren Zeiten an: die altnabatäische Grundform des Grabturmes hält sich eben durch alle Perioden der Stadtgeschichte. Das massenhafte Auftreten der einfacheren Formen in gewissen Teilen der westlichen Randberge scheint zu beweisen, daß der städtischen Niederlassung schon ziemlich früh der Obeliskenberg zu eng und unbequem geworden ist und daß sie sich dem Bach entlang quer durch die Niederung ausgebreitet hat, wo sie dann an ihrem Westende neuer Gräberstätten bedurfte.

Jahrhunderte hindurch scheinen die Nabatäer von außen ziemlich unbehelligt ihren festen Wohnsitz in Petra zum Mittelpunkt ihres blühenden Handels mit Myrrhen und Weihrauch und mit den sonstigen Erzeugnissen Indiens und Arabiens ausgebildet zu haben. Die wertvollen Waren gelangten zu Schiff nach Leuke Kome, einem Hafen der arabischen Westküste, und wurden von hier auf Kamelen nordwärts nach Petra geführt. Hier strömten sie durch den langgestreckten, vielgewundenen Engpaß des Sik, der sich leicht verteidigen ließ, nach Petra ein, um dann auf offneren, aber doch nicht unbeschwerlichen Umwegen in das Wadi el Araba hinab und weiter westwärts nach Gaza verbracht zu werden, dem großen phönizischen Emporium für die Schätze des Ostens. Dieser schwunghafte Handel mußte die Herrscher der hellenistischen Monarchien reizen; so bildeten jene Lande lange einen Zankapfel zwischen den Nachbarreichen der Ptolemäer und der Seleukiden. Blieben nun auch die Nabatäer staatlich ziemlich selbständig, so begegnen wir doch in Petra etwa seit dem dritten Jahrhunderte deutlichen hellenistischen Einwirkungen.

Wieder einmal müssen, wie so oft, wo unsre schriftlichen Quellen schweigen, die Steine reden. Zunächst mischen sich in bescheidener Anzahl unter die nabatäischen Grabtürme rein griechische Gräberformen, Fassaden von giebelbekrönten Antentempeln. Daneben treten in bald einfacherer, bald reicherer Ausbildung Fassaden auf, deren oberer Abschluß nach nordsyrischer Art im Halbrund gebildet wird. Waren die griechischen Formen schon in den obengenannten feineren Türleibungen der Turmgräber spürbar, so scheint andrerseits der ägyptische Steinbau die Grundformen dieses altnabatäischen Grabes umgestaltet zu haben. Die Grabtürme verlieren ihre Verjüngung — das gleiche gilt bekanntlich von den persischen Grabtürmen — und schließen oben

mit einer kräftigen ägyptischen Hohlkehle ab. Statt der vier bis acht kleinen Stufenzinnen assyrischen Gepräges treten über der Hohlkehle nur noch zwei größere, gegen die Ecken aufsteigende Treppen gleich plumpen Akroterien auf, die schwer auf dem Unterbau lasten („Stufengrab"). Diese so im Steinsinn umgewandelten Grabtürme erhalten dann an ihren Ecken im Geschmacke spätgriechischer Architektur Pilaster mit einer Art korinthischen Kapitells, dessen dürftige glatte Formen auf farbigen Stuckbewurf berechnet waren: eine der besonders charakteristischen Einzelformen peträischer Architektur. Und noch einmal, wie einst bei den einfachen Turmgräbern durch doppelten Zinnenkranz, wird eine Überhöhung des Stufengrabes angestrebt, indem über den Eckpilastern ein hellenisierendes zweiteiliges Gebälk eingeschoben wird, das den Abschluß des unteren Stockwerkes bildet und die kahle Wand des Obergeschosses mit der abschließenden Hohlkehle und den Stufenaufsätzen trägt. Weil diese Gestaltung der Grabfassade zuerst in dem südlichsten nabatäischen Orte El Hedschr (bei den Griechen Hegra genannt), dem „Umladeplatz der Karawanen für die Produkte Jemens", von Doughty und Euting beobachtet worden ist, hat man sie etwas schwerfällig als „Hedschr-Typus" bezeichnet. Man könnte sie füglich die nabatäisch-hellenistische Grabform nennen, denn das Wesentliche daran ist das Eindringen griechischer Bauglieder (Kapitell und Epistyl nebst künstlicheren Türumrahmungen) in den nabatäischen Grabtypus, daneben etwa noch die Neigung zur doppelstöckigen Anlage. Es ist nur eine noch schmuckreichere Abart, wenn über dem Gebälk an Stelle der kahlen oberen Wandfläche eine Anzahl ganz niedriger Pilaster triglyphenartig als Träger der Hohlkehle eingeschoben wird. Vollends ist, wenn gelegentlich die Zwischenräume zwischen den Pilastern mit Reliefs ausgefüllt werden, die Analogie des dorischen Triglyphenfrieses mit seinen Metopen augenfällig. Diese Analogie wird weiter durch die bekannten Gräber bei Jerusalem bestätigt. Sie zeigen, ähnlich wie unsre Gräber, Eckpilaster mit Gebälk und darüber einen deutlichen Triglyphenfries, desgleichen eine hohe Wand als Oberstock oder Attika: wenn beim sogenannten Grabe Absaloms die Hohlkehle schon über den Triglyphen angeordnet ist, so ist das eine unbedeutende Abweichung. Dagegen stimmen die nabatäischen Gräber mit denen von Jerusalem auch darin überein, daß hie und da die Fassaden zwischen den Eckpfeilern durch Halbsäulen gegliedert werden — wiederum ein hellenistisches Motiv.

Die letztbesprochene Gräberform dürfte dem letzten vorchristlichen und dem ersten nachchristlichen Jahrhundert angehören; in El Hedschr weisen die Inschriften sämtlich auf das letztere. Es ist die Schöpfung einer für die Geschichte Petras bedeutsamen Periode. Die Nabatäer hatten nämlich die wachsende Schwäche des ägyptischen wie des syrischen Staates benutzt, um gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts ein selbständiges kräftiges Staatswesen unter eigenen Königen zu gründen, die sich gelegentlich auch in die Welthändel mischten, ihre Herrschaft bis über Damaskos hinaus ausdehnten und zu Pompejus' Zeit sogar syrische Griechen zu ihren Untertanen zählten. Damals hatte der Hellenismus bereits tiefe Wurzeln geschlagen; der Sonnengott der Nabatäer Dusara hatte sich mit dem griechischen Dionysos

vermischt, und eben um Pompejus' Zeit ward in Petra ein dionysisches Theater, von dem noch 33 Sitzreihen erhalten sind, in den heiligen Berg des Dusara hineingeschnitten, unter Vernichtung zahlreicher alter Gräber, für die gerade diese Stelle mit Vorliebe gewählt worden war. Nunmehr ward, wie in allen hellenistischen Städten, auch in Petra das Theater ein Brennpunkt des städtischen Lebens, daher auch jetzt die vornehmeren Gräber seine Nähe suchten. Sie tragen den besprochenen hellenistisch-nabatäischen Typus. So blieb es während des ganzen ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit, wo Rom die Obmacht über die nabatäischen Fürsten ausübte, bis unter Trajan der syrische Statthalter Aulus Cornelius Palma das abhängige Nabatäerreich vollends unterwarf und im Jahre 106 in die neue Provinz Arabia verwandelte. Jetzt entstand die große Heerstraße, die der tatkräftige Kaiser von Bostra im Hauran südwärts nach Petra und östlich daran vorbei weiter gegen Süden anlegte. Es ist die erste große Landstraße, die das steinige Hochland der Länge nach durchzog, hie und da durch die bis zu 600 Meter tiefen Flußeinschnitte, die die Straße durchqueren mußte, unterbrochen. Stadtanlagen, Kastelle, Lager (besonders wohlerhalten bei Odruch, östlich von Petra), Tempel, Brücken bezeichnen mit ihren Ruinen den Weg, den unsre Reisenden in den Ländern Moab und Edom, von Madeba bis Petra, mit eingehender Sorgfalt verfolgt und aufgenommen haben. Erst später entstanden eine zweite Römerstraße und der den Wüstenrand begleitende „Limes", der hier in einer Reihe von Warttürmen bestand. Dessen erst durch v. Domaszewski richtig erkannte Anlage wird in der Fortsetzung unsres Werkes dargestellt werden.

Auch im zweiten Jahrhundert, wo Petra unter römischer Herrschaft hoher Blüte genoß und sein Stadtgebiet vermutlich erheblich ausdehnte — das in dieser Zeit entstandene „Pharaoschloß", ein gewaltiger Quaderbau, ein Tempel vermutlich der Göttermutter, liegt am Westrande der Stadt —, dauerten die nabatäischen und hellenisierten Grabformen fort, aber größere Prunkfassaden von römischem Geschmack drängten sich vor. Wie der Laie bei der Nennung Pompejis zunächst an die bunte Dekorationspracht der letzten neronischen Zeit denkt, so treten auch im populären Bilde Petras alle älteren Denkmäler gegen diese anspruchsvollen und imposanten Anlagen zurück. Sie benutzten fast alle älteren Motive, das peträische Kapitell, den syrischen Rundbogen, ja auch den kunstvollen Aufbau des mehrstöckigen sogenannten Hedschr-Grabes, den sie in dem „Urnengrabe" und in dem Grabe des Statthalters Lucius Sextius Florentinus noch mit einem Giebel krönten. Der Giebel, dessen Akroterien eine zwischen Urne und Knopf schwankende Form aufzuweisen pflegen, ist überhaupt sehr beliebt. Nicht selten wird er noch von einer Attika überragt, wie das schon an dem Ehrenbogen des Tiberius in Orange auftritt. Ein regelrechtes Triglyphon, dessen Metopen mit Schilden ausgefüllt sind, findet zumeist über den Türen, seltener längs der ganzen Fassade seinen Platz. Reliefs und Statuen, die die bilderscheue nabatäische Kunst gemieden hatte, treten häufiger auf. Eine unerfreuliche Erscheinung sind die in der Mitte auseinandergebrochenen Giebel mit zurücktretendem horizontalen Mittelstück;

auch in Kleinasien ist diese willkürliche, vom Barock wieder aufgenommene Form nicht unbekannt. Gern türmen sich diese Prunkfassaden, zum Teil mit verschwenderischer Anwendung von Einzelformen, zu mehrstöckigen Bauten empor, die nun, abweichend von älterem Brauche, auch eine entsprechende Breite gewinnen und mit etwas protzenhafter Aufdringlichkeit große Felsflächen bedecken, hie und da mit vorgelagerten Terrassen.

Das bedeutendste und bekannteste Muster dieses Prunkstils ist El Chazne, „das Schatzhaus“[1]). Schon durch seine Lage ist es auf höchsten Effekt berechnet. Wer von Osten, dem Musa-Bache folgend, sich Petra nähert, gerät immer tiefer in die engen Windungen der Felsschlucht, des Sik, hinein, bis er zuletzt auf schmalem gewundenen Pfade (einer Art Annaschlucht im großen) zwischen senkrechten roten Sandsteinwänden fast im Dunkeln wandert. Plötzlich öffnet sich nach links und rechts eine Querspalte; das langentbehrte Licht strömt von oben ein, und gerade gegenüber ist der Fels in Form einer kolossalen zweistöckigen Tempelfassade, in hellerem rötlichen Ton als die umgebende Felswand, bearbeitet. Eine sechssäulige korinthische Säulenstellung öffnet sich mit den drei mittleren, giebelgekrönten Interkolumnien in eine schattige Vorhalle, aus der drei Türen ins Innere führen. Die Gemächer dienten einst dem Isiskultus, dem dieser Tempel nach mancherlei Anzeichen gewidmet war. Das Eigentümlichste aber ist das zweite Stockwerk, das sich über einer Attika aufbaut. Über der Spitze des Giebels steht ein sechssäuliger Rundbau mit reichem Gesims, dessen Dach sich kegelförmig zu einem Kapitell mit Urnenaufsatz zuspitzt. Dieses Rundgebäude nimmt die Mitte eines viereckigen, vorn offenen Hofes ein, dessen drei durch Halbsäulen gegliederte Wände den Eindruck einer umgebenden Säulenhalle machen. Die Querfronten der beiden Seitenhallen treten links und rechts bis an den vorderen Rand vor; sie enden oben in je einem halben Giebel, dessen andre Hälfte sich in rechtem Winkel längs der Seitenhalle in die Tiefe verliert. Statuenartige Bildwerke auf Basen füllen alle Wandflächen; reiches Rankenwerk überspinnt die Friese und das Hauptgiebelfeld. Der ganze doppelstöckige Aufbau erinnert an andre Schöpfungen der trajanisch-hadrianischen Zeit, z. B. den Ehrenbogen Trajans in Timgad oder das kulissenartige Hadrianstor in Athen; aber ganz ungewöhnlich ist, daß hier als oberes Stockwerk, gleichsam auf einem platten Dache, eine vollständige Baugruppe auftritt, die wir in ihrer eigentlichen Bedeutung anderweitig kennen.

Schon der erste sachkundige Bearbeiter unsres Bauwerkes, der berühmte Architekt Hittorff, hob in einer akademischen Abhandlung vom Jahre 1866 die Übereinstimmung des oberen Stockwerkes mit einer großen pompejanischen Wandmalerei hervor, die 1835 in dem korinthischen Saale der sogenannten casa del laberinto zum Vorschein gekommen war. Vorn zwei vorspringende Enden von Säulenhallen, ebenfalls mit je einem halben Giebel bekrönt; da-

[1]) Oft abgebildet, sehr gut bei Borrmann, Geschichte der Baukunst, Bd. I, S. 285, Fig. 227: minder gut bei Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte. Zwölfte Auflage. Bd. I, S. 330, Fig. 380 und bei Springer-Michaelis, Handbuch der Kunstgeschichte des Altertums. Siebente Auflage. Bd. I, S. 446, Fig. 776.

zwischen Durchblick auf einen geschlossenen viereckigen Hof, dessen Mitte ein runder Säulenbau mit ähnlichem oberen Abschluß wie in Petra einnimmt. Die Malerei stammt aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert; daß sie eine bestimmte Art von Baulichkeit wiedergibt, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß eine ganz ähnliche Darstellung, nur mit deutlicherer Wiedergabe der den Hof umgebenden Säulenhalle, in einem der neuerdings entdeckten Wandgemälde von Boscoreale, die der gleichen Zeit angehören, wiederkehrt; auch Münzen, z. B. Neros, stellen eine gleiche Anlage dar. Hittorff hat aber auch schon darauf hingewiesen, daß wir dieses Bauganze noch heute sowohl in dem sogenannten Pantheon in Pompeji (einem Bau augustischer Zeit auf älterer Grundlage) wie in dem sogenannten Sarapistempel von Pozzuoli vor uns haben; das ist eine nicht zu bezweifelnde Tatsache. Nun wissen wir heutzutage, daß diese Anlagen Macella, d. h. Viktualienmärkte, besonders für Fische, Gemüse, Obst, waren. Das „Macellum mit seinem Rundbau" hebt Varro als charakteristisch hervor. Diese Anlagen waren in Italien, wie man sieht, verbreitet; schon 180 v. Chr. erhielt Rom sein erstes Macellum, und 15 v. Chr. machte sich die Kaiserin Livia durch Erbauung einer neuen solchen Marktanlage auf dem Esquilin verdient. Aber weder das Wort noch die Sache sind römisch. Das Wort ist griechisch (mákellon), kommt schon in älteren Inschriften vor und bedeutet eine Umzäunung, einen eingehegten Platz; in Sparta hieß so geradezu der Gemüsemarkt. Grundriß und Aufbau aber, wie wir sie aus den Bildern und den Überresten kennen lernen, entsprechen ganz der hellenistischen Neigung für hallenumgebene Plätze, und auch der Rundbau ist in dieser Spätzeit eine besonders beliebte Bauform. Somit lehrt uns die Fassade von Petra zweierlei. Einmal erkennen wir handgreiflich, was wir bis dahin nur vermuten konnten, daß eben diese bauliche Einrichtung des Viktualienmarktes mit seinem Rundbau in der Mitte im Osten zu Hause ist, von wo sie nach dem zweiten Punischen Kriege mit andern griechisch benannten Neuerungen, den Basiliken, dem Emporium (d. h. dem Lagerplatz am Hafen), den neuen Häuserabteilungen mit ihren Peristylen, Öci, Exedrä usw., ja mit dem ganzen kleinasiatischen Baustil des Hermogenes nach Italien übertragen worden ist. Zweitens aber tun wir einen Blick in die Oberflächlichkeit hadrianischer oder antoninischer Bauweise, die einen Gemüsemarkt als zweites Stockwerk auf einen Tempel setzt, nur um einen reichen architektonischen Abschluß zu erzielen! Wem fallen nicht die Architekturen auf den pompejanischen Wänden letzten Stils ein, wo die unmöglichsten Baulichkeiten phantastisch übereinandergetürmt werden? Dann mag man sich aber auch dessen erinnern, daß das älteste uns bekannte Beispiel dieses Architekturspieles, die Malereien des Apaturios von Alabanda im Rathause zu Tralles, wiederum nach Kleinasien weisen — ein deutlicher Hinweis auf die östliche Heimat dieser Phantastik.

Am Anfange des dritten Jahrhunderts erhielt Petra das römische Stadtrecht. „Auf diesem Höhepunkt," bemerkt v. Domaszewski, „tritt plötzlich ein Stillstand ein, der sich im Abbrechen der Grabbauten zu erkennen gibt. Parallel dazu hört plötzlich die Münzprägung Petras auf, unter Severus

Alexander (222—235). Beides muß in einem ursächlichen Zusammenhange stehen und erklärt sich, wenn die Bedeutung Petras nicht durch ein allmähliches Schwinden der Kräfte, sondern durch eine Katastrophe zusammenbrach. Gerade damals (seit 226) vollzog sich der Aufschwung des neupersischen Reiches, und selbst ein zerstörender Einfall der Sassaniden in Petra, als Vorläufer von Severus Alexanders Perserkrieg, liegt nicht außer dem Bereiche des politischen Zusammenhanges. Das merkwürdige politische Emporstreben Palmyras (bei Damaskos), das sich damals vollzog, lehrt auch, daß die alte Absicht der Arsakiden, den Handel nach dem Euphrat und dem Persischen Meerbusen abzulenken, von der neuen Dynastie glücklich erreicht wurde." Bei allem politischen Verfall aber bewahrte Petra seine Bedeutung als religiöser Mittelpunkt der Nabatäer. Alljährlich versammelten sich noch im vierten Jahrhundert die weitzerstreuten Araber in Petra zum Feste der Dusaria, das dem Gotte Dusara und seiner jungfräulichen Mutter Allat zu Ehren gefeiert ward. —

Dieser Überblick über die Geschichte Petras kann an einem Beispiele zeigen, welch reicher Ertrag dem gelehrten Werke der Heidelberger Professoren abzugewinnen ist. Es ließe sich noch vieles andre nennen, z. B. auf die vielen Inschriften verweisen, von denen die nabatäischen von Julius Euting als berufenem Kenner bearbeitet sind. Der folgende Band wird dem Vernehmen nach, außer v. Domazewskis Studien über den arabischen Limes, auch eine ausführliche Abhandlung über das Wüstenschloß Meschatta bringen. Bekanntlich haben Brünnows schöne Photographien den ersten Anstoß zur Erwerbung der dortigen ornamentalen Reliefs für Berlin gegeben, wo sie jetzt eine Zierde des Kaiser Friedrich-Museums bilden. Es wird erwünscht sein, den Entdecker selbst über seinen Fund berichten zu hören, und man darf nach der glänzenden Ausstattung des vorliegenden Bandes mit Sicherheit erwarten, daß der Verleger es auch da nicht an einer würdigen und reichlichen Illustration fehlen lassen wird.

Des Herzogs Amme.

Von

Felix Speidel.

Frau Ursula Schäuffelin hatte den zwölften Sohn geboren, da sie zur Amme des jungen Ulrich von Württemberg bestellt wurde.

Wohl hatte man der guten Leonbergerin ihre Mühe und Kraft mit einem ansehnlichen Geldgeschenk gelohnt, aber man gedachte sie noch besonders zu ehren und verlieh ihr, die zwölf Menschen das Leben gegeben, das Recht, einen dem Henker schuldig oder unschuldig verfallenen armen Sünder mit Leben und Freiheit zu beschenken.

Manch einer war schon zum Tode geführt worden, darunter ein bäurischer Lotzkopf von ihres Mannes Sippe, der seine Holdschaft, ein Mensch vom Weißenhof, aus Eifersucht mit einer Hacke erschlagen hatte; — Frau Ursula schwieg.

Aber darum wurde sie auch von Doten und Basen lästerlich geschmäht und von ganz Leonberg scheel angeguckt. Auch Wolfhart Schäuffelin, ihr Ehegespons, gab ihr wegen solcher Untat kein gutes Wort mehr, so daß ein stetiger Zwielauf im Haus war und alles bundüberecks zu gehen drohte.

Eines Abends klopfte es auch richtig an der Tür. Und als man erkundete, wer da sei, hieß es: „der Datte[1]) kommt".

Das war wohl eine heillose Schande, denn der Datte klopfte bloß an den Häusern an, wo Ehezwist herrschte, und mahnte zur Eintracht, ehe es für eine Aussöhnung zu spät war. Das erste Mal nahm er sich zwei Gehilfen mit; die mußten mitklopfen und mitrufen. Nützte das jedoch nichts, so rückte er ein zweites Mal mit ihnen an. Wenn er aber zum dritten Male erscheinen mußte, dann drang er, diesmal allein, vermummt ins Haus und prügelte den Schuldigen der uneinigen Eheleute gewaltiglich durch.

Mehr konnte man ehrsamerweise für die Ehe eines Mitbürgers nicht tun.

Diese Schmach wäre der wohlachtbaren Frau Ursula ebenfalls nicht erspart geblieben, hätte sich nicht jeder der untadeligen Leonberger, die für dies

[1]) Der Vater: in alten schwäbischen Orten Rüger und Schlichter von Ehezwistigkeiten.

Amt erkiesenswert geschienen, geweigert, der streitbaren Schäuffeline Gewalt anzutun.

Selbige Schäuffeline wußte aber wohl, warum sie geschwiegen: sie hatte zwölf Söhne.

Und wenn die Bursche sich bisher als rechtschaffene Kerle bewiesen hatten und man seine Freude an ihnen erleben durfte, waren sie doch Menschen und Anfechtungen ausgesetzt wie andre auch.

Darum bewahrte Frau Ursula ihr Kleinod.

Ungeachtet des Gezänkes um sie, in schlichter Seelenruhe, ließ sie sich auf dem Markt und in der Kirche sehen mit der Schaufalt[1]) am Tuch, stolz und stattlich wie immer.

Alldieweil sich nun in dem guten Städtlein mancherlei zutrug, was den Leonbergern in die Nase stach, so beruhigte man sich endlich über selbigen Fall wie der Meister Wolfhart selber, dem die sauren Worte schon längst nicht mehr behagten.

Mittlerweile war manch Jahr in die Welt gegangen, niemand dachte mehr an bewußtes Privileginm.

Im Land Württemberg schaute es gar traurig aus. Der selbstherrliche junge Ulrich wollte die vorzüglichste Fürstentugend der Selbstbeherrschung nicht erlernen, so daß ein gut Teil von all der Trübsal ihm zukam.

Wer weiß, ob sonst der Lebensschrei des „armen Konrad" einen so herzhaften Widerhall gefunden und so viel Unheil angerichtet hätte.

Dem Herzog wäre es jedenfalls erspart geblieben, selber um Huldigung bitten und mit einer so schmählichen Antwort auf und davon reiten zu müssen.

Wohl mag's dem stolzen Herrn seltsamlich zumute gewesen sein, wie einer dem andern zurief: „Erwürget ihn, ehe er uns entreitet, erwürget ihn!" Einer hatte schon den Zaum seines Rosses gepackt, und ein andrer stieß gar mit dem Spieß nach dem eilig heimwärts Trabenden.

Schließlich war der „arme Konrad" mit Waffen überwunden. Alle Gefängnisse, Türme und Ratsstuben waren so voll mit Gefangenen, daß diese kaum Platz zum Stehen hatten.

Am heiligen Sixtustage war über die Schuldigen Gericht gehalten.

Sechzehnhundert Mann standen sie in einer Reihe der Rems entlang, sechsundvierzig davon mit Ketten belastet.

Unter diesen befand sich Veit Schäuffelin, der dritte Sohn von des Herzogs Amme.

Er und Utz Hottinger von Plüderhausen waren angeklagt, auf dem Schorndorfer Wasen nach dem Herzog mit dem Spieß gestoßen zu haben. Man wußte zwar, daß bloß einer der beiden den Spieß geschwungen haben könne, aber da der Vogt von Schorndorf weder durch Zureden noch durch peinliches Befragen herauszukriegen vermochte, wer von den zwei Leugnern seine Waffe gegen den Herzog gebraucht habe, so gab er Befehl, alle beide zu henken, denn auf einen mehr oder weniger kam es gewißlich nicht mehr an.

[1]) Die Falte bei Festtagstüchern, die, um die Stickerei oder andern Zierat zu zeigen, nach außen gelegt wird.

Der Utz Hottinger war wohl heute morgen nahe daran, zu gestehen, denn das männigliche Stäupen hatte ihn so müde gemacht, daß er jetzt noch auf der gleichen Stelle seiner Strohmatte lag wie bei der Prozedur und gleich einem Mägdlein heulte.

Veit Schänffelin dagegen guckte mit trotzigen Blicken umher und tat, als ob sein Buckel mit Myrrhen gesalbt worden wäre, gleichwohl er weidlich hinkte und einen Urdrutz gegen die Vogtpeitsche verspürte.

Jetzt lehnte er sich gegen das Eisengitter des engen Turmfensters und schaute über die Stadt hin.

Die Sonne prallte auf die giebeligen Dächer und den spitzen Kirchturm. Kein Lüftchen regte sich. — Müde schlich die Rems ums Feld. Der Sommermittag lastete auf der Landschaft.

Es war, als ob die Natur mit offenem Auge schlummerte.

Um die Stunde hatte sich der Veit sonst am Heuschober neben Sichel und Sense ausgestreckt und von tausend Grillen und Hummeln in Schlaf summsen lassen, manchmal mit der braunen Grete im Arm. Herrgott, war das eine Zeit!

Jetzt vermochte er nicht zu ruhen, trotzdem sie ihn so gepeinigt hatten; er fühlte sich frisch und ungeschwächt wie sonst am frühen Morgen. Eine Hufe Wiesenland wäre mit einem Sensenschwung geschnitten gewesen, hätte er jetzt mähen dürfen. So stark und kräftig war er sich nie vorgekommen wie im Angesicht des Todes, der auf ihm im sattesten Leben lauerte.

„Veit," rief da eine matte Stimme, der Utz, der sich mühsam vom Lager aufrichtete.

„Was hast denn schon wieder," schrie Veit, „ich red nichts mehr mit dir, du Hansnarr. Friß deine Morgenatz, 's ist gescheiter. Viel kriegst so wie so nimmer."

Der Utz ließ den Kopf sinken und blickte traurig vor sich hin.

Nach einer Weile begann er aber wieder: „Bloß ein einziges Mal gib mir Antwort."

Veit brummte, doch der Hottinger sprach weiter: „Sag, siehst du das Storchennest auf dem roten First, dicht beim Kirchturm?"

„Ich seh's," antwortete Veit mürrisch.

„Wie weit sieht man den Giebel?"

„Die Dachluke halt und noch zwei Fenster drunter."

Der Utz seufzte.

„Mit Blumen?" fragte er mehr.

„Ach, laß mich in Frieden, du — —."

„Mit Blumen, mit Blumen," wiederholte schmerzlich lächelnd der Utz, als ob er im Traum redete.

Der Veit schaute ins Tal. Einen Augenblick dachte er: „Ob keins von zu Haus mir Lebewohl sagt! Wenn sie nicht bald kommen — morgen früh streck ich ihnen die Zung raus, pfui Teufel!"

Dann verfiel er in eine drückende Stumpfheit, die ihm den Hals preßte, daß er kaum Atem holen konnte. Fast hätte er vor Schrecken aufgeschrieen, da er plötzlich seine Beine umfaßt fühlte.

Der Hottinger war unter Schmerzen zu ihm hingekrochen. Erst hatte er zaghaft zugelangt, jetzt hielten seine Arme Veits Beine umklammert, die mageren Finger bohrten sich ins Fleisch.

„Veit," heulte er, „dort drüben im Hornnolder Haus am Markt wohnt die Kathrin; die hab ich so lieb und sie mich und sie trägt ein Kindlein von mir! Wenn sie mich henken, springt die Magd ins Wasser. Die Schand hält sie nicht aus. — Mußt ja doch sterben, Veit, jetzt kannst doch sagen, daß du nach dem Herzog gestochen hast und daß ich unschuldig bin. — Ich bin doch unschuldig! — Um Gotteswillen die Kathrin — — — ich will deinen Brüdern Gutes tun oder vielleicht deiner Mutter, oder hast du auch einen Schatz — — Veit — — um Gotteswillen, die Kathrin."

Utz schluchzte; in seinem Jammer war ihm das Bewußtsein verloren gegangen; und er fühlte nicht, wie der Veit, um sich loszumachen, ihn von sich stieß, daß er in seinen Winkel geschleudert wurde.

„Ich will nicht," schrie Veit, „ich will nicht."

Der sollte nur mit ihm sterben; alle, alles konnte zugrunde gehen, wenn er schon an sein letztes Stündlein glauben mußte, er in der ganzen blühenden Kraft seiner Jugend. — Hätte er doch den Herzog getroffen! Mit bloßen Worten war's für ihn nicht getan. Die schwatzhaften Weiber, die Schwachköpfe, die Feiglinge! Hätten sie den Herzog damals am Schlafittchen gepackt, kotz Teufel, keiner müßte jetzt sein Leben lassen, danken würde man ihnen wie Helden. — War er denn nicht überhaupt ein Held, ein Märtyrer? — Jawohl! — Was war das doch für eine überzwerche Welt, eine Narrenstube! — Aber wenn sie ihn schon an den Galgen führten, dann wollte er schreien, brüllen wollte er, daß man es im ganzen Tal hören mußte: „Der arme Conrad, es lebe der arme Conrad!" — Dann konnten sie ihm seinetwegen die Gurgel zudrücken, abmurksen — — ah! — — er zitterte vor Frost am ganzen Leibe. — Was war der Tod für ein schändlich Ding! Warum hielt man lieber die entsetzlichen Qualen aus und ließ sich lieber die Knochen zerbrechen, als sterben?

Das Leben, das Leben! Es war die einzige Hoffnung. Das Leben!

Mit aller Macht riß er an den Eisenstäben des Fensters. Sie lockerten sich — — o! — — sie gaben nach. Doch nicht, sie hielten Stand. — So sicher hielten sie ihn, so sicher, als wie der Henkersknecht ihn am Abend anknüpfte! — Er hatte das Gefühl, als ob er sich vollsaugen müßte mit Lebenskraft und blickte geradewegs in die strahlende Sonne, daß ihm das Wasser bloß so aus den Augen schoß.

Inzwischen war Frau Ursula eingetreten.

Veit hörte wohl Schritte, aber er sah nicht. Er war so geblendet von der übermenschlichen Lebenssattheit, daß ein undurchdringlicher rot-grüner Nebel ihm das Nächste verschleierte.

Frau Ursula mußte einen Augenblick verschnaufen und sich von der Strapaze, die sie hinter sich hatte, erholen. Wohl war sie mit den besten Rossen aus dem Stall bis zum Stadttor geeilt, als man ihr sagte, ihr Veit werde in Schorndorf gehenkt, dann aber war sie gelaufen bis zum Stadthaus, die

Treppen hinauf, ohne anzuhalten, bis in die Vogtkanzlei und darauf hierher. Das war eine Leistung für die Alte mit dem Leibesumfang. — Sie stellte das Grättlein[1]), gerutzelt voll mit Wadelbiren, Wurst und Zwilch, auf den Boden, wischte sich den Hundstagsschweiß von der Stirn und schneuzte sich gewaltiglich in das rote Schnupftuch.

„Heiland Sakerment, ist das eine Hitz," sagte sie, während sie die Blicke über den Sohn gleiten ließ, dem es so miserabel ging, daß er sie nicht einmal erkannte. Eine mordsmäßige Wut packte sie, doch nur einen Augenblick: bald wandelte sie sich in tiefe Rührung. Die Kehle war Frau Ursula zugeschnürt vor Weh. Aber sie hatte ja die Freiheit für ihn! Der Gedanke brachte sie wieder zu sich selber.

„Veit," rief sie mit ihrer tönenden Stimme, die grob und milde zugleich klang und die dumpfe Herberge der dem Tod Verfallenen nur so widerhallen ließ von Leben.

Plötzlich war auch Veits Blindheit verschwunden. Er stürzte in die Arme seiner Mutter.

In einem Augenblicke fühlte er all ihre Strenge und all ihre Ungüte. Er weinte.

Und Frau Ursula streichelte ihn und weinte mit ihm.

Bald aber sagte sie: „Heul nicht, mein Bub, was wird denn auch ein Mannsbild heulen! Kotz Blau, so eine Affenschand. — Ich bring dir doch die Freiheit."

Veit fuhr das Blut in die Wangen.

„Jawohl, Kind, ich darf doch einen freimachen, auf den der Nachrichter die Hand gelegt hat, weißt's auch nimmer? Gewiß, da drin steht's, siehst da in dem Pergament mit dem Namenszug von Herzog Ulrichs Oheim. Das gilt, mein Bub, das gilt."

Veit starrte auf die Schrift. Er konnte kein Wort hervorbringen.

Leben, Freiheit, Leben!

Die Mutter ließ ihn ins Leben blicken, und er jubelte nicht?!

Mit einem scheuen Blick schaute er zum Hottinger hinüber.

„Ja, freust du dich denn gar nicht, Veit?" fragte Frau Ursula.

„Doch," brachte der mühsam heraus, „ich freu mich."

„Begreifst wohl dein Glück noch nicht, du dummer Bub?"

Veit schluchzte.

„Was ist auch das? — Armer Kerl, hast so viel Angst ausgestanden, gelt? — Freilich, freilich, kann mir's ja an den fünf Fingern abzählen. So heul halt, wein dich aus an meiner Brust, du — — — hat sich schon manch einer an der gesund gemacht, will's meinen."

Wie ein kleines Kind besänftigte sie ihn, der ganz fassungslos war. Die rauhe Alte hatte plötzlich all die Koseworte wieder gefunden, mit denen sie die Kinderschmerzen ihrer zwölf Buben gestillt hatte. Es wurde ihr bei der Liebe, die sie spenden durfte, selber ganz wohlig ums Herz.

[1]) Körbchen.

Utz Hottinger schaute mit großen Augen auf die zwei. Er kämpfte mit sich, ob er Veits Mutter die ganze Wahrheit sagen sollte. Aber was könnte ihm das helfen! Würde der Veit, der in Folterqualen leugnete, der Mutter die Wahrheit sagen? Und würde die Mutter nicht dennoch dem Sohn die Freiheit geben? Es war aus mit ihm, vielleicht war das überhaupt das Beste, was ihm geschehen konnte. Dann hatte Elend und Mühsal ein Ende. Das Leben war ja so erbarmungslos und ungerecht, daß die paar schönen Stunden, die es einem schenkte, lange, lange nicht Bitternis und Not aufwogen. Er wollte schweigen und stillhalten, bis er erlöst wäre von dem irdischen Jammertal. Die Kathrin mit ihrem Kindlein würde ihm folgen, das wußte er bestimmt, und jetzt war's ihm ein Trost geworden.

Veit hatte sich so weit beruhigt, daß Frau Ursula zu ihm sagen durfte: „Komm jetzt, zum Vogt hinüber. Kannst schon mitkommen, glaub's nur, er wartet auf dich."

Sie langte nach ihrem Grättlein und schickte sich zum Gehen an. Da wurde sie Utz Hottingers gewahr, den sie noch gar nicht gesehen hatte.

„Sag," wendete sie sich an Veit, „was hat denn das arme Luder da drüben verbrochen?" Es erfaßte sie Mitleid mit dem armen Sünder, der ihres Kindes Kerker teilte; mochte er getan haben, was er wollte, keiner hatte doch das Recht, ihm solche Angst und den Tod zu bereiten. Fast verschämt stellte sie ihm den Korb ins Stroh, für Veit konnte sie ja nachher gleich kaufen, wonach er ein Gelüst verspürte. Bald regte sich aber der Verdacht in ihr, der fahle Bursch sei der, um dessen willen ihr Kind so unsäglich litt. Natürlich, der war's sicherlich. Und sie mußte fragen: „Ist der am End der Sauhund, wegen dem du in dem Loch hockst, was? Hat der geleugnet?"

„Geleugnet hat er," antwortete Veit bänglich.

„Pfui Teufel auch," donnerte Frau Ursula und spuckte auf den Boden. „Der sieht mir danach aus, daß ihn der Schinder holt. So ein Schuft, so ein Mörder! Daß man solche Menschen erleben muß, so grundliederlich und schlecht!"

Aber während sich ihr ganzer Groll entlud, drängte sich ihr der Wunsch auf, aus Veits Mund zu hören, daß er unschuldig sei. Der Bote Dieterle, der mit den beiden auf dem Wasen gestanden, hatte ihr wohl berichtet, daß der verfluchte Hottinger aus Plüderhausen nach dem Herzog gestoßen habe, und sie war auch davon fest überzeugt; denn einem von ihren zwölfen hätte sie nie und nimmer zugetraut, daß er einen andern unschuldig für sich leiden lasse. Dazu kannte sie ihre Buben zu gut. Aber es war doch recht und gehörte sich, daß der Veit ihr seine Unschuld gestünde, ehe sie in freier Luft waren. Später sollte der arme Bub nimmer an die schlimme Zeit erinnert werden, sie wollte es ihm so schön machen, daß er bald daran vergäße.

Darum trat sie ganz dicht zu ihm heran, und fragte leise: „Du, gelt, du bist unschuldig, Veit?"

Veit schwieg.

„So red doch, Kind, hast denn die Sprach verloren vor lauter Todesangst? Bist ja frei, hotzheidennein! — Also sag, gelt, unschuldig bist?"

„Veit!“ rief da mit matter Stimme Utz aus der Ecke.

Und Veit sank wortlos vor seiner Mutter auf die Knie.

„Um Gotteswillen, Kind!“

Das alte Herz der Schäuffeline, das stets so treu den Dienst getan, war plötzlich lässig und setzte einen Augenblick mit seinem Pochen aus.

„Du bist der Schuldige; du? — — — O, Veit!“

Sie weinte die bittersten Tränen ihres Lebens.

Was sollte sie jetzt tun? Hatte sie all die Jahre her ihr Kleinod bewahrt, um ihr eigen Kind dem Henker preiszugeben? Durfte sie den Unschuldigen, der um ihres Kindes willen halb zu Tode gemartert war, zur Richtstatt schleppen lassen?

Das war ein Kampf.

O, hätte sie für ihren Buben den Tod erleiden dürfen!

Plötzlich riß sie Veit vom Boden auf, um mit ihm nach Haus zu jagen. Mochte aus ihr werden, was da wollte; sie war Mutter, bloß Mutter, sie hatte das Recht, ihr Kind zu retten.

Aber Frau Ursula vermochte nicht, einen Fuß vor den andern zu setzen. Ach, es war so furchtbar still hier, und die Stille redete mit so gewaltiger fester Stimme. Und in ihr richtete sich eine Feste auf, die sie zwang, ihr Haupt zu heben.

Wie unter fremdem Willen, der doch so ganz ihr eigen war, schritt sie zu Hottinger hinüber, hob ihn mit starkem Arm vom Lager auf und führte ihn vor die Kerkertür.

Draußen befahl sie ihm, ihrer zu harren.

Dann kehrte sie zu Veit zurück.

Sie zog ihn in ihre Arme, küßte ihn und hielt ihn, als ob sie ihn nicht lassen könnte. — — —

„Sei stark, mein Sohn,“ sagte sie und ging. —

Bald darauf sah man ein altes Weiblein, von einem kranken, jungen Menschen gestützt, in die Stube des Vogts hineinwanken. Mit zitternden Händen reichte es ein Pergament über den Tisch und sprach mit matter Stimme: „Herr, ich bitt Euch um Jesu Christi willen, henket den Veit Schäuffelin bald.“

Die deutschen Gelehrten im Auslande und der Gelehrtenaustausch mit Amerika.

I.

Die Franzosen nennen eine Weltausstellung „Exposition universelle“. Dies bedeutet sowohl die Universalität der beteiligten Länder als auch die Universalität der Richtungen menschlicher Tätigkeit. In ersterer Hinsicht ist eher ein Rückgang zu bemerken gewesen, je öfter sich die Weltausstellungen wiederholten und je mehr sich die Zweifel über deren Nutzen verbreiteten. In der andern Hinsicht ist bei jeder neuen Ausstellung etwas Neues hinzugetan, um ihre Anziehungskraft zu vergrößern und den Kreis der Besucher zu erweitern. Zu diesen Reizmitteln gehören die Gelehrtenkongresse, die man mit den Ausstellungen von Chicago (1893), von Paris (1900) und von St. Louis (1904) verbunden hat. Insbesondere hat die letzte Veranstaltung derart viel von sich reden gemacht, nicht sowohl durch ihre Bedeutung und ihren Erfolg, als vielmehr durch die amerikanischen Mittel, davon reden zu machen.

Es ist hier nicht unsre Absicht, dieses näher zu beleuchten; nicht die Absicht, die Frage zu erörtern, wie weit im Ernste die Wissenschaft und ihre Lehre durch solche Veranstaltungen gefördert werden kann, wie weit die großen Worte des Unternehmens sich in die Tat haben übersetzen lassen. Wir wollen eine andre Erscheinung ins Auge fassen, welche im Gefolge derselben, gleichsam als deren dauernde Frucht, die öffentliche Aufmerksamkeit in letzter Zeit beschäftigt hat — den internationalen Austausch der Gelehrten. Dieser Plan ist im besonderen Hinblick auf Amerika und Deutschland neuerdings entworfen, und zwar in der Gestalt, daß die beiden Länder auf eine gemeinsame Stufe der Leistungsfähigkeit ihrer Wissenschaft hinaufgerückt erscheinen, wovon bei jenen bekannten Veranstaltungen der Weltausstellungen an sich nicht die Rede war, da hierbei vielmehr die Amerikaner nur den Schauplatz für fremde Leistungen hergaben oder herzugeben brauchten.

So ist das neue Projekt gleich in seinem ersten Entwurf von problematischem Inhalt erfüllt, den etwas näher zu betrachten vielleicht der Mühe wert sein mag.

II.

Das fortschreitende Wesen der Kultur bringt es mit sich, daß der wichtigste Teil des Güteraustausches der Völker auf der Verschiedenheit ihrer Kulturhöhen beruht. Die auf höherer Stufe angelangten Völker bringen den minder kultivierten Völkern die Erzeugnisse, die sie kraft ihrer Kultur vor den andern voraus haben, und tauschen dafür solche Güter ein, an denen ein der Natur näher stehendes Volk Überfluß hat. Das höher stehende Volk reizt dadurch das niedriger stehende Volk zur Entwicklung seiner Bedürfnisse, zur Anspannung seiner Kräfte, zur Nachahmung höherer Fertigkeiten — es hebt allmählich das niedriger stehende Volk zu einer ähnlichen Stufe empor wie die ist, auf der es sich selber befindet.

So ist es im Laufe der Jahrtausende gegangen, seitdem die Völker des Orients den Völkern Griechenlands und Italiens die Gaben ihrer Kultur brachten, seit dann dieses Verhältnis die klassischen Völker zu den gebenden machte und die keltischen und germanischen zu den empfangenden, seit die Araber eine neue Kulturblüte des Orients für Europa fruchtbar werden ließen, dann die Italiener über die Alpen kamen zu den Völkern des mittleren und nördlichen Europa — bis herab zu dem Völkerverkehr der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte, zwischen Westeuropa und Osteuropa, zwischen England und seinen Kolonien jenseits des Weltmeeres, zwischen der ganzen heutigen europäischen Welt und den Naturländern des mehr und mehr erschlossenen Erdkreises.

Güter, welche die Kultur hinausträgt zu den fremden Völkern, sind nun nicht bloß solche, die man in die Welt versenden kann, während die Menschen, die sie hervorbringen, daheim bleiben. Es gibt auch Güter, die sich nicht versenden lassen, die an dem Menschen haften, der sie produziert. Die Arbeitsleistung, die sich nicht in einem Sachgute verkörpern läßt (oder sich noch nicht darin verkörpert hat), ruht in der Persönlichkeit, die sie hervorbringen soll. Diese letztere muß daher selber ihre Heimat verlassen auf kürzere oder längere Zeit, muß selber in das Ausland sich begeben, um hier jene Leistungen darzubringen, die von den Einheimischen verlangt, aber noch nicht hervorgebracht werden. Ein großer Teil der Erziehung einer Nation zu gewerblichen Fortschritten beruht darauf, daß Arbeiter, Werkmeister, Künstler, Unternehmer aus dem vorgeschrittenen Lande herüberkommen oder herübergeholt werden, um Anleitung und Beispiel zu geben für die neu zu erlernende Technik. So kamen im Ausgange des Mittelalters venetianische Seidenweber nach Frankreich, deutsche Bergleute nach England, späterhin dann französische Gewerbsleute nach Deutschland, Schweiz, England, vom Mittelmeer her italienische Finanzleute nach allen Ländern Europas, bis im letzten Jahrhundert endlich aus den Finanzleuten italienische Kuchenbäcker und Kaffeewirte geworden waren. Das russische Reich strengte sich seit Peter dem Großen an, ein europäisches Staatswesen zu werden, konnte dies aber nur werden durch Entlehnung eines europäischen Beamtentums aller Arten aus Deutschland, England, Schweden, Holland, Italien, Frankreich, oder konnte wenigstens sich eine Aussicht auf ein solches Ziel durch diese Kulturmittel eröffnen. Ein

andres Beispiel bieten gewisse Künste, deren Meister sich nicht begnügen durften, ihre Werke hinauszusenden, sondern die selber kamen, um die fremden Länder ihrer Künste teilhaftig werden zu lassen, zumal die Musiker und Virtuosen aus Italien in vergangenen Jahrhunderten, die selbst mit einzelnen Resten in unsre Gegenwart noch hineinreichen.

Eine parallele Erscheinung sind die Männer der Wissenschaft und des Unterrichts, die in das Ausland gehen aus der Heimat, die Überfluß an ihnen hat. An dieser Erscheinung ist Deutschland bekanntlich in hervorragendem Grade beteiligt aus zweierlei Gründen. Einmal, weil es seit lange eine relative Fülle an solchen Kräften produziert hat; dann, weil der ältere Zustand des deutschen Staatswesens so viel weniger geeignet war, die heimischen Kräfte anzuziehen und festzuhalten. Der erste Grund bedarf hier keiner näheren Erläuterung. Der zweite hat für die uns beschäftigende Frage ein desto größeres Interesse. Selten nämlich ist ein so großes Sprachgebiet in so zahlreichen Staatengebilden zerstreut gewesen, wie es bei dem deutschen Sprachgebiet der Fall war und zum Teile heute noch der Fall ist. Das römische Reich deutscher Nation umschloß in dem Zustande, wie er bis vor hundert Jahren gegolten, eine Unmenge staatlicher und quasi staatlicher Gebilde, deren Mannigfaltigkeit gleichwohl bis außerhalb der Grenzen des Reiches, sei es durch einstmalige Bestandteile desselben (Elsaß, Schweiz), sei es durch deutsche Kolonialgebiete (die baltischen Provinzen Rußlands) sich hinauserstreckte. Die neue Wendung der Dinge, die endlich jene Konzentration für das deutsche Staatswesen gebracht hat, ohne die ein großes Volk seine Geschicke nicht erfüllen kann, hat nun allerdings seit einem ganzen und einem halben Jahrhundert mit der Unzahl von Fürstentümern einigermaßen aufgeräumt und die übrig bleibenden näher zusammengerückt. Jedoch zu gleicher Zeit hat diese schärfere Herausbildung des nationalen Staatsganzen einen desto tieferen Schnitt gegen das deutsche Österreich geführt, und wenn es dafür Elsaß-Lothringen gewonnen hat, so ist doch die straffere Einheit nicht ohne Rückwirkung auf das Verhältnis geblieben, in das die längst abgetrennten Teile des Reiches zu dem neuen Deutschland getreten sind — ob nun durch den allgemeinen Zug zur staatlichen Abschließung, die dem neuen Zeitalter eigen ist, oder durch die besonderen Einflüsse, die von dem neuen Reiche auf die Nachbarstaaten ausgegangen.

So ist in alter und in neuer Zeit der grelle Kontrast einer Gemeinschaft des deutschen Sprachgebietes und einer Nichtgemeinschaft des deutschen Staatsgebietes am Leben geblieben und hat bei zahlreichen Veranlassungen seinen problematischen Charakter bewiesen.

III.

Dieses Problematische tritt uns in größeren Zusammenhängen der hohen Politik entgegen, die uns nur zu wohl bekannt sind, die uns aber hier nicht beschäftigen. Es ist eine mächtige Frage auf der Tagesordnung, ein ruheloses Ferment, solange dieses Auseinanderfallen von Nationalitäten und Staatswesen fortbesteht. Es ist kein Zufall, daß seit dem Zeitalter der Revolution

die Nationalitäten zivilisierter und unzivilisierter Völker eine ganz andre Rolle spielen als zuvor. Für uns ist hier nur die eine Seite dieses Problems bedeutsam, die darin besteht, daß auf Grund der gemeinsamen Sprache geistige Kräfte dem gemeinsamen Sprachgebiete dienen durch die Verschiedenheit und die Gegensätze der Staatsgebiete mitten hindurch.

Hier ist nun eins hervorzuheben. Wenn ein Mann aus der großen deutschen Nationalität von irgendeinem Ende derselben, sage von Nordosten, sich nach einem der andern Enden begibt, um dort zu leben und zu schaffen, an den Rhein, nach Schwaben, Bayern, Österreich, Schweiz, so ist er ein Genosse der weiten Sprachgemeinschaft mit jenen Einschränkungen, die aus den Besonderheiten und Landsmannschaften allenthalben sich einstellen. Mit Vorzügen und Schattenseiten dieses Gemisches von Volksarten und Mundarten müssen sie eben miteinander arbeiten und genießen, in der Hoffnung, daß jenes größere gemeinsame Band das stärkere bleibt und den Frieden unter ihnen herstellt. Etwas andres ist es mit den höheren Tätigkeiten, die sich in näherer Weise an den Staat anschließen, in dem man lebt oder zu dem man gehört. Das hat sich in den Wandlungen des Staats- und Völkerlebens, an dem Kriegsdienste vor allem, gezeigt. Einstmals war dieser ein Handwerk wie ein andres, nur ein gefährlicheres und wilderes als die übrigen. Nicht einmal die Sprachgemeinschaft hatte für dieses die übliche Bedeutung, daß man nur demjenigen Lande diente, dessen Sprache man die seinige nannte. Was heute die Fremdenlegionen in den außereuropäischen Kolonien europäischer Staaten sind, das waren für Europa jene Heere, die zusammengewürfelt waren aus Leuten (und was für Leuten!) von aller Herren Ländern. Unternehmende Truppenführer warben Regimenter an und verdangen sich mit ihnen für den Dienst irgendeiner kriegführenden Partei. Das bunte Bild dieser Art von Soldatentum zeigt uns in klassischer Weise „Wallensteins Lager“. Das oft mißbrauchte Wort „point d'argent, point de Suisse“ kommt von dem internationalen Kriegsdienste der Schweizer und deutet auf den reinen Erwerbscharakter dieses Handwerks. Das Löwendenkmal in Luzern zur Ehre der Schweizer Söldner, die das französische Königtum in den Tuilerien gegen die empörten Volkshaufen heldenmütig verteidigten, zeigt auch dieses vaterlandslose Söldnertum in edlerer Beleuchtung. Oder jene Schweizergarden, die in ihrer alten Tracht den Palast des römischen Papstes bewachen, und doch — wenn schon nicht die Staatsgenossen — die gläubigen Söhne seiner Kirche und ihres Oberhauptes sind. Um nichts weniger ist es wahr, daß bereits die kirchlichen Reformatoren der Schweiz das „Reislaufen“ als ein schimpfliches Gewerbe mit strenger Strafe verfolgten. Und hier wie dort, ja in jedem heutigen Kulturstaate, ist es ein selbstverständliches Fundament der Staatsordnung, eingeleitet durch die bahnbrechenden Grundsätze der französischen Revolution, daß die Verteidigung des Vaterlandes das Recht und die Pflicht allein seiner eigenen Bürger ist.

Bis in unsre Tage hinein erlebt man es dagegen bei den Staatsoberhäuptern, daß die, von denen man meinen sollte, sie seien am innigsten von allen andern Staatsangehörigen mit ihrem Gemeinwesen durch die Geburt ver-

wachsen, durch Erbschaftsverhältnisse oder durch Entlehnung an die Spitze eines fremden Staates treten. So erbt jener englische Prinz den Königsthron Hannovers vor bald siebzig Jahren, so fällt Sachsen-Koburg-Gotha neuerdings der englischen Verwandtschaft anheim. Aber weit öfter holt man in Staatsverlegenheiten fremde Prinzen oder Generäle auf den eignen Thron, die gegenüber den heimischen Zwisten als unparteiische Dritte dienen sollen — nach Griechenland und Bulgarien in wiederholten Ansätzen, nach Schweden, Belgien, Brasilien, Mexiko, Rumänien, Spanien. Das Meiste und Kühnste hat auch dazu der Erste Napoleon geleistet, mit Brüdern, Schwägern, Günstlingen — die freilich alle miteinander fielen, als er selber fiel.

Daß Staatsmänner und Verwaltungsmänner von Staat zu Staat wanderten, ist in der Vergangenheit weit öfter vorgekommen als in der Gegenwart, die eben darin jenen Charakter betätigt, den wir an der modernen Entwicklung des Heerwesens kennen lernten; recht häufig früher in der Buntscheckigkeit des deutschen Staatenwesens bei minderer Festigkeit seiner Ämter und Ordnungen. Manche Überbleibsel sind indessen auch heute noch da und zumal aus Bismarcks jungen Lebensjahren erinnerlich. Der hauptsächliche Schauplatz in früheren Jahrhunderten war wohl Rußland, das für alle Seiten seines Staatsdienstes solche ausländische Kräfte nötig hatte.

In diesen Zusammenhang gehören dann auch die Wanderungen der deutschen Gelehrten.

IV.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist es Colbert, der eine Weltliteratur schaffen will, die sich um Ludwig XIV. gruppiert, ihn zum Inhalte und Zwecke hat. In den Sprachen aller europäischen Länder sollte der große König gefeiert werden. Die Poesie war nach der Weise der Zeit die Folie der Gelehrsamkeit, und der Mediziner, der Jurist waren Humanisten und hiermit Poeten. Wie ihre gelehrten Arbeiten zur Zierde des französischen Königtums an den Stufen seines Thrones niedergelegt werden sollten, so war ihre Feder bestimmt, je nach Bedürfnis in Prosa oder in Versen für denselben Zweck verwendet zu werden. Da sind es nun keineswegs bloß Franzosen, die als Verfasser von Oden, Panegyriken usw. sich an dem gemeinsamen Werke beteiligen, sondern zahlreiche Gelehrte des Auslandes, zumal Deutschlands und Italiens. Natürlich erwartet man die Bekundung dieser Gesinnungstüchtigkeit nicht ohne Entgelt. Es werden Jahrespensionen gezahlt an 60—80 Gelehrte und Dichter, deren jeder je nach dem Maße seiner Verdienste einen Betrag von tausend oder mehreren tausend Livres empfängt. Unter den deutschen Gelehrten ist es namentlich Conring, der sich, wie durch seinen gelehrten Namen, so durch seine Dienstbeflissenheit auszeichnet. Im Jahre 1666 erbietet er sich, eine Denkschrift für die Ansprüche der Gemahlin Ludwigs XIV. auf die Niederlande zu verfassen. Über die Wünsche Colberts hinausgehend, wiederholt er sein Anerbieten, obwohl er gleichzeitig versichert, sein Leben stehe in Gefahr, falls man in Deutschland seine Autorschaft erführe. Einige Jahre später will er bei den deutschen Fürsten dahin wirken, daß Ludwig XIV. zum römischen Könige gewählt werde und dergleichen mehr. Derselbe Conring ist aber

auch vom König von Dänemark zu dessen Rat ernannt und empfängt von diesem eine ähnliche Pension wie die von Frankreich. Er schreibt sie dankbar dem edlen Beispiel zu, welches Ludwig XIV. dem andern Monarchen gegeben hat.

In großartigerer Weise wurde ein andrer fremder Gelehrter für Frankreich gewonnen — Christian Huygens. Er siedelte nach Paris über und erhielt im Louvre eine Wohnung. Hier war er fünfzehn Jahre beschäftigt mit der Vervollkommnung der von ihm erfundenen Pendeluhr. Er stand lange unter den Pensionären obenan (6000 Livres). Erst im Jahre 1681 verließ er Paris, weil er seiner protestantischen Religion nicht untreu werden wollte.

Im übrigen ist es bemerkenswert, daß von Deutschland — in lehrreichem Zusammenhange mit den Zuständen seines damaligen Staatswesens — uns keine Persönlichkeiten begegnen, welche Bedenken tragen, in ein solches Verhältnis zu treten. Dagegen ist es der Historiograph Gevaertius, Stadtsekretär von Antwerpen, der die Pension infolge eines amtlichen Verbots ablehnt, als gefährlich dem Dienste seines Fürsten. Ja er soll aus Kummer über die erhaltenen Vorwürfe gestorben sein. Es ist vollends bezeichnend, daß ein englischer Name unter jenen Begnadeten überhaupt nicht zu finden ist.

Noch mehr! Mabillon, der große Begründer der Diplomatik und Untertan des französischen Königs, der Colbert öfters zur Feststellung von alten Domanialrechten mit seinem Rate geholfen, ihm auch sein Werk über die Diplomatik zugesandt hatte, Mabillon verweigerte die Annahme einer Gratifikation, und als er auf den Etat der Pensionen gesetzt werden sollte, blieb er dabei, ihm fehle es an nichts.

Nicht ganz so vornehm, aber doch in einem leidlichen Heldentum hebt sich von ihrer Umgebung ab die Persönlichkeit des französischen Historikers Mézeray. Man hatte ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt gegeben, forderte ihn dann aber auf, maßvoller über die Mißstände des französischen Steuerwesens zu reden, wenn er seine Pension zu behalten wünsche. Seine Majestät, schrieb man ihm, achte zu sehr die Wahrheit, um zu verlangen, daß die Geschichtsschreiber sie verheimlichen aus Gründen der Furcht oder der Hoffnung; aber sie seien doch auch nicht der Meinung, daß jene die Zügellosigkeit so weit treiben sollten, unnütze Reflexionen über das Verhalten der königlichen Vorfahren und über eine Politik anzustellen, die seit langer Zeit befolgt und durch die Stimme der Nation bestätigt sei. Mézeray suchte seine Kritik zu mildern, befriedigte aber nicht und verlor seine Pension.

Wie anders jene vaterlandslosen Lobhudler des Sonnenkönigs oder die dienstfertigen Gehilfen seiner Politik aus fremden Landen! Und wie charakteristisch unterscheiden sie sich, jene gelehrten Deutschen und Italiener, von den andern Gelehrten aus solchen Ländern, deren entwickeltes Staatswesen auch das Staatsgefühl und Vaterlandsgefühl ihrer Gelehrten festhält in seinem eignen Dienste. Denn hier sind die starken Wurzeln ihrer Kraft.

Wie haben sich nun zu ähnlichen Zielen in Deutschland allmählich die Dinge entwickelt? Im völligen Gegensatze zu den zentralisierten Nationalstaaten England und Frankreich zeigt bis in unsre Zeit hinein die Zerklüftung

des deutschen Staatswesens und der deutschen Nationalität ein Wanderleben der deutschen Gelehrten, das sich nicht wie dort auf die Grenzen des eignen Staates und Reiches beschränkt, sondern über die Grenzen hinaus sich erstreckt, soweit die deutsche Sprache reicht und in gar manchen Fällen weit darüber weg. Im 19. Jahrhundert ist nicht mehr möglich, was im 17. Jahrhundert einem seiner größten Gelehrten erlaubt war. Der Tiefstand des nationalen Lebens spiegelte sich einst in dem Tiefstande der politischen Moral eines hervorragenden Mannes der Wissenschaft. Im 19. Jahrhundert ist zunächst die nationale Verfassung Deutschlands noch eine lockere und lose; aber der nationale Geist ist nach der großen Umwälzung im Staatsleben der gesitteten Welt so mächtig geworden, daß man sich allmählich mit einem nationalen Gewissen ausrüstet. In den unscheinbareren, erlaubteren Formen der neuen Zeit gibt es allerhand Überbleibsel, die an die alte Zeit erinnern. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hin gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß deutsche Gelehrte in Paris ihre Heimat suchen und finden, gelockt durch den Abstand der Kultur, des Wohlstandes, des politischen und gesellschaftlichen Lebens gegen die Dürftigkeit, die Kleinstädterei und die Kleinstaaterei der deutschen Heimat. Das hört dann seit dem großen Kriege und der Herstellung des Reiches auf, teils durch die Abstoßungskraft des fremden Landes, teils durch die Anziehungskraft des eignen, das jetzt soviel stärkere ideelle und materielle Elemente entfaltet, seine Söhne an sich zu fesseln — dieses in solchem Grade, daß mehr und mehr das Verhältnis der alten Zeit sich umdreht: statt eines Überflusses an tüchtigen Männern und eines Mangels an Stellen, jetzt ein Überfluß an Stellen und ein Mangel an Männern.

So tritt immer mehr das ein, was man in den Staaten und Reichen älterer nationaler Zusammenfassung längst besitzt. Wie aber selbst England, dank der Gemeinschaft der Sprache, noch heutzutage seine jüngeren Gelehrten nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu deren Hochschulen als ergänzende Kräfte hinübersendet, so ist es die mannigfaltigere Sprachgemeinschaft Deutschlands mit seinen Nachbarländern, daß hier der alte Zusammenhang fortdauert. Ja, es ist nach wie vor, zum Teil mehr als früher, ein wechselseitiger Austausch von wissenschaftlichen Männern, nicht bloß ein einseitiges Geben und Nehmen. In dem Verhältnisse Deutschlands und Österreichs ist die Einseitigkeit zumal während des letzten Menschenalters, also seit der politischen Ausscheidung, eine Wechselseitigkeit geworden, vermöge des wissenschaftlichen Aufschwunges, den das deutsche Österreich genommen hat. Eine Reihe hervorragender Gelehrter ist aus Österreich nach dem Deutschen Reiche gekommen, für etliche Jahre oder für die Dauer. Ähnliches hat sich längst zwischen der Schweiz und Deutschland entwickelt, anknüpfend an große Überlieferungen des 18. Jahrhunderts. Ja, leider sind in neuster Zeit ausgezeichnete Meister der Wissenschaft aus der Schweiz für Deutschland nicht zu gewinnen gewesen, weil Basel ihnen lieber war als Berlin.

Mit diesem Zustande wäre dann eine Höhe erreicht, auf der man mit Genugtuung der Sprachgemeinschaft als geistiger Kulturgemeinschaft sich erfreut in der Wissenschaft wie in der schönen Literatur, wo die Sache darauf

hinauskommt, daß die politischen Grenzen nicht im Wege stehen der Tatsache eines weiteren Deutschland, in dem der Deutsch-Österreicher und Deutsch-Schweizer als Gebender und Nehmender ebenso ein Zugehöriger des Ganzen ist, wie der Rheinländer, der Schwabe, der Märker, der Thüringer, der Niedersachse usw.

Nicht allenthalben ist die Entwicklung der neuesten Zeit eine so fröhliche gewesen. Die baltischen Provinzen Rußlands, — Deutsch nur durch eine dünne Oberschicht ihrer Bevölkerung, bei slawischer oder finnischer Nationalität der großen Mehrzahl — sie sind dem Verhängnis dieser Struktur und der Zugehörigkeit zu dem russischen Reiche gerade in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr verfallen, so daß von einem solchen Austausch wie mit jenen andern Grenzländern nicht mehr geredet werden kann, da er doch lange bestanden hat. Jetzt ist durch die Russifizierung der Blutumlauf in dieser alten Sprach- und Kulturgemeinschaft gehemmt; die Hochschulen jener Provinzen sind keine Deutschen mehr, sondern Russische; ihre Gelehrten sind großenteils zurückgeströmt in das große deutsche Mutterland, ohne daß dort hinüber neuer Zufluß aus deutschen Landen Raum fände.

V.

Eine Frage möchte hier wohl berührt werden, die öfter, wenn nicht theoretisch, um so öfter im Leben erörtert worden ist — die Frage nach dem Verhältnis von Amt und Heimat, und zwar im Hinblick auf die mangelnde Seßhaftigkeit so vieler der deutschen Gelehrten innerhalb und außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches.

In den allgemeinen Problemen der besten Einrichtung einer Staatsverwaltung ist seit lange diese Frage eine streitige gewesen. Der sich entwickelnde Großstaat hat frühe das Bedürfnis gefühlt, Persönlichkeiten zu seinen Organen zu machen und sie namentlich unter solchen lokalen Bedingungen dazu zu machen, auf die sich der Staatswille verlassen konnte. Im Gegensatze zu den ewig sich wiederholenden Menschlichkeiten der Nachbarschaft, der Freundschaft, der Vetterschaft bedurfte es solcher Männer, die ihrer Herkunft und ihrer herkömmlichen Umgebung nach jenen lokalen Einflüssen möglichst entrückt waren und allein die Rücksichten des Staatsinteresses, des Gesetzes, der objektiven Zweckmäßigkeit sich zur Richtschnur dienen ließen. In dieser Weise hat das den französischen Staat zur einheitlichen Gewalt emporführende Königtum von Paris bereits gegen das Ende des Mittelalters die Zuverlässigkeit seiner Bediensteten dadurch sicherzustellen gesucht, daß es sie jeweilen zu solchen Stellen verwendete, die fern von ihrer Heimat lagen. In ähnlicher Art hat vor bald zweihundert Jahren Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Vorschrift erlassen, es sollten zur Wiederbesetzung der bei den Verwaltungsbehörden vakant werdenden Stellen keine Leute ihm in Vorschlag gebracht werden, die aus derselben Provinz gebürtig, in der die Stelle zu besetzen sei, für die Provinz Cleve keine Clever, sondern Märker, Magdeburger, Preußen, für Pommern Preußen, Clever und Magdeburger, aber keine Pommern usw.

Das klassische Land, in dem sich am meisten und längsten das lokale

Behördenwesen mit lokalen Kräften behauptet hat, das Land der Selbstverwaltung, hat im Laufe der letzten Menschenalter besonders ungünstige Erfahrungen gemacht an seinem Widerstreben gegen jene bewährte Tendenz der festländischen Staaten und hat sich nach bitteren Enttäuschungen endlich entschlossen, dem Beispiele derselben zu folgen. Es beweist dieses um so mehr, weil es nicht sowohl eine bewußte Nachahmung des fremden Musters war (wofür ja England immer wenig Neigung gehabt), als vielmehr eine spontane Macht der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit. Für die Steuerverwaltung, für die Verwaltung des Arbeiterschutzes ist seit hundert Jahren allmählich und unwiderstehlich der Berufsbeamte der zentralen Staatsgewalt eingezogen und hat den Platz des als unbrauchbar erkannten lokalen Ehrenbeamten eingenommen.

Allerdings hat dieses Staatsbeamtentum seine eigenen Schattenseiten. Der große Reformator der preußischen Verwaltung, der Bewunderer der englischen Selbstverwaltung, der Freiherr v. Stein hat in seiner unverhohlenen und kräftigen Weise sie hervorgehoben. Gelegentlich der Reorganisation der Provinzialbehörden im Sinne der Selbstverwaltung sagt er darüber:

In die aus besoldeten Beamten bestehenden Landeskollegien drängt sich leicht und gewöhnlich ein Mietlingsgeist ein, ein Leben in Formen und Dienstnachweisen, eine Unkunde des Bezirks, den man verwaltet, eine Gleichgültigkeit, oft eine lächerliche Abneigung gegen denselben, eine Furcht vor Veränderungen und Neuerungen, die die Arbeit vermehren, womit die besseren Mitglieder überladen sind und der die geringhaltigeren sich entziehen . . . Es ist wirklich ungereimt, zu sehen, daß der Besitzer eines Grundeigentums oder andern Eigentums von mehreren Tonnen Goldes eines Einflusses auf die Angelegenheiten seiner Provinz beraubt ist, den ein fremder, des Landes unkundiger, durch nichts mit ihm in Verbindung stehender Beamter unbenutzt besitzt.

Ähnliches, nur in anderm Zusammenhange und in anders gerichteter Polemik, haben wir nach den preußischen Annexionen im letzten Menschenalter öfters zu hören bekommen von den Vertretern des Partikularismus, der sich gegen das Beamtentum des preußischen Staates wendete, das den Traditionen Friedrich Wilhelms I. und nicht den Forderungen des Freiherrn v. Stein folgte. Da brachte ein bekannter Parlamentarier die Klagen darüber vor, daß man aus Preußen Landräte, Richter und Staatsanwälte nach den niedersächsischen Landen schickte, die nicht die Sprache des Volkes verständen, und deren Sprache dem Volke unverständlich sei. Eine Beschwerde, die mit gleichem Rechte gewiß innerhalb des preußischen Staates in seinem Bestande vor 1866 ebenso und seit Jahrhunderten hätte erhoben werden können.

Die bescheidene Wahrheit ist die, daß es keine Einrichtung in dieser Welt gibt, die nicht ihre Schattenseiten hat, und daß niemals mehr zu erreichen ist, als ein Überschuß der Lichtseiten über die Schattenseiten. Es ist doch eine starke Probe von großer Beweiskraft zugunsten der Lichtseiten des zentralen Staatsbeamtentums, was in England sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gleichsam experimentell entwickelt hat aus der Verzweiflung an der Leistungsfähigkeit der lokalen Selbstverwaltung.

Ein weiteres kommt nach den deutsch-preußischen Erfahrungen hinzu. Man muß extreme Fälle oder Gruppen von extremen Fällen ausschalten, die

durch das Interesse des Dienstes veranlaßt werden, so namentlich das Wanderleben der berufsmäßigen Offiziere oder eines großen Teiles derselben. Vollends, wenn dieses nach der Weise Frankreichs gesteigert wird, wo denn die heutige Republik einen ewigen Wechsel der Garnisonen zum System gemacht hat, damit jedes Fraternisieren der Truppen mit der heimischen Bevölkerung des Ortes vermieden werde. Indessen selbst bei diesen extremen Erscheinungen treten ausgleichende Kräfte in Tätigkeit und vollends bei den übrigen. Es entsteht eine neue Art von Heimat, aufgebaut auf die Kameradschaft, auf die Kollegialität. Die Berufsgruppe desselben Ortes tritt an die Stelle des Blutzusammenhanges, der herkömmlichen Nachbarschaft, des lokalen Zusammenhanges. Wohin immer das Wanderleben den dazu gehörigen führt, er findet diese Gemeinschaft wieder; sie ist seine größere Familie, in die er hineingehört, sie ist ein der politischen Kultur entsprungenes Gegenstück zu der Gemeinschaft des Blutes. Sie macht jedem einzelnen „zur Heimat das fernste Land."

Dazu kommt, das Wanderleben ist doch nur in jüngeren Jahren für einen Teil der Beamten ein so ruheloses. Und auch in jüngeren Jahren verwachsen sie oft schon durch langjährige Wirksamkeit mit dem Orte ihres Amtes. In allen Fällen aber ist es die Gemeinschaft des Staatsganzen, das sie zusammenhält, und es liegt im Wesen der Staatsentwicklung der Gegenwart, daß diese Gemeinschaft eine immer innigere wird und es gerade reizvoll wird, das Farbenspiel der verschiedenen Landsmannschaften auf dem Grunde dieser wachsenden Einheit des großen Ganzen sich spiegeln zu lassen und mitten darinnen zu leben.

VI.

Die Anwendung dieser Gesichtspunkte auf die besonderen Umstände des Gelehrtenberufes leidet einige Einschränkungen. Das Staatsbeamtentum, auch unser Reichsbeamtentum, bleibt in den Grenzen der größeren Heimat, der also festgestellten Einheit der nationalen Gemeinschaft. Diese Grenzen werden überschritten, so oft der deutsche Gelehrte in jene von der Reichsgemeinschaft ausgeschlossenen Stücke deutscher Nationalität sich wendet, um dort ein Lehramt auszuüben. Zeigt schon jenes Farbenspiel innerhalb des Reiches an mancherlei Orten die Schwierigkeit, seinen Reiz ohne allerhand Wermutstropfen genießen zu lassen, so ist ein gleiches erst recht der Fall, wo der Hintergrund des politisch zusammengehörigen Ganzen fehlt, wo vielmehr der politische Gegensatz des Auslandes und seines Parteiwesens zu dem heimischen Reiche sich auf allerhand Arten geltend macht. Eine weise Enthaltung von aller Teilnahme am Politischen ist für die in der Schweigsamkeit Tapfern vielleicht die zweckmäßigste Methode, über die Konflikte hinwegzukommen. Allein das höchste ist diese Enthaltung doch eben nicht; sie läßt sich auch in vielen Fällen für einen Gelehrten, der ein Mann und ein Patriot sein will, nicht durchführen. Da entstehen dann die Konflikte, die Schwierigkeiten; da klafft der Spalt zwischen Amt und Heimat, der nicht ausgefüllt wird wie im Vaterlande; da entsteht der Riß zwischen Amtspflicht und Staatspflicht.

Es ist in jedem Falle ein ungeschicktes Ding, wenn der „Ausländer" sich

hervorwagt mit seiner Stimme. Rühmt er das Land, dessen „Brot er ißt", so tut er im Auge der Eingeborenen nur seine Schuldigkeit; desto mehr begegnet er einem Achselzucken seiner Landsleute und vielleicht auch der seiner fühlenden Bürger des fremden Landes. Tadelt er dies oder das, so wird ihm das von allen Parteien miteinander verdacht, auch von denen, die derselben Ansicht sind, die aber sich das Recht allein vorbehalten, ihre heimischen Zustände zu tadeln. In manchen Nachbarländern des deutschen Reiches ist es neuerdings dahin gekommen, daß schon die Nennung eines Namens für eine beabsichtigte Berufung genügt, um den Zorn gewisser Parteien und ihrer Zeitungen zu entfesseln, so daß der also Beehrte einen Vorgeschmack bekommt von dem, was ihn in fremden Landen erwartet, und klugerweise mit der nächsten Post einen höflichen Dankbrief absendet.

Jene künstliche Heimat der Kollegialität, die wir im preußisch-deutschen Beamtentum und Gelehrtentum kennen, als Ersatzmittel der natürlichen Heimat des Blutsverbandes, tritt auch inmitten jener Schwierigkeiten des Auslandes einigermaßen in die Lücke. Aber doch nur sehr einigermaßen. Die eigenartigen Verhältnisse des Auslandes versagen den Boden dafür. Was dergleichen dort gedeiht, ist kümmerlich, hat keine festen Wurzeln; der Boden ist flugsandartig, es kommt und geht und verschwindet. Und über alledem klingt es in den Ohren: kein Mann gedeihet ohne Vaterland. Selbst die frohen Feste enden mit dem alten wehmütigen Liede:

Herz, mein Herz, warum so traurig?
Und was will dein Ach und Weh?
's ist ja schön im fremden Lande,
Herz, mein Herz, was willst du mehr?
. . . 's ist wohl schön im fremden Lande,
Doch die Heimat wird es nie.

Lehrreich für die Bedeutung eines großen nationalen Staatswesens, auch für die davon ausgeschlossenen Bruchstücke deutscher Nationalität ist es, daß im umgekehrten Falle das Festwurzeln der eingewanderten Fremden viel besser gelingt. Die Größe des Staatswesens ist selber darauf angelegt, die verschiedensten Bestandteile derselben Nationalität in seinem Frieden zu vereinigen. In der Hauptstadt des Reiches mit ihren bald drei Millionen Menschen mischen sich aus allen Enden deutschen Landes die Stämme und Mundarten; zwischen dem bunten Vielerlei kommen die Österreicher, Schweizer, Livländer gerade so als eine berechtigte Spielart zur Geltung wie die Bayern, Schwaben, Pfälzer, Ostpreußen, Mecklenburger usw. Es ist die Größe der Verhältnisse, die Herr wird über die Kleinlichkeit der Landsmannschaften als eines Prinzipes der Trennung. Je mehr eine solche Durcheinanderrüttelung der Bestandteile des deutschen Volkes an diesem oder jenem Ende des Reiches errungen ist, desto mehr wiederholt sich auch dort der Zustand der Hauptstadt. Ein abgekürztes Bild aus neuer Zeit sind die Reichsbehörden. Ein Bild aus alter Zeit, das diese schöne Gemeinschaft vorweggenommen, ehe noch die nationale Einheit geschaffen ward, sind die deutschen Universitäten, zum mindesten diejenigen, deren Tradition seit langer Zeit, ja deren Stolz

darauf beruhte, über das Element der Landsmannschaft sich zu erheben, darum planmäßig eine Stätte wissenschaftlicher Forschung und Lehre für Männer aus allen Enden Deutschlands und seiner Nachbarländer zu sein. Eine solche Stätte ist Göttingen von Anfang an gewesen. Hier hat sich von jeher der Süden und der Norden, der Osten und der Westen deutschen Landes vereinigt. Hier hat sich eine Gelehrtenrepublik gebildet, herausgehoben aus ihrer Umgebung, frei von den Banden landsmannschaftlicher Enge, seit den Zeiten der Begründung bis zu der Gegenwart der Universität. Ihrem eigentlichen Geiste nach war sie daher ein echter Vorläufer der nationalen Einheit und unabhängig von der kleinbürgerlichen Prosa der welfischen Nachbarschaft.

VII.

Wie nun für die Erholungsreisen mit den Eisenbahnen und Dampfschiffen die Entfernungen sich vergrößert haben, wie man nicht mehr auf die Schweiz oder Tirol sich beschränkt, sondern ferne Himmelsstriche zu Wasser und zu Lande aufsucht, wie unser gesamtes heutiges Verkehrswesen auf ganz andre Dimensionen gestellt ist als früher, wie der Weltverkehr immer mehr in den Mittelpunkt des Völkerverkehrs getreten ist: also auch in dem Gebiete, das uns beschäftigt. Der englischen Sprachgemeinschaft folgend, ging bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus Altengland der namhafte Schriftsteller nach den Vereinigten Staaten, um Vorträge zu halten: so sind Thackerays Vorlesungen über die „Vier George" entstanden. Das hat sich immer öfter wiederholt, je näher wir der Gegenwart kommen. Aus bloßen Vortragszyklen sind dann engere Beziehungen geworden, Berufungen an amerikanische Universitäten von Engländern, Deutschen usw. für kürzere oder längere Fristen. Soweit das deutsche Gelehrte betrifft, hat es einen ähnlichen Charakter gehabt wie jene uns bekannten Wanderjahre junger Universitätslehrer in der Schweiz, Österreich u. dgl. m. Der Unterschied beruhte regelmäßig in der Notwendigkeit des Gebrauches der fremden Sprache. Ähnlich haben sich in den letzten dreißig Jahren die Wege deutscher Universitätslehrer nach Japan gerichtet, die dann regelmäßig wieder in die deutsche Heimat zurückführten.

Das Merkwürdigste, zumal in Amerika am meisten Bemerkte ist, daß vor einigen Jahren ein amerikanischer Naturforscher einen Ruf an eine deutsche Universität erhalten hat, den er obenein abgelehnt.

So ist man jetzt dahin gekommen, von dem Plane eines Austausches deutscher und amerikanischer Universitätslehrer für eine Art von Gastrollen zu reden, und der Angelegenheit ist eine bedeutende Wichtigkeit beigelegt worden, wenigstens bei ihrer wiederholten Erwähnung in der Tagespresse. Es hat auch nicht an Mitteilungen gefehlt, daß dieser oder jener deutsche Universitätslehrer auf etliche Wochen oder Monate einem Rufe nach Amerika gefolgt ist oder folgen wird. Dergleichen ist längst vorgekommen: nur hat man damals nicht Aufhebens davon gemacht. Merkwürdiger und neuer ist es schon, wenn es geheißen hat, es solle umgekehrt auch ein Gelehrter aus Amerika, und zwar in Berlin, Vorträge halten.

Um einen ernsthaften Maßstab für diese Dinge zu erhalten, muß man sich mehrerlei dabei vergegenwärtigen.

Erstens sind solche flüchtigen Gastrollen auf der Bühne oder im Konzertsaal mehr an ihrem Platze als auf den Lehrstühlen einer Universität. Wo Hunderte von heimischen und seßhaften Lehrern wirksam sind, mag auch ein solcher Gast erscheinen — es wird wenig schaden und wenig nützen.

Zweitens wird es immer erheblich sein, daß diese Gäste die Sprache des Landes beherrschen. Wo nicht, so werden sie nur einem entsprechend kleinen Kreise von Zuhörern verständlich sein. Für diesen Kreis werden dann amerikanische Vorträge leicht etwas Ähnliches bedeuten, wie die Vorlesungen der angestellten englischen Lektoren längst bedeuten, als Förderung des englischen Sprachunterrichtes.

Drittens: ernsthaft und der Rede wert kann nur sein ein dauernd (oder relativ dauernd) der Universität verbundener Gelehrter, der nicht bloße Gastrollen gibt, sondern ein wahres Glied des Lehrkörpers ist. Wie weit dieses durchführbar ist im Sinne eines Austausches zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, hängt von der Produktion geeigneter Kräfte in dem einen Lande ab und von dem Bedarfe daran in dem andern. Es hängt ferner davon ab, inwiefern die geeigneten Männer Neigung haben, ihr Vaterland zu verlassen und in ein fremdes Land zu gehen, um dort ein solches Amt zu übernehmen.

Was Deutschland als das Land der Gelehrtenproduktion betrifft, so gelten hier die voraufgegangenen Erwägungen, und zwar im verstärkten Maße. Je nach Lebensalter, Lebensumständen, Neigungen werden einzelne Gelehrte sich dazu bereit finden lassen. Aus den uns bekannten Gründen wird im großen Stile daraus nichts werden können. Es wird auch nicht zu wünschen sein. Einzelne jüngere Männer sind aus deutschen Universitäten seit manchen Jahren an amerikanische Universitäten gegangen. Sie haben dort mehr oder weniger gefunden, was sie suchten. Einige darunter sind beglückt und dankbar gewesen, dort erreicht zu haben, was ihnen daheim nicht vergönnt war. Ähnliches wird sich auch künftig so oder so wiederholen. Es wird weder für Deutschland noch für Amerika viel dadurch geändert werden, und es wird nicht viel anders werden als es bisher gewesen. Eher vielleicht wird es noch weniger als bisher werden, wenn das stolze Land jenseits des Weltmeeres seinen eigensten Gedanken immer mehr zur Tat macht: „America farà da se.“ Ob diese stolze Tat es dahin bringt, uns Deutsche gar so bald begehrlich nach den Gelehrten Amerikas zu machen, müssen wir bezweifeln. Das Aufsehen, das drüben entstand, die Art, wie immer noch von dem Ereignis geredet wird, daß ein Professor der Chemie von der Harvard University einen Ruf an eine deutsche Universität erhalten — diese Art ist lehrreich für die Unerhörtheit des Ereignisses, das sich auch so bald nicht wiederholen wird aus einfachen Gründen. Sollte es wirklich sich wiederholen, sollte der eine oder andre Gelehrte Amerikas an unsre Hochschulen kommen, wie heute schon Holländer, Schweden, Schweizer, Österreicher — in Gottes Namen, wir werden uns dessen freuen, daß Amerika so weit gelangt ist, über

seinen Bedarf hinaus Gelehrte zu produzieren, die wir in Deutschland brauchen können. Jedenfalls ist diese Art der Konkurrenz von der erfreulichsten und friedlichsten Art. Sie bedroht uns nicht wie die angebliche „amerikanische Gefahr" der Stahlproduktion und des Maschinenbaues.

Wie immer und wann immer diese Entwicklung sich einstellt, sie wird kommen nach ihren eigenen Gesetzen; sie ist nicht abhängig von Tageseinfällen, von modischen Schlagworten und von dem damit verbundenen Zeitungslärm. Was für den heutigen Tag aber auf das entschiedenste abgelehnt werden muß, ist das wohl gemeinte Paritätsverhältnis, auf das der Plan jenes Gelehrtenaustausches begründet sein soll. So weit sind wir noch nicht oder so weit vielmehr sind die Amerikaner noch nicht. Im Verhältnis zu der Neuheit ihrer Kultur haben sie Großes geleistet, haben in manchen Wissenschaften Leistungen aufzuweisen, die sich an die Seite der Wissenschaften Europas stellen dürfen. Dieses verspricht für die Zukunft fernere Fortschritte, die aber erst gemacht sein wollen, und die noch lange Zeit in Anspruch nehmen werden. Ist man drüben in der dort beliebten Einschätzung der eigenen Verdienste geneigt, dieses einstmals Mögliche mit dem heute schon Erreichten zu verwechseln, so dürfen wir uns dadurch unsre eigenen Maßstäbe nicht verrücken lassen, am wenigsten einer modischen Augenblicksidee zu Gefallen. Es ist kennzeichnend für diese, daß man von dem Gelehrtenaustausch zwischen den Universitäten Deutschlands und der Vereinigten Staaten so geredet hat, als ob es nur einer äußeren Anregung bedurft habe, um mitten aus unsern Lehraufgaben und berufsmäßigen Verpflichtungen heraus für einzelne Semester Gastrollen dort drüben veranstalten lassen zu können. So lose ist doch das Gefüge der Amtspflichten einer deutschen Universität nicht. Zwar erfreuen wir uns einer größeren Freiheit auch in dieser Hinsicht als die andern Länder mit ihren schulmäßigen Programmen, die jahraus jahrein abgearbeitet werden müssen. Jedoch seine volle Lehrtätigkeit hat auch an unsern Universitäten jeder volle Professor auszuüben, und er kann nicht semesterweise ins Ausland gehen, ohne eine Lücke entstehen zu lassen. Geeigneter hierfür sind daher diejenigen Universitätslehrer, die noch keinen festen Lehrauftrag erhalten haben, also die Privatdozenten. Und diese jüngeren, frischeren Kräfte sind es eben, die längst im einzelnen über den Ozean gegangen sind und die ferner hinübergehen werden.

Wenn es sich ausnahmsweise ereignet, daß ein namhafter Universitätsprofessor trotz seiner Amtspflichten die Zeit findet, ein Studiensemester einer amerikanischen Universität zu weihen, ja wenn er in der Berufung dazu eine besondere Ehre sieht, wie es nach einer Zeitungsnotiz der Fall zu sein scheint, so kann sich das nur durch ganz eigenartige Umstände erklären.

So tritt auch, von dieser Seite gesehen, die nüchterne Wahrheit zutage — in einfacher Bescheidenheit, an der Stelle hochklingender Worte.

L.

Erinnerungen an Hermann Kurz.

Von

Isolde Kurz.

I. Erster Stuttgarter Aufenthalt. Mörike.

Nackt und bloß wie ein aus dem Neste gefallener junger Vogel war Hermann Kurz aus dem Ehninger Vikariat in die Welt hinausgetreten, und nun galt es aus nichts sich eine Existenz zu schaffen. Welch ein Glück, hätten seine härter gearteten Vorfahren das für ihn besorgt. Der seelisch verfeinerte Sprößling eines alten Geschlechtes besaß dafür nicht mehr die nötige Unempfindlichkeit und die harten Ellbogen, noch weniger hatte er gelernt, sich zu ducken und zu schmiegen. Von ritterlichem Naturell, höchst impulsiv, aber eben so leicht zurückgestoßen, innerlich weich und äußerlich spröde, ohne alle Weltklugheit stand der protektionslose Jüngling der Welt gegenüber, mit keinem andern Rückhalt als einem Häuflein guter junger Gesellen, die zwar bereit waren, einer für den andern durchs Feuer zu gehen, aber alle gleich mittellos und unerfahren.

Zwar zuerst sah ihn dieses neue Leben sehr verheißungsvoll an. Noch in Ehningen, wo er die geheizte Stube mit dem alten Onkel teilen mußte, und in der ersten Zeit seines Stuttgarter Aufenthaltes war in rascher Folge eine Reihe jener frischen, klassisch abgerundeten Novellen erschienen, die von je die Bewunderung der Kenner gewesen sind. Der Dichter, der sie mit fliegender Feder nur so hingeworfen hatte, las sie jetzt Tag für Tag im „Morgenblatt“ und staunte selbst über ihre Kunstreife. Nirgends ist hier eine Unsicherheit, ein Tasten oder Straucheln zu bemerken. Der Anfänger trat als geborener Erzähler auf den Plan. Sie wurden noch im selben Jahr in Buchform gedruckt, leider in einem kleinen Stuttgarter Verlag und unter dem nicht gut gewählten Titel „Genzianen“, was ihren Erfolg beeinträchtigte. Nicht lang zuvor war bei Hallberger ein kleines Bändchen Gedichte erschienen, zwar als Sammlung etwas verfrüht, weil es die lyrischen Züge des Autors noch nicht klar genug ausprägte, aber schon einige seiner schönsten Stücke enthaltend. Indessen hatte der ungestüm Vorwärtsdrängende bereits nach breiteren

Aufgaben gegriffen. Der Plan zu dem ersten großen Roman „Heinrich Roller" war gefaßt und die Studien dazu schon begonnen. Der Dichter arbeitete in jenen heiteren Tagen so leicht, daß er im Vollgefühl seiner Schaffenskraft dieses Werk nur als Vorstufe ansah, bei der er sich nicht lange aufzuhalten gedachte, denn heimlich stand sein Sinnen nach den dramatischen Lorbeern; ein „Konradin", für den er seine beste Kraft einsetzen wollte, schwebte ihm damals vor der Seele. Ob er sich hierin täuschte, wer darf das zu entscheiden wagen? Jedenfalls wird niemand, der sich gewisser Szenen der „Heimatjahre" oder des „Sonnenwirts" erinnert, dem Verfasser die tragische Gewalt absprechen, wenn auch diese Romane sonst gerade den geborenen Epiker kennzeichnen. Unterdessen aber wollte er mit seinem ersten Roman nur rasch der engern Heimat einen Tribut im Geiste des von ihm hochverehrten Walter Scott darbringen, bevor er weiter ginge. Er ahnte damals noch nicht die innere Tragweite der Aufgabe, die er sich gestellt hatte; noch weniger ahnte er, was dieser Tribut ihn kosten, wie lang diese Stufe ihn durch elende, rein äußere, aber schicksalsvolle Hemmungen festhalten sollte. Mit dem „Heinrich Roller", der unter seinem spätern Titel „Schillers Heimatjahre" bekannt ist, begann des Dichters Passionsweg. Hätte er voraussehen können, daß ihm das Manuskript des ersten Bandes im Schreibtisch vergilben sollte, bevor das Buch nach sechs vollen Jahren die Presse sah, er hätte nie die Feder dafür eingetaucht, und freilich wäre dann der Genius des Schwabenlandes um sein schönstes sonnigstes Stück Heimatpoesie ärmer. Die Schmerzensgeschichte dieses Romans ist oft genug erzählt worden, denn sie ist zugleich selber ein Stück schwäbischer Kulturgeschichte, freilich ein trauriges, und ich ließe am liebsten den Schleier darüber fallen, läge nicht gerade hier der Schlüssel zum ganzen spätern Leben meines Vaters. Denn was sich nachmals von Mißlingen und äußerm Unheil an seine Fersen heftete, hat hier seinen Anfang und Ursprung.

Herr von Cotta, der damalige Monarch des Buchhandels, hatte sich durch Gustav Schwab um das interessante Manuskript selber beworben; er billigte den ihm vorgelegten Plan des Ganzen und gewährte dem jungen Autor eine halbjährige Pension als Vorschuß. In dem hochgelegenen reizenden Buoch, unweit Stuttgart, wo Rudolf Kausler bei seinem Onkel, dem Pfarrer Reinfelder, das Vikariat versah, ließ Hermann Kurz sich mit seiner Arbeit nieder. Abwechselnd dort und in Stuttgart oder auch in dem nahe von Buoch gelegenen Winnenden bei Kauslers Angehörigen schrieb er mit Feuer die ersten Kapitel seines Romans, die gleich probeweise im „Morgenblatt" gedruckt wurden und lebhafte Erwartungen erregten. Der Roman brauchte nur fertig zu erscheinen, und die Tafel des Lebens war für den jungen Autor aufs glänzendste gedeckt. Allein sein böser Genius hatte es anders beschlossen.

Als das erste Buch des „Heinrich Roller" vollendet war, geschah das Unglaubliche, daß Cotta den Verlag nachträglich ablehnte; einen schriftlichen Kontrakt besaß der weltunerfahrene Dichter nicht. Der Grund der Weigerung lag in einem Höflingsbedenken: der freiherrliche Verleger, der noch mehr Hofmann als Buchhändler war, fürchtete, daß das Buch allerhöchsten Orts Anstoß erregen könnte, weil König Wilhelm I. seine Vorfahren nur im pan-

egyrischen Ton besprochen hören wollte. Und doch konnte die Gestalt des genialen „Karl Herzogs“, die die Widersprüche einer werdenden Zeit in sich vereinigt, mit ihrem Licht und ihrem Schatten nicht liebevoller gezeichnet werden, als es hier geschehen war. Dies erkannte später König Karl ausdrücklich an, der mit diesem Vorgänger einen besondern Kultus trieb und dem die „Heimatjahre“ darum nachmals geradezu ein Lieblingsbuch wurden; zu späte Sühne für den toten Dichter, den byzantinischer Übereifer zur Unzeit aus seiner raschen Ruhmesbahn gestoßen hatte.

Was nun beginnen? Über ein Jahr hatte die Arbeit schon gedauert, und was mit leichtem Mut begonnen war, das hatte unter des Dichters Händen immer wachsende Bedeutung angenommen. Immer tiefer hatten die Studien ihn hineingezogen, ein ungeheures, damals noch völlig neues Material, großenteils aus mündlichen Überlieferungen, war bewältigt, und eine ganze versunkene Welt, die Welt, in die Schillers Jugendentwicklung fällt, war aus dem Grab beschworen; sollte sie nicht ins Dunkel zurücksinken, so mußte das Werk auf gut Glück, auch ohne Verleger, fortgesetzt werden. So wurde der Roman, der nur die Lebensbasis für das weitere Schaffen herstellen sollte, zum Selbstzweck, der die schmerzlichsten Opfer forderte. Hätte der Autor zu leben gehabt, so wäre der Sieg schnell entschieden gewesen. Aber er war mittellos, und noch schlimmer als das, er mußte jetzt auch noch Cottas Vorschüsse, die ihn bisher über Wasser gehalten hatten, durch nachträgliche Arbeit abverdienen. Natürlich rückte dabei der Roman nur langsam mit unendlichen Unterbrechungen vorwärts, während der fertige erste Teil um einen Verleger hausieren ging. Aber Cottas Weigerung war ruchbar geworden und hatte den ganzen württembergischen Buchhandel kopfscheu gemacht; die auswärtigen Firmen wie Brockhaus in Leipzig und Sauerländer in Frankfurt aber wollten sich auf das unvollendete Werk eines noch namenlosen schwäbischen Autors nicht einlassen. Und nun begann der Kampf mit der eisernen Not.

Sein geliebtes Buoch, wo er mit dem Förster und dessen Tochter halbe Tage lang jagend im Wald umherstreifen und den Kopf erfrischen konnte, hatte er gleich nach Cottas Rücktritt verlassen müssen, weil er die ausstehende Miete und andre Rechnungen nicht mehr zu bezahlen vermochte. Er hielt sich in den verborgensten Winkeln der Hauptstadt auf, um vor den Gläubigern sicher zu sein, und fristete durch mühselige und zeitraubende Brotarbeit sein Leben, wobei ihm nun die früh erworbene Kenntnis fremder Sprachen zustatten kam. Eine lange Reihe metrischer Übersetzungen aus dem Englischen, Italienischen, Portugiesischen, Spanischen und dem Mittelhochdeutschen, ich nenne davon nur die drei Bände des „Rasenden Roland“ und Gottfrieds „Tristan“, sind das Ergebnis jener ersten Stuttgarter Jahre, die die fruchtbarsten für seine eigne Muse hätten sein sollen. So meisterlich diese Übersetzungen geraten sind, sie waren doch eine Vergeudung der edelsten, eben reif gewordenen Kräfte, denn auch andre konnten diesen Aufgaben gerecht werden. — Deutschland hat ja Übersetzergenies hervorgebracht, die, ohne mit Produktionskraft begabt zu sein, in der Wiedergabe des Fremden das Wort „unmöglich“ zuschanden machten — was Hermann Kurz an Eigenem der Welt zu geben hatte, konnte kein

andrer an seiner Stelle leisten. Hätte wenigstens die Brotarbeit immer ihren Mann ernährt, aber auch hier wurde ihm der materielle Ertrag streitig gemacht: der Verleger Hoffmann, für den er den „Ariost“ übersetzte, stellte eines Tages plötzlich die laufenden Zahlungen ein, weil ihm über die Gangbarkeit des von ihm selbst gewählten Artikels Zweifel aufstiegen, und auch hier war der Dichter genötigt, die Arbeit, die schon bis zum vierzigsten Bogen gediehen war, auf eigenes Risiko fortzuführen und sich für die beiden letzten Bände einen andern Verleger zu suchen.

Seine Arbeitskraft war in diesen Jahren ungeheuer. Im Winter 1838 übersetzte er bis zu vierzig Oktaven „Ariost“ im Tag. Man sieht es diesen, mit kecker Grazie hingeworfenen, in leichter Reimfülle tändelnden Strophen, die mit dem Übermut des Originals wetteifern, wahrlich nicht an, daß der Übersetzer sie oft genug zu Bette liegend schmieden mußte, weil das Holz zum Einheizen fehlte und weil beim Liegen die Leere des Magens minder fühlbar war.

Dagegen ging es dann auch gelegentlich wieder hoch her, wenn von irgendeiner Seite Bezahlung eintraf; denn in Zeiten der Fülle das Geld ängstlich zurückzulegen, war nicht des jungen Dichters Art. Er wollte wohl arbeiten, bis ihm das Blut aus den Nägeln spritzte, aber er wollte auch wieder aus dem Vollen leben, genießen, sich selber fühlen. Reiten und jagend durch die Wälder streifen war seine Leidenschaft. Er brauchte solche Erfrischung, um sich von dem innern Druck zu erholen und wieder an seinen Stern zu glauben. So kam er eines Tages nach Buoch ins Pfarrhaus geritten und sagte triumphierend, jetzt habe er Geld genug und könne alle Rechnungen bezahlen, er stecke voll von Geld, und nun begann er, Rollen und Päckchen voll Geld aus der Tasche zu ziehen.

„Nach einer Weile“, so erzählt ein jüngeres Familienmitglied, das als Kind zugegen war, „ging er zu Freund Rudolf in der Großmutter hintere Stube, weil er auch in die Juchtenstiefel, die er als Reiter gerne trug, Geldrollen gesteckt hatte, die aufgegangen waren. Die Stiefel wollten aber nicht vom Fuß, weil die Guldenstücke sich festgekeilt hatten, und endlich mußte sich der Dichter auf den Rücken legen und, die Füße in die Höhe streckend, so lange schütteln, bis unter dem Gelächter des Freundes, der zum Abziehen der Stiefel gerufenen Magd und der herbeigeeilten fünf Kinder Gulden und Taler Stück für Stück aus den Stiefeln sprangen und über den Fußboden rollten, worauf am Ende die abgezogenen Stiefel auch den Rest des Geldes hergaben.“

Die kleine Szene ist charakteristisch für die ganze Lebenshaltung des jungen Genies. Wenn er Geld hatte, behandelte er es von oben herab und freute sich, es so verachten zu können; trat dann wieder Ebbe ein, so biß er die Zähne zusammen, und sein Stolz, der nicht zu beugen war, wurde zur Schroffheit, an der auch die teuersten Freunde sich zuweilen schmerzhaft stießen. Denn es ist freilich wahr, daß seine eigene Natur gleichfalls zur Verwirrung seines Schicksalsfadens beitrug — in welchem Dichter steckte nicht ein Stück Tasso? —, aber die Bitterkeit war trotz alledem nur ein vorübergehender äußerer Anflug, und ein einziger Sonnenstrahl des Glücks genügte, um alle Herbigkeit zu schmelzen.

Zu Ende der dreißiger Jahre erschien eine neue Serie jener kleinen Novellen, die der Mehrzahl nach zu den künstlerisch reinsten und vollkommensten ihrer Gattung gehören. Da aber die Not ihn drängte, das Büchlein schnell hinauszugeben, so kam es wiederum, wie schon bei den „Genzianen", zu keiner glücklichen Zusammenstellung, ja der neue Band, der diesmal in Pforzheim erschien, wurde noch kunterbunter als der erste, denn er enthielt nicht nur Erzählungen in Versen neben den Prosageschichten, sondern noch überdies lyrische und dramatische Proben, alles in seiner Art reich und saftig, aber nicht einheitlich genug, um auf ein unvorbereitetes Publikum zu wirken. Erst Jahre später wurden die zerstreuten Edelsteine in einem richtigen Novellenband zum Geschmeide zusammengefügt.

Daß der Dichter in jenen Jahren der höchsten Leistungsfähigkeit mit seiner Arbeitskraft nicht besser haushalten konnte, hat sich später furchtbar an ihm gerächt. Schon damals spürte er über dem „Ariost" zuweilen eine „gelinde innere Verzehrung", doch hatte er ihrer nicht weiter acht, sie wich auch schnell, sobald eine frische Aufgabe an ihn herantrat. Aber später, in den Mannesjahren, zeigten sich die Folgen seiner zerreibenden Tätigkeit, die nicht durch geregelte Ruhepausen abgelöst, noch durch kräftige, gleichmäßige Ernährung aufgewogen wurde.

Ihn seinem unsichern Dasein zu entreißen, traten die Freunde zusammen und suchten ihn in einer Hofmeisterstelle unterzubringen. Er selbst war, von Not gedrängt, jetzt mit allem einverstanden, nur stellte er die Bedingung, daß er das Land nicht zu verlassen brauche. Aber die einheimischen Aussichten zerschlugen sich, und als die Freunde ihn nun zur Annahme eines Postens in Rußland drängen wollten, bäumte er sich entschlossen auf; denn das empfand er als eine Verdrängung aus seinem eigensten Selbst. Er hatte kein Verlangen nach der Fremde, ihn hätte nicht einmal das Land der Schönheit gelockt; die noch ungeborenen Kinder seiner Muse bedurften zu ihrem Entstehen der Heimatluft. Das Fernweh, das sonst eine begabte Jugend so gewaltig faßt, kannte er nur in poetischer Gestalt: in der *Reise nach dem Meer* hat er es unwiderstehlich dargestellt, aber er hat es nicht als Schicksalsmacht an sich selber erfahren. Er besaß ein magisches Lämpchen, unter dessen Scheine sich jeder Winkel seiner Heimat in einen Paradiesgarten verwandelte; auf fremdem Boden war er nicht sicher, daß es seine Zauberkraft bewahrt hätte. Ähnlich erging es ja auch Mörike. Als dieser einmal den Grafen Schack in sein geliebtes Uracher Tal führte, um ihm dort „den schönsten Fleck der Erde" zu zeigen, da machte der Weltwanderer, der eben vom Goldenen Horn zurückgekehrt war, ein etwas langes Gesicht, denn er sah nichts als einen grünbewachsenen Felsen; Mörike aber hätte den grünen Felsen gewiß nicht für die Ufer des Bosporus hingegeben, so eigens waren seine Augen auf die „urbemooften Wasserzellen" und die alten „Wolkenstühle" seiner Jugend eingerichtet.

Um zu begreifen, warum mein Vater so hartnäckig an seiner undankbaren Heimat festhielt, muß man seine Werke mit verstehender Seele lesen. Von frühester Jugend an hatte er mit seinen hellen, offenen Augen, leiblichen und

geistigen, „Milieustudien“ getrieben — Lokalstudien nannte man's zu jener Zeit, aber die Sache war dieselbe —; er hatte zuerst seine Vaterstadt mit ihrer Umgebung, dann, immer weiter greifend, allmählich das ganze Schwabenland sich aufs intimste zu eigen gemacht. Hier wußte er in der Struktur des Bodens ebenso genau Bescheid, wie in den Sitten und Sagen; jeder Bergrücken, jeder Wasserlauf, jedes verborgene Tälchen, jede Aussicht mit ihren wechselnden Beleuchtungen war ihm vertraut, er kannte alle die altertümlichen Städtchen, die stillen, heimeligen Pfarrdörfer, die er schon als Knabe geliebt hatte, wenn er die Vakanz bei Verwandten auf dem Lande verbrachte oder sein Freund Bilhuber ihn zum Maienfest mit nach Hause nahm. Und ebenso genau kannte er die Menschen, die dieses Land erzeugt: die „Heimatjahre“ sind eine grandiose Galerie schwäbischer Charakterköpfe von dem liberalen Despoten Karl und den unsterblichen Opfern seiner Erziehungswut, Schiller und Schubart, durch alle Schichten der damaligen Gesellschaft bis herab zu den rechtlosen Vaganten; sie alle sind so porträthaft gehalten, als hätte der Dichter jeden einzelnen persönlich gekannt. Wie sollte ihm das Ausland jemals diese Vorteile ersetzen? Und seine Sprache mit dem seltsamen ahnungsreichen Zauber, die, ohne in den Dialekt zu fallen, vom Kolorit der Landschaft unzertrennlich ist, aus der es wie von alten Sagen redet und raunt und die deshalb immer noch hinter den Worten selbst eine Perspektive in unergründliche Fernen eröffnet, diese Sprache war nur den heimischen Gegenständen völlig angemessen Hermann Kurz war nicht verblendet über sein Land und seinen Stamm; er hat ihm die Meinung in seinen Werken oft deutlich genug gesagt, und die „fanatische Prosa“ im Durchschnitt der Schwabengesichter konnte ihn im Leben oft genug wild machen; aber die ganze Art seiner Begabung verbot ihm, den Staub von den Füßen zu schütteln. Und so sehen wir das qualvolle Schauspiel weitergehen, daß der Dichter von der Heimat nicht lassen kann und die Heimat sich nicht um ihn bekümmert. Was lag dem Lande zu jener Zeit an einem Dichter mehr oder weniger; es hatte deren so viele gehabt und die meisten im Elend verkümmern lassen.

Freilich, was verstehende und anerkennende Freundschaft von den Unbilden des Schicksals vergüten kann, das ist Hermann Kurz in reicher Fülle vergütet worden. Allen voran war ihm schon das Herz des Größten zugeflogen: seit dem ersten schönen Buocher Aufenthalt verband ihn innige Freundschaft mit Eduard Mörike, den der jüngere Dichter bereits im „Wirtshaus gegenüber“ als den neuen Heros der Poesie gefeiert hatte, darin der ganzen Kritik weit vorangehend; Mörikes Operntext „Die Regenbrüder“ wurde der Grund zur persönlichen Annäherung. Krankheit hatte den Verfasser gehindert, die liebliche Dichtung zu vollenden, da ergänzte Hermann Kurz auf die Bitte des Komponisten Ignaz Lachner die fehlenden letzten Szenen mit so geschickter Hand, daß niemand die Bruchstellen erkennen wird, — so leicht und elastisch war damals seine Muse, daß er das fremde Werk, an das der Verfasser auch in der Rekonvaleszenz sich nicht zu rühren getraute, in vier Stunden zu Ende brachte. Mörike war hocherfreut, und es begann der beglückendste briefliche Austausch zwischen beiden. Der dreiundzwanzigjährige Hermann Kurz erhielt

den Vertrauensauftrag, des ältern Freundes Gedichte für die erste Buchausgabe zu ordnen, unterbreitete dagegen jenem sein eigenes, schon gedrucktes Erstlingsbändchen zur Zensur und nahm jeden Wink des Gereifteren mit Freuden an. Denn auf diesem Boden herrschte Mörike mit seinem rein lyrischen Instinkte unumschränkt. Hermann Kurz, dem schon damals reizende Lieder gelungen waren und der später in seinem freien Schluß des „Tristan" eine so mächtige lyrische Kraft ausströmte, sollte doch seine vollsten Lorbeeren auf einem andern Gebiete pflücken, wo er in der deutschen Literatur keinen Meister über sich erkannte.

Mit Mörikes Freundschaft war dem Dichter eine neue Welt aufgegangen. So nahe die Jugendgenossen seinem Herzen standen, er hatte doch Saiten, auf denen sie nicht spielen konnten, deren Töne erst gegen Mörike laut wurden. Man hat oft von einer Ähnlichkeit der beiden Dichterphysiognomien gesprochen, ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, worin ich sie suchen soll. Mörikes Dichtung entspringt dem Traumleben, nur daß seine Visionen so deutlich sind wie Bilder der Wirklichkeit. Hermann Kurz dagegen wurzelt im Leben, das ihm seine ewig-typischen Wahrheiten zukehrt. Darum sucht er auch, wie er einmal Mörike bekannte, „aus dem Wald des Märchens immer gleich wieder eine Straße ins Leben hinauszubrechen". Denn dort lag seine wahre Kraft, wogegen bei Mörike der Schritt aus der Märchenwelt ins Leben fast immer einen Schritt vom Wege bedeutete. In Mörike herrscht das musikalische Element vor, in meinem Vater das plastische. Auch an Temperament sind sie so verschieden wie möglich. Mörike lebte ausschließlich mit den Instinkten, alles Untersuchen, Erörtern geht ihm gegen die Natur, kaum daß er es über sich gewinnen kann, ein bestimmtes Urteil auszusprechen, das dann freilich, weil rein aus dem Instinkte geflossen, unwiderstehlich ist. Auch den „engen Rosenbanden der Dichtung" entfliegt er, wie er selbst einmal gesteht, nur allzu gern, um nur noch in ihrem reinen Dufte „als im Elemente" zu leben, — „seine Faulheit" nannte sein Freund und Altersgenosse Friedrich Vischer diesen Zug unumwunden, aber er gehörte zu ihm, man möchte den Dichter beileibe nicht anders haben. Diese naive Freude am Dasein und So-sein, das Hinspinnen der Tage in Traum und Märchen war von Hause aus nicht des feurigen Hermann Kurz Sache, den die Sicherheit und Gegenwärtigkeit des Urteils und die Kampfbereitschaft kennzeichnen. Freilich wurde er so gut wie jeder andre, der in Mörikes Bannkreis trat, von der Zauberspähre magisch festgehalten, daß auch er sich als Bewohner von Orplid fühlte oder in den Wäldern Buochs mit dem „Sichern Mann" und dem närrischen Wispel Versteckens spielte. Ein betriebsamer Schriftsteller von heute, der gewohnt ist, jedes Goldkörnchen für die Öffentlichkeit auszumünzen, müßte schaudern, wenn er sähe, wieviel Zeit und Laune die beiden Dichter an ein nur dem Eingeweihten verständliches Spiel und andres poetisches Privatgaudium rückten. Die Mitteilung, daß Mörike auf das Grab von Schillers Mutter in Cleversulzbach ein Steinkreuz mit eigenhändig gemeißelter Inschrift gesetzt hatte, beantwortete Hermann Kurz durch einen Schwank in „barfüßigen" Hexametern (diese Versart, die sich in der dramatischen Form sehr überraschend ausnimmt,

war ihm durch Mörike neuerdings wieder besonders lieb geworden). Darin wird die Wiederauffindung dieses Kreuzes nach dreihundert Jahren in einem Deutschen Reich unter hohenstaufischer Kaiserkrone und Mörikes künftige Herrlichkeit als des anerkannten rechtmäßigen Erben Goethes dargestellt[1]). Mörike diente dem Freunde dagegen in müßigen Stunden mit scherzhaft-phantastischen Zeichnungen und mit drastischen, stark gepfefferten Gedichten, die ihres Inhalts wegen nicht mitteilbar sind, — er liebte nämlich unter Freunden das Derb-Natürliche, das ihm ein notwendiges Gegengewicht gegen die traumhafte Zartheit seiner Poesie war. Im Gegensatz zu den leichten graziösen Bewegungen seiner ernsten Muse kleidete er diese possenhaften Urwüchsigkeiten gern in ein streng klassisches Gewand, so daß sie durch den Gegensatz doppelt komisch wirken. Sie gehören, so wenig sie für die Öffentlichkeit taugen, zur intimeren Physiognomie des Dichters mit.

Zweimal kam ein Riß in diese schöne Freundschaft: der erste, wobei man sich vorübergehend das „Du" aufkündigte, war schnell geheilt, wie der Streit zweier Liebenden, und machte den Bund nur fester. Der zweite, der in die Mannesjahre fiel, entsprang aus dem Unterschied der Naturen und wurde zu einer Kluft, die sich erst kurz vor dem Tode der beiden Dichter wieder schließen sollte. In beiden Fällen war es der Jüngere, Aufbrausendere, der das Trennungswort sprach, aber beide Male hat Mörike sich brüderlich zum gleichen Teil der Schuld bekannt. Wohl nicht mit Unrecht; vielleicht war im Freundschaftsverkehr der milde Mörike sogar der Schwierigere von beiden. Ließ er doch nach der schriftlichen Annäherung genau ein Jahr verfließen, bevor er den mit so warmer Liebe umfaßten Freund von Angesicht zu sehen sich getraute. Seine Reizbarkeit war so groß, daß er oft die Stimme seiner liebsten Freunde nicht ertragen konnte, und an solchen Tagen tat man gut, ihm aus dem Wege zu bleiben. Auch konnte er sich plötzlich in unberechenbare Launen versteifen. Als der allgefeierte Ludwig Tieck im Anfang der vierziger Jahre zu Justinus Kerner nach Weinsberg kam, hatte er sich eine Zusammenkunft mit Mörike, den er sehr hochstellte, in dem gastlichen Hause ausgebeten; an diese sollte sich auch eine Begegnung des berühmten Gastes mit den jüngeren Dichtern Hermann Kurz und Rudolf Kausler (dem großen Tieck-Verehrer!) knüpfen, die für den weltfremden schwäbischen Poeten von den wichtigsten Folgen sein konnte. In letzter Stunde weigerte sich Mörike zu kommen, „weil ja Tieck auch zu ihm kommen könnte", und alles fiel ins Wasser. Der gute Kerner war so verzweifelt über den Querstrich, den ihm der Freund machte, daß er in einem Briefe viermal schrieb: „Es ist entsetzlich!" Ganz unrecht hatte er nicht, wenn auch die Freunde über sein Pathos lachten.

Der definitive Bruch fand bei einer politischen Debatte in dem stürmevollen Jahr Achtundvierzig statt und verkürzte beide für den Rest ihres Lebens um den schönsten Verkehr. Darum hat Mörikes Sonne nicht über meiner

---

[1]) Jakob Bächtold scheint diesen Schwank, dessen Kenntnis ich der Güte des Herrn Professors H. Fischer verdanke, nicht gekannt zu haben, sonst hätte er ihn gewiß dem von ihm herausgegebenen „Kurz-Mörike-Briefwechsel" als ergänzenden Bestandteil einverleibt.

Kindheit geschienen; kaum daß mein Vater, der in späteren Jahren so schweigsam geworden war, seinen Namen nannte. Aber im Herzen dauerte die alte Liebe fort, und endlich, zwei Jahre vor seinem Tode, brach der Bann, indem Hermann Kurz bei der Veröffentlichung von Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag" im „Deutschen Novellenschatz" dem Freund und Dichter seine unveränderte Gesinnung öffentlich aussprach. Mörike kam ihm mit gleicher Herzlichkeit entgegen, aber ein Wiedersehen war ihnen nicht mehr vergönnt.

Im Winter nach meines Vaters Tod — ich trat eben ins zwanzigste Jahr — führte mich bei einem Besuch in Stuttgart der gute Onkel Ernst zu Mörike. Die Persönlichkeit des Dichters, der sich den Siebzigen näherte, hatte etwas unendlich Harmonisches und zugleich Weltfremdes, man sah ihm an, daß er nur in der ländlichen Idylle, nicht in der modernen Welt des Dampfes heimisch war. Mich begrüßte er überrascht als eine Amerikanerin. Als Onkel Ernst ihm erklärte, wer ich sei, unterdrückte er eine tiefe Bewegung. Beim Abschied zog Mörike mich zur Seite und trug mir mit tiefem Ernst seine Grüße „Dorthin" auf. Ich konnte sehen, wie die alte Zeit mächtig in ihm emporgequollen war.

Nur einmal sollte ich noch das Glück haben, Mörike wiederzusehen, als er sich im Sommer 1874 mit seiner Schwester Clärchen zum letzten Male in seinem frühgeliebten Bebenhausen aufhielt, dessen romantische Lage und edler Klosterbau es ihm angetan hatten. Ich besuchte ihn mit meiner Mutter von dem nahen Tübingen aus. Er war jenes Tages in der besten Laune, mitteilsam und voll schalkhaften Humors. Von den drolligen Geschichten, die er über sich selbst zum besten gab, ist mir die Anekdote unvergeßlich, wie er einstmals als Lehrer am Kathrinenstift in Stuttgart seinen jugendlichen Zuhörerinnen über Goethes Iphigenie sprach und gerade beim Vortrag des Monologs „Heraus in eure Schatten", vom Bedürfnis nach seinem Schnupftuch getrieben, rückwärts nach der Tasche griff, etwas Weißes, Langes herauszog und zur Nase führte, wobei ihm die ungewohnte Rauheit und Härte des Stoffes auffiel. Aber unbeirrt im Sprechen fortfahrend, wollte er das Tuch wieder in die Tasche stecken, doch nun schien es ihm wie verhext; er stopfte und stopfte und konnte nicht damit zu Ende kommen, je mehr er hinein schob, desto länger wurde es, bis er zuletzt den Kampf aufgab und das Tuch hängen ließ. Als er es nach einiger Zeit von neuem langte, kam es ebenso lang aus der Tasche wieder heraus und nun sah er — o Schrecken! —, daß es eine Fenstergardine war, was er bearbeitet hatte. „Aber denken Sie sich," setzte er am Schluß der Geschichte mit Befriedigung hinzu, „ein ganzer Saal voll mutwilliger junger Mädchen und auch nicht eine, die zu ihres Lehrers Nöten den Mund verzog! Sie saßen sämtlich in heroischer Fassung da, als ob sie nichts gesehen hätten." — In der Tat war die Verehrung der weiblichen Jugend für den einzigen Mann eine außerordentliche. — Während wir so im Grünen auf Bänken und Stühlen um einen verwitterten Holztisch saßen, und ich mir die Physiognomie des Dichters beim Sprechen betrachtete, kam über mich die absurde, aber unabweisliche Vorstellung, daß dieser große Kopf eines schwäbischen Landpfarrers

mit den etwas schlaffen Zügen und den stehenden grämlichen Falten nur eine scherzhafte Maske sei, unter der jeden Augenblick ein feiner jugendlicher Griechenkopf oder ein lächelnder Ariel zum Vorschein kommen könnte. Die beiden alten Geschwister begleiteten uns auf dem Rückweg ein Stück weit durch Wiesen und Wald. Schwester Clärchen, die auf dem schmalen Fußweg mit meiner Mutter voranging, erzählte ihr, während Mörike und ich unter andern Gesprächen folgten, von geheimnisvollen jenseitigen Manifestationen, woran beide Geschwister fest glaubten; hatte ja sogar bei Mörikes Brautwahl die Mystik eine Rolle gespielt.

Beim Abschied wurde mit den Geschwistern ein Wiedersehen verabredet, aber übers Jahr um die gleiche Zeit, als ich mit meiner Mutter und einer Freundin von einer mehrtägigen Schwarzwaldwanderung zurückkam, empfing uns auf der Schwelle des Hauses die Nachricht vom Tode Mörikes.

Es war mir, als sei mit diesem Liebling seiner Jugend die Zeit meines Vaters nun erst ganz zu Grabe gegangen.

II. Der Dichterkreis um Alexander von Württemberg.

Ich erinnere mich, einmal einen aus den vierziger Jahren stammenden Stich gesehen zu haben, der den Dichterkreis des Grafen Alexander von Württemberg darstellt. Diese Gesellschaft, die sich in des Grafen reizendem Schlößchen Seerach bei Eßlingen zu versammeln pflegte, darunter Uhland, Schwab, Lenau, Justinus Kerner und viele andre, ist sitzend und stehend um den fürstlichen Freund gruppiert, der in seiner ritterlichen Schönheit den Mittelpunkt einnimmt. In der rechten obern Ecke des Bildes, nur mit halbem Leibe sichtbar, steht groß und aufrecht Hermann Kurz, eine gebietende männliche Erscheinung mit klaren regelmäßigen Zügen und dichtem Haar und Bart. Das Porträt entspricht, obwohl es ihn bedeutend jünger darstellt, ziemlich genau meinen eigenen frühesten Erinnerungen an meinen Vater. Nur daß in jenen späteren Jahren die Züge und die ganze Erscheinung noch bestimmter und imposanter geworden waren. Ich glaube, daß er zu jenen Gestalten gehörte, die sich erst bei völlig erlangter geistiger Reife zu harmonischer körperlicher Schönheit entwickeln. Aus seinem dritten Lebensjahre stammt ein in der Familie bewahrtes Bild, das sehr ähnlich gewesen sein muß, weil mehrere Familienglieder aus der jüngern Generation eine Zeitlang auffallend diesem Bilde glichen: ein rundes trotziges Kindergesicht mit großen blauen Augen, das bräunliche Haar in die Stirn gekämmt. Eine Zeichnung aus den Jünglingsjahren entspricht den von ihm selbst und andern entworfenen Schilderungen seines noch unreifen Äußern aus jener Zeit. Erst in den Mannesjahren wurde er ganz er selbst, wozu der späte, aber alsdann reiche und regelmäßige Bartwuchs viel beitrug. Die Gestalt war hoch, die Brust breit und mächtig, der etwas kurze Hals gedrungen. Die frühere Schwächlichkeit hatten die Jahre und körperliche Übungen überwunden. Bekannt von je waren die ungewöhnlich glänzenden Augen; Mörike hatte sie besungen, noch ehe der mündliche Austausch der beiden Dichter begann; sie behielten ihren Glanz und ihr tiefes Blau auch im nahenden Alter.

Jener literarische Stuttgarter Zirkel stand mit den gebildetsten Elementen der aristokratischen Gesellschaft in nahem Zusammenhang, wodurch die in Württemberg so weit verbreitete Stickluft des Kleinbürgertums hinausgetrieben wurde und größeren, freieren Lebensauffassungen Platz machte. In solcher Atmosphäre, wo auch die aristokratische Weiblichkeit eine Rolle spielte, konnte sich der Dichter behagen, der mit dem gewinnenden Äußern und seinem jungen Ruhm damals eine von den Damen sehr bevorzugte Erscheinung war. Er ging in Hinsicht auf die Frauen seiner Zeit weit voran, indem er die Gleichberechtigung der Geschlechter vertrat. Er freute sich immer, wenn er Frauen mit geistigem Streben traf, statt, wie es damals noch üblich war, hochmütig auf sie herabzusehen; seine ritterliche Zuneigung für das ganze Geschlecht ließ ihn sogar leicht einzelne Individuen desselben überschätzen. Eine am weiblichen Geschlecht begangene Roheit war ihm etwas unfaßbar Abscheuliches; er ging in seiner chevaleresken Rücksicht soweit, daß er sich nicht einmal von einem weiblichen Dienstboten bedienen lassen wollte. Später als Ehemann konnte er sich nicht entschließen, von der Gattin die kleinste Dienstleistung zu fordern. Er pflegte zu sagen: „Bitte, gib mir eine Nadel, denn ich habe einen Knopf anzunähen", und zur Dienerin: „Haben Sie die Güte, mir Holz zu bringen, damit ich mir einheizen kann." — Die Frauen aller Stände haben das auch stets mit feinem Instinkt erkannt, denn sie pflegten seine zarte Aufmerksamkeit mit schwärmerischer Verehrung zu erwidern. — Wenn er im Hause des Grafen Alexander mit seinen Eroberungen unter der adligen Damenwelt geneckt wurde, so wies er es immer weit von sich; dann sagte die schöne Gräfin lächelnd: „Wo Sie sich am meisten wehren, darf man sicher sein, daß etwas dahinter steckt." Nie ließ er merken, daß er gefiel, und das Prahlen mit Liebeserfolgen bei andern setzte ihn in solche Empörung, daß er, wo es auch vorfiel, augenblicklich dagegen einschritt. Eitelkeit war ihm überhaupt in jeder Hinsicht fremd; das Gefühl seines Wertes gab ihm in guten wie in widrigen Umständen jene feinfühlige und stolze Zurückhaltung, die unter dem falschen Prädikat „Bescheidenheit" so oft an ihm gerühmt worden ist.

Für einen genauen Kenner jener Zeit müßte es eine reizende und lohnende Aufgabe sein, die Mitglieder der schwäbischen Tafelrunde einzeln in ihrem gegenseitigen Verkehr zu zeichnen; meine Mittel reichen hiefür nicht aus. Auch die Beziehungen zwischen Hermann Kurz und den übrigen kenne ich nur bruchstückweise. Des Verhältnisses zu Uhland und Schwab ist schon gedacht worden; den Briefwechsel mit letzterem hat Professor Fischer im „Staatsanzeiger für Württemberg" veröffentlicht. Mit Lenau scheint die Berührung eine oberflächliche geblieben zu sein, dagegen stand mein Vater eine Zeitlang zu Justinus Kerner auf sehr freundschaftlichem Fuße. Das gastliche Kernerhaus in Weinsberg beherbergte ihn des öfteren. Aber trotz eines geheimen mystischen Zuges, der wohl allen Poeten gemeinsam ist, waren es weder die Poltergeister von Weinsberg noch die Seherin von Prevorst, vielleicht war es nicht einmal der joviale Kerner selbst, was den jungen Dichter so mächtig nach dem Fuße der Weibertreu zog, sondern Kerners jüngere Tochter Emma, der die in den

„Heimatjahren" stehenden Strophen: „Der Mond ist hell und kalt die Nacht" gewidmet sein sollen. Dagegen ist das in die neue Sammlung aufgenommene Gedicht: „Ich habe dich im Traum gesehen" für deren ältere Schwester Marie gedichtet, der er gleichfalls huldigte.

Die Gewohnheit, spät aufzustehen, die der bei Nacht arbeitende Dichter sein Leben lang beibehielt, veranlaßte Kerner, in meines Vaters Gedichtsammlung von 1836 unter das tief elegische Gedicht „Mein Bette" im selben Versmaß die neckische Strophe zu schreiben:

Weil du der erste Dichter, der gesungen
Dem Bette hat ein warmes Liebeslied,
So hält zum Dank, wenn längst der Mittag glüht,
Das Bett dich oft noch warm und lieb umschlungen.

Das Exemplar, worin dieser Zusatz steht, erhielt mein Bruder Erwin im Herbste 1874 von Mörike zum Geschenk.

An das Kernerhaus und das gastliche Turmzimmer in Weinsberg, wo er logierte, samt dem dort spukenden mönchischen Poltergeist, der sich ihm als eine große Eule entlarvte — was freilich Justinus nicht gelten ließ —, pflegte mein Vater, der sonst selten von seiner Jugend sprach, sich immer gern zu erinnern. In einem seiner Taschenbücher steht ein noch ungedrucktes Sonett an Justinus Kerner zu seinem Geburtstag, durch dessen scherzhaften Ton die gleiche verhaltene Wehmut zittert wie durch das den „Heimatjahren" eingefügte Gedicht an die Tochter:

Ein Geist, nicht eben gut, doch auch nicht böse,
Schwebt Nachts wohl an den hellen Fenstern hin,
Wo wohnt die Milde, wo ein frommer Sinn?
Er seufzt und harrt, ob niemand ihn erlöse.

So saß ich jüngst und machte kein Getöse,
Auf deiner Galerie — wie traulich drin
Beim Kerzenschein! Da fühlt ich, was ich bin:
Ein armer Geist in seiner ganzen Blöße.

Was darf ein solcher dir zu geben glauben?
Du bist gesegnet, bist unnahbar reich.
Sieh nur nicht scheel, als wollt ich dir was rauben.

Kann mein Gebet den hohen Himmel meistern?
Ich weiß es nicht. Sein Friede sei mit euch!
Und ich? Gott helfe allen armen Geistern.

Die treuherzig schlaue, unendlich wohlwollende Art des alten Justinus hatte einen mildernden Einfluß auf meines Vaters brausende Jugendkraft, bis später die politischen Strömungen und Gegenströmungen, in denen Justinus eine schwankende Haltung zeigte, auch in dieses Freundschaftsverhältnis zerreißend eingriffen.

Den liebenswürdigen fürstlichen Dichter, der zwar nicht der poetische, aber der gesellschaftliche Mittelpunkt des Kreises war, kenne ich mehr aus den Schilderungen meiner Mutter, mit deren Familie er gleichfalls verkehrte. Er gehörte zu jenen Dichtern, bei denen der persönliche Zauber für die

Zeitgenossen eine mangelhafte Kunst ergänzt. Seine „Lieder des Sturms", einst hoch gefeiert, sind heute fast verschollen, während das Andenken an die Schönheit und gewinnende Persönlichkeit des Verfassers noch in der Überlieferung fortlebt. Vor langen Jahren wurde mir einmal auf dem Schloß zu Urach sein Porträt gezeigt, dessen brünette, melancholische Schönheit mir in der Erinnerung haftet. Graf Alexander kam häufig von seinem Seerach in das nahe Obereßlingen zu meinem Großvater, dem alten Freiherrn von Brunnow, geritten, mit dem ihn eine gemeinsame Liebhaberei eigentümlicher Art verband. Sie waren beide geschickte Drechsler und pflegten sich mit Stolz gegenseitig ihre Arbeiten vorzuweisen. Der Graf brachte wohl auch die seinigen mit und schenkte sie meiner Mutter, die damals im Backfischalter stand und den schönen fürstlichen Dichter schwärmerisch verehrte. Sie war selig, wenn sie ihren Vater nach Seerach begleiten durfte und dort von dem Grafen, dem die Bewunderung der Fünfzehnjährigen schmeichelte, in Haus und Garten herumgeführt wurde. Seine an die Lenausche Muse sich anlehnenden Dichtungen, die damals vielfach mit dem Vorbild für ebenbürtig gehalten wurden, trug sie immer mit sich. Um jene Zeit ahnte sie noch nicht, daß in demselben Seerach derjenige aus- und einging, dem später ihr ganzes Leben gehören sollte.

In einem von meines Vaters Heftchen finde ich noch ein ungedrucktes Gedicht: „Gebet bei einer Flasche Wein", das dem Dichter der Sturmlieder gewidmet ist und als Zeuge einer heitern Geselligkeit hier stehen mag:

Von meiner Grotte traulich still umgeben,
Hell angefacht von deines Trankes Gluten,
Ruf ich zu dir — und schäme mich des Guten —
Der du die Seelen schufest und die Reben.

Für die Verstürmten mögen andre beben,
Mir muß das Herz um jene Schiffe bluten,
Die draußen auf den grenzenlosen Fluten
Windstill, vermodernd, Plank' um Planke schweben.

Vor allem bet' ich für den Alexander,
Er ist ein edles Schiff mit starken Masten,
Zwar von dem Sturm in etwas angegriffen.

Ja, geht's nicht anders, schick ihm einen Brander[1]),
Der ihn herausspreugt aus dem Wasserkasten[2]).
Barmherz'ger Gott, sei mit den armen Schiffen.

Das Sonett trägt keine Jahreszahl, es dürfte aber, nach den Daten der daneben stehenden Gedichte zu schließen, aus dem Ende des Jahres 1841 stammen. Im Juli 1844 starb der edle Fürst, der schon längere Zeit gekränkelt hatte, noch keine volle dreiundvierzig Jahre alt. Am 12. September schrieb eine dem Verstorbenen befreundete Dame an Hermann Kurz, der sich eben zur Übersiedlung nach Karlsruhe rüstete: — — — „Sie haben wie ich

[1]) Brander zuweilen von meinem Vater gebraucht für Rausch.
[2]) Die Wasserheilanstalt zu Kennenburg, wo der Graf sich damals zur Kur aufhielt.

einen Freund verloren an dem Grafen Alexander. Kurze Zeit vor seinem Tode war ich einen ganzen Tag bei ihm in Seerach, und wir waren in der Erinnerung unsrer frohen Jugendtage vergnügt. Da kamen wir auch auf Sie zu sprechen, ich sagte: der Hermann Kurz ist mir lieber als alle die andern, die so viel und so schön sprechen. — Sie haben auch ganz recht, liebe Ida, antwortete der Graf, er ist auch mehr wert als die alle miteinander; er ist ein ganzer Kerl, ein Mann, an dem etwas ist — es tut mir leid, daß er mich nicht besucht. — Welch schönes Dasein wurde in dem Geschiedenen zerstört! Und während wir seinen Tod beklagen, können wir kaum sein Leben wünschen.

„Alles Gute begleite Sie nach Karlsruhe! Ich hoffe, Sie sind dem Vaterlande nicht verloren. — Ida."

In einer Nachschrift heißt es: „Sie wissen vielleicht gar nicht, wer die Ida ist, das ist auch nicht einmal nötig. Ein Roman von d'Arlincourt endet mit den Worten qu'il y a des Ida partout" [1]).

So lebte sich's unter der schwäbischen Dichtergilde in der geruhsamen vormärzlichen Zeit. Bei dem Mangel eines großen allgemeinen Hintergrundes nahmen, wie wir gesehen haben, persönliche Scherze, Schnurren, kleine Anzüglichkeiten einen ungebührlichen Raum ein, wie denn das schwäbische Leben von dazumal überhaupt nur ein erweitertes Familienleben war. Das sollte in den nächsten Jahren alles anders werden.

III. Schwarz-Rot-Gold.

Im Jahre 1843 waren die „Heimatjahre" nach fünfjährigen Irrfahrten als Buch erschienen, aber der buchhändlerische Mißerfolg war unvermeidlich, weil der kleine Verlag, der sie endlich zu drucken gewagt hatte, gar nicht die Mittel besaß, sie über die Landesgrenze hinaus zu verbreiten. In Württemberg wurden sie bewundert, gelesen, aber nicht gekauft; es sollte dreizehn Jahre dauern, bis die erste Auflage erschöpft war. Das Honorar blieb gleichfalls aus, denn der Verleger war nicht zahlungsfähig — nichts hatte das Werk seinem Autor eingetragen als endlose Kümmernisse und drei Prozesse nacheinander. Alle Aussichten auf eine gesicherte Existenz innerhalb der schwarz-roten Grenzpfähle hatten sich zerschlagen. Da ward der Dichter endlich des Darbens und Harrens satt, und im Herbst 1844 schüttelte der treuste Sohn des Schwabenlandes den Staub seiner Heimat von den Füßen, einem Ruf nach Karlsruhe folgend. Obgleich mit der Redaktion eines tendenzlosen Familienblattes beschäftigt, geriet er dort in die schon hochgehenden Wellen des badischen Liberalismus, dessen Führer Hecker, Mathy, Bassermann ihm persönlich nahe traten. Sein demokratischer Landsmann Ludwig Pfau arbeitete Pult an Pult mit ihm im gleichen Redaktionslokal. Die politisch bewegte,

[1]) Die Persönlichkeit der liebenswürdigen Schreiberin ist nicht vergessen; es war Frau Ida v. Mittnacht, die Mutter des nachmaligen württembergischen Staatsministers, die nebst den Damen Pappenheim und Sukkow zu dem nahen Freundeskreis des Fürsten gehörte.

schon mit allen Keimen der Revolution geschwängerte Atmosphäre war der poetischen Stimmung dort nicht günstig. Im gleichen Jahre 1844 erschien noch seine „Tristan"-Übersetzung mit der gewaltigen Lyrik des frei hinzugedichteten Schlusses, dann sahen ihn für lange die Musen nur in seltenen Pausen wieder. Ohnehin ließen ihm die Redaktionsgeschäfte fast nur für kürzere feuilletonistische Arbeiten Zeit. Eine derselben galt Hebels Vreneli, mit der ihn ein Zufall zusammengeführt hatte, und er war so glücklich, die hochbetagte Frau, die in tiefster Armut lebte, durch seine Feder aus dem Dunkel zu ziehen und in eine bessere Lage zu bringen. In die Karlsruher Zeit fällt auch eine Wallfahrt nach Sesenheim, wo noch ein alter blinder Mann am Leben war, der als Knabe dem jungen Goethe und seiner Geliebten das Frühstück nach Friederikensruh trug. Das Plätzchen selbst war in einen Kartoffelacker verwandelt. Der Führer erinnerte sich deutlich des jungen Goethe, wie er auf Anrufen mit seinem schnellen: „Was is?" herumgefahren sei, die Mädchen dagegen hätten elsässisch gesprochen. Das alte Pfarrhaus war damals schon umgebaut, der Garten aber im ganzen noch derselbe, die Laube noch am alten Orte. Auch der echte alte Jasmin, unter dem Goethe sein Märchen erzählt, blühte noch von der Laube an die Gartenmauer verpflanzt.

Drei Jahre brachte Hermann Kurz in der badischen Hauptstadt zu. Durch zufällige Abwesenheit entging er dort einem großen Theaterbrand, der viele Opfer forderte. — Persönlich mochte es ihm in den größeren, freieren Verhältnissen wohl behagen, allein auf die Länge konnte er sich doch die poetische Ader nicht unterbinden lassen. Und wenn er es eine Zeitlang für unmöglich hielt, aus dieser Atmosphäre jemals wieder, wie er sich ausdrückte, in das „Druckfen und Muckfen, das Ächzen und Krächzen und die fuchsfalsche Gemütlichkeit" seiner engeren Heimat zurückzukehren, so täuschte er sich gründlich, denn seine poetische Mission war an den Heimatboden geknüpft und mußte ihn unausweichlich dahin zurückführen. Noch war er ja der Welt sein größtes Werk schuldig, den „Sonnenwirt", zu dem ihm schon, während er die „Heimatjahre" schrieb, der Plan aufgestiegen war. Einige Kapitel waren auch schon fertig und sogar gedruckt, und die Vollendung brannte ihm in der Seele. So gab er 1847 die gesicherte Existenz in Karlsruhe wieder auf und kam nach der Heimat, um die Fäden des „Sonnenwirt" weiterzuspinnen.

Aber als die Welle der Februarrevolution auch in Württemberg aufrauschte, da geschah etwas Seltsames, aus der Zeitenferne schwer Verständliches: der Dichter überließ seinen tragischen Lieblingssohn bis auf weiteres abermals dem Limbo der Ungeborenen und sprang kopfüber in die Wogen der Politik. Die völlige Umgestaltung einer Welt, in der den Besten kaum die Luft zum Atmen gegönnt war, schien ihm jetzt eine noch nähere und dringendere Aufgabe, als poetische Gebilde ins Leben zu rufen.

Schwarz-rot-goldne Banner wallen
Nach der alten Stadt am Main.
Wo das Reich in Staub zerfallen,
Soll es neu geboren sein.

Hermann Kurz.

Der Lebensabschnitt, über den ich dieses Motto zu setzen habe, würde eine andre Feder zu seiner Darstellung fordern. Die Schreiberin dieses, die von Kindesbeinen an mit einer Idiosynkrasie gegen das Jahr Achtundvierzig behaftet war, kann die Stimmung jener Tage zwar begreifen, aber nicht nachfühlend wieder hervorbringen; auf ihrer Palette sind nicht die richtigen Farben für dieses Bild. Um den Idealen von Achtundvierzig gerecht zu werden, darf man sie jedenfalls nicht nach den Versteinerungen beurteilen, in denen ich sie kennen lernte. Ich glaube es den Überlebenden gern, wenn sie sagen, wer jene Zeit nicht erlebt habe, könne sie nicht verstehen. Es schien damals, als ob ein neuer Weltenmorgen angebrochen sei, etwas Festlich-frühlinghaftes ging durch die Lüfte, alle Zöpfe fielen mit einem Schlag[1]), es gab auf einmal keine Bureaukratie und keine gesellschaftlichen Vorurteile, keine Schranken des geselligen Verkehrs zwischen den Geschlechtern mehr. Als die Grundrechte verkündigt wurden, da umarmten sich die Menschen auf den Straßen, und auch die korrektesten Staatsbürger hielten eine Rückkehr zum Alten für unmöglich. Daß die bedeutendsten Männer, die edelsten Talente sich alle zumal in den Sturm der Zeit stürzten, das gab der Bewegung erst ihre Weihe. Kein Wunder, daß dieser neue Geist, der auch die zahmsten Gemüter erfaßt hatte, den Dichter wie mit Naturgewalt hinriß, der von dem großen weltgeschichtlichen Hauche die Kulissen des schwäbischen Kleinwesens, das ihn erstickt hatte, einfallen und im Hintergrund ein mächtiges, brüderlich geeintes Alldeutschland aufsteigen sah:

Wo sich Brüder feindlich grollen,
Gilt dein Wort im Friedenssaal,
Wo die Würfel blutig rollen,
Führt Entscheidung deinen Stahl,

Wo die tecksten Kiele schwanken
In dem fernsten Wogenbraus,
Halten deine Eichenplanken,
Deine Eichenherzen aus.

Es war im März 1848, daß er diese prophetischen Strophen an das Vaterland sang, ganz als ob er das Deutsche Reich in seinem Siegesglanze und seiner Friedensmacht, die deutsche Flotte mit Welthandel und Kolonialbesitz schon mit Augen geschaut hätte. Wäre es doch bei solcher Dichter- und Prophetenpolitik geblieben! Nun aber wollte es der Dämon seines Lebens, daß er sich von seinem eigenen ritterlichen Gemüt und von drängenden Freunden im Augenblick der Gefahr zur Teilnahme an der praktischen politischen Arbeit treiben ließ. Im April 1848 trat er in die Redaktion des oppositionellen Volksblattes „Der Beobachter" ein.

So sehr dieser Entschluß ihm zum Unheil gereichte und auch noch auf das Leben seiner erst später geborenen Kinder verhängnisvoll nachwirkte, muß

[1]) Dem großen Rasiermesser fiel auch ein unschuldiges Opfer, das historische t in unsrem Namen, das Hermann Kurz, der sonst so pietätvolle Hüter der Familientraditionen, jetzt als veraltetes Schnörkel ausmerzte.

ich doch den oft erhobenen Vorwurf zurückweisen, als ob der Dichter damit seiner innersten Poetennatur untreu geworden wäre. Mein Vater war kein weltfremdes, rein lyrisches vas dei, wie sein Freund Mörike, ich habe es schon an andrer Stelle gesagt; er war mit allen seinen Organen dem Leben zugewendet; wie Schiller lagen ihm die sozialen, die politischen, die philosophischen Tendenzen seiner Zeit, unbeschadet der Poesie, im Blute. Wie sollte er der stärksten Lebensbetätigung seiner Nation, jener mächtigen revolutionären Strömung, die allem Zwang, unter dem er mit geschmachtet hatte, ein Ende zu machen verhieß, gleichgültig gegenüberstehen? Dem Zwiespalt zwischen den Rechten seiner reinen, hohen Kunst und dem, was er als Mann seiner Überzeugung schuldig zu sein glaubte, hat er in seiner klangvollen Übersetzung des Victor Hugoschen Gedichtes „Der Dichter im Sturm der Zeit“ [1]) Worte geliehen. Man hört es diesen mit so unmittelbarem Pathos hervorbrechenden Strophen wohl an, daß dieselben Stimmen, denen er die sonorsten Laute seiner Muttersprache lieh, auch in seiner eigenen Brust geklungen haben müssen. Nur daß er für sich selber den Streit nicht ganz so entschied wie der französische Dichter: ihm war seine Leier doch zu heilig, um sie „als Schwert“ zu erheben, er legte sie im Heiligtum der Kunst nieder bis auf bessere Tage und ging als schlichter Kriegsmann in den Kampf der Zeit.

Es war eine gefährdete Stellung, die er übernahm; er übernahm sie nur, weil sie gefährdet war, weil sich nicht leicht ein andrer dafür fand. Als im folgenden Jahr sein Mitredakteur Adolf Weißer nach der Schweiz entfloh, harrte er allein auf dem verlorenen Posten aus mit jener hartnäckigen Großmut, die er immer übte und die ihm nie gedankt ward. Neben den politischen Leitartikeln, die ihm Verfolgung und Festungshaft zuzogen, neben den Kammerberichten, die seine edelste Zeit aufzehrten, schrieb er die schönwissenschaftlichen Feuilletons und fütterte die gefräßige Tagespresse mit Früchten edelster Kultur und höchster philosophischer Erkenntnisse, die sich gleichwohl mit glücklichem Takte dem Gesichtskreis des gemeinen Mannes anpassen. Diese populären Aufsätze kann man noch heute mit Genuß lesen, ja sie machen jene Jahrgänge des kleinen württembergischen Tageblättchens zu einer Fundgrube gehaltvoller Gedanken und Mitteilungen. Wahrlich zu kostbare Gaben für den beschränkten Leserkreis, der nur einen geringen Bruchteil Gebildeter zählte. Aber gerade hier war mein Vater in seinem Elemente, da er es als höchsten Dichterberuf empfand, der Erwecker und geistige Erzieher seines Volkes zu sein. Lag doch für ihn Deutschlands edelster Ruhm trotz der geahnten Weltmacht immer in seiner geistigen Größe, in den Opfern, die es — bis zu völliger materieller Entkräftung — für die Freiheit des Gedankens gebracht hatte.

Lauschend nach des Geistes Sonnen
Sankst du hin zum Sterben wund,
Aber Flut vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.

Keine Freiheit ohne diese,
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Über alle Völker hin.

[1]) Sämtliche Werke, Band I, S. 48.

In diesen Strophen aus dem mehrfach zitierten „Vaterlandslied“ ist seine Überzeugung von Deutschlands größter historischer Mission und zugleich des Dichters wahres politisches Programm enthalten.

„Ein adligerer Demokrat, ein vornehmer denkender Freund des gemeinen Mannes, ein mit stolzerer Seele sich den demütigsten Bürgerpflichten opfernder Weltbürger hat niemals an einem Redaktionstisch gesessen und für den Tagesbedarf seiner Parteigenossen sub specie aeterni Sorge getragen.“ In diesen Worten Paul Heyses über meinen Vater ist die ganze politische Stellung und Wirksamkeit des Dichters zusammengefaßt; es liegt darin auch die geheime Ursache angedeutet, weshalb er innerhalb seiner Partei, der er das ungeheure Opfer brachte, dennoch als Mensch und Dichter unverstanden und einsam blieb, weshalb er niemals die begeisterte Pietät fand, die z. B. seinem Kampfgenossen Ludwig Pfau in so reichem Maße zuteil ward. Ein adliger Demokrat, das war's, was ihn von der Mehrzahl der Parteimitglieder heimlich trennte: bei aller Treue und Opferwilligkeit witterte man doch in ihm den ästhetischen Aristokraten.

Ein echter Dichter, wie sehr er seiner Natur Gewalt antun möge, kann innerlich nie ein Parteimann sein. Da er gezwungen ist, eine Sache von allen Seiten zu sehen, so kann er das einseitige Parteidogma nicht annehmen und sich nicht ernstlich der Parteidisziplin unterwerfen. Das fühlen ihm die Parteimitglieder an, deshalb wird ihr Vertrauen immer nur ein halbes sein. Wenn er gar als verfeinerter Sohn einer höheren Kultur die Sache der Enterbten zu der seinigen macht, so können die schmerzhaftesten Reibungen nicht ausbleiben, denn die Kluft zwischen ihm und denen, für die er das Schwert gezogen hat, ist unausfüllbar. Zu der schwäbischen Volkspartei gehörte natürlich, wie es in revolutionären Zeiten immer der Fall ist, ein großer, ja der größte Teil vom geistigen Adel des Landes; aber die banausischen Elemente waren doch in der Mehrzahl, und mit ihnen mußte eine aktive politische Rolle den feingearteten Dichter fort und fort in Konflikt bringen. Und auch unter den Gebildeten waren die künstlerischen Instinkte nicht so stark entwickelt, um sie ganz erkennen zu lassen, wieviel der Dichter sich's kosten ließ, an ihrer Seite zu kämpfen. Nur allein Karl Maier, selber der Sohn eines Poeten, hat es viele Jahre später, nach dem Tode meines Vaters, in einem würdigen Nachruf, der noch wirksamer gewesen wäre, wenn der gefeierte Volkstribun ihm statt der Verse seine zündende Prosa geliehen hätte, der Partei ins Ohr gerufen, was es für den Dichter heißen wollte, „Eintägiges statt Dauerndem zu schaffen“, und sich mit unwürdigen Gegnern täglich neu herumzuschlagen, statt im Wettkampf mit den höchsten Geistern seiner Zeit zu ringen. —

Während das Leben des Dichters diese Wendung nahm, war in demselben kleinen Lande, aber in völlig verschiedener Umgebung, ein andres Schicksal herangereift, das sich dem seinigen aufs innigste verbinden und einen bestimmenden Einfluß auf seinen ganzen ferneren Lebensgang gewinnen sollte.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

P. J. Tschaikowsky.

Von

Eugen Zabel.

Neben Anton Rubinstein ist keinem russischen Komponisten außerhalb seines Vaterlandes eine solche Anerkennung zuteil geworden wie Tschaikowsky, von dem man gegenwärtig mit Recht behaupten darf, daß in seinem Schaffen die slawische Natur ihren reinsten und vollsten Ausdruck im Reich der Töne gefunden habe. Beide Männer, zwischen denen ein Altersunterschied von zehn Jahren lag, standen durch das Verhältnis von Lehrer und Schüler eine Weile in näherem Zusammenhang, gingen aber später ganz verschiedene Wege, so daß sie weder künstlerisch noch menschlich in irgendeinem Punkte wieder zusammentrafen. Erst der Tod hat sie einander genähert, denn sie starben im Verlaufe eines Jahres und sind auf demselben Kirchhof, beim Alexander-Newski-Kloster in St. Petersburg, beigesetzt worden, wo so vielen Berühmtheiten aus allen Gebieten der russischen Geschichte ihre letzte Ruhestätte bereitet ist.

Peter Iljitsch Tschaikowsky zeigt innerhalb des Russentums nicht nur in der Musik eine eigenartige Persönlichkeit, die erst nach seinem Tode zu voller Anerkennung gekommen ist, sondern berührt auch in seinem Charakter und seiner Weltanschauung so seltsam, daß es eine dankbare Aufgabe war, den tieferen Zusammenhang zwischen dem Künstler und dem Menschen genauer nachzuweisen. Der eigene Bruder des Verstorbenen, Modest Tschaikowsky, hat es als eine Pflicht der Pietät empfunden, ihm auf Grund persönlicher Beobachtungen, der Schicksale seiner Werke, des literarischen Nachlasses und zahlreicher Briefe, die sich von ihm fanden, ein Denkmal zu errichten. Trotz der rührenden Liebe, die auch das scheinbar Zufällige und Nebensächliche nicht übersieht, hat er es doch vermieden, in den Ton der Ruhmredigkeit und Überschätzung zu geraten und fast gar keine Urteile gefällt, sondern in dem ruhigen Fluß der Schilderung die Tatsachen dieser merkwürdigen Künstlerlaufbahn, die so viel Rätselhaftes enthält, für sich selbst sprechen lassen. Die allzu üppigen Auswüchse, an denen die russische Ausgabe des Werkes „Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowskys“ in seinen drei Bänden (Moskau-Leipzig,

bei P. Jurgenson) leidet, sind in der deutschen, von Paul Juon, dem hochbegabten Komponisten, besorgten Übersetzung in wohltuender Weise beseitigt worden, so daß diese sich auf zwei handliche Bände beschränkt. Wir versuchen im folgenden, das Wichtigste daraus hervorzuheben und als Stoff für eine mehr persönlich gehaltene Schilderung des Verstorbenen zu verwerten.

I.

Die Abstammung und Entwicklung Tschaikowskys scheint alles Lügen zu strafen, was man über die Vererbung künstlerischer Talente und vor allem über das frühzeitige Erwachen des musikalischen Sinnes zu behaupten pflegt. Obwohl man die Familiengeschichte väterlicherseits ziemlich weit, bis zu einem echten rechtgläubigen Russen aus dem Kreise Krementschug, zurückverfolgen kann, läßt sich doch innerhalb seiner Vorfahren und Verwandten niemand nachweisen, dessen musikalische Begabung das Maß des gewöhnlichen Dilettantismus überschritten hätte. Sein Vater, der aus dem Kadettenkorps für Bergbau hervorgegangen war und sich als eine bescheidene, zuverlässige, aber nicht hervorragende Kraft gezeigt hatte, erfreute sich wegen seiner Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit einer großen Anzahl guter Bekannter. Im Jahre 1837 wurde er zum Direktor des Bergwerks Kamsko-Wotkinsk im Gouvernement Wjatka ernannt. Aber sein Verständnis für Kunst und Wissenschaft war nur gering, wenn er es auch noch als achtzigjähriger Greis liebte, allwöchentlich ins Theater zu gehen und sich von jedem Stück bis zu Tränen rühren zu lassen, auch wenn eine solche Wirkung gar nicht beabsichtigt war. Von seiner zweiten Frau, die ihm am 7. Mai 1840 unsres Stils Peter Iljitsch schenkte, pflegte er zu sagen, daß sie wundervolle Augen und außergewöhnlich schöne Hände gehabt habe, wie es solche nicht wieder gab und nie wieder geben wird.

Peter Iljitsch zeigte schon als Kind eine große geistige Regsamkeit bei auffallender Reizbarkeit. Mit Tränen in den Augen verlangte er, $4^1/_2$ Jahre alt, daß man ihn an dem Unterricht der älteren Geschwister teilnehmen lasse, so daß er mit sechs Jahren neben dem Russischen auch Deutsch und Französisch fließend lesen konnte. In seinem Äußern zerstreut und nachlässig, gewann er die Herzen seiner Umgebung durch die große Zärtlichkeit und Anhänglichkeit seines Wesens. Er war aber durch irgendeine Kleinigkeit so leicht zu verletzen, daß er wegen dieses übertriebenen Ehrgefühls für ein richtiges „Porzellankind“ galt. Neben der Liebe zu allen Unglücklichen zeichnete ihn eine unbegrenzte Vaterlandsliebe aus, die bis zum Chauvinismus gesteigert war, so daß er einmal die Karte von Europa aufschlug und das russische Reich mit Küssen bedeckte, während er den übrigen Teil unsers Kontinents verächtlich anspie.

Das musikalische Talent, das von allen künstlerischen Anlagen sonst immer am frühesten zu erwachen pflegt, trat bei Tschaikowsky in den Kinderjahren nicht stärker als bei vielen mittelmäßigen Söhnen dieser Erde zutage. Nicht zum Künstler, sondern zum Juristen sollte er herangebildet werden und trat infolgedessen in die Vorbereitungsklasse der Rechtsschule in St. Petersburg ein. Auf der Schule fand er nirgends musikalische Anregung, und auch in den Briefen, die er von dort schrieb, erwähnt er nur zweimal flüchtig, daß für

ihn das Reich der Töne überhaupt vorhanden sei. Die Musik des „Don Juan" war es, die ihn zuerst tief ergriff und in ihm ein heiliges Entzücken hervorrief. „Durch sie bin ich in jene Welt der künstlerischen Schönheit gedrungen, wo nur die größten Genien leben," sagte er später. „Mozart verdanke ich es, daß ich mein Leben der Musik geweiht."

Mit neunzehn Jahren hatte Tschaikowsky die Juristenschule absolviert und trat in die erste Abteilung des Justizministeriums ein. Er spielte zunächst die Rolle eines liebenswürdigen, fröhlichen und vergnügungssüchtigen jungen Mannes, der sich für alles Schöne und Große interessierte, nur nicht für den Beruf, der ihm aufgedrungen war. Dafür gewann er Freude an Klavierspiel und Gesang und versenkte sich in Klavierauszüge, um die Meisterwerke der westeuropäischen Musik kennen zu lernen. Aber er galt dabei immer nur für einen begabten Dilettanten, und seine Verwandten sahen darin eine unnütze Spielerei.

Er war schon einundzwanzig Jahre alt, als er ernstlich daran dachte, der Jurisprudenz, die ihn sicher, wenn auch bescheiden, ernährte, aufzugeben und sich der musikalischen Laufbahn zu widmen, die so viel Verlockendes, aber ebenso viel Ungewisses hatte. Eine Reise, die ihn nach Berlin und Hamburg, London und Paris führte, bestärkte ihn in diesem Vorhaben. Als er im Oktober 1861 heimgekehrt war, schrieb er seiner Schwester: „Ich habe begonnen, den Generalbaß zu studieren, und mache darin gute Fortschritte. Wer weiß, vielleicht wirst Du nach drei Jahren meine Opern anhören und meine Arien singen." Der Übergang von der Kanzlei mit den Akten zu dem Petersburger Konservatorium vollzog sich in aller Stille, ohne Nervosität und Hast, als ob sich eins aus dem andern notwendig ergäbe. Als er im Jahre 1863 sein Amt im Ministerium niederlegte, hatte er bereits zwei Jahre bei Zaremba Harmonielehre, Kontrapunkt und Formlehre studiert.

In der Klasse für Instrumentationslehre hatte Tschaikowsky Anton Rubinstein zum Lehrer, von dessen wundervollem Klavierspiel und originellem persönlichem Wesen er wie alle andern Schüler bezaubert war. Der Ruhm des in ganz Europa Gefeierten, der scheinbar unerbittliche, in Wahrheit aber von unbegrenzter Herzensgüte erfüllte Ernst, mit dem er die von ihm begründete Anstalt leitete, und das liebevolle Interesse, das er aufstrebenden Begabungen gern entgegenbrachte, ließen ihn für viele als ein Wesen höherer Art erscheinen. Er erkannte sofort den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit Tschaikowskys und suchte dessen Kraft durch immer schwierigere Aufgaben zu stählen, verzog ihn aber in keiner Weise, sondern kanzelte ihn sogar einmal tüchtig ab, als dieser ihm eine Ouvertüre zu dem Ostrowskyschen Drama „Das Gewitter" brachte, deren Instrumentierung ihm allzu gesucht und gewaltsam erschien. Tschaikowsky blickte als bescheidener Schüler zu dem weltberühmten Meister empor, ohne sich ihm innerlich zu nähern, und als er selbst später zum Meister heranreifte und seine Freundschaft erringen wollte, mußte er zu seinem Schmerz erkennen, daß zwischen ihnen beiden ein Abgrund lag.

Peter Iljitsch lebte damals in sehr bescheidenen Verhältnissen und hatte wenig Vertrauen in seine Zukunft. Zum Glück trat eine Wendung in seinem

Leben ein, die seinen Mut wieder hob und ihm eine weite Bahn für seine Entwicklung öffnete.

Im November 1865 siedelte Tschaikowsky nach Moskau über, um als Lehrer für Harmonie in das dortige Konservatorium einzutreten. Das Leben der altehrwürdigen Zarenstadt, die mit Recht das Herz Rußlands genannt wird, übte mit seinen neuen Eindrücken und Menschen einen starken, wenn auch zunächst verwirrenden Einfluß auf den Komponisten aus. Noch wichtiger für ihn jedoch wurde, daß er in dem Direktor dieser Anstalt Nikolai Rubinstein einen treuen Führer und Freund fand, auf den er sich in allen künstlerischen und menschlichen Angelegenheiten unbedingt verlassen konnte. Der um sechs Jahre jüngere Bruder Anton Rubinsteins blieb als genialer Klavierspieler und Pädagoge hinter diesem kaum zurück und hatte sich als Mittelpunkt des ganzen musikalischen Lebens in Moskau eine allgemein anerkannte Stellung errungen. Voll Temperament und Begeisterung für die Aufgabe, die er übernommen hatte, unermüdlich tätig, um jüngere Kräfte heranzuziehen, eine Herrschernatur, die in jedem Kreise ihren Willen durchzusetzen wußte, dabei hilfsbereit bis zur Aufopferung, mit allen Schichten der russischen Gesellschaft befreundet oder bekannt, außerdem gern bereit, die halben oder auch ganzen Nächte im „Englischen Klub" beim Kartenspiel zuzubringen, bildete er für das zarte, empfindliche und leicht einzuschüchternde Naturell Tschaikowskys einen beständigen Antrieb, sich schöpferisch zu betätigen. Peter Iljitsch wohnte bei ihm und arbeitete in einem kleinen Raum neben dessen Schlafzimmer oft bis zum frühen Morgen. Einen ebenso wichtigen Gönner fand er in der Person des Musikverlegers Jürgenson, der, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, durch die Herausgabe der musikalischen Klassiker Deutschlands sowie der Kompositionen der jüngeren russischen Tondichter sein Geschäft zu einer bedeutenden Höhe gebracht hatte. Er erwarb später fast alle Kompositionen Tschaikowskys für seinen Verlag.

Nikolai Rubinstein ließ es sich nicht nehmen, auch für Tschaikowskys äußeren Menschen zu sorgen, der damals in vieler Beziehung arg vernachlässigt war. Er führte ihn zum Wäschefabrikanten und zum Schneider, lockte ihn von seinem Schreibtisch fort, wenn er sich müde gearbeitet hatte, und brachte ihn in fröhliche Gesellschaft. Erst ganz allmählich gelang es ihm, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen, das Gefühl der Vereinsamung, das ihn zunächst niederdrückte, zu überwinden. Durch sein angestrengtes nächtliches Arbeiten schädigte er seine Nerven schon frühzeitig in solchem Maße, daß sich bei ihm beständige Schlaflosigkeit einstellte, die wieder seltsame und gefährliche Wahnvorstellungen hervorrief. Der Arzt, der zu Rat gezogen wurde, erklärte, daß Peter Iljitsch nur noch „einen Schritt vom Wahnsinn entfernt" sei, und verbot ihm ein für allemal, in der Nacht zu komponieren, was der Patient fortan auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit unterließ.

Wenn er schließlich einmal Moskau die „liebste Stadt der Welt" nannte, so verließ ihn doch niemals die Sehnsucht nach Petersburg, wo er die Anerkennung seines Talents erwartete. In Wahrheit war er für den Lärm der Großstadt, so wenig er sie seines Berufes wegen entbehren konnte, nicht ge-

schaffen. Ein „himmlisch stilles, ruhiges, glückliches Dasein" schwebte ihm vor, die Unabhängigkeit von äußeren Sorgen, die Freiheit, ungestört schaffen zu können, nach der er ein unstillbares Verlangen trug.

Um diese Zeit, im Frühling 1868, war Desirée Artôt, die berühmte Sängerin, mit ihrer Gesellschaft in Moskau erschienen und im Großen Theater in einer Reihe von Opernvorstellungen aufgetreten. Ihre Erfolge waren so groß, daß sie im Herbst wiederkehrte und durch die Kunst ihres Vortrags, das Lebendige ihres dramatischen Spiels und das Bezaubernde ihrer Persönlichkeit alles hinriß. Zu den wärmsten Verehrern der Künstlerin gehörte Tschaikowsky, der bald mit ihr Freundschaft schloß, ihr eins seiner Klavierstücke widmete und oft in ihrer Gesellschaft gesehen wurde. Weihnachten 1868 richtete der Komponist an seinen Vater einen ausführlichen Brief, in dem er ihm schrieb, daß er die junge Dame liebe und zu heiraten beabsichtige. Erfahrene Freunde, wie Nikolai Rubinstein, sprachen sich gegen diesen Plan offen aus, denn Tschaikowsky war zwei Jahre jünger als die Sängerin und hätte sich zunächst mit der Rolle eines „Mannes seiner Frau" begnügen müssen. Da sie der Bühne um keinen Preis entsagen wollte, wäre Peter Iljitsch in die Unruhe und Aufregungen einer solchen Künstlerlaufbahn hineingerissen und vollständig um die Möglichkeit gebracht worden, an seiner Entwicklung weiterzuarbeiten. „Du siehst, Väterchen," schreibt er, „daß meine Situation eine sehr schwierige ist: einerseits habe ich sie von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieb, und es scheint mir unmöglich, ohne sie weiterzuleben: anderseits aber zwingt der kalte Verstand zum Überlegen und zum näheren Betrachten all der Schrecken, welche mir meine Freunde ausmalen." Die Antwort, die darauf erfolgte, zeigt Tschaikowskys Vater als einen liebevoll ernsten Mann, der mit der Miene eines Patriarchen bei einem starken Hang zur Umständlichkeit und Pedanterie ihm das Verlockende und Bedenkliche eines solchen Ehebundes ausmalt und dem jungen Paare den Rat erteilt, zunächst noch eine Prüfungszeit durchzumachen. Doch bedurfte er dessen nicht, denn dem Komponisten lag schon nach ganz kurzer Zeit das Schicksal seiner ersten Oper „Der Woiwode" viel mehr am Herzen als seine Braut, und Desirée Artôt war viel zu klug, um das Unhaltbare dieser Situation nicht sofort einzusehen. Sie verheiratete sich gleich darauf in Warschau mit dem Bariton Padilla und unterließ es, ihrem früheren Bräutigam hiervon Mitteilung zu machen. Tschaikowsky schien diese Enttäuschung mit ziemlicher Gelassenheit hinzunehmen, weil er durch die Proben zu seiner Oper sehr in Anspruch genommen war. Aber als die Künstlerin nach einem Jahre wieder in Moskau erschien und im „Schwarzen Domino" von Auber auftreten sollte, für den er die Rezitative und Chöre bearbeitet hatte, empfand er nur zu sehr, was er an ihr verloren hatte. Ein Freund erzählte damals von ihm, wie er beim Erscheinen der Künstlerin das Opernglas an die Augen hob und es während der ganzen Vorstellung nicht wieder absetzte, obwohl er schwerlich etwas sehen konnte, da ihm die Tränen unaufhörlich über die Wangen gelaufen seien.

Die Frau, die auf Tschaikowskys künstlerische Entwicklung den stärksten und wohltuendsten Einfluß ausüben sollte, war Nadeshda Filaretowna von

Meck. Als sie an Tschaikowsky im Frühjahr 1877 den ersten Brief schrieb, war sie vor kurzem Witwe geworden und Mutter von elf Kindern, von denen sieben in ihrem Hause wohnten. Ihr Mann war ursprünglich Ingenieur des Verkehrswesens gewesen und mußte sich mit seinem kleinen Gehalt aufs äußerste einschränken. In dieser schweren Zeit zeigte diese Frau eine ungewöhnliche Klugheit und Willenskraft, indem sie alle Sorgen, die ihr durch die Erziehung der Kinder und die Verwaltung ihres Hausstandes erwuchsen, ohne Murren auf sich nahm und nach ihrem Geständnis Amme, Kinderfrau, Lehrerin, Näherin und Kammerdiener in einer Person war. Trotzdem drang sie in ihren Mann, daß er dem Staatsdienst entsagen möge, bei dem beide geistig zu verkümmern drohten. Von Meck, der kein Vermögen besaß, erfüllte diesen Wunsch nicht ohne ernste Bedenken, warf sich aber auf Eisenbahnunternehmungen, und zwar mit solchem Glück, daß er es dabei allmählich zu einem Vermögen von sieben Millionen Rubel brachte. Bei seinem Tode war die Frau fast sechsundvierzig Jahre alt, durch die Entbehrungen ihrer Jugendjahre in ihrem Charakter gestählt, aber durch den Reichtum, der ihr später zuströmte, nicht übermütig gemacht, eine selbstbewußte energische Persönlichkeit, die alles Schwächliche und Verschwommene, Kleinliche und Gewohnheitsmäßige mit männlicher Bestimmtheit von sich wies und sich nach einer hohen Aufgabe sehnte, für die sie wirken und schaffen könnte. Von ihrem Vater hatte sie die Liebe zur Musik ererbt und sich durch ihr Klavierspiel eine über das Alltägliche weit hinausragende Kenntnis der musikalischen Literatur angeeignet. Besonderes Interesse zeigte sie für Tschaikowsky, nicht nur für sein künstlerisches Schaffen, sondern auch für seine Persönlichkeit. Durch den Geiger Joseph Kotek, den sie für ihre musikalischen Abende gewonnen hatte, und der ein Schüler Tschaikowskys war, erfuhr sie, daß dieser beständig mit materiellen Sorgen zu kämpfen habe, und bestellte bei ihm durch Kotek gegen ein sehr ansehnliches Honorar Arrangements seiner Kompositionen für Geige und Klavier. Tschaikowsky fühlte sich durch diesen Beweis von Interesse für seine Kunst und Person zu lebhaftem Dank verpflichtet, den er ihr aber immer nur durch seinen Schüler ausrichten lassen konnte. Nadeshda Filaretowna hatte nämlich jeden gesellschaftlichen Verkehr aufgegeben und lebte nur ihrer Häuslichkeit und der Erziehung ihrer minderjährigen Kinder. Selbst vor ihrer Schwester und ihrem Schwager, deren Tochter mit einem ihrer Söhne verheiratet war, ließ sie sich nicht sehen. Nur Nikolai Rubinstein hatte das Vorrecht, sie zu besuchen.

Das Seltsame und geradezu Unfaßbare dieser Beziehung lag aber darin, daß auch Tschaikowsky seine Gönnerin und Wohltäterin niemals gesprochen hat, obwohl sich zwischen ihnen ein reger Briefwechsel entspann und sie oft in derselben Stadt, in Moskau, wohnten. Trafen sie sich im Theater, bei Konzertaufführungen oder sonst einer Gelegenheit, so kam es zu keinem Wort oder Blick, zu keinem noch so flüchtigen Gruß. „Wenn sie sich zufällig begegneten, so gingen sie aneinander vorüber wie zwei ganz fremde Menschen. Sie verkehrten nie anders als nur schriftlich und starben beide, ohne daß einer jemals des andern Stimme gehört hätte", sagt Modest Tschaikowsky in der Biographie seines Bruders.

Dabei steigerte sich gleich in den ersten Briefen der Dank der Frau für die schnelle Erfüllung des Auftrages zu dem Bekenntnisse, daß die Musik Tschaikowskys für sie den Gegenstand höchsten Entzückens bilde, und daß sie nur von der Furcht erfüllt sei, deswegen vor ihm lächerlich zu erscheinen. Wie ein verliebtes junges Mädchen bittet sie ihn mit einer Bescheidenheit und Innigkeit, als ob es sich um etwas schwer zu Erfüllendes handle, um seine Photographie mit Unterschrift und gesteht, daß sie fast zu jeder Zeit wisse, was er tue, wie er sich befinde, worin seine Wünsche und Abneigungen, seine Vorzüge und Schwächen bestehen. So bezaubert sie jedoch von seiner Musik war, so sehr fürchtete sie sich vor seiner persönlichen Bekanntschaft, als ob sie Angst vor einer schweren Enttäuschung gehabt hätte. In den Briefen aber findet die seelische Verwandtschaft dieser beiden, deren Empfindungsleben bis zur Scheu vor den Menschen krankhaft gesteigert war, und von denen der eine nur durch künstlerische Arbeit, die andre nur durch künstlerisches Genießen sich über ein unbefriedigtes Dasein hinwegtäuschen konnte, den wärmsten und beredtesten Ausdruck.

Tschaikowskys Beziehung zu dieser Frau hatte ein halbes Jahr gewährt, als er sich zu einem Schritt verleiten ließ, der ihn an den Rand der Verzweiflung brachte, zugleich aber auch die Güte und Opferfreudigkeit seiner Gönnerin noch mehr als bisher erkennen ließ. In unbegreiflicher Schwäche verheiratete er sich mit einem Mädchen, das ihm in einem Briefe ihre Liebe gestanden hatte, für die er aber selbst nur Sympathie und Dankbarkeit empfand. Er sagte es ihr ganz offen, wie es mit seinem Herzen, seinem Charakter, der Reizbarkeit seines Temperaments und dem Ungewissen seiner Zukunft stehe. Mit Zittern gab er seine Freiheit auf und führte das Mädchen, das nicht mehr jung, ohne Mittel und ohne das Naturell einer Künstlerfrau war, vor den Altar. Die unmittelbare Folge dieser Ehe war geradezu entsetzlich. Schon nach acht Tagen sah Tschaikowsky das Unvernünftige seiner Handlungsweise ein. Er verlor die Kraft zum Schaffen, glaubte tatsächlich, wahnsinnig zu werden, und reiste allein aufs Land, um an seiner Oper „Eugen Onegin" weiterzuarbeiten. Als er nach einigen Wochen in Moskau mit seiner Frau wieder zusammentraf, erkrankte er plötzlich und reiste, wiederum allein, nach Petersburg. Dort erlitt er einen heftigen Nervenanfall und verfiel in eine Bewußtlosigkeit, die fast vierundzwanzig Stunden anhielt. Die Ärzte verordneten als einziges Mittel zur Genesung eine sofortige Reise ins Ausland. Die Ehe wurde getrennt, um die beiden Menschen nicht noch unglücklicher werden zu lassen, als sie bereits waren.

In diesem Zustand tiefster Niedergeschlagenheit, als Tschaikowsky in Clarens am Genfer See durch die Wiederaufnahme seiner Arbeit und im Verkehr mit einer herrlichen Natur allmählich die ersehnte Genesung fand, bot ihm Frau von Meck in Worten, die von zartester Fürsorge Zeugnis ablegten und alles Beschämende für den Empfänger zerstreuten, eine jährliche Beihilfe von sechstausend Rubel an. Von diesem Augenblick begann sich der Lebensweg des Komponisten zu ebnen. Noch eben seelisch und materiell schwer bedrückt und von dem Gedanken gequält, daß er seine Lehrtätigkeit am Moskauer Konser-

vatorium nicht wieder aufnehmen könne, sah er sich als freier Mann seiner Kunst im beglückenden Gefühl der Schaffenskraft zurückgegeben und ahnte, daß ihm fortan der Erfolg zur Seite stehen werde.

Ende Oktober 1877 nahm Tschaikowsky vom Genfer See, von den Bergen Savoyens und dem Dent du midi Abschied, um einen kurzen Abstecher nach Paris zu unternehmen. Von dort reiste er über Mailand und Florenz nach Rom, wo er innerlich zur Ruhe zu kommen hoffte, begab sich nach Venedig und Wien, kehrte Anfang Dezember nach Italien zurück und hielt sich Weihnachten in San Remo auf. Von allen diesen Orten schreibt er seiner Freundin ausführliche Briefe über die Eindrücke von Natur und Kunst, die ihn umgaben, über Tagesereignisse, die ihn beschäftigten, wie über den damals ausbrechenden russisch-türkischen Krieg, vor allem aber über seine Tätigkeit als Komponist. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, jene seelische Ruhe zu gewinnen, die ihm unentbehrlich zum Schaffen war, in der er sich aber durch äußere Eingriffe beständig bedroht sah. Ein lästiger Besuch, ein ausbleibender Brief, sogar das Schlagen der Uhr konnten ihn unter Umständen zur Verzweiflung bringen. Das Anerbieten, das Amt eines russischen Delegierten für Musik auf der Pariser Weltausstellung 1878 anzunehmen, lehnte er ab und machte sich zugleich darüber Vorwürfe, daß man ihm diese Weigerung übelnehmen und seinen reizbaren Zustand für Verstellung halten könnte. Italien bezauberte ihn, aber für immer dort zu leben, wäre ihm die größte Strafe gewesen, denn er konnte seine nordische Heimat nicht vergessen und fühlte sich auch im Anblick der ewigen Kunstwerke als Russen, dem die heimatliche Steppe unentbehrlich war.

Vor allem sammelte er seine ganze Kraft auf zwei neue große Werke, die vierte Symphonie und die Oper „Eugen Onegin", die er während dieser Zeit vollendete. Von jener gibt er Frau von Meck eine ausführliche, nur für sie bestimmte Analyse und schildert den fieberhaften Zustand, in dem er sich jedesmal befindet, wenn in ihm ein neuer musikalischer Gedanke auftaucht und nach Gestaltung ringt. Von der Oper, die später mit so beispiellosem Erfolg über die russischen Bühnen gehen sollte, glaubt er nicht, daß sie jemals auf dem Theater Glück machen könne. Viel besser würde ihm eine Darstellung auf der Bühne des Konservatoriums mit den Schülern der Anstalt zusagen. Aber auf den Ruhm als solchen „spuckt" er und beeilt sich, diese echt russische Redensart ein Dutzend Mal zu wiederholen. Nur das Schaffen in völliger Abgeschlossenheit kann ihm Befriedigung gewähren. Leider griff er schon damals, um sich in die richtige Stimmung zu versetzen, häufiger zur Kognakflasche, als es seiner Gesundheit zuträglich war. Je mehr er seinen Geist anspannte, desto mehr untergrub er seine Gesundheit.

Die unter so seltsamen Umständen geschlossene und gepflegte Freundschaft zwischen dem Komponisten und seiner Gönnerin fand, nachdem sie dreizehn Jahre hindurch ungetrübt bestanden hatte, ein plötzliches und rätselhaftes Ende. Wiederholt hatte Frau von Meck darüber Andeutungen gemacht, daß sie von finanziellen Einbußen betroffen sei, aber auch stets hinzufügt, daß der für Tschaikowsky bestimmte Ehrensold hierdurch in keiner Weise berührt werden

könne. Nachdem sie dies Versprechen noch im Sommer 1900 in der bisherigen Weise erfüllt hatte, erklärte sie ihm jedoch im September desselben Jahres, daß sie völlig ruiniert und infolge davon nicht mehr imstande sei, ihn zu unterstützen. Tschaikowsky ward durch diese Mitteilung äußerst bestürzt und glaubte als schlechter Rechner, der er stets war, sich allerlei Entbehrungen auferlegen oder gar fürs Brot arbeiten zu müssen, obwohl seine Einnahmen gerade in jener Zeit bedeutend waren und durch den Erfolg seiner Oper „Pique-Dame" noch wesentlich vermehrt wurden. Er machte aber von dieser überflüssigen Sorge seiner Wohltäterin keinerlei Andeutung, betonte vielmehr, daß er es niemals vergessen könne, wie sie ihn durch ihre Freundschaft und Unterstützung vor dem Untergang gerettet habe, und nahm es als selbstverständlich an, daß ihr geistiger Verkehr unter der Schicksalswendung nicht leiden dürfe. Frau von Meck ließ ihm jedoch darauf keine Antwort zukommen, und wenn sie früher an den geringsten Kleinigkeiten, die ihren Schützling betrafen, den wärmsten Anteil nahm, blieb sie jetzt selbst seinen größten Erfolgen gegenüber völlig stumm. Hatte sie nur für das Ringende und Sorgenvolle in dem Künstler Interesse, nicht auch für seinen fertigen Ruhm? Oder war sie in einen Zustand geistiger und seelischer Verwirrung geraten, der ihr Bewußtsein trübte? Tatsächlich war sie nach wie vor eine reiche Frau. Tschaikowsky suchte nach allen möglichen Erklärungen für dies Verhalten, das sein Selbstgefühl aufs tiefste kränkte und verlor völlig die Fassung, als es auch einer Mittelsperson nicht gelang, den abgebrochenen brieflichen Verkehr wiederherzustellen. Frau von Meck erkrankte aber zu jener Zeit an einem Nervenleiden, das sie langsam dahinsiechen ließ. Sie war eine Sterbende, als sie die Nachricht erhielt, daß ihr Freund dahingegangen sei, und folgte ihm im Januar 1894 in die Ewigkeit. Wie tief sich aber das Bild der edlen Frau der Phantasie Tschaikowskys eingeprägt hatte, beweist, wie sein Bruder mitteilt, daß er auf dem Sterbebette immer ihren Namen wiederholte, und daß dieser das einzige Wort blieb, das bei den unartikulierten, im Fieber ausgestoßenen Lauten deutlich zu verstehen war.

II.

Ähnliche seelische Erregungen, wie sie Tschaikowsky durchzumachen hatte, als er sich von der Jurisprudenz lossagte und zum Studium der Musik überging, stellten sich bei ihm ein, als er mit dem Entschluß rang, seine Stellung am Konservatorium niederzulegen und als frei schaffender Künstler von einem festen Arbeitsplan und Aufenthaltsort unabhängig zu sein. Er wurde immer reizbarer gegen seine Umgebung und las aus allem, selbst aus den schmeichelhaftesten Äußerungen, Mangel an Anerkennung oder gar feindselige Absichten heraus. Wie krankhaft diese Empfindlichkeit war, geht daraus hervor, daß er von einzelnen absprechenden Kritiken, wie sie unter anderm Hanslick veröffentlicht hatte, so impressioniert wurde, daß er sie auswendig wußte und häufig hersagte.

In einem Brief an seine Freundin sagte er einmal:

„Ich genieße zwar den Ruf der Bescheidenheit, ich muß Ihnen aber ganz im geheimen beichten, daß meine Bescheidenheit nichts andres ist als ein verkappter

und sehr großer Ehrgeiz. Unter allen lebenden Musikern gibt es nicht einen einzigen, vor dem ich gutwillig mein Haupt neigen würde. Die Natur, die mich mit so viel Stolz ausgestattet, hat mir gleichzeitig das Geschick versagt, meine Ware ins rechte Licht zu setzen. Je ne sais pas me faire valoir. Ich verstehe es nicht, meinem Ruhm aus eigner Initiative entgegenzugehen, und ziehe es vor, abzuwarten, bis er selbst zu mir kommt."

Um so dankbarer war Tschaikowsky, wenn Männer von Bedeutung aus freiem Antrieb an seinem künstlerischen Schaffen Anteil nahmen. Als er, um seinem beständigen Geldmangel abzuhelfen, im März 1871 in Moskau ein Konzert veranstaltete, bei dem F. Laub an der Spitze des Quartetts der russischen musikalischen Gesellschaft, Nikolai Rubinstein und die ausgezeichnete Sängerin Frau E. Lawrowskaja in seinen Kompositionen mitwirkten, befand sich unter den Zuhörern auch Turgenjew, der sich für den Komponisten sehr interessierte und von ihm bereits im Auslande viel gehört hatte. Das bloße Erscheinen des gefeierten Mannes, der mit westeuropäischer Bildung gesättigt war, und sich in seinen Erzählungen als einen so feinen Kenner der Musik gezeigt hatte, genügte, um ein günstiges Vorurteil für den Erfolg dieses Abends bei den Zuhörern zu erwecken. Neun Jahre später wohnte Turgenjew in Moskau ebenfalls einem Konzert Tschaikowskys bei, der mittlerweile ein berühmter Mann geworden war. In einer seiner ergreifendsten, kurz vor seinem Tode verfaßten Novellen „Nach dem Tode" (in der deutschen Übersetzung „Klara Militsch") schildert der Dichter, was Modest Tschaikowsky in seinem biographischen Werk zu erwähnen vergessen hat, einen solchen musikalischen Abend und den Eindruck des Liedes „Nur wer die Sehnsucht kennt" in der Komposition von Tschaikowsky auf das Gemüt eines krankhaft veranlagten jungen Mannes.

Im Herbst 1876 trat Tschaikowsky in nähere Beziehungen zu dem Grafen L. N. Tolstoi, für den er seit dem Erscheinen seiner ersten dichterischen Arbeiten eine besondere Verehrung hegte, und dessen großen Roman „Krieg und Frieden" er als Nationalepos der Russen über alles liebte. Er stellte sich die Erscheinung des Mannes, der so tief im Herzen seines Volkes zu lesen wußte, als etwas Phantastisches und Ungeheuerliches vor, um so mehr als man von der Persönlichkeit des Dichters damals noch wenig wußte und Bilder von ihm nicht annähernd so verbreitet waren wie heute. Der Komponist bekannte zehn Jahre später, daß er vor der Begegnung mit Tolstoi eine namenlose Furcht empfunden habe, weil er glaubte, daß dieser selbst in die geheimsten Winkel seiner Seele dringen und auch nicht das geringste Schlechte darin verborgen bleiben würde, so daß es müßig wäre, ihm nur die guten Seiten zeigen zu wollen.

„In Wirklichkeit kam es aber ganz anders," fährt Tschaikowsky fort. „Der größte aller Menschenkenner erwies sich im Umgang mit seinen Mitmenschen als ein sehr einfaches, herzlich aufrichtiges, liebevolles Wesen, dem gar nichts daran gelegen schien, jene Allwissenheit, die ich so sehr fürchtete, vor jedermann zu betonen; er schonte durchaus nicht die kranken Stellen, tat aber anderseits wissentlich nie einem Menschenherzen weh."

Die Unterhaltung bewegte sich vorzugsweise um Musik, wobei Graf Tolstoi sich als ausgesprochenen Gegner Beethovens bekannte, dessen Genialität er

durchaus bezweifelte. „Das ist allerdings ein Zug, unwürdig eines großen Mannes," meinte Tschaikowsky. Er bat seinen Freund Nikolai Rubinstein, dem berühmten Gast zu Ehren im Konservatorium einen Musikabend zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit gelangte auch des Komponisten Andante aus dem D-dur-Quartett zum Vortrag, wobei Tolstoi vor Rührung in Tränen ausbrach. Tschaikowsky schrieb damals in sein Tagebuch: „Nie in meinem Leben war mein Ehrgeiz so über und über befriedigt — nie war mein Autorenehrgeiz so beglückt wie damals, als L. Tolstoi, neben mir sitzend, den Klängen meines Andante lauschte und Tränen über Tränen seinen Augen entflossen."

Merkwürdig, daß die Beziehungen zwischen diesen beiden Männern nicht weiter gepflegt wurden. Als „Anna Karenina" im „Russischen Boten" erschien, äußerte sich Tschaikowsky seinem Bruder Modest gegenüber sogar sehr abfällig. Außerdem konnte er sich mit dem Philosophen in Tolstoi niemals befreunden. In seinem Tagebuch finden wir 1886 nach dem Erscheinen von „Was ist mein Glaube?" folgende Stelle:

„Warum, denke ich, muß dieser Mann, der die köstliche Gabe besitzt, die Seele eines Menschen so wundervoll harmonisch zu stimmen, der die Kraft hat, unsre schwachen Köpfe zum Begreifen und Verstehen der geheimsten Winkel der Ethik zu zwingen — warum muß dieser Mann den Moralprediger spielen, warum will er unser Lehrer und Vormund sein? Früher konnte er durch die einfache Erzählung eines gewöhnlichen, alltäglichen Vorgangs den stärksten Eindruck hinterlassen. Das, was da zwischen den Zeilen zu lesen, war eitel Liebe zu seinen Mitmenschen, eitel Mitleid zu ihrer Hilflosigkeit, Vergänglichkeit, Winzigkeit ... Aber aus allen seinen jetzigen Schriften weht ein kalter Luftzug; man empfindet eine gewisse Furcht und fühlt, daß auch er ein Mensch sei, d. h. ein Wesen, welches gegenüber unsrer Bestimmung, dem Zweck und Ziel des ganzen Daseins, Gott und Religion gegenüber ebenso hoffärtig eingebildet, aber auch ebenso unwissend und gering ist wie ein Insekt, das an einem warmen Julitag geboren wird, um gegen Abend für ewig zu verschwinden. Der frühere Tolstoi war ein Gott, der jetzige — nur ein Priester."

Es entsprach der träumerischen und empfindlichen Natur Tschaikowskys, der bei jeder Berührung mit der Wirklichkeit wie eine Mimose ängstlich zusammenzuckte, von dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen melancholisch niedergedrückt wurde und sich frühzeitig mit Todesahnungen trug, die sich schnell verflüchtigenden Eindrücke und Erlebnisse in Form von Tagebuchnotizen festzuhalten. Er hoffte, mit diesen Selbstbetrachtungen einen Schatz für sein Alter zusammentragen und die entschwundene Jugend beim Durchblättern der Hefte noch einmal durchleben zu können. Wie Modest Tschaikowsky mitteilt, hatte er sich dabei ein System von kurzen Skizzen und abgerissenen Sätzen gebildet, die niemandem außer ihm verständlich waren. Aber die Betrachtungen über seine Kindheit und Jünglingsjahre erweckten in ihm später ein gewisses Gefühl von Scham, und er vernichtete sie, um sich in Zukunft nur an Tatsächliches zu halten. Doch auch diese Beichte fing an, ihn zu beunruhigen, und er nahm seinem Bruder das Wort ab, das meiste von diesen Blättern nach seinem Tode zu verbrennen. Selbst damit nicht zufrieden, übergab er einen großen Teil seiner Notizen selbst den Flammen, so daß sich in seinem Nachlaß nur wenig Material dieser Art vorfand, das

aber immerhin für die Beurteilung seines Charakters, seines Sinnens und Ringens, seiner Hoffnungen und Enttäuschungen von Wert ist.

Große Freude machte es ihm, als nach der Aufführung seiner zweiten Sinfonie und der Oper „Opritschnik" in Petersburg sein Schaffen auch außerhalb Rußlands Beachtung fand. Als die russische Nationaloper „Das Leben für den Zaren" von Glinka in Mailand zum erstenmal aufgeführt wurde, machte Hans v. Bülow in einer an die „Allgemeine Zeitung" gerichteten Korrespondenz (1874) auf Tschaikowskys Streichquartett, seine Klavierkompositionen und vor allem auf seine Ouvertüre zu „Romeo und Julia" aufmerksam: „Vermöge seiner Vielseitigkeit wird dieser Komponist vor der Gefahr geschützt sein, einer Nichtbeachtung im Auslande anheimzufallen, wie sie dem mit vaterländischem Ruhme zufriedengestellten Glinka zuteil geworden ist." Tschaikowsky widmete sein im Jahre 1874 komponiertes Klavierkonzert Bülow an Stelle Nikolai Rubinsteins, dem diese Arbeit ursprünglich zugeeignet war, der sich aber darüber sehr abfällig geäußert hatte, während Bülow sie wegen der edlen, kraftvollen und originellen Ideen das vollkommenste unter den ihm bekannten Werken Tschaikowskys nannte.

Nur der eine, der ihn als Künstler am besten kennen mußte, an dessen Urteil ihm am meisten gelegen war, blieb ihm dauernd fremd — Anton Rubinstein. Vergeblich hat es die zarte, für alles Große empfängliche Seele Tschaikowskys versucht, sich durch die Bewunderung seines Lehrmeisters dessen Wertschätzung und Freundschaft zu erringen. Sein Bild sowie ein Porträt des unglücklichen Ludwig XVI. von Frankreich bildeten lange Zeit den einzigen Schmuck seiner Behausung. Er hat es immer als den Schmerz seines Lebens empfunden, daß er der Persönlichkeit Rubinsteins, so sehr er sich darum auch bemühte, nie näher treten durfte, von ihm niemals ein Wort der Aufmunterung zu hören bekommen, ja nicht einmal einen Brief empfangen sollte.

Im Frühling 1878 schreibt er seiner Gönnerin aus Clarens:

„Sie sprechen von A. Rubinstein. Wie kann ich mich ihm gleichstellen? Er ist doch gegenwärtig der größte Pianist der Welt. In ihm hat sich ein außerordentlicher Virtuos mit einem begabten Komponisten vereinigt, so daß der letztere vom ersteren sozusagen auf den Schultern getragen wird. Ich werde bei Lebzeiten nicht den zehnten Teil dessen erreichen, was Rubinstein erreicht hat. In betreff Rubinsteins möchte ich Ihnen noch folgendes sagen: In seiner Eigenschaft als mein Lehrer kennt er meine musikalische Natur besser als irgendein andrer, so daß er meinen Ruf im Auslande sehr fördern könnte. Zum Unglück hat sich diese Größe mir gegenüber stets sehr hochmütig, ja verachtend verhalten. Kein andrer hat meinem Ehrgeiz schmerzlichere Wunden beigebracht als er. Äußerlich war er stets liebenswürdig und freundlich zu mir. Durch diese Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit ließ er aber hindurchschimmern, daß ich ihm nicht einen Groschen wert sei."

Als ich im Jahre 1892 die Biographie Anton Rubinsteins schrieb und Tschaikowsky um Auskunft über seine persönlichen Beziehungen zu seinem ehemaligen Lehrer bat, hat er sich über diesen für ihn so empfindlichen Punkt in seinem Antwortschreiben mit einer Ausführlichkeit und Offenheit ausgesprochen, die ihm zu großer Ehre gereichen. Tschaikowsky klagte mir in dem erwähnten Brief, den sein Bruder in dem biographischen Werk wieder ab-

gedruckt hat, daß sich der Abgrund zwischen Anton Rubinstein und ihm im Laufe von fast dreißig Jahren nur noch erweitert habe, und fügte hinzu:

„Ich wurde als Professor in Moskau der wahre Freund Nikolai Rubinsteins und hatte das Glück, Anton von Zeit zu Zeit zu sehen. Ich habe ihn fortdauernd immer verehrt und in ihm den größten Künstler und den edelsten Menschen gesehen, — aber ich bin niemals sein Freund geworden und werde niemals sein Freund werden. Dieser große Fixstern zieht immer durch meinen Himmel, — aber immer, wenn ich sein Leuchten bemerke, fühle ich ihn weit von mir."

Tschaikowsky drückte am Schluß seines Briefes die Überzeugung aus, daß Anton Rubinstein seine Musik nicht liebe und sich von seiner Persönlichkeit abgestoßen fühle.

Es lag in der Tat eine ganze Welt zwischen der ungebrochenen, männlichen, lebensfrohen Kraft Rubinsteins, der gar keine Nerven zu kennen schien, obwohl er die feinsten besaß, und der reizbaren, fast weiblichen Empfindlichkeit Tschaikowskys, der sich von der Wirklichkeit des Lebens wie von einer Brennessel berührt fühlte; zwischen dem Weltbürger, der überall zu Hause war und an seinem Frühstückstisch im Hôtel eine Unterhaltung in vier Sprachen führte, und dem ausschließlichen Russen, der auch beim Anblick der sixtinischen Madonna und beim Durchwandern der Peterskirche immer den Wind über seine heimatlichen Steppen wehen hörte und von dem Leben in einem kleinen russischen Dörfchen träumte, wo die Bauern beim Pflücken der Beeren ihre sanft verklingenden Volkslieder anstimmten; zwischen dem Liebling der Gesellschaft, der ohne Frauen nicht leben konnte, und dem verlegenen ängstlichen Manne, der plötzlich verstummte, wenn ihn schöne Augen zärtlich anblickten, dem der „große Wurf" so wenig gelang, daß er darüber fast den Verstand verloren hätte; zwischen dem musikalischen Wunderkind, das schon mit zehn Jahren den Beifall der Menge begierig aufsog, und dem ernsten Beamten, der erst in reifen Jahren den Sprung in das Ungewisse des künstlerischen Schaffens unternahm. Diese beiden Persönlichkeiten konnten wohl dieselbe Straße wandern, aber nicht unmittelbar nebeneinander hergehen. Sie konnten sich achten, aber sie hatten sich im Grunde nur wenig zu sagen. Der eine hatte den Blick immer nach Petersburg gerichtet, wo das Russentum die Farbe der westeuropäischen Bildung annimmt; der andre lebte mit seinem ganzen Denken und Fühlen in Moskau und wurzelte in dem altslawischen Geiste, der sich durch die Jahrhunderte dort rein erhalten hat.

Ganz verständnislos steht Tschaikowsky einem Manne wie Brahms gegenüber. Beim Erscheinen von dessen erster Sinfonie sagt er: „Für mich hat er gar keinen Reiz. Ich finde, daß er sehr dunkel und kalt ist, dabei voller Prätension, aber ohne rechte Tiefe." In der krankhaften Stimmung, in der er sich im Frühling 1878 während seines Aufenthalts in Clarens befand, spricht er ihm sogar jede schöpferische Kraft ab und macht kein Hehl daraus, daß er sich viel höher schätze als ihn. Februar 1880 sucht er in einem andern Brief an Frau von Meck nach Worten, um auszudrücken, weshalb ihm die Musik von Brahms antipathisch sei.

„Ich will sagen, daß er niemals etwas ausspricht, und wenn er es ausspricht, so spricht er es nicht voll und ganz aus. Künstlich zusammengeklebte Teilchen eines unbestimmten Etwas bilden seine Musik. Die Zeichnung entbehrt der Prägnanz, des Kolorits und des Lebens. Eigentlich müßte ich, unabhängig von irgendwelchen Beschuldigungen, einfach bekennen, daß Brahms als musikalische Persönlichkeit mir antipathisch ist. Ich kann ihn nicht verdauen, er läßt mich kalt. Das ist eine rein instinktive Empfindung."

Als er später mit Brahms in Wien zusammenkam, konnte er sich der Liebenswürdigkeit seines Wesens nicht entziehen und mußte bekennen, daß die in seiner Gesellschaft verbrachten Stunden in ihm eine überaus angenehme Erinnerung zurückgelassen hatten. Auffallend ist es nur, daß er ihm die charakteristischen Züge eines Germanen abspricht und bei seinem Anblick weit mehr an einen gutmütigen, schönen, nicht mehr jungen russischen Priester, an den Typus eines rasseechten Großrussen erinnert wird. Ratlos steht er der ersten Aufführung des „Rings" in Bayreuth, August 1876, gegenüber. Bei der Vorstellung des „Rheingold" machte nur die bewunderungswürdige Ausstattung Eindruck auf ihn. „In musikalischer Beziehung", fährt er fort, „ist es ein unglaublicher Unsinn, in dem jedoch hin und wieder sehr schöne, ja entzückende Momente aufblitzen." Er konnte das Getümmel der Menschen in Bayreuth während der Festspieltage, die Unbequemlichkeit des Lebens in der kleinen Stadt, den Aufenthalt in dem verfinsterten Zuschauerraum kaum ertragen und verfiel wieder in jene nervöse Abspannung, bei der ihm die sofortige Rückkehr nach Rußland als einziges Heilmittel erschien. Obwohl er mit der Tetralogie nichts anzufangen wußte, schwingt er sich zum Schluß doch zu dem Geständnis auf, daß sie ein „welterschütterndes Ereignis, ein epochemachendes Kunstwerk" bedeute.

Von ähnlicher Unsicherheit zeugt alles, was er später über Richard Wagner sagt. Bald findet er einzelnes groß und herrlich, bald nennt er den Dichterkomponisten einen Don Quichotte, der seine Kraft bei der Jagd nach dem Unmöglichen aufbiete, während er nach seiner Meinung im Grund Sinfoniker sei und ein ganzes Meer musikalischer Schönheit aus sich hervorzaubern könnte. Den „Lohengrin" bezeichnet er als die Krone aller Wagnerschen Schöpfungen und meint, daß nachher der Niedergang seines Talentes begonnen habe, das durch den „satanischen Stolz dieses Menschen" erstickt worden sei. Nach einer Aufführung von „Tristan und Isolde", die er Silvester 1882 in Wien hörte, kam er sogar zu dem Schluß, daß Wagner trotz seiner außerordentlichen schöpferischen Begabung, trotz seines scharfen Verstandes, trotz seines dichterischen Talentes und seiner umfassenden Bildung um die Kunst überhaupt und die Oper im besonderen nur negative Verdienste habe. Das Höchste leistet er aber mit dem Satz: „Was das dramatische Interesse seiner Opern anbelangt, so ist es in meinen Augen sehr gering, manchmal sogar kindisch naiv."

Je weniger er zum Urteil über die Schöpfungen andrer berufen war, desto sicherer ging er um diese Zeit seinen eigenen Weg, um einem der populärsten Werke der russischen Poesie musikalisches Leben einzuhauchen.

Im Frühling 1877 war er bei der Sängerin, Frau Lawrowskaja, die beim Gespräch über Operntexte plötzlich die Bemerkung fallen ließ: „Wie

wäre es mit ‚Eugen Onegin'"? Tschaikowsky fand die Idee, die berühmte poetische Erzählung Puschkins in Musik umzusetzen, zunächst kurios, und er erwiderte auf diesen Vorschlag nichts. Später aber, als er in einem Restaurant allein zu Mittag aß, begann er darüber nachzudenken und nun fand er die Idee gar nicht so absurd. Er las die Werke des Dichters, und zwar mit solchem Entzücken, daß er eine schlaflose Nacht verbrachte und das „Szenarium einer köstlichen Oper mit Puschkins Text" gefunden zu haben meinte.

„Du glaubst nicht," schreibt er seinem Bruder Modest, „wie wild ich auf dieses Sujet bin. Wie froh ich bin, den üblichen Pharaos, äthiopischen Prinzessinnen, Vergiftungen und dergleichen Puppengeschichten aus dem Wege gegangen zu sein. Welche Fülle von Poesie ‚Onegin' birgt! Ich bin durchaus nicht verblendet, ich weiß genau, daß die Oper zu wenig Handlung, zu wenig Bühneneffekte haben wird, aber der große Poesiereichtum, die Lebenswahrheit und Einfachheit der Vorgänge sowie die genialen Verse Puschkins wiegen gewisse Mängel sicherlich auf."

Er sucht ein intimes, aber erschütterndes Drama, das auf dem Konflikt solcher Stimmungen beruht, wie er selbst sie durchgemacht oder gesehen hat. Er fühlt im voraus, daß seine Oper keinen Erfolg haben werde bei der gemeinen Routine, die auf den Hoftheatern eingerissen sei. Deshalb wolle er sie dem Marientheater nicht nur nicht einreichen, sondern jede Aufführung an dieser Bühne zu verhindern suchen und sie viel lieber der Bühne des Konservatoriums anvertrauen. In der Tat erfolgte die erste Aufführung durch die Schüler des Moskauer Konservatoriums im dortigen Kleinen Theater im März 1879; aber merkwürdigerweise ohne besonderen Erfolg. Allerdings muß zugegeben werden, daß die jugendlichen Kräfte, die dem Komponisten zur Verfügung standen, nicht ausreichten, dies Werk in seinem vollen musikalischen Glanz zu zeigen und daß die Zusammenstellung des Librettos nach der Puschkinschen Dichtung, die allen Zuhörern als etwas Heiliges und Untastbares erschien, für eine unerhörte Kühnheit angesehen wurde. Selbst Anton Rubinstein, der zu dieser Vorstellung nach Moskau gekommen war, sagte dem Komponisten bei dem Abendessen in der Eremitage, wo seine Freunde nach der Aufführung versammelt waren, kein Wort. Niemand hatte die Empfindung, an der Geburtsstätte eines Werkes zu stehen, dessen späterer Erfolg in der Geschichte des russischen Theaters ohnegleichen sein, in einer endlosen Reihe von Wiederholungen seine Anziehungskraft auch nicht im mindesten erschöpfen und das dauernde Entzücken von Liebhabern und Kennern in allen Schichten der Bevölkerung werden sollte. Selbst die erste Aufführung im Großen Theater in Moskau ging vorüber, ohne daß das Publikum den eindrucksvollsten Momenten der Oper, wie der Erklärung Onegins und Tatjanas, ein wirkliches Verständnis entgegengebracht hätte. Auch die Kritiker, die dem Werk alles Gute nachsagten, zweifelten an der Nachhaltigkeit seines Erfolges. Das Erstaunlichste lag aber darin, daß die Oper sogar bei der ersten Aufführung in St. Petersburg, die im April 1883 im Saal der Adelsgesellschaft durch die „Musikalische dramatische Liebhabergesellschaft" stattfand, durchaus kühl aufgenommen wurde und die Zeitungen fast gar keine ausführlichen Besprechungen darüber veröffentlichten.

III.

Im Februar 1879 schreibt Tschaikowsky an Frau von Meck:

„Mein ganzes Leben lang bin ich Märtyrer der unerläßlichen Beziehungen zu den Menschen gewesen. Meiner Natur nach bin ich ein Sohn der Wildnis. Jede neue Bekanntschaft, jede neue Begegnung mit einem unbekannten Menschen waren für mich stets eine Quelle der fürchterlichsten moralischen Leiden. Es ist schwer zu sagen, welcher Art diese Leiden gewesen sind. Möglicherweise ist es eine bis zur Manie gesteigerte Bescheidenheit, oder es ist die absolute Abwesenheit jeglichen Bedürfnisses nach menschlicher Gesellschaft, oder auch es ist das Unvermögen, ohne Zwang über sich selbst etwas zu reden, was man nicht denkt, denn das ist bei keiner Bekanntschaft zu vermeiden — kurz: ich weiß nicht, was es ist. Solange ich nicht in der Lage war, Begegnungen aus dem Wege zu gehen, verstellte ich mich stets in Gesellschaft, heuchelte Freude, spielte beständig irgendeine Rolle — denn es ist gar keine Möglichkeit vorhanden, das zu vermeiden — und litt die schrecklichsten Qualen. Darüber könnte ich viel erzählen. Die Gegenwart eines Menschen ist nur dann angenehm, wenn man infolge langjähriger Beziehungen oder der Gemeinsamkeit der Interessen, namentlich der Familieninteressen, sich keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Ist das nicht der Fall, dann ist jegliche Gesellschaft eine Last, welche mein moralischer Organismus zu tragen nicht Kraft genug hat."

Bei solchen Empfindungen bedeutete es für ihn eine wahre Selbstaufopferung, Konzertreisen durch Rußland und Deutschland, nach London und Paris anzutreten, die für jeden andern mit Anstrengung verbunden sind, ihm aber zur kaum erträglichen Qual wurden. Nach jedem fröhlich durchlebten Abend erwachte er am nächsten Morgen matt und nervenschwach. Immer wieder mußte der gefährliche Tröster aus der Charente zu Hilfe gerufen werden, dessen prickelnde und duftende Tropfen ein vorübergehendes Gefühl von verstärkter Lebenskraft hervorriefen. Tschaikowsky verlor dabei niemals die ihm angeborene Vornehmheit, Feinheit und Liebenswürdigkeit, aber der Wurm fraß doch an seinem Innern. Seine Nerven waren so geschwächt, daß er Angstempfindungen bei einem Gewitter bekam, daß er sich im Hôtel vor Ratten und Mäusen fürchtete und bei seiner Reise nach Nordamerika weniger unter der Seekrankheit als unter der Furcht litt, daß der prachtvolle Dampfer, dem er sich für die Überfahrt anvertraut hatte, untergehen würde.

Er hatte eine Höhe des Ruhmes erklommen, von der er sich anfänglich schwerlich etwas träumen ließ, und sah sich überall von einer Schar von Freunden und Verehrern seiner Werke umgeben. Auch der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch erfreute ihn mit wertvollen Zeichen seines Wohlwollens und unterhielt mit ihm eine fesselnde Korrespondenz, in der wichtige musikalische Fragen erörtert wurden. Allerdings waren mehrere ihm teure Personen dahingegangen, aber er selbst dachte kurz vor seinem Ableben, das so erschreckend schnell erfolgen sollte, weniger als je an sein Ende, sondern fühlte nur, wie die Kraft zum Schaffen in ihm wuchs und der Kreis, den er mit seinen Werken zog, sich immer mehr ausdehnte. Die sechste Sinfonie, die er nach dem Vorschlag seines Bruders die „pathetische" nannte, machte bei der ersten Aufführung in Petersburg allerdings nicht den erwarteten Eindruck, während sie später mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Tschaikowsky

fühlte nur zu sehr, daß er die selbstbewußte zwingende und hinreißende Persönlichkeit eines Orchesterdirigenten nicht in vollem Maße besaß. Schon früher litt er, wenn er auf das Podium vor dem Orchester stieg, an einer solchen nervösen Angst, daß er das Gefühl hatte, „als müsse ihm der Kopf von den Schultern fallen". Tatsächlich liebte er es, infolgedessen das Kinn mit der linken Hand zu stützen, und nur mit der rechten zu dirigieren. Kam ein Versehen bei der Aufführung vor, so verlor er sofort die Fassung und verfiel in Ermüdung und Gleichgültigkeit, mit der er wirksame Feinheiten verwischte. Dieser Mangel machte sich namentlich bei der sechsten Sinfonie bemerkbar, in der alles Kraft und Schwung atmet. Doch behauptete Tschaikowsky, der sonst leicht von Zweifeln gequält wurde, mit unerschütterlicher Zuversicht, daß er nie etwas Besseres geschrieben und auch niemals schreiben werde.

Drei Tage vor seinem Tode sah er im Alexandratheater in Petersburg ein Stück von Ostrowsky, besuchte einen der Hauptdarsteller in seiner Loge und lachte von Herzen, als dieser in launiger Weise seine Abneigung gegen den Tod ausdrückte. „Es hat noch Zeit," meinte Tschaikowsky, „mit dieser abscheulichen Stumpfnase Bekanntschaft zu machen. Übrigens holt sie uns beide noch lange nicht. Ich weiß, daß ich lange leben werde." Tags darauf klagte er beim Tee über eine schlecht verbrachte Nacht und beging während des Gespräches die Unvorsichtigkeit, aus einem Glase mit ungekochtem Wasser zu trinken, obwohl gerade zu jener Zeit in Petersburg die Cholera herrschte. Die Anwesenden erschraken, aber Tschaikowsky selbst blieb ruhig. Gegen Abend verschlimmerte sich sein Zustand, so daß zwei namhafte Ärzte, die Brüder Bertenson, geholt werden mußten; in der Nacht wurde als Krankheitsursache Cholera festgestellt. Am nächsten Tage schien eine Besserung im Befinden des Patienten einzutreten, aber man fürchtete die Nachwirkungen, die dem Kranken bei seiner Schwäche gefährlich werden mußten. Die verordneten Mittel hatten keinen Erfolg. Als der Priester aus der Isaakskathedrale geholt wurde, um ihm das Abendmahl zu reichen, fand er Tschaikowsky bereits bewußtlos und mußte sich damit begnügen, laute Gebete zu sprechen, die von dem Sterbenden nicht mehr vernommen wurden. In den Morgenstunden des 6. November 1893 unsres Stils hauchte er seine Seele aus.

Während die Lieder und Klavierkompositionen Tschaikowskys sich bei uns schon lange einer großen Beliebtheit erfreuen, haben sich seine Sinfonien, Opern und Quartette nur schwer durchgerungen, während andre Schöpfungen von ihm, wie die reizenden Ballette „Dornröschen" und „Nußknacker", die von Geist und Anmut übersprudeln, höchstens stückweise in Konzerten unserm Publikum vorgeführt werden. An dem schweren und späten Ringen um den Erfolg, an der bis zum Äußersten getriebenen Anspannung seiner Kräfte, an dem Widerspruch zwischen seinem zarten, weltscheuen Temperament und seinem Talent, das die Welt erobern wollte, hat er sich innerlich verzehrt, aber, wie jeder echte Künstler, den ganzen Inhalt seines Lebens in seine Schöpfungen ergossen.

Cosma Racoare.

Aus dem Rumänischen
des
Michael Sadoveanu[1]).

Cosma war ein gewaltiger Mensch! Sobald ich Cosma sage, sehe ich ihn wieder: den finsteren Mann auf seinem Braunen reitend; zwei Stahlaugen durchbohren mich, ein dicker Schnurrbart beschattet den Mund . . . Ein rauher Mann war Cosma! Ewig zu Pferd, mit der Flinte auf dem Rücken, mit einem ellenlangen Messer im Ledergürtel, so habe ich ihn immer gesehen.

Ich bin ein alter Mann, den Hunderten nah, ich habe die Welt durchwandert, ich habe viele Menschen und Dinge gesehen, aber ein Wesen wie Cosma Racoare ist mir noch nie vorgekommen! Und dabei war er nicht ein Riese, er war mittelgroß, knochig, sonneverbrannt, sah aus, wie jeder andre Mensch, — aber er war eben nicht wie andre Menschen. Man brauchte nur in seine Augen zu blicken, dann wußte man, woran man war. Ein ganzer Mann!

In jener Zeit war große Not über unser armes Land gekommen. Türken und Griechen überfluteten die rumänische Erde, und die Menschen lebten in Jammer und Elend. Welch eine Zeit! Nur Cosma blieb unberührt von der allgemeinen Kümmernis. Heute war er hier, morgen dort, ohne Leid und Sorgen. Alle flohen vor den Feinden, die das Land verwüsteten, nur er nicht. Er wurde gefangengenommen und in Ketten gelegt . . . Aber er berührte die Ketten mit der Hand, schüttelte sie ab, warf sich auf sein Pferd, und weg war er. Es war eben geschrieben im Buche seines Lebens, daß er gefeit sein sollte gegen Kugeln: nur die Silberkugel würde ihn töten . . . Wo gibt es heutzutage noch solche Menschen? Das waren eben die guten, alten Zeiten! . . . Habt ihr sprechen hören von dem andern jungen Helden, von dem Sohn der blonden Maid? Ja, das war auch so einer! . . . Er plünderte

[1]) Michael Sadoveanu, geboren 17. November 1880 im Marktflecken Pascani, unweit Jassy, wo sein Vater Rechtsanwalt war, lebt in Bukarest als Angestellter im Unterrichtsministerium. Erschienen von ihm in rascher Aufeinanderfolge sind ein Roman („Die Falken"), drei Bände Erzählungen und verschiedene mit großer Anerkennung aufgenommene Skizzen aus dem Türkenkriege von 1877/78.

drüben in der Walachei, Cosma hüben in der Moldau, und mitten in der Nacht trafen sie am Milcov zusammen und tauschten ihre Beute aus. Und glaubt ihr nicht, daß die Grenzwächter sie gefangennahmen? Sie wollten sie fangen. Aber Cosmas Pferd floh wie ein Trugbild, nicht einmal die Kugeln erreichten ihn. Es ist weit, von den Bergen Bacaus bis zur Grenze; in einer Nacht diesen Weg hin und her zu machen, das ist kein Spaß! Aber für Cosma und seinen Braunen war es ein Spaß!

So verging sein Leben, in den Wäldern und durch die Felder; er kannte die Not nicht, die Angst nicht, und die Liebe nicht . . . bis er sie endlich kennen lernen mußte . . . ein wunderbarer Mann! Ich sehe ihn, als sei es gestern gewesen.

In jener Zeit gehörte das Gut Vulturesti einem Griechen, und drüben auf unserm Gut lebte in jener Ruine ein einzig schönes Rumänenweib. Der Grieche liebte sie, und das war kein Wunder. Sie hatte schöngeschwungene Augenbrauen und Hexenaugen. Man hatte sie, gegen ihren Willen, mit Dumitru Covas, einem Griechen, verheiratet. Der Grieche war gestorben, und nun herrschte Sultana, die junge Witwe, allein auf dem Gut.

Also, wie ich euch schon gesagt habe, Nicola Zamfiride, der Grieche, verging vor Liebe für das Weib. Wie hat er um sie geworben, was hat er alles getrieben, bei wie vielen Wahrsagern und Zauberern war er gewesen: alles umsonst! Die Herrin wollte ihn nicht, und damit basta! War er häßlich? war er mißgestaltet? Gott bewahre! Er war ein stolzer Grieche, braunäugig, schwarzbärtig, groß und schön. Aber was half es; sie wollte ihn nicht!

Eines Tages saß Nicola in seiner Stube und dachte nach. Wie gern hätte er die junge Witwe zu seinem Weibe genommen! Warum wollte sie seine Werbung nicht erhören? Vor einigen Tagen hatte er mit seinem Zigeuner unter ihren Mauern gestanden und ihr ein Liebeslied singen lassen. Aber das Haus war stumm geblieben. Was war da nun zu machen? . . . Nicola sinnt: „ich bin nicht häßlich . . . ich bin nicht dumm . . . warum will sie mich nicht? Sie liebt einen andren? Nein! Ganze Nächte habe ich sie überwachen lassen, niemand geht zu ihr hinein." —

Nicola ist erzürnt. Er steht auf und geht hinaus. Im Hofe striegeln die Knechte die Pferde. „Ist das ein gestriegeltes Pferd!" ruft er, und schlägt mit der Peitsche nach dem Jungen. Einige Schritte weiter trifft er den Gärtner, der in der Sonne ruht: „So sorgst du für den Garten? warte nur! . . ." und der Gärtner bekommt es auch.

Was hilft es aber, seine Wut an Menschen auslassen, die nichts dafür können? Er geht in den Garten, setzt sich auf eine Steinbank unter einen Lindenbaum und sinnt . . . und sinnt . . . Im Herbstwind ist das Laub schon welk geworden. Ein wehmütiger Hauch geht durch die Lüfte, die Blätter lösen sich von den Zweigen und fliegen, zitternd, wie Schmetterlinge, durch die Stille des Tages. Unter einem Birnenbaum liegt ein Haufen roter Blätter, wie Blutstropfen. Nicola ist in Gedanken versunken. „Was ist mir das Leben wert, wenn die Geliebte mich nicht einmal ansehen will!" Er blickt auf die welken Blätter und seufzt tief auf.

„Vasile, Vasile!“ ruft er. Seine Stimme klingt düster.

Ein kräftiger alter Mann tritt durch die Gartentür ein.

„Vasile!“ spricht der Hausherr, „hilf mir!“ Der Alte blickt auf seinen Herrn, seufzt und steht unschlüssig da.

„Vasile, kannst du mir nicht helfen?“

„Ich weiß nicht, Herr.“

„Denke doch nach. Du findest immer Hilfe und Rat, hilf mir auch jetzt. Die Alte hat keine Mittel und Wege gefunden. Der Zigeuner auch nicht. Steh du mir bei, mein Getreuer . . .“

„Ja, ich weiß nicht . . .“

„Verlaß mich nicht, Vasile.“

„Ich möchte schon etwas sagen, aber ich wage nicht.“

„Hier ist ein Dukaten, sprich!“

Vasile schaut den Dukaten kaum an.

„Ich weiß, Herr, daß Ihr mir auch zwei Dukaten geben werdet, auch drei, . . . aber . . . es ist nun einmal schwer . . . Also hört! Ich an Eurer Stelle würde nach Frasini gehen, würde in den Hof treten, würde in das Gemach der Herrin dringen und würde sie entführen! Das würde ich tun!“

„Was du sagst, das meinst du, Vasile! Wäre das möglich?“ Vasile schweigt. Nicola stützt die Stirn auf die Hand; dann sagt er:

„Ich will's versuchen! Ich führe es aus! Ich danke dir, Alter!“

„Ich wußte wohl, daß solch ein Rat zwei Dukaten wert ist,“ seufzte Vasile.

Am selben Abend besteigt Nicola sein Pferd, nimmt fünf kräftige Jünglinge mit sich, und fort geht es nach Frasini.

Der Herbstwind brauste durch den Wald. Die Männer ritten schweigend dahin.

Von weitem hörte man die Hähne im Dorfe krähen. Sonst war tiefe Ruhe überall. Endlich erblickt man den Herrenhof der Witwe; schwarz, finster wie ein Kohlenhaufen lag er da.

Nicola und seine Begleiter nähern sich den Mauern wie Schatten; sie steigen schweigend ab. Sie werfen Strickleitern über die Mauern und klettern hinüber. Die Pferde bleiben an Bäume gebunden. Man hört Hilferufe; aber Nicola kennt keine Furcht. Er stürzt an die Türen, die Türen sind offen, sie dringen in die Gänge. „Ach,“ seufzt der Grieche, „endlich habe ich dich!“

Aber plötzlich öffnet sich eine Tür, ein Lichtstrom überflutet den Gang. Nicola kennt keine Furcht, er stürzt zum Gemach. Aber da steht an der Schwelle Sultana, die junge Herrin. Ihr Haar ist aufgelöst, sie trägt ein leichtes, weißes Gewand. Ihre Augen blicken finster, sie steht auf der Schwelle und sieht Nicola an. Nicola ist von Sinnen. Er will niederknien und ihre Füße küssen. Aber er weiß, daß sie ihn auslachen würde. Er will sie umfassen —

„Halt,“ ruft sie, „ich dachte, es wären Diebe! Also nur Ihr seid es, verehrter Herr Nicola!“

Und plötzlich blitzt in ihrer Rechten ein glänzender Krummsäbel, mit dessen Breite sie Nicolas Haupt einen Schlag versetzt. Er bleibt stehen. Seine

Reiter eilen herbei, aber der eine bricht zusammen, blutüberströmt. Man hört einen furchtbaren Lärm, die Knechte der Herrin dringen von allen Seiten herzu. Nicola mit seinen fünf Gehilfen weicht zurück. Er schlägt mit dem Säbel nach rechts und links und erreicht den Hof.

Da sind sie wieder zu Pferd, sie jagen nach Vulturesti zurück.

„Gott sei mir gnädig!" seufzt Nicola, „ich bin ein elender Mensch! was fang ich nun an?" ... Er quält sich während dieser ganzen Oktobernacht mit schweren Gedanken. „Weh mir, weh mir!" stöhnt er, „wie bin ich elend;" und er preßt seine Stirn auf die Hand. „Welch ein gewaltiges Weib! welche Augen! Herr, Herr, verlaß mich nicht, denn ich vergehe!" — und wieder versinkt er in Träume: „welch ein herrliches Weib, und was für Augen!"

Er steht auf und ruft Vasile.

„Vasile, mein Getreuer, ich kehre schambedeckt zurück. Welch ein Weib! Meine Seele verlangt nach ihr. Hilf mir! ich schenke dir zwei Dukaten ..."

Vasile antwortet ruhig:

„Ich weiß alles. Ja, ein stolzes Weib, das muß ich sagen! Ich weiß aber, daß ich fünf oder sogar sechs Dukaten bekommen werde, denn ich weiß noch einen Rat."

„Sprich, Vasile, sprich rasch, denn ich vergehe, weh mir!"

„Nun ja, Herr, was liegt mir an sieben Dukaten, aber Ihr werdet mir siebenmal sieben geben, wenn sie dort an Eurem Herzen ruhen wird ... Ja, ja, an Eurem Herzen wird sie ruhen ... Ich bringe Euch ... Cosma Racoare! ... So wie Ihr mir die Dukaten in die Hand legen werdet, so wird Euch Cosma die junge Herrin in die Arme legen, — ja, gerade so ..."

Als Nicola von Cosma Racoare hörte, fuhr er zusammen; aber dann seufzte er und sagte: „Schon gut! Es ist gut!"

Am dritten Tag erschien Racoare. Nicola saß auf der Steinbank unter dem Lindenbaum und rauchte duftenden Tabak. Als er Cosma erblickte, starrte er ihn lange an. Cosma näherte sich langsam mit dem Zügel des Pferdes in der linken Hand. Er trug hohe Stiefel mit Eisensporen. Eine Brustjacke bedeckte ihn bis zum Ledergürtel. Auf dem Rücken hing die lange Flinte, auf dem Kopf lag die schwarze Schafwollmütze. Er schritt langsam und finster daher, das Pferd folgte mit gesenktem Kopf.

Vasile näherte sich seinem Herrn und sagte: „Seht ihn Euch an, Herr, der holt Euch auch den Teufel aus der Hölle."

Nicola starrte ihn unverwandt an. Cosma blieb stehen und sagte ruhig: „Gott sei mit Euch."

„Danke," antwortete Vasile, „und mit Euch ebenfalls."

Der Herr schwieg noch immer.

„So seid Ihr denn zu uns gekommen, Bruder Cosma," murmelte Vasile.

„Ja, ich bin gekommen," antwortete Racoare.

„Für unser Vorhaben?"

„Ja."

Cosma sprach langsam und finster, als wenn nie ein Lächeln über sein düsteres Antlitz gleiten könnte.

„Ja, da seid Ihr!“ sprach Nicola, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend; „Vasile, geh und hole Kaffee, aber kehre schnell zurück.“

„Ich trinke keinen Kaffee,“ sprach Cosma.

„Ja, Ihr trinkt nicht,“ wiederholte der Herr wie im Traum. „Ihr seid gekommen, um mir zu helfen — ja freilich . . . Wieviel wollt Ihr? Fünfzig Dukaten?“

„Ja,“ sagte Racoare ruhig.

„Vasile, geh und hole den Geldbeutel . . .“

„Nein,“ antwortete Cosma, „es ist unnötig, ich brauche kein Geld.“

„Was?“ rief Nicola, „Ihr braucht kein Geld — warum denn nicht?“

„Es handelt sich darum, Euch die Herrin aus Frasini zu holen . . . Ich geb Euch das Weib, Ihr gebt mir das Geld . . .“

„Kurz und bündig!“ rief Vasile, „er bringt Euch das Weib, Ihr gebt ihm das Geld! Hab ich's Euch nicht gesagt! Cosma holt Euch den Teufel aus der Hölle. Jetzt ist das Liebchen Euer, verlaßt Euch drauf!“

Racoare kehrte in den Garten zurück, band das Pferd an einen Baum, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich ins Gras.

„Ja, ja, das ist ein Mann, ein ganzer Mann!“ seufzte Nicola, „er hat mir einen Stein vom Herzen genommen.“

Nachdem es ganz dunkel geworden war, hat Cosma die Steigbügel des Pferdes festgeschnallt und ist aufgestiegen. Dann hat er zu Nicola gesprochen:

„Herr, erwartet mich auf der Wiese.“

Die Tore öffneten sich, das Pferd wieherte, und dahin flog es wie ein Pfeil.

Das Licht des Vollmonds drang durch den Herbstnebel und zog Strahlengewebe über die stillen Hügel und die dunklen Wälder. Der tiefe Frieden wurde nur durch das Traben des Pferdes gestört. Racoare ritt schweigend unter dem Schutzdach des herbstlich belaubten Waldes dahin; er sah in dem bläulichen Licht wie ein Gespenst aus.

Also erreichte er Frasini. Alles schlief, die Tore waren verschlossen. Cosma klopfte an.

„Wer ist da?“ brüllte jemand aus dem Innern.

„Öffnet!“ ruft Racoare.

„Wer bist du?“

„Öffnet!“ donnert Racoare. Man hörte ein Hin- und Herreden im Innern.

„Nun, wird's bald?“

„Nein, ich öffne nicht.“

„Öffne! ich bin's, Cosma Racoare.“

Ein Licht erschien über dem Tor, man hörte ein Flüstern; das Licht verschwand, und die Riegel des Tores wurden zurückgeschoben.

Cosma trat in den leeren Hof ein. Er stieg vom Pferde ab und auch zur Haustür trat er ein.

„Die Tür ist offen," sprach er zu sich selbst, „das Weib ist mutig . . ."

Seine Tritte und seine Sporen hallten in dem dunklen Gang wider wie in einer Kirche. Man hörte Lärm in einem Zimmer, ein helles Licht erleuchtete den Gang. Frau Sultana erschien auf der Schwelle in weißem Gewand mit aufgelöstem Haar, mit zusammengezogenen Augenbrauen, mit dem Krummsäbel in der Hand.

„Wer bist du? Was suchst du?" schrie sie.

„Ich bin gekommen, dich zu holen und dich dem Herrn Nicola zu bringen," antwortete Racoare gelassen.

„Also deshalb?" sagte das junge Weib und hob den Säbel. „Warte nur, es soll dir gehen wie deinem Nicola . . ."

Racoare trat einen Schritt näher, ergriff ruhig den Säbel, preßte Sultanens Handgelenk zusammen, und der Säbel flog davon. Die Frau sprang zurück und rief:

„Gabriel! Niculai! Toader! zu Hilfe!"

Die Knechte stürzten herbei und blieben an der Tür stehen. Racoare näherte sich wieder dem Weib, um es zu ergreifen; sie riß sich los und nahm einen Dolch in die Hand, der auf dem Tische lag.

„Was steht ihr da, ihr Feiglinge? Herbei! nehmt und bindet ihn! . . ."

„Herrin!" sprach Racoare, „verliere nicht deine Worte. Ich sehe, daß du mutig bist, aber es hilft dir nichts."

Und die Knechte flüsterten:

„Wie sollen wir ihn binden? Das ist ja Racoare — Cosma Racoare, der Gefeite, Herrin!"

„Ihr Elenden!" schrie das junge Weib und stürzte auf Cosma los. Er fing sie in seinen Armen auf, ergriff ihre beiden Hände, band sie mit einem Lederriemen zusammen und hob sie in die Höhe.

„Machet Platz," sprach er ruhig, und die Leute wichen vor ihm zurück.

„Welch ein Weib!" dachte Cosma, als er mit ihr durch den Gang schritt; „Nicola hat gut gewählt! Welch ein stolzes Weib!"

Sultana starrte mit irren Augen auf ihre Knechte, sie fühlte sich wie in einem Schraubstock. Sie hob ihren Blick zu dem finstern Gesicht ihres Entführers empor. Das Licht des Ganges beleuchtete seine Stahlaugen und sein braunes Antlitz.

„Wer bist du?" seufzte sie.

„Ich? Ich bin Cosma Racoare . . ."

Sie sah ihre erschrockenen Knechte an und schwieg. Jetzt verstand sie alles.

Als sie draußen waren, bestieg Cosma seinen Braunen, hob das junge Weib aufs Pferd, setzte sie vor sich, und fort ging es. Die Hufschläge weckten wiederum die stille Nacht. „Welch ein stolzes Weib!" dachte Racoare, und das Pferd eilte davon wie ein Trugbild.

Sultana wandte den Kopf und blickte im Mondlicht auf Racoare.

„Warum siehst du mich so an, Herrin?"

Und der Braune flog dahin, und ihr schwarzes Haar glänzte in dunklen Wellen, und der Reif glitzerte wie Silber auf den Herbstblättern. Sultana starrte schaudernd auf den Mann, sie fühlte sich in seinen gewaltigen Armen gefangen, seine Augen brannten wie Feuer unter seinen finstern Brauen.

„Was blickst du mich so an, Herrin? Warum zitterst du? Ist dir kalt?“ Der Hufschlag des Pferdes dröhnte im Walde, die Blätter glitzerten im Silberglanz, der Braune flog dahin. Plötzlich sah man mehrere Schatten, die hin und her gingen.

„Wer ist da?“ fragte Sultana.

„Da erwartet uns Nicola, dein Herr . . .“ antwortete Racoare.

Die Herrin schwieg, aber Cosma fühlte, wie sie sich hin und her wand.

Die Lederriemen platzten, die weißen Hände hoben sich empor. Racoare hatte nicht Zeit, sie festzuhalten. Wie ein Blitzstrahl ergriff ihre Rechte den Zügel, riß ihn aus Cosmas Hand und kehrte das Pferd um, ihr linker Arm legte sich um des Helden Hals. Er fühlte ihren Kopf an seiner Brust.

„Gib mich keinem andern,“ hauchte sie.

Und das Pferd flog wie ein Traumbild durch das blaue Licht, und die Hufschläge dröhnten über die Wiesen, und die Herbstblätter glitzerten, und die schwarzen Haare flatterten im Winde, und die Schatten flogen vor ihnen her. Im Dämmerlicht der Hügel reihten sich Traumerscheinungen aneinander, sie glitten dahin durch den leichten Nebel. — Aber das schwarze Trugbild floh, floh immer weiter in die dunkle Nacht hinein.

Das Urchristentum in geschichtlicher Betrachtung.

Die christliche Gemeinde hat an der Bibel ihr heiliges Buch. Ähnliches finden wir auch sonst im religiösen Leben der Völker. Ich erinnere nur an den Koran der Mohammedaner oder an die Veden in Indien. Und zwar ist der Zusammenhang überall der gleiche. Man wird da von einem wiederkehrenden, wenn auch sekundären Zug in der Entwicklung des religiösen Lebens reden dürfen. Die Entstehung geistiger Religionen — so würde ich ihn näher bestimmen — findet unter andrem auch Ausdruck und Niederschlag in Schriften, in Büchern. Weiterhin werden dann diese Bücher mit der grundlegenden Offenbarung selbst identifiziert: weshalb Religionen, von denen es gilt, auch wohl als Buchreligionen bezeichnet werden.

Wenn ich nicht irre, ist es Renan gewesen, der die Kanonisierung bestimmter Schriften — und kanonisiert, zur Richtschnur erhoben werden sie, wenn sie als Offenbarung gelten — so beschreibt: nun sei jeder in der Gemeinde berechtigt, aber auch verpflichtet, die geltende heilige Lehre, Kultus und Sitte in ihnen zu finden und aus ihnen zu entnehmen.

Aber, wer immer es gesagt hat — jedenfalls trifft das Wort die Sache oder doch die Seite der Sache, die sich zunächst der Aufmerksamkeit aufdrängt: kanonische Schriften werden als solche dem freien geschichtlichen Verständnis entzogen. Es ist unfromm, etwas andres darin zu finden, als was in der Gemeinde Geltung hat. Es ist ein Frevel, wenn gar die Heilige Schrift gegen die geltende Lehre und Sitte gekehrt wird.

Allein, das ist nur die eine Seite der Sache. Wenigstens im Christentum, mit dem wir es hier zu tun haben, gilt daneben, daß die Bibel, die Heilige Schrift der christlichen Gemeinde, einen durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende sich bewährenden geistigen Inhalt hat. Was die christliche Kirche an Reformation und Fortschritt erlebt hat, knüpft an die Schrift an oder geht von ihr aus. Christentum und Bibel gehören zusammen. Die Bibel ist ein Stück in der Ausrüstung des Christentums, durch die es die universale Religion ist und wie bisher so in Zukunft Salz und Licht der Kulturvölker und ihrer Geschichte bleiben wird.

Es ist schon von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen, daß die christliche Gemeinde von Anfang an im Alten Testament eine heilige Schrift hatte. Das hat ihr in der Mischung der Religionen, die uns das zweite Jahrhundert zeigt, in dem großen Drunter und Drüber des geistigen Lebens dieser Epoche einen festen Rückhalt gegeben. Eben in dieser Krise hat sie sich ihre Eigenart gewahrt und den besonderen geistigen Inhalt ihres Glaubens gerettet, indem sie die urchristliche Literatur sammelte und als das Neue Testament neben das Alte Testament stellte, wodurch es mit diesem zusammen die Bedeutung des Kanons für die Kirche erhielt. Es ist das ein allerwichtigstes Stück von jener Selbstbehauptung der neuen Religion gewesen, die sich in der Krisis des zweiten Jahrhunderts vollzog. Jeder Kundige weiß, wie viel

bestimmter die Linien und wie viel leuchtender die Farben dadurch in den christlichen Gedankenkreisen geworden sind.

Eben damit hat sich die junge Christenheit den Schatz gesichert, der ihr Bestand und Fortschritt zugleich ermöglichte. Die Kraft zur Anpassung an die veränderten geschichtlichen Bedingungen hat sie je und je aus einer tieferen, innerlicheren Aneignung des in der Bibel ihr gegenwärtigen Erbes der Anfangszeit zu schöpfen vermocht. Ich denke dabei keineswegs bloß an die Reformation Luthers und den Ursprung des Protestantismus. Eine Reformation des Lebens auf dem Boden des mittelalterlichen Katholizismus wie die des heiligen Franz und der Bettelorden knüpft an das geschichtliche Bild des Heilands in den Evangelien an. Weiter zurück hat Augustin, der größte unter den alten Kirchenlehrern, dessen Nachwirkungen bis heute in der protestantischen wie in der römisch-katholischen Welt lebendig sind, seine entscheidenden Impulse aus dem Evangelium des Paulus empfangen. Kurz, die Christenheit hat nichts Großes erlebt, wobei nicht die Bibel, das Neue Testament vor allem, im Spiel war.

Nicht als Kanon hat die Bibel aber diese Wirkung gehabt, sondern als geschichtliches Zeugnis von den Anfängen des Christentums. Das heißt, das war ja immer der unvergleichliche Vorteil, daß die Neuerung, obwohl anfangs, oft wenigstens, als unfromm verschrieen, sich auf die Heilige Schrift der Gemeinde und deren kanonisches Ansehen stützen konnte. Ohne dies wäre kaum etwas derart auf dem gegebenen Boden der religiösen Gemeinde je aufgekommen. Aber ihre geistige Kraft, wodurch sie sich schließlich durchsetzten, schöpften solche Neuerungen nicht aus der Bibel als Kanon, sondern aus dem geschichtlich verstandenen Inhalt dieser Bücher. Wir dürfen daher hoffen, daß auch weiterhin das heute sich mehr und mehr durchsetzende einfache geschichtliche Verständnis der heiligen Bücher sich am letzten Ende als eine unwiderstehliche nachhaltige Förderung des Christentums und der christlichen Gemeinde erweisen wird.

Freilich herrscht noch vielfach das Vorurteil, es sei anders. Weite Kreise der frommen Gemeinde erblicken in allem, was Kritik und geschichtliche Betrachtung heißt, eine der Religion feindliche Macht. Auf der andern Seite fehlt es nicht an solchen, die es für ein Kennzeichen geschichtlichen Verständnisses halten, den Gegensatz gegen die in der Gemeinde herrschende Auffassung tunlichst zu übertreiben. Was uns not tut, sind Bücher, die der Gemeinde das geschichtliche Verständnis so vermitteln, daß es ihr zugleich als Förderung ihres inneren Lebens zum Bewußtsein kommt. Dadurch wird den Christen der Gegenwart, die am geistigen Leben unsrer Zeit teilhaben, der Blick für einen seiner wichtigsten Faktoren geschärft und zugleich dem Verständnis wie der Förderung des Christentums gedient.

In diesem Sinne sind zwei Bücher des Berliner Predigers und Universitätsprofessors Freiherrn v. Soden geschrieben, auf die ich hier hinweisen möchte. Das eine betitelt sich „Urchristliche Literaturgeschichte (die Schriften des Neuen Testaments)“[1]). Es gibt Rechenschaft über die Entstehung der neutestamentlichen Schriften. Das andre ist einem der wesentlichsten Teile des Inhalts dieser Schriften, den Evangelien und dem Bilde Jesu, das sie uns zeichnen, gewidmet. „Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu“[2]) lautet seine Überschrift.

Auf geschichtliche Betrachtung im einfachen, schlichten Sinne des Wortes ist es hier abgesehen. Der Autor will seinen Lesern zeigen, wie es bei der Entstehung der neutestamentlichen Schriften zuging, und wie sich die Dinge im Leben Jesu zugetragen haben. Gerade da sind aber der geschichtlichen Erkenntnis bestimmte Schranken gezogen. Handelt es sich um den geistigen Inhalt des Neuen Testaments, so sind wir günstiger gestellt. Denn alle diese Schriften sind jedenfalls Denkmäler des Urchristentums, und die Evangelien zeichnen uns unter allen Umständen das

[1]) Berlin, Alexander Duncker. 1905.
[2]) Im gleichen Verlag. 1904.

Bild Jesu, wie es im Glauben der Gemeinde lebte. Darüber läßt sich in allen Hauptsachen mit Bestimmtheit reden und so eine geschichtliche Wirklichkeit von eminenter Bedeutung erkennen. Aber wenn wir nun weiter fragen: Wo und wann, von wem und unter welchen Verhältnissen ist dies Buch geschrieben? oder: Wie haben wir uns die geschichtliche Wirklichkeit des Lebens Jesu genau zu denken? nicht: Wie spiegelte es sich in der Erinnerung der Seinen? sondern: Wie war es wirklich? — ja, dann ist es nicht selten schwer und bisweilen unmöglich, mit voller Bestimmtheit zu reden. Denn so wichtig dies Stück Geschichte für die Menschheit geworden ist, für die christliche Kulturwelt das unvergleichlich wichtigste Stück aller Geschichte, so unbeachtet hat es sich zunächst in einem Winkel der Erde zugetragen. Die große Welt hat so wenig davon gewußt, wie sie heute etwas von der Entstehung irgend= einer kleinen christlichen Sekte erfährt. Und die mit Jesu waren, sind durch ihn, wie Lagarde einmal ausführt, so sehr andre Menschen geworden, daß sie alles von ihm empfangen zu haben meinten und nicht mehr unterscheiden konnten, was ihnen nun wirklich von ihm gekommen war, und was sie aus sich selber hatten. Wer das erwägt, sieht leicht, wie schwer hier die Aufgabe ist. Eben aber gerade diesem Teil der Aufgabe sind die Bücher v. Sodens gewidmet.

Der Leser darf daher nicht erwarten, daß ihm hier nichts als sichere geschichtliche Erkenntnis vorgetragen wird. Bücher, die so etwas verheißen, läßt man besser ungelesen, weil sie in die Irre führen. Gute Bücher wie die hier besprochenen lassen den Leser überall die Grenzen erkennen, die unserm Wissen gezogen sind. Nicht, als wenn wir nicht manches gewiß wüßten. Die Hauptbriefe des Apostels Paulus z. B. zeugen für sich selbst. Und an manchen der wichtigsten Punkte des Lebens Jesu lassen sich feste Pflöcke einschlagen. Aber nicht alles fügt sich zu runden und geschlossenen Bildern, auch nicht in dem Maße als es vielleicht nach einer solchen Darstellung scheint.

Das kann nicht anders sein. Gelehrte Detailuntersuchungen sind für Fach= leute; was einem größeren Kreis geboten wird, darf sich darin nicht verlieren. Wer sich an diesen wendet, muß versuchen, die Dinge so zu zeigen, wie er sie sieht. Natürlich so, daß Gewisses und minder Gewisses und wieder, was bloß Vermutung ist, auseinandertritt, aber doch möglichst in abgerundeter zusammenhängender Erzählung. Der Leser muß sich nur bewußt bleiben: was ihm geboten wird, ist nicht durchweg urkundlich bezeugte Geschichte, „sicheres Ergebnis der Wissenschaft", wie die Phrase lautet, sondern das Bild der Geschichte, wie es ein kundiger, im Detail der Forschung erfahrener Mann mit einem durch lange Übung geschulten Urteil zu sehen vermag. Er lernt mit dessen Augen sehen. Mehr kann niemand bieten. Und wer nicht selber Fachmann ist, kann auch nicht mehr erreichen. Wenn er gelehrte Fachwerke zu Rate zöge, würde er weniger sicher zum Ziel kommen als es so geschieht.

Und doch, er gewinnt noch etwas mehr. Einen Einblick nämlich in die geschicht= liche Forschung auf diesem Gebiete. Jede derartige Arbeit behält zwar etwas Individuelles und muß es nach Lage der Dinge behalten. Sie zeigt jedoch zugleich, daß es vieles gibt, worüber unter den Kundigen kein Zweifel mehr besteht, und führt den Leser in die Forschung selber ein. Wieder aber, meine ich, muß es heißen, daß ein bestimmter individueller Versuch, die obschwebenden Fragen zu beantworten, das besser leistet als ein bloßer Bericht über feststehende Resultate und daran sich anschließende Hypothesen. Und so darf ich die Bücher v. Sodens aufs wärmste empfehlen, wenn ich auch seinen Resultaten nicht immer zustimmen kann.

Um nicht bei diesen allgemeinen Erwägungen stehen zu bleiben, hebe ich zum Schluß noch einen einzelnen Punkt hervor. Nicht aus der Literaturgeschichte. Da läßt sich der Natur des Gegenstandes entsprechend nichts einzelnes nennen, was für das Ganze bezeichnend wäre; überdies würde es bei dem kurz bemessenen Raum zu weit führen, wollte ich auf das Detail dieser Untersuchungen eingehen.

Wohl aber faßt sich die Erörterung über das Leben Jesu in einem bestimmten Punkt als dem eigentlichen Brennpunkt zusammen. Das drängt sich dem aufmerksamen Leser von selber auf. Alles andre tritt zurück hinter der Frage, in der das Problem des Lebens Jesu selber liegt. Ich meine die Frage, wie sich dessen geistiger Inhalt und seine geschichtliche Form zueinander verhalten.

Jesus hat sich nämlich als den Messias, den Christus der Juden, gewußt und bezeugt. Als solcher hat er das Gottesreich verkündigt und gebracht. Aus den apokalyptischen Gedankenkreisen des damaligen Judentums sind diese und überhaupt alle Grundbegriffe seines Selbstbewußtseins und seiner Verkündigung entnommen. Nirgends vollzieht er den Bruch mit dem hier Gegebenen, sondern bewegt sich darin als in selbstverständlichen Voraussetzungen. Dennoch gewinnt alles in seinem Munde neuen Sinn und neuen Inhalt, wird geistig vertieft und in ethische Beziehungen gestellt. Wie ist das zu verstehen? Das ist die Frage der Fragen. Als solche tritt sie auch in v. Sodens Erörterung deutlich hervor.

Eine rein geschichtliche Frage ist es zunächst. Es knüpft sich für die christliche Gemeinde aber sofort die andre Frage daran an, ob nur der geistige Inhalt des Evangeliums oder ob auch die geschichtliche Form, wie immer umgewandelt, für sie und ihren Glauben bleibende Bedeutung habe. Offenbar, das ist eine zweite Frage, eine Frage für sich. Beides darf nicht ineinander gewirrt werden.

Die Regel ist jedoch, daß das geschieht. Viele unter den Heutigen meinen, es komme für den modernen Christen nur auf den geistigen Inhalt des Evangeliums an. Sie rechnen zwar die religiös-sittliche Persönlichkeit Jesu mit zu diesem Inhalt, eben als dessen persönlichen Träger. Alles andre aber wollen sie als geschichtliche Form angesehen wissen, die heute jede Bedeutung verloren habe.

Nun ließe sich hierüber verhandeln, sobald nämlich jenes andre in Frage steht, wie wir uns heute stellen wollen oder müssen. Seltsamerweise aber meinen die eben Genannten ihre Betrachtungsweise mit Emphase als die geschichtliche (gegenüber der alten, dogmatischen) bezeichnen zu dürfen. In Wahrheit gehört nur wenig Überlegung dazu, um sich klarzumachen, daß die geschichtliche Frage nicht lautet, was ein heutiger Christ als das Wesentliche an Jesu Person und Verkündigung ansehen will, sondern, was Jesus selbst als das Wesentliche daran empfunden hat. Stellt man denn aber diese geschichtliche Frage, so ergibt sich, daß für ihn selbst die Hauptsache gewesen ist, was heute so oft als zufällige geschichtliche Form beiseitegeschoben wird — das Bewußtsein, der Messias zu sein, der Träger göttlicher Sendung von einzigartiger Bedeutung und Autorität.

Bei diesem Stand der Dinge in der heutigen geschichtlichen Forschung muß es als ein Vorzug der Darstellung v. Sodens bezeichnet werden, daß sie den eben beschriebenen Fehler meidet. Er nimmt die wirklich geschichtliche Frage in Angriff und entscheidet sie, wie es die Quellen verlangen, indem er urteilt, daß der Messiasgedanke der Schlüssel zum Verständnis des Selbstbewußtseins und der Verkündigung Jesu sei.

Wie er das Urteil näher ausführt, und welche Antwort sich so auf die Frage ergibt, kann hier nicht dargelegt werden. Wen es interessiert, soll das Buch selber zur Hand nehmen und lesen. Was er findet, wird, ob er zustimmt oder nicht, ihn jedenfalls in der Erkenntnis fördern und zur Andacht stimmen. Ich wollte hier nur zum Abschluß an einem einzelnen, allerdings dem wichtigsten Punkt zeigen, wie tiefgreifende Fragen in den besprochenen Büchern zur Erörterung kommen, und sie damit nochmals empfehlen.

Julius Kaftan.

Englisch-deutsche Beziehungen.

„Es war das Unglück Hollands, daß die Notwendigkeiten seiner kommerziellen Expansion zu einer bitteren Rivalität mit seinem natürlichen Alliierten, England, führten, dessen Hilfsmittel auf die Dauer doch besser imstande waren, einen verlängerten Kampf auszuhalten. So stark fühlte Cromwell das Unnatürliche und doch unter den bestehenden Verhältnissen Unvermeidliche dieses Krieges zwischen den beiden Hauptvertretern des Protestantismus, daß er ernsthaft eine Verbindung (eine Union) vorschlug, in der Weise, ‚daß sie ein Volk und ein Staat für das Wohl beider würden'. Unter solcher Union würden die Eingeborenen beider Staaten ‚dieselben Privilegien und Freiheiten in betreff von Niederlassung, Besitzungen, Handel, Häfen, Fischerei und alle andern Vorteile jeder in des andern Lande wie die Eingeborenen desselben, ohne Unterschied und Vorzug', genossen haben. Der eifersüchtige Provinzialismus der Holländer machte solche Union natürlich unmöglich, und kommerzielle Eifersüchteleien versperrten auch den Weg zu einer solchen großen, protestantischen Union, wie Cromwell sie vorschlug, da die erste Idee sich als unausführbar erwies. Der Vertrag von 1654, der den ersten Krieg mit Holland beendete und mit der endgültigen Vertreibung der Holländer aus Brasilien zusammenfiel, kennzeichnete, wie uns gesagt wird, den Wendepunkt in der industriellen Laufbahn der vereinigten Provinzen . . . Seitdem mußten die Holländer sich darein finden, von der kommerziellen Ausdehnung nach Westen abzustehen, und ihre ganze Energie auf die Erhaltung ihrer Kolonien im Osten verwenden. Und dort war das Monopol, das die Holländer mit Arroganz und Grausamkeit gegen die Engländer aufrechterhalten hatten, durch den Vertrag mit England aufgehoben. Dieser Vertrag erkannte Englands Rechte im Osten an, hielt den alles absorbierenden Fortschritt des holländischen Handels auf und gab endlich England freie Hand auf der indischen Halbinsel. Im Norden war der Versuch der Holländer, den Handel mit Schiffsbedürfnissen in der Ostsee zu monopolisieren, vollständig vereitelt. Auf der andern Seite gab England keine von seinen Forderungen auf — die Herrschaft des Meeres; das Recht, Feindesgut in neutralen Schiffen mit Beschlag zu belegen; das Recht des Handelsmonopols mit seinen amerikanischen Kolonien, und vor allem das Recht, seine Handelsflotte durch eine den Interessen der Holländer feindliche Gesetzgebung (die Navigationsakte) aufzubauen."

Der vorstehende Auszug ist einem vortrefflichen kleinen Buch „Die Entstehung und das Wachstum der englischen Kolonien und ihres Regierungssystems"[1]) entnommen, dessen Verfasser, Mr. Hugh Edward Egerton, die in ihm besonders hervorgehobenen Stellen aus „Cromwell's Policy in its economic aspect" (von G. Beer. 1902), anführt. Wer Lust zu politischen Analogien hat, mag diese in Mr. Joseph Chamberlains Hinweis auf eine gemeinsame Interessenpolitik Englands, der Vereinigten Staaten und Deutschlands mit Cromwells protestantischer Liga und in dem „Germania delenda" der Herren Lee, Fitzgerald und tutti quanti mit Cromwells

[1]) The origin and growth of the english Colonies and of their System of government, by H. E. Egerton. 1903.

antiholländischer Politik finden; wir glauben nicht nur, daß die Zeiten sich in den letzten 250 Jahren genügend geändert haben, um eine englische Politik wie die des großen Protektors unmöglich zu machen, den seine Frömmigkeit weder verhinderte, auf die Schätze in den spanischen Galleonen ein begehrliches Auge zu werfen, noch den glaubensbrüderlichen holländischen Pfeffersack mit dem gleichen Neide zu verfolgen, sondern auch, daß die englische Regierung an die Anwendung solcher direkten Mittel gegen einen kommerziellen und industriellen Konkurrenten niemals gedacht hat. Wenn trotzdem Symptome einer gewissen Spannung nicht zwischen den Regierungen, aber zwischen Land und Land und besonders zwischen Presse und Presse sich gezeigt haben, so liegt dies jedenfalls an den Dummheiten der Klugen und den Schlechtigkeiten der Guten, die der große Menschenkenner „Kladderadatsch" früher für alle Revolutionen verantwortlich machen wollte, und nicht zum wenigsten an dem System, das seit einer Reihe von Jahren von einer Anzahl von englischen Journalisten und Zeitungen, unter denen die „Times" obenan steht, ins Werk gesetzt worden ist, und eifrig fortgeführt wird. Wer die Arbeit der englischen gelben Presse aufmerksam verfolgt hat, wird haben feststellen können, daß ihr kein Mittel zu schlecht ist, um gegen Deutschland Verleumdungen auszustreuen und Mißtrauen zu erregen; wenn man den von ihr verbreiteten Nachrichten Glauben schenken wollte, würde Deutschland das Werk von einem halben Dutzend Mephistopheles und mindestens der doppelten Anzahl von Machiavells haben tun müssen, um nur einen Teil von alle dem fertig zu bringen, was ihm in die Schuhe geschoben wird. Nachzuweisen, daß die Prämissen, auf denen diese Schlüsse aufgebaut sind, jeder Begründung entbehren, ist nutzlos: die Geschichten von Deutschlands Intrigen in China gegen Englands Stellung, von den geheimen Abmachungen mit Rußland gegen Japan sind da, um die Richtigkeit dieser Angaben zu bestätigen. Am eifrigsten hat diese Taktik in der Marokkofrage gearbeitet, freilich mit dem Ergebnis, daß man in Frankreich selbst in England wohlgesinnten Kreisen angefangen hat, an den Gründen irre zu werden, denen man das französisch-englische Abkommen zuschreiben soll. Das Abkommen selbst konnte direkt nur die Interessen der beiden vertragschließenden Parteien berühren, wie man es denn auch in Deutschland nie anders aufgefaßt hat; wenn aber heute mehr in Frankreich als in Deutschland — man denke an General de Gallifets Brief an den „Gaulois" — die Ansicht in weiten Kreisen geteilt wird, daß das Abkommen bezweckt habe, einen Erisapfel zwischen Frankreich und Deutschland zu werfen und in Europa eine zweite verbesserte Auflage des russisch-japanischen Krieges in einem französisch-deutschen zum besten zu geben, so ist das ausschließlich auf Rechnung der englischen gelben Presse zu schreiben, die sich über die Frage mehr echauffiert hat als die deutsche und selbst die französische öffentliche Meinung. In diesem Augenblick wird versucht, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu stören, und die Gründung des Preßsyndikats „Potentia" — etwas andres ist die Gesellschaft, oder wie man sie bezeichnen soll, wohl nicht — soll dazu dienen, Zwietracht zwischen zwei Völkern zu säen, die durchaus dazu gemacht sind, sich zu verstehen. Das Charakteristischste an der ganzen Sache ist aber, daß die Leute, die sich an dieser Hetze gegen Deutschland in Amerika beteiligen, dieselben sind, die in England zum Kriege gegen Deutschland rufen. Es wird eben überall das „divide et impera" in Szene gesetzt, um dem verhaßten Rivalen ein Bein zu stellen. Und warum der Lärm? Weil Deutschland endlich begriffen hat, daß es, nicht um die Interessen andrer zu schädigen, sondern um seine eigenen zu schützen, daran denken muß, seiner Handelsflotte eine achtunggebietende Kriegsflotte an die Seite zu stellen. Soll Captain Mahan nur für andre Länder und nicht auch für Deutschland geschrieben haben, und sollen die Lehren, die Deutschland aus seinen Kriegen mit Dänemark und Frankreich gezogen hat, nutzlos in den Archiven vermodern? Hätte Deutschland 1848 und 1864 eine auch nur unbedeutende Kriegsmarine besessen, so wäre es vielleicht gar nicht zum Kriege zwischen ihm und Dänemark gekommen, oder er wäre nach dem ersten zugunsten Deutschlands aus-

gefallenen Seegefecht zu Ende gewesen; und wenn Deutschland 1870/71 nur ein halbes Dutzend schneller Kreuzer wie die „Augusta" gehabt hätte, um den Kriegskonterbande-Verkehr zwischen England und Frankreich zu verhindern, so wären dem letzteren ungeheuere Opfer erspart geblieben, und auch der Sieger hätte weniger gelitten. Warum also in dem Bedürfnis der Deutschen nach einer achtunggebietenden Flotte eine Bedrohung Englands sehen und nicht einfach die Übertragung ins Praktische der Lehren, die Deutschland zu seinem Schaden im Laufe der letzten sechzig Jahre erhalten hat. Und was soll es ferner bedeuten, wenn dasselbe englische Blatt, die „Army and Navy Gazette", an einem Tage die Zerstörung der deutschen Flotte fordert, solange es noch Zeit sei, und am nächsten sich über dieselbe als ein lächerliches Spielzeug des Kaisers lustig macht?

Es würde nicht nötig sein, auf derartige Auswüchse journalistischer Tätigkeit näher einzugehen, wenn nicht leider zugegeben werden müßte, daß es der englischen gelben Presse gelungen ist, eine recht gründliche Vergiftung der öffentlichen Meinung in England herbeizuführen und auch in Deutschland zu einer Verbitterung der Stimmung gegen England nicht unerheblich beigetragen zu haben. Beide Symptome sind aber höchst beklagenswert, denn sie erschweren, wenn sie nichts Schlimmeres bewirken, zum mindesten die vorurteilsfreie Prüfung der Fragen, deren friedliche und befriedigende Erledigung im Interesse der beiden Nationen liegt. Daß an diesem gesamten Verhältnis Deutschland gar keine Schuld trage, kann leider nicht behauptet werden; aber sie liegt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Es ist die Haltung der deutschen Presse während des Boerenkrieges, die der uns feindlichen englischen noch immer als willkommener Vorwand für ihre Angriffe dienen muß; dagegen kann auch der schärfste Kritiker der deutschen Presse nicht vorwerfen, daß sie bei den neuesten Verwicklungen über das Maß hinausgegangen ist, das bei einer politischen Diskussion zulässig erscheint.

Indessen, so wenig befriedigend die Preßbeziehungen zwischen England und Deutschland, namentlich auf englischer Seite, sind, so gestatten doch manche Vorgänge, anzunehmen, daß auch in England eine gesunde Reaktion einzusetzen beginnt, und daß gerade in den urteilsfähigeren Kreisen die Mißstimmung über das blöde Treiben der gelben Presse immer weiter um sich greift. Eins der ersten Symptome in dieser Richtung waren die 1904 getanen Äußerungen des bekannten englischen Schriftstellers Sidney Whitman gegenüber von Heinrich von Poschinger, der wenn er auch die Existenz einer Verstimmung in England nicht in Abrede stellte, doch zugleich erklärte, daß es vor dem Forum der Vernunft keine Gründe dafür gäbe. Dann kamen im Februar 1905 nach der eigentümlichen Rede des Zivillords der englischen Admiralität Mr. Lee die scharfe Kritik derselben durch Sir Campbell Bannerman, den Führer der liberalen Partei im Unterhause, und der Besuch Sir Thomas Barclays in Berlin zu gleicher Zeit. Letzterer hatte sich schon früher, im Dezember 1904, einem Mitarbeiter des „Standard" gegenüber in sehr verständiger Weise über die Beziehungen zwischen England und Deutschland ausgesprochen. Zwar versuchte „Reuters Bureau", das ganz unter dem Einfluß der gelben Presse steht, die Bedeutung des Besuchs Sir Thomas Barclays dadurch abzuschwächen, daß es dessen Äußerungen als rein persönliche hinstellte — ein Versuch, der, was Deutschland anbelangt, schon deswegen mißlingen mußte, weil man den Besuch dort niemals als einen offiziellen oder auch nur offiziösen aufgefaßt hatte. Die Veröffentlichung des Schreibens des Admirals Fitzgerald an den Herausgeber der „Deutschen Revue", in dem der Admiral einen baldigen Angriff gegen Deutschland als zum mindesten nicht unzeitgemäß bezeichnete, brachte dann in englischen Blättern eine Anzahl zum Teil recht geharnischter Gegenerklärungen, denen sich mit der Zeit eine ganze Reihe verständiger Aussprachen über die englisch-deutschen Beziehungen in englischen Blättern, besonders „Standard", „Pall Mall Gazette", „Morning Post", angeschlossen hat. Als ein Symptom der in den besten Kreisen um sich greifenden Überzeugung von der Schädlichkeit der Deutschenhetze ist auch die Gründung des Anglo-German Union-Club zu bezeichnen,

der die Förderung der Freundschaft zwischen England und Deutschland zum Ziele hat. Demselben Zweck wird indirekt der Besuch dienen, den die Mitglieder der britischen Abordnung zum Studium kommunaler Einrichtungen im Auslande einer Reihe von deutschen Städten, darunter auch Berlin, abgestattet haben, und der ihnen und durch sie ihren Freunden in England bewiesen haben wird, daß von einer Feindschaft gegen England in Deutschland nichts zu bemerken sei. Größeren, wenn vielleicht auch langsameren Einfluß auf Völkerstimmungen, soweit Deutschland, England und Frankreich in Frage kommen, wird die Gründung von Lyceumklubs in London, Berlin und Paris üben. Der Gedanke, durch die Gründung dieser Klubs eine internationale Vereinigung für die oft unter erheblichen Schwierigkeiten geistig und künstlerisch wirkenden Frauen zu schaffen, ist vor weniger als drei Jahren dem Kopfe einer englischen Schriftstellerin, Miß Constance Smedley, entsprungen, und schon am 25. Juni d. J. hat der englische Lyceumsklub den ersten Jahrestag seiner Gründung feiern können; in Paris ist im Mai d. J. unter dem Vorsitz von Madame Taine ein ebensolcher Klub eröffnet worden, und die Eröffnung eines solchen in Berlin steht noch in diesem Jahre bevor. Die Mitgliedschaft in einem dieser Klubs berechtigt die Mitglieder, die nur der Frauenwelt angehören dürfen, zur Benutzung jedes andern, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses kosmopolitische Band nicht unwesentlich zu der internationalen Verständigung beitragen wird, die zu erreichen das Bestreben jedes ehrlichen und verständigen Menschen sein muß. Dieser Verständigung wird auch in Deutschland von allen Seiten das Wort geredet, und wenn es wahr ist, woran wohl niemand zweifelt, daß Unkenntnis ihr größter Feind sei, so kann nur mit Freuden begrüßt werden, daß auch in Deutschland Schritte geschehen, unsre Landsleute besser mit den Einrichtungen ihrer Nachbarn bekannt zu machen, als dies bisher der Fall gewesen ist. Eine der großen deutschen Verlagsfirmen (Gebauer-Schwetschke in Halle) hat es unternommen, in einem von Herrn Dr. Leuschau unter dem Titel „England in deutscher Beleuchtung“ herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen dies bezüglich Englands zu tun, und Verleger und Herausgeber können zu diesem der Verständigung und damit dem Frieden dienenden Unternehmen nur beglückwünscht werden. Wünschenswert wäre es freilich, daß man auch in England versuchte, Deutschland etwas besser kennen zu lernen. Albernheiten wie die, welche im März d. J. den Lesern der „Evening News“ von einem Berichterstatter aufgebunden wurden, der von der Galerie seines Hôtels um 10 Uhr abends in dem Speisesaal desselben Damen teils auf der Erde liegen, teils gerade aus dem Saal getragen werden sah, während die Herren quer über den Tischen lagen oder durch den Saal taumelten, würden dann freilich keine Leser mehr finden, wenigstens nicht in Kreisen, denen ein Einfluß auf die Stimmungen des Landes zugeschrieben werden könnte.

Zwischen England und Deutschland bestehen keine Gegensätze, die zu einer dauernden Verstimmung, geschweige denn zu einem ernsteren Konflikte Anlaß bieten. Wenn man in England auf die durch unsre „Charlottenburger“ errungenen Erfolge in Verkehr und Industrie eifersüchtig ist — neidisch wäre ein häßliches Wort —, warum vergißt man dort, daß man ihnen „Londoner“ oder „Birminghamer“ entgegenstellen kann, und daß englische „ocean greyhounds“ den deutschen das Leben sauer und heiß genug machen? Oder sollte es wahr sein, was Sir William Harcourt bei seiner letzten Rede im Unterhause seinen Gegnern, vielleicht auch seinen Freunden vorhielt, daß es der Geist der Invasion, der Annexion und der Einfälle in jeden Weltteil, der Vergeltung und der Großsprecherei sowie des Appells an die internationale Eifersucht sei, mit dem man freilich die Unwissenden täuschen könne, der aber ein gefährlicher und kostspieliger Luxus sei, denn er führe zu einer steten Vermehrung der Ausgaben, der Schulden und einer auf die Dauer unerträglichen Besteuerung. Wir wollen das harte Verdammungsurteil des greisen, seitdem dahingeschiedenen Staatsmannes nicht in seinem ganzen Umfange unterschreiben; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die gelbe Clique, die England in den Krieg gegen die

Boeren gestürzt und ihm damit eine ungeheure Last, nach jeder Richtung hin, aufgeladen hat, ihr Bestes tut, die Regierung zu weiteren Abenteuern zu verleiten. Es ist gefährlich, einem solchen Gebaren andauernd das Feld zu überlassen, da Momente eintreten können, in denen auch eine falsche öffentliche Meinung ein schweres Gewicht in die Wagschale zu werfen imstande ist. Vielleicht rechnet man in den Kreisen, um die es sich handelt, mit einer solchen Möglichkeit und scheut darum auch z. B. in Frankreich das Zusammengehen mit solchen Elementen nicht, die der französischen republikanischen Regierung immer feindlich gegenübergestanden haben, sich dafür aber mit ihren englischen Freunden im Deutschenhaß begegnen, wär's auch nur, um das eigne nationalistische Schäfchen ins Trockne zu bringen.

Wie der vorstehende Aufsatz mit einem Zitat eingeführt worden ist, das die egoistische Auffassung eines Mannes wiedergibt, dem nicht bestritten werden soll, einer der größten Englands gewesen zu sein, obgleich sein verwesender Leib aus dem Grabe gerissen und am Galgen aufgehängt wurde, so möge es gestattet sein, ihn mit zwei andern zu schließen. Das erste derselben ist dem Berichte des „Times"-Korrespondenten in Washington über den Tod des hochverdienten Staatssekretärs (für die auswärtigen Angelegenheiten) der Vereinigten Staaten Mr. John Hay entnommen. Der Berichterstatter schreibt über und von ihm: „Der Amerikaner, der seinen amerikanischen Tugenden einige der weicheren Eigenschaften hinzufügt, von denen man voraussetzt, daß sie leichter auf dem Boden älterer Zivilisation gedeihen, ist oft ein Gegenstand der Kritik in seinem eignen Vaterlande. Das gelbe Blatt — etwas, das sich wahrscheinlich eine amerikanische Zeitung für das amerikanische Volk nennt, obgleich es nichts der Art ist —, schmähte ihn. Es schmähte Mr. Hay und trug so dazu bei, ihn den wahren Amerikanern teurer zu machen, die Amerikaner nicht für gleichbedeutend mit Kleinstädtern, noch den Rinnstein für die wahre Quelle des Patriotismus halten. Er wurde geschmäht, weil er einen Vertrag mit Großbritannien abgeschlossen hatte. Er und der Präsident wurden Tag für Tag angeschuldigt, die amerikanische Politik im Osten und anderswo den englischen Bedürfnissen angepaßt zu haben. Man sagt, daß solche Dinge schmerzen. Sie schmerzten sicherlich nicht Mr. Hay, denn er las sie nie. Ich fragte ihn manchmal, ob der oder jener Artikel Schaden tun könne. Die Antwort war immer dieselbe. Er hatte den Artikel nie gesehen. Er war bereit genug, Angriffe gegen sich und seine Politik zu lesen, wenn sie in anständigen Blättern erschienen, aber nicht solche in der gelben Presse. Er dachte, wie ich meine, daß jeder gute Amerikaner denken soll, daß die entscheidende Meinung in wichtigen Angelegenheiten auf die Dauer immer die Meinung der Anständigsten und Intelligentesten aller Klassen ist, — nicht nur die Meinung der bloßen Mehrheit, die, obgleich ehrlich, nicht immer intelligent ist, bis der Einfluß von Matthew Arnolds ‚Residuum' Zeit gehabt hat, sich niederzuschlagen." Wir werden eben warten müssen, bis das auch im Vaterlande Matthew Arnolds der Fall sein wird, und daß wir nicht zu lange zu warten haben werden, möchten wir aus dem Telegramm entnehmen, das der Vorsitzende der vorerwähnten englischen Kommission in deren Auftrage an den Kaiser gerichtet hat. Lord Lyveden gibt darin dem Dank für die herzlichen Willkommensworte Ausdruck, die der Kommission bei ihrem Eintreffen in Deutschland von Sr. Maj. dem Kaiser zugegangen seien, und die bei den Bewohnern jeder der historischen Städte, welche sie besucht habe, einen Widerhall gefunden hätten. Das Telegramm schließt mit den Worten: „Euerer Majestät Anwendung des englischen Sprichworts des Familienlebens, daß Blut dicker sei als Wasser, auf die Beziehungen unsrer beiden großen Nationen hat eine bemerkenswerte Bestätigung in der uneingeschränkten Gastfreundschaft und den warmherzigen Begrüßungen gefunden, die wir genossen haben."

Die englische Jingo-Presse hat den Besuch und Empfang freilich totgeschwiegen, als Quittung dafür aber in der verbündeten französischen Presse das Märchen von 1875 aufgewärmt, bei dem jetzt auch England Frankreich gerettet haben will. Sapienti sat!

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die Erwartung, daß der französische Konseilpräsident und Minister des Auswärtigen, Rouvier, der marokkanischen Frage eine Behandlung zuteil werden lassen würde, die den internationalen Bräuchen und den wohlerworbenen Rechten der Signatarmächte der Madrider Konvention von 1880 mehr entspricht als es unter dem Régime des Herrn Delcassé der Fall war, hat sich erfüllt. Die Verhandlungen, die in Paris zwischen Herrn Rouvier und dem deutschen Botschafter Fürsten Radolin sowie in Berlin zwischen dem Reichskanzler und dem französischen Botschafter Herrn Bihourd stattfanden, haben einen durchaus befriedigenden Verlauf genommen. In Frage stand vor allem, ob und in welcher Form Frankreich dem vom Sultan von Marokko gemachten Konferenzvorschlage zustimmen würde. Deutschland hielt an seiner Entschließung fest, wonach eine internationale Konvention, wie die von 1880, nur durch deren Unterzeichner in völkerrechtlich bindender und wirksamer Weise abgeändert werden kann. Wäre es anderseits statthaft, die Bestimmungen einer solchen Konvention durch besondere Abmachungen zwischen einzelnen Staaten abzuändern, so könnte es auch geschehen, daß z. B. die Vereinbarungen der Kongo-Konferenz oder die Festsetzungen über die Durchfahrt durch die Dardanellen durch Spezialabkommen einzelner Regierungen ohne weiteres in Frage gestellt würden. Deshalb war auch Deutschland nicht in der Lage, durch eine der marokkanischen Konferenz vorhergehende offizielle Vereinbarung mit Frankreich den Beschlüssen dieser Konferenz zu präjudizieren. Nur auf dem Wege vertraulicher Besprechungen konnte Frankreich veranlaßt werden, der Konferenz zuzustimmen, während von seiten Deutschlands in loyaler und jeden Hintergedanken ausschließenden Weise der französischen Regierung die Sicherheit gewährt wurde, daß Überraschungen oder gar Überrumpelungen im Verlaufe der marokkanischen Konferenz nicht zu befürchten stehen.

Ein eigentümlicher état d'âme oder, wie es jetzt zu heißen pflegt, eine charakteristische mentalité konnte in Frankreich bis zur entscheidenden Wendung in der marokkanischen Frage beobachtet werden. Sogar in ernsthaften politischen Kreisen wurde angenommen, daß die marokkanische Frage für Deutschland nur ein Vorwand sei, um auf Frankreich einen Druck auf dem Gebiete der allgemeinen Politik auszuüben. Selbst an Kriegsbesorgnissen fehlte es nicht, während zugleich behauptet wurde, Frankreich sollte vor die Alternative gestellt werden, zwischen England und Deutschland zu wählen. Wie wäre von deutscher Seite daran gedacht worden, daß Frankreich in seiner Freiheit beschränkt werden könnte, über seine internationalen Beziehungen Entschließungen zu treffen, da Deutschland doch stets Gewicht darauf gelegt hat, selbst seinen Bundesgenossen, Italien und Österreich-Ungarn, abgesehen von den friedlichen Defensivzwecken der Tripelallianz, volle Freiheit bei ihrer Annäherung an andre Mächte zu lassen! So hat Italien sein besonderes Abkommen mit Frankreich über Tripolis treffen und auch im übrigen freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich pflegen können, ohne daß in Deutschland auch nur im geringsten Empfindlichkeiten sich regten. Nicht minder war Österreich-Ungarn imstande, mit Rußland die Vereinbarung über die Politik auf der Balkanhalbinsel zu unterzeichnen. Aus diesen

Tatsachen erhellt wohl zur Genüge, wie wenig Deutschland sich berufen fühlen würde, einer Macht wie Frankreich vorschreiben zu wollen, wo und wie es seine internationalen Verbindungen pflegt.

Für die französischen Blätter war bei ihrer an Deutschlands friedfertigen Gesinnungen zweifelnden Konjekturalpolitik der Gedanke maßgebend, daß ein Krieg zwischen Deutschland und England früher oder später ausbrechen könnte, in den dann auch Frankreich hineingezogen werden würde. Seltsamerweise machten sich in Großbritannien ähnliche Besorgnisse geltend, und es ist bezeichnend, daß Deutschland ganz ernsthaft und ohne den leisesten stichhaltigen Grund finstere Angriffspläne zugeschrieben wurden. In Frankreich wurden Stimmen laut, die Republik dürfe nicht etwa durch Großbritannien in einen Krieg mit Deutschland verwickelt werden. Namentlich war es der sozialistische Parteiführer Jaurès, der seinen Warnruf vernehmen ließ. Während aber durch die Verhandlungen zwischen den Regierungen Deutschlands und Frankreichs ein prinzipielles Einvernehmen über die marokkanische Konferenz erzielt war, so daß alle Verwicklungen ausgeschlossen erschienen, mußte die Absicht des Herrn Jaurès, in einer sozialdemokratischen Versammlung in Berlin aufzutreten, Bedenken hervorrufen. In französischen Blättern wurde ein solches Verhalten des sozialistischen Parteiführers als wenig opportun bezeichnet. Zu lebhaften Erörterungen führte es dann, als Fürst Bülow an den deutschen Botschafter in Paris einen Erlaß richtete, durch den Fürst Radolin beauftragt wurde, Herrn Jaurès zu ersuchen, auf das öffentliche Auftreten in Berlin zu verzichten. Bemerkenswert ist dieser Erlaß durch die Anerkennung, die der Reichskanzler der Persönlichkeit des Herrn Jaurès angedeihen läßt. Fürst Bülow betont, wie sehr er den französischen Parteiführer als Redner schätzt und dessen Anschauungen in der auswärtigen Politik achtet, mit denen er nicht selten übereinstimmt. Zugleich wird der Genugtuung Ausdruck verliehen, daß Jaurès mehrfach für freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eingetreten ist.

Die öffentliche Meinung in Frankreich wird es verstehen, wenn der leitende deutsche Staatsmann es als einen Rechtstitel des Herrn Jaurès auf Anerkennung hervorgehoben hat, daß er für freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eingetreten ist? Auch kann von einer Überschätzung der Persönlichkeit des französischen Sozialistenführers keine Rede sein. Ist nicht der Freund und Parteigenosse des Herrn Jaurès, Millerand, Mitglied der französischen Regierung gewesen, und ist es ausgeschlossen, daß in Zukunft wieder ähnliche Kombinationen sich vollziehen können? Tatsache ist, daß durch die vom Reichskanzler gewählte Form, deren Courtoisie in Frankreich allgemein anerkannt wird, Herr Jaurès veranlaßt worden ist, seine friedfertige Gesinnung gegenüber Deutschland weiter zu betonen. Er wiederholt dies ausdrücklich, ebenso wie seine jüngsten Kundgebungen den Schluß gestatten, daß er in Berlin sich in durchaus friedfertigem Sinne geäußert hätte, was dann auch aus dem vom „Vorwärts" veröffentlichten Wortlaute der Rede hervorgeht. Der Erlaß, den Fürst Bülow an den deutschen Botschafter in Paris gerichtet hat, macht indessen einen Unterschied zwischen der persönlichen Wertschätzung des französischen Parteiführers und der ihm zugeschriebenen politischen Rolle. Das sozialdemokratische deutsche Zentralorgan hatte angekündigt, daß mit der geplanten Versammlung der Anfang eines unmittelbaren Einflusses der Sozialdemokratie auf die auswärtige Politik gemacht und der Klassenkampf auf internationaler Grundlage in die Wege geleitet werden sollte. In einem andern Organe hieß es noch drastischer: „Die Revolution hat das englisch-französische Bündnis dynamitiert; jetzt ist es die historische Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie, der französischen Republik zu bieten, was sie bei den englischen Machthabern vergebens zu finden hoffte: Schutz vor Provokationen und übertriebenen Machtaussprüchen einer imperialistischen deutschen Politik."

Um solchen „Provokationen" zu begegnen, waren es in der ersten Phase der marokkanischen Angelegenheit deutsche sozialdemokratische Organe, die für die gegen

Deutschland gerichtete Politik des Herrn Delcassé eintraten, während diese doch von dessen eigenen Landsleuten gerade wegen ihres gefährlichen, die Keime zu kriegerischen Verwicklungen bergenden Charakters entschieden zurückgewiesen wurde. Die Marokko-Frage bot also sicherlich keinen Anlaß, die Friedfertigkeit des Proletariats besonders zu betonen, um einen Gegensatz zu den angeblichen Absichten der Regierungen Deutschlands und Frankreichs zu unterstellen.

Indessen ist die „Friedensaktion" des Herrn Jaurès aus Anlaß der marokkanischen Frage gegenstandslos geworden. Am 8. Juli ist die Einigung zwischen Deutschland und Frankreich über die Marokko-Konferenz erfolgt. Der französische Konseilpräsident und Minister des Auswärtigen, Rouvier, und der deutsche Botschafter in Paris, Fürst Radolin, verständigten sich endgültig über die Fassung der zwischen den beiden Regierungen auszutauschenden Erklärungen. Auch hatte Fürst Bülow an demselben Tage eine längere Besprechung mit dem französischen Botschafter in Berlin, Herrn Bihourd. In vollem Maße Anerkennung findet der Takt, mit dem der französische Konseilpräsident Rouvier und der Botschafter Bihourd sich während des ganzen Verlaufes der diplomatischen Verhandlungen verhielten, bei denen der deutsche Reichskanzler nicht minder Entgegenkommen bekundete. Besonders schwierig war die Stellung des Herrn Bihourd, der in dem früheren Stadium der marokkanischen Frage trotz den verfehlten und mangelhaften Instruktionen des Herrn Delcassé durchaus korrekte Beziehungen zur deutschen Regierung zu wahren wußte.

Nachdem zwischen Deutschland und Frankreich Einigkeit über die Marokko-Konferenz erzielt worden ist, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß auch diejenigen Staaten, deren Beteiligung nicht gesichert zu sein schien, nunmehr ebenso wie Frankreich ihre Zustimmung erklären werden. Dies gilt an erster Stelle von Großbritannien. In dem englisch-französischen Abkommen hat die britische Regierung sich verpflichtet, die französischen Interessen in Marokko diplomatisch zu unterstützen. Da nun Frankreich sich entschlossen hat, an der Konferenz teilzunehmen, erscheint es für Großbritannien geboten, sich dem Schritte der französischen Regierung anzuschließen.

Spanien, das, wie England, ein besonderes Abkommen über Marokko mit Frankreich unterzeichnete, machte bisher seine Teilnahme an der Konferenz von der Zustimmung der andern interessierten Staaten abhängig. Abgesehen davon, daß diese Voraussetzung sich nun als zutreffend erweist, hat sich die öffentliche Meinung in Spanien überwiegend zugunsten einer internationalen Regelung der marokkanischen Frage geäußert.

Der japanische Minister Baron Komura ist am 8. Juli mit den andern japanischen Friedensunterhändlern nach den Vereinigten Staaten von Amerika abgereist. Bei der Verabschiedung in Japan waren die älteren Staatsmänner, die Minister, Generale und Admirale zugegen. Die Abfahrt erfolgte unter sympathischen Zurufen einer großen Volksmenge. Diese Kundgebungen beweisen, daß auch in dem siegreichen Japan der ernsthafte Wunsch gehegt wird, zu einem Friedensschlusse mit Rußland zu gelangen. Kaiser Nikolaus II. würde seinerseits sich in Widerspruch zu seinen stets bewährten friedlichen Bestrebungen setzen, falls er nicht, ebenso wie die japanische Regierung, von dem ernsten Willen beseelt wäre, eine friedliche Lösung herbeizuführen, nachdem er in anerkennenswerter Weise auf die Initiative des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Roosevelt, eingegangen ist. Da jüngst wieder dem deutschen Kaiser eine Rolle zugeschrieben wurde, die er vor der Entschließung des Zaren in St. Petersburg keineswegs übernommen, erscheint es geboten, auf der Grundlage zuverlässiger Mitteilungen festzustellen, daß Kaiser Wilhelm in einem an den Kaiser von Rußland gerichteten eigenhändigen Briefe in dankenswerter Weise lediglich seine guten Dienste angeboten hat, ohne die Entscheidung des Zaren irgendwie beeinflussen zu wollen.

Tatsächlich drängen indessen die Verhältnisse selbst immer entschiedener zum Friedensschlusse. Die Meuterei an Bord des „Potemkin", dessen Übergabe an die

rumänische Behörde in Constanza am 8. Juli und am folgenden Tage an ein russisches Geschwader erfolgt ist, war von symptomatischer Bedeutung. Die inneren Zustände Rußlands bergen eine Gefahr, mit der die Regierung unter allen Umständen zu rechnen hat. Mit Rücksicht auf die im Lande herrschende Gärung muß die Regierung des Heeres vollständig sicher sein, wenn anders Unruhen, wie bisher, im Keime erstickt werden sollen. Durch die Meuterei des „Potemkin" ist nun erhärtet worden, daß die revolutionäre Propaganda auch Elemente ergriffen hat, die bisher als zuverlässig galten. Mag es sich zunächst immerhin um einen Bruchteil der Flotte handeln, deren Mannschaften seit der Katastrophe in den ostasiatischen Gewässern sich in einem Zustande der Nervosität befinden, so darf doch die Möglichkeit nicht aus den Augen gelassen werden, daß die allerorten in Rußland am Werke befindliche revolutionäre Propaganda auch in das Landheer einzudringen versucht.

Ein rascher Friedensschluß und eine durchgreifende Reformpolitik wären die besten Mittel, um jeder weiteren Desorganisation wirksam vorzubeugen. Da in Japan ebenfalls ein ernsthaftes Friedensbedürfnis und der berechtigte Wunsch vorliegt, die bisher zu Wasser und zu Lande erzielten Erfolge in dauernden Gewinn umzusetzen, fehlt es auf beiden Seiten nicht an günstigen Dispositionen.

Gerade für Japan erwächst die Verpflichtung, diese Friedensaussichten, deren Verwirklichung von allen Kulturvölkern dringend gewünscht wird, nicht durch allzu weitgehende Forderungen zu gefährden. Japan darf nicht außer acht lassen, daß bisher kein Fußbreit altrussischen Gebietes von japanischen Truppen besetzt ist. Deshalb sollten die berechtigten nationalen Empfindlichkeiten Rußlands geschont werden. Daß die Japaner vor Beginn der Friedensverhandlungen und ehe ein Waffenstillstand abgeschlossen ist, einen Teil der Insel Sachalin besetzt haben, läßt darauf schließen, daß die Erwerbung dieser Insel bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen von Japan beabsichtigt wird. Beachtenswert sind die Ausführungen, die von der „Nowoje Wremja" an die Frage geknüpft werden, ob der Krieg bis aufs Äußerste fortgeführt oder der Frieden um jeden Preis abgeschlossen werden soll. „Japan wird die Welt durch seine maßvollen Forderungen ebenso in Erstaunen setzen, wie es durch seine Siege Verwunderung hervorgerufen hat." An diesen Ausspruch knüpft das Blatt allerhand skeptische Betrachtungen. „Ist es in Wirklichkeit so," heißt es unter anderm, „wird Japan es vorteilhafter finden, mit Rußland einen festen und ehrenhaften Frieden abzuschließen, als den Nachbarstaat zu erniedrigen und zur Vorbereitung der Revanche zu zwingen, so daß ihm ein beständiger Feind erwächst, der alles tun wird, um die Entwicklung Japans zu verhindern? Wenn dem so ist, dann werden ohne Zweifel die Japaner sich intelligenter zeigen, als gewisse jener russischen Toren, die den Frieden um jeden Preis verlangen, gleichviel unter welchen Bedingungen und unter Gewährung aller Arten von Zugeständnissen sowie einer schweren Kriegskostenentschädigung."

Die Japaner werden sicherlich nicht übersehen, daß die Fragen der Gebietsabtretung und der Kriegskostenentschädigung einer besonders umsichtigen Behandlung bedürfen. Die russische Volksseele, die Korea und die Mandschurei nicht berühren, würde mächtig erregt werden, wenn altrussisches Gebiet an Japan abgetreten werden sollte. Diese Eventualität kann jedoch kaum in Betracht kommen. Wladiwostok befindet sich noch in russischen Händen, und die Insel Sachalin war früher bereits zum Teil in japanischem Besitz, bis ein Gebietstausch erfolgte. Die Kriegskostenentschädigung wird einen heiklen Punkt der bevorstehenden Friedensverhandlungen bilden. Aber eben, weil Japan Gewicht darauf legt, an der Lösung der großen Kulturaufgaben mitzuwirken, ist zu hoffen, daß es, ohne sich durch die von seinem Landheere und seiner Flotte errungenen Erfolge verblenden zu lassen, die Zukunft nicht aus den Augen verliere. Als ein friedliches Symptom auf russischer Seite darf jedenfalls gelten, daß der Präsident des Ministerkomitees, Herr von Witte, zum Bevollmächtigten für die Friedenskonferenz ernannt worden ist.

Literarische Rundschau.

Neuere Goethe-Literatur.

1. Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin, Mittler & Sohn. 1904. Jährlich vier Hefte.

Goethe und Goethes Zeit ist so unerschöpflich reich an Kultur- und Lebenswerten für uns, daß die Beschäftigung mit ihnen niemals aufhören kann. Die reinste und einfachste Art, sich Goethe hinzugeben, ist gewiß: seine Werke zu lesen und ihren Geist in sich aufzunehmen, so gut es jeder für seine Person vermag. Diese Meinung dringt heutzutage immer weiter vor, und zahlreiche Volksausgaben suchen ihr zu entsprechen.

Aber freilich — Goethes Leben und Werke enthalten so wunderbare Probleme und Aufgaben mannigfaltigster Art, daß ein Teil der Leser sich stets angelockt finden wird, die Lösung des Ungelösten oder Unlösbaren zu versuchen. Insofern dies auf dem Wege rein wissenschaftlicher Forschung zu geschehen hat, müssen gelehrte Fachzeitschriften vorhanden sein, in denen Fachleute mit Fachleuten, meist wenige mit wenigen, sich verständigen. Wirkungslos aber bleiben solche Zeitschriften, wo der Irrtum waltet, daß sie auch weiteren Kreisen Interesse abnötigen könnten, und jede Art künstlich organisierter Verbreitung muß sich zuletzt als ein Fehlgriff darstellen, der sich rächt und der Sache schadet. Das lesende Publikum nimmt noch immer kenntnis- und inhaltsreiche Mitteilungen über Goethe mit der größten Liebe auf, die Zeitungen und Journale jeder Richtung liefern den Beweis dafür; aber es kommt auf genießbare Darlegung des Wissenswerten an. Und dies ist genau der Punkt, wo der Begründer der neuen Goethe-Zeitschrift, Wilhelm Bode, seine Kräfte einzusetzen gedenkt. Bode hat bereits durch bekannte, äußerst geschickte Bücher das Verständnis für Goethes Persönlichkeit in weite Schichten unsres Volkes getragen; seine vielfache Erfahrung befähigt ihn, in der neuen Zeitschrift den rechten Ton zu treffen. Natürlich versichert das Vorwort, daß sie in keinen Wettbewerb mit den gelehrten Jahrbüchern und Journalen, die ganz oder zum Teile Goethe gewidmet sind, treten wolle. Nicht fachmäßige Förderung der Wissenschaft sei ihre Aufgabe, sondern Gewinnung und Mitteilung von Lebenswerten: „Wir wollen uns von Zeit zu Zeit in ‚Stunden mit Goethe' vereinigen, um durch ihn uns erhöhen, besänftigen, reinigen zu lassen." Was in diesem Sinne die neue Zeitschrift zu leisten die Kraft hat, wird jenen Zeitschriften gegenüber nicht beabsichtigte, aber praktische Konkurrenz bedeuten.

Bode selbst beginnt im ersten Hefte mit einer Abhandlung über die Frage: „Was ist uns Goethe?" Er beleuchtet Goethes Bildungsgang durch alle Stufen seiner Lebensentwicklung, um uns als Ergebnis entgegenzuhalten, daß Goethe zu seiner angeborenen vorzüglichen Begabung — durch unablässige Arbeit — eine feine und reiche Bildung

hinzufügte, vorbildlich für alle, die nach ihm gekommen sind und kommen werden. Diese paar dreißig Seiten zeigen wieder Bodes einzigartige Gabe, über ein so schwieriges Thema anmutig und gedankenreich, immer goethegemäß, sich auszulassen; keine Kenntnis scheinbar vorauszusetzen, sondern sie zu vermitteln; den Leser durch die Art der Behandlung zu williger Aufmerksamkeit zu zwingen und durch Genuß zur Selbsttätigkeit hinzuleiten. Im weiteren Fortgange des Heftes betrachtet dann Julius Gensel Goethes Harzreise im Winter; und aus den neuesten Brief- und sonstigen Veröffentlichungen über Goethe wird herausgehoben, was allgemeineren Interesses ist. Vier Bilder zieren den Band: Angelika Kauffmanns Zeichnung Die tragische und die komische Muse mit Amor an Goethes Büste; Mephistopheles und Faust von Delacroix aus der kostbaren französischen Faust-Ausgabe des Jahres 1828; und ein bisher unbekanntes Bildnis Christianens von J. F. A. Tischbein, dem Nachfolger Oesers an der Leipziger Kunstschule. Das letztere übertrifft an bedeutsamer Anmut und Wesensfülle alle andern Bilder, die wir von Christiane kennen.

Im zweiten Heft macht Bode den neuartigen Versuch, aus dem „Faust" und der „Achilleis" lyrische Stücke herauszulösen, die nun, ganz für sich allein dastehend, wie neue Gedichte Goethes wirken. Die äußere und innere Entwicklung der Familie Vulpius, namentlich auch in ihrer Verbindung mit Goethe, beschreibt mit ruhiger Würde Dr. med. Walther Vulpius. Berthold Litzmann gibt mit der Ausdeutung des Gedichtes „An Schwager Kronos" eine Probe seiner Auffassung der Goetheschen Lyrik. Auf den Abdruck einer Stelle („Reiseverdruß") aus v. Grävenitz' Schrift „Goethe unser Reisebegleiter in Italien" folgen vielerlei kleinere Meinungsäußerungen, Anregungen, Buchbeurteilungen, zu denen der Leser leicht eine eigene Stellung einnehmen kann. Wieder erfreut reicher und guter Bilderschmuck, willkommen ist darunter das von Karoline Bardua gemalte Porträt Christian August Vulpius', des Bruders der Frau Christiane von Goethe.

Das Format der Hefte ist ungefähr das eines Taschenbuches; vier zusammen werden ein sehr hübsches Bändchen ergeben, das man sich gern in seiner Bibliothek aufstellen möchte; die Ausstattung hat etwas ungemein Liebenswertes und Anheimelndes. Schließen wir mit den Worten der Einleitung: „Zu dieser vierteljährlichen Versammlung im Geiste Goethes und unsrer Klassiker seien die Liebhaber hiermit eingeladen."

2. Goethes kleine Freundin und Frau. Von Dr. Otto Klein. Straßburg, Josef Singer. 1904.

Es ist auffällig und bemerkenswert, daß es innerhalb der weit ausgesponnenen Goethe-Literatur bisher keine Einzelschrift über Christiane v. Goethe gab. Diese schicksalsreiche Frauengestalt ist nicht unachtsam oder geflissentlich übergangen worden; im Gegenteil, wo immer von Goethe gesprochen wurde, mußte auch von ihr die Rede sein. Aber man behandelte sie nun einmal nicht für sich allein und losgelöst von Goethe, sondern immer in engster Verbindung mit ihm und gleichsam unter seinem mächtigen Schutze, der auch das Außergewöhnliche zu decken vermöchte: wie mir scheint, die richtigste Art, dieser Frau persönlich und historisch gerecht zu werden.

Nun ist freilich gegen früher eine starke Veränderung des Standes der Überlieferung über sie vor sich gegangen. Das urkundliche Material ist wesentlich vermehrt; in der Weimarer Ausgabe liegen Goethes Briefe an Christiane jedermann zu freier Einsicht vor; die Briefe der Frau Rat an ihren Sohn, Christiane und den Enkel August waren schon vorher veröffentlicht worden. Die Teilnahme an Christiane wuchs zumal in unsrer Zeit der Frauenfrage. Daher ist Kleins Versuch, möglichst alle Nachrichten über sie in einer eigenen Schrift zusammenzufassen, gewiß zeitgemäß. Zwar wird Vollständigkeit des biographischen Materials, soviel ich sehe, nicht durchaus erreicht; aber des Verfassers Liebe und Eifer für die Sache ersetzen das etwa Fehlende. Er verfährt in der Weise, daß er die einzelnen Zeugnisse über Christiane,

nach dem eingenommenen Standpunkt, bestreitet oder zu bewähren sucht und durch Zusammenreihung dieser meist chronologisch vorwärtsschreitenden Diskussionen etwas zu stande bringt, das wohl den Anblick eines Ganzen gewähren kann.

Gleich die Titelfassung zeigt den Standpunkt an, von dem aus der Verfasser die Dinge betrachtet. Den beiden verschiedenen Phasen der Stellung Christianens in Goethes Hause und Familie möchte er eine möglichst gleichwertige Bedeutung beilegen. Er schreibt eigentlich eine Apologie Christianens, hinter die nun natürlich alle, die ihr aus irgendeinem Anlasse mißgünstig waren, zurücktreten müssen: nicht bloß die Frau v. Stein, auch Schiller und Herder mit ihren Frauen, Körner und andre. Sogar auf Goethes Mutter fällt einmal ein leiser Tadel, und Goethe selbst kommt bei Klein bisweilen in ein ziemliches Gedränge, wenn erwähnt werden muß, daß er auch wohl für andre Frauen noch als Christiane Feuer fing. Da nun aber doch gewisse Eigenschaften und Neigungen Christianens, als sie schon die Frau Geheime Rätin war, nicht unbesprochen bleiben können, so nimmt die Schrift, insbesondere gegen Ende, manchmal einen etwas beängstigenden Charakter an: wie mir scheint, Beweis genug, daß sich so komplizierte Verhältnisse, als bei Goethes Verbindung mit Christiane obwalten, nicht restlos auf glatte Weise erledigen lassen.

Wer sich im allgemeinen dabei auf den natürlichen Boden stellt, kann freilich unterlassen, aus den mißgünstigen Urteilen der Nächststehenden den berechtigten sittlichen Kern herauszuheben. War auch gewiß die Auffassung der Ehe zu jener Zeit eine freiere als heute, so wollen wir doch nicht verkennen, wie wertvoll es war, daß einzelne strenger dachten, wieviel gesellschaftliche Konvenienz sich auch einmischen mochte. Goethe gab doch selbst seiner natürlichen Verbindung mit Christiane durch die kirchliche Trauung die lange entbehrte sittliche Grundlage, deren er für seine Person und die Zukunft seiner Familie bedurfte. Die Trauung ist der Höhepunkt in Christianens Lebensgeschichte, zu dem Goethe sie, als er sein Geschick dem ihrigen unauflöslich verkettet sah, mit liebreicher, nachsichtsvoller Erziehung emporführte. Daß wir dies Liebeswerk Goethes jetzt so rein erkennen können, ist der köstlichste Gewinn, den wir seinen Briefen an sie entnehmen. Wir empfinden, wieviel Goethe bei sich zu verwinden und nach außen hin zu überwinden hatte, obschon ihm niemals das leiseste Wort des Mißmutes entschlüpft. Das ruft unsre ganze Teilnahme wach. In seinen Briefen sind mit derjenigen Wahrhaftigkeit, die er seiner Natur gemäß der Nachwelt gegenüber übte, alle Züge zu dem Charakterbilde Christianens gegeben: sie bewahren uns ebenso sehr vor ungerechter Überschätzung wie Unterschätzung der Frau, die ihm ein Vierteljahrhundert lang die vertraute Gefährtin seines Lebens war.

3. Die Briefe der Frau Rat Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Leipzig, Poeschel. 1904.

In andrer Weise als Goethes Frau hat Goethes Mutter immer schon im Mittelpunkte eines ganz ausgezeichneten Interesses gestanden. Zwar war, solange sie lebte, ihre Frohnatur nur ihrer engeren Frankfurter Gesellschaft und einer kleinen Schar auserlesener, mit ihrem Sohne irgendwie zusammenhängender Geister bekannt, und als sie und ihre Freunde nicht mehr da waren, wußte niemand aus der jüngeren Generation mehr von der Frau Rat, der Mutter Goethes. Erst die Frau Bettina von Arnim hat dann in ihrem Briefwechsel mit Goethe (1835) die Persönlichkeit der Frau Rat für weitere Kreise aufgebaut, mit der Liebe eines Kindes, das ihr den Namen Mutter geben durfte. Von den Späteren, die sich schon mehr urkundlich-historisch mit der herrlichen Frau beschäftigt haben, ist gewiß niemand über Bettinens Darstellung hinausgekommen, wieviel kostbares Material auch, vorzüglich Briefe ihrer Hand, im Laufe der Jahre veröffentlicht wurden. Diese Briefe, wie sie nach und nach hervortraten, sind nach Temperament und Schreibart stets das Entzücken derer

gewesen, die sie lasen; und in ihrer Gesamtheit bilden sie ein wunderbares Vermächtnis der Frau Rat an die teilnehmende Nachwelt. Dieses Vermächtnis aus der bisherigen Zerstreuung an vielen Stellen als ein eigenes, gleichsam einheitliches Werk der Frau Rat behutsam, rein und verständnisvoll herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst der von Köster gesammelten und herausgegebenen Briefe, die, soweit möglich, auf die Urschriften zurückgeführt sind und durch Kommentar und Personenbeschreibung intim erläutert werden. Die Briefe beginnen 1774 mit Zuschriften an Lavater, der von Goethes Mutter eine ergreifende Schilderung vom gottergebenen Hinscheiden des Fräuleins von Klettenberg erhält, und reichen bis 1. Juli 1808, also bis dritthalb Monate vor ihren Tod, der am 13. September dieses Jahres erfolgte.

Man kann unter den Adressaten der Frau Rat leicht einzelne Gruppen unterscheiden. Ihres Sohnes Freunde waren auch die Freunde der Mutter; was ihm getan wurde, empfand sie tiefer und dankbarer, als wäre es ihr selbst getan. Dem herzoglichen Hause in Weimar fließen in allen seinen Gliedern ihre aus freier Neigung und Liebe entspringenden Huldigungen zu. Frau von Stein gegenüber setzt sie sich in geziemende Positur. Mit Fräulein von Göchhausen neckt sie sich in Prosa und Vers herum. Wieland, Herder und zuletzt Schiller sind die Sterne am poetischen Himmel Weimars neben ihrem Sohne, aber keiner von ihnen kommt doch ihrem Hätschelhans gleich.

Die Briefe an ihren Sohn sind anfangs nur spärlich; sie wendet sich, um Nachrichten über ihn zu erhalten, lieber an seine Umgebung, namentlich seinen Zögling Fritz von Stein, als an ihn selber. Aber in seinen Werken lebt und webt sie, als gehörten sie ihr näher als allen andern zu. Sie versteht sofort ihre verdeckten Beziehungen und Andeutungen. Einzelne Aussprüche, wie die in Götz: „Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden," begleiten sie wie eigne Lebensgrundsätze, und auch sonst dringen in ihren Briefen immerfort ungesuchte Anspielungen an ihres Sohnes Dichtungen hervor; der beigegebene Kommentar ist reich und glücklich an Nachweisen dieser Art.

Bei einer Stelle der Briefe möchte ich noch verweilen. Der Herzog hatte 1782 das erledigte Kammerdirektorium Goethe übertragen, und darauf schrieb die Frau Rat jubelnd an die Herzogin Anna Amalia (1, 115): „Aus einem Schreiben von meinem Sohn ersehe mit Erstaunen, daß Unser Bester und Gnädigster Fürst, zu allen, nun bald an die 7 Jahre erzeigten Gnaden und Wohlthaten, noch eine mir gantz ohnerwartete hinzugefügt hat — Über so was kan ich nun gar nichts sagen, denn der größte Danck ist stumm." Mir kam dabei die Stelle der Iphigenie in den Sinn, die herrliche Stelle, wo Iphigenie auf die Kunde, daß Orest und Elektra leben, ausruft:

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

Die Frau Rat aber kannte und besaß damals (1, 120) die Prosagestalt der Iphigenie, in der die Worte schon fast genau so dastehen, wie in der späteren römischen Iphigenie. Der Brief der Frau Rat und ihres Sohnes Dichtung stehen hier in Zusammenhang miteinander. Dennoch, wer möchte den Grad der Verwandtschaft solcher Stelle bei Mutter und Sohn bestimmen? wer gar von Abhängigkeit sprechen? Niemand kann wissen, ob der Sohn sie nahm aus dem mütterlichen Schatze oder die Mutter sie entlehnte aus der Dichtung des Sohnes.

Wie mit den Werken, bleibt die Frau Rat auch mit den ferneren Lebensschicksalen ihres Sohnes im engsten Zusammenhange. Seit sie, 1793, durch ihn selbst seine Verbindung mit Christiane Vulpius kannte und sich überzeugte, daß er sich in seinem Hause wohl und behaglich fühlte, fand sie in ihrer reichen Natur auch hierfür die Ausgleichsmittel zwischen dem, was nun einmal unabänderlich war, und dem, was sie als Frau und Mutter doch wohl gewünscht hätte. Ihre ersten Briefe

an Christiane haben gewiß in der Stilisierung etwas Absichtliches, sie werden dann natürlicher und liebreicher und gewähren allmählich etwas wie eine freundschaftliche oder familiäre Gleichstellung; nur bisweilen in Briefen an ihren Sohn, die ihrer Meinung nach Christiane nicht lesen würde, dringt auch der andre Ton vor, und der fernstellende Ausdruck „Demoiselle Vulpius" steht plötzlich wieder da. Es ist der Frau Rat doch fatal, daß sie ihr Enkelein, das 1795 erwartet wird, nicht ins Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentliches Freudenfest anstellen kann, und es gewährt ihr nur schwachen Trost, daß „unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist". Man fühlt ihr hier die Beeinträchtigung ihres Familienstolzes nach; es war eben anders als bei ihren „Enkeleins" Schlosser. Ihre großmütterliche Liebe ist August von Goethe im reichsten Maße zuteil geworden; Christianens Treue und aufopfernde Sorge für ihren Sohn hat sie dankerfüllt anerkannt. Und als sie 1806 die kirchliche Trauung erfuhr, da schrieb sie ihm zurück: „Zu Deinem neuen Stand wünsche Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen — da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt."

Daneben fließt in den Briefen der Frau Rat in breitem Strome das ewig bewegte Leben der freien Reichsstadt Frankfurt dahin. Diese aristokratisch sich fühlenden Frankfurter Bürgergeschlechter halten, trotz innerer Querströmungen, eng und fest zusammen. Alle sind leidenschaftlich für das Theater eingenommen, und Goethes Mutter greift energisch mit Rat und Tat in das Schauspielwesen ein. Wir erstaunen fast nach den Briefen, wie freundschaftlich nahe ihr die Schauspieler Großmann und Unzelmann standen; späterhin hielt sie ihren Sohn, nachdem er die Direktion des Weimarer Theaters übernommen hatte, über Spielplan und Leistung der Frankfurter Bühne auf dem Laufenden. In den neunziger Jahren war auch in Frankfurt viel Krieg und Kriegsgeschrei, und Frau Rat erhielt reichliche Gelegenheit, ihren „vaterländischen Patriotismus" zu bewähren und sich als „treue deutsche" Frau zu erweisen. Könige, Fürsten, Generale, Soldaten zogen in Frankfurt ein, unter den königlichen Häuptern auch die der Frau Rat gnädig gesinnte Königin Luise. Über das alles findet sich getreue, unmittelbare Berichterstattung in den Briefen. So wächst der Inhalt dieser Briefe über den persönlichen und stadtlokalen Rahmen hinaus ins allgemeine und wird zu einem Stück Zeitgeschichte. Je wichtiger diese erscheint, desto mehr entsteht das Bedauern darüber, daß, nach vielen Spuren zu schließen, eine ungeheure Zahl von Briefen und „kleinen Billettern" verloren gegangen sein muß oder sich noch irgendwo verborgen hält. Die Erfahrung lehrt, daß gerade infolge umfassender Unternehmungen sich neue Quellen zu erschließen pflegen. Möge auch Kösters Sammlung für ihre künftige zweite Auflage mit neuen Briefen der Frau Rat beschenkt werden.

4. Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Von Jakob Minor. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1904.

In seiner Entstehungsgeschichte und Erklärung von Goethes Faust (1901) hat Jakob Minor aufs neue bewährt, daß ein Kunstwerk allein aus der Totalauffassung der Situationen und Zusammenhänge, unter denen es entstand, erklärt werden könne. Er ging nicht vom einzelnen aus, sondern vom ganzen in die Teile. Die Gabe, sich mit der Phantasie in die Situation zu versetzen, die der Dichter vorstellt, erklärte er für die oberste Tugend der Philologen. Wer den Faustkommentar kennt und benutzt, weiß, welche Früchte diese Art der Arbeit eingebracht hat. Wie beim Faust, verfährt Minor jetzt auch in seinem neuesten Buche über Goethes nur in einzelnen Fragmenten hinterbliebene Dichtung vom Ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland, deren Herausgabe er selbst 1897 im 38. Bande der Weimarer Ausgabe besorgt hat.

Über den Plan seiner Jugenddichtung spricht Goethe 1813 in „Dichtung und Wahrheit", aber in einer Weise, die sich nicht mit dem deckt, was die Fragmente vom Jahre 1774 wirklich enthalten oder beabsichtigten. Diese Verschiedenheit ist in ihren einzelnen Phasen durch Goethes eigne Entwicklung bedingt, und einen so feinen Reiz ihre Erkenntnis gewährt, so ruht das Hauptgewicht doch auf den Fragmenten von 1774. Sie stehen daher mit Recht zur eigentlichen Untersuchung, Erklärung und Ausdeutung. Minor beschafft sich nun zunächst die literarischen und kulturgeschichtlichen Vorbedingungen für das Entstehen des Goetheschen Gedichtes. Er bespricht die Volksbücher und den französischen und deutschen Roman vom Ewigen Juden; dann die Legende Venio iterum crucifigi und das Fortleben ihres Grundgedankens durch die Jahrhunderte bis auf Goethes Zeit. Ließen sich an die Wanderungen des ewigen Juden die entscheidenden Begebenheiten der Weltgeschichte anschließen, so konnten die Wanderungen des auf die Erde wiedergekommenen Heilandes dazu dienen, Schritt für Schritt die Zustände innerhalb der christlichen Kirche aufzuweisen. Dies letztere war während des 18. Jahrhunderts öfters schon versucht worden und geschah immer in der Weise, daß ersichtlich werden sollte, wie die reine Lehre Christi durch Menschenwerk entstellt worden sei. Die geistlichen Romane, darunter „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", von Hermes, und der „Selbaldus Nothanker", von Nicolai, führen die Vorstellung einer verdorbenen Kirchenzeit in all ihren vielfachen Strömungen aus und haben auf ihre Zeit eine große Wirkung ausgeübt.

In Frankfurt stießen zu Goethes Jugendzeit die verschiedenartigsten religiösen Zustände eng aufeinander. Katholiken, Reformierte, Lutheraner, Separatisten, Inspirierte und Schwärmer saßen dicht beisammen, innerhalb deren Goethe sich seinen Standpunkt wählte. Er hatte und behielt stets Hochachtung vor der christlichen Religion, nicht aber in der Gestalt, wie sie die Theologen darstellten. Da ihm, wie er in „Dichtung und Wahrheit" sagt, seine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete er sich ein Christentum zu seinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu seinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen. Goethes Religiosität wich von den offiziellen Formen der Kirchlichkeit ab, hatte aber anderseits nichts mit der rationalistischen Auffassung des Christentums gemein.

Nun erst, nach diesen Feststellungen, wendet sich Minors Buch zur Interpretation der Fragmente Goethes, die unter satirischen Ausfällen auf die Geistlichen die bestehenden Kirchenzustände ins Auge fassen. Schritt für Schritt zeigt Minor, wie alles, was vom Schuster in Judäa (der Name Ahasver erst in „Dichtung und Wahrheit") gesagt wird, fest in Goethes Gegenwart wurzelte und mit andern seiner Äußerungen über dieselbe Sache zusammenstimmt. Aber schon nach den ersten 72 Versen der Fragmente verschwindet der Jude aus Goethes Dichtung, und künstlerisch unverbunden setzt nunmehr die Sage vom wiederkehrenden Heiland ein. Wie herrlich ist das umfängliche Fragment von seiner Wiederkunft. Als er sich vom Himmel herniederschwingt und näher die weite Welt vor sich sieht, da ergreift ihn wieder die Erinnerung, wie man ihm dadrunten mitgespielt hatte. Er fühlt in vollem Himmelsflug der irdischen Atmosphäre Zug, fühlt, wie das reinste Glück der Welt schon eine Ahndung von Weh enthält:

Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all, ihr meine Brüder,
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir.

Wie sich nun aber der Heiland auf der Welt umsieht, findet er das Wehen des Geistes, den er einst gesandt, überall verklungen. Habgier unter Bürgern, Fürsten, Pfaffen zehrt die Lebenskraft des Volkes auf. Ihn selbst aber und sein Kreuz hat man vergessen. Welch eine Fülle treffendster Belege vermag Minor aus gleichzeitiger Literatur beizubringen! So liest man auch in Logaus Sinngedichten bei Lessing über die „Zukunft" (d. h. Wiederkunft) Christi: „Christus hat durch erstes Kommen Uns des Teufels Reich entnommen; Kömmt er nun nicht ehstens wieder, Kriegt der Teufel Meistes wieder." Oder Georg Jacobi erzählt in seiner Sommerreise (Halle 1770, S. 50), wie „ein Mann im schwarzen Kleide, mit einem weißen Kragen" sich hartherzig und kalt über eine junge Person mit ihrem Kinde äußert, dessen Vater unter den Soldaten ist: „Gott der Erbarmung! war dies einer deiner Priester?" Wie in katholischen, so in protestantischen Landen, ohne Unterschied. Der Heiland, der wiedergekommen ist, muß in Goethes Dichtung erfahren, daß der Dorfpfarrer, mit dem er die Landstraße wandert, ihn zwar im Munde führt, aber nicht im Herzen trägt; daß die Torwache der Stadt ihn mit seinem edlen Gesicht und einfachen Kleid für einen Fremdling hält; und eben will sich diese geistliche Satire dem Oberpfarrer in der Stadt zuwenden, da bricht das letzte Stück der Dichtung ab, die Schlußwendung an die Leser: „wie ihr's bald weiter werdet sehn" wird von Goethe nicht mehr erfüllt, das Ganze ist ein Torso geblieben. Wie sich der Sinn der Dichtung, im ganzen und im einzelnen, auf dem damaligen Zeitgrunde und in Goethes Individualität, durch Minors Interpretation erschließt, das bei der Lektüre des Buches nachzuempfinden, bereitet ein erlesenes Vergnügen.

Aus der Nachgeschichte des Stoffes interessiert am meisten der italienische Plan, den Goethe 1786 faßte und bereits auch in ein paar Sätzen entwarf. In der „Italienischen Reise" sagt er darüber: „Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, . . . trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christentum alle Spur verloschen ist; ja, wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemütlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidentum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr gerät, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen." Hatten also die Fragmente von 1774 hauptsächlich Zustände der protestantischen Kirche im Auge, so richtete sich der italienische Plan von 1786 allein gegen die des Katholizismus. Die erhaltenen Aufzeichnungen deuten an, in welcher Weise die Ausführung gedacht war. Papst Pius VI., als „schönster der Menschenkinder", sperrt den wiederkehrenden Heiland aus Neid ein und hält ihn staatsgefangen im Vatikan. Auch dieser Plan ist von Goethe nicht ausgeführt worden.

Den letzten Grund dafür werden wir nicht in Goethes mangelnder Gestaltungskraft, sondern in der lebendigen Beweglichkeit seiner religiösen Empfindungen zu suchen haben. Den höchsten Fragen des Lebens steht der Mensch nicht immer mit gleicher Sicherheit und Stärke gegenüber. Diesem Wandel innerhalb der religiösen Anschauungen Goethes geht Minor mit treuer Hingebung nach, und indem er, was er von Goethe sagt, immer in das Allgemeine der Zeit hinüberlenkt, liefert er zugleich einen Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Niemals hat Goethe, wie sich aus zahlreichen Stellen seiner Werke und Gespräche ergibt, das Bild des Heilandes aus den Augen und aus dem Herzen verloren, und so konnte Minor fürwahr seine Untersuchung mit dem Resultate beschließen: „Goethes tiefreligiöse Natur, sein Frommsein hat den schönsten Ausdruck in der Vorstellung von dem wiederkehrenden Heiland gefunden, an der er von seinem ersten Gedicht bis zu seinem Tode treu und ausdauernd festgehalten hat."

5. Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlaß herausgegeben von Dr. Adolf Heuermann. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1904.

Ein anspruchsloses, liebes und reiches Buch wird hier aus dem Nachlasse des 1866 in Osnabrück hochbetagt gestorbenen Bernhard Rudolf Abeken dargebracht. Als junger Student kam Abeken nach Jena, wo er auch Schiller sah und Goethe und Wieland kennen lernte, wurde 1808 in Weimar nach vorheriger Wirksamkeit in Berlin der Lehrer der verwaisten Kinder Schillers, ging auf einige Jahre nach Rudolstadt und kehrte alsdann in seinen Geburtsort Osnabrück zurück, wo er als Professor und Direktor am Gymnasium tätig war. Zur Gemahlin hatte er Christiane von Wurmb, die Cousine von Schillers Frau. Dies ist der äußere Rahmen seines Lebens, innerhalb dessen ihm das Glück zuteil ward, siebzehn Jahre auf Goethe als Lebenden und Schaffenden blicken zu dürfen. Goethe wurde ihm überhaupt Leitstern und Inhalt seines ganzen Lebens; Goethe selbst hatte noch die Altersfreude, zu sehen, wie dasjenige, wofür er strebend sich bemüht hatte, in einem jungen Verehrer wie Abeken Wurzel schlug und fruchtbar fortlebte. „Daß Goethe," bekennt Abeken, „so großen Einfluß auf mich gehabt, daß er mein inneres Leben durchdrungen hat, daran ist Mancherlei und Zusammentreffendes Ursach. Aufwachsend, zum ersten Bewußtsein kommend in einer Zeit (in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts), wo die sentimentale Wirkung des Werther noch fortdauerte, hörte ich den Namen Goethe von meinem Vater nie aussprechen, ohne daß sich in mir ein Gefühl von etwas Großem, was nur einmal zu sehen unerreichbar sei, geregt hätte. Szenen aus dem Faust (Fragment von 1790) steigerten diese Ahnungen. In Jena weilte ich in den Jahren, wo die Schlegel wie Herolde der Größe Goethes erschienen, Schelling das wunderbare Wesen Fausts in eigner Person zu offenbaren schien. Ich sah Goethe mit leiblichen Augen, manchmal zugleich mit Schelling, sah ihn im Weimarischen Theater, wenn ein neues Stück von Schiller auf der Bühne erschien, auch diesen mit ihm. Damals stand die Phantasie in mir in ihrer Blüte. In den Jahren 1808—1810 lebt' ich in Weimar; wie die ‚Wahlverwandtschaften' mich hinrissen, wüßt' ich nicht auszusprechen; mein Versuch über sie ward von dem Meister gütig aufgenommen. Manches andre Freundliche erfuhr ich von ihm. In der Zeit der äußersten Schmach Deutschlands, in der ärgsten Verworrenheit und Dunkelheit erschien Goethe mir wie ein helles Gestirn, rückwärts und vorwärts leuchtend, auf die in allem Wechsel, unter aller Verwirrung und Not unwandelbare Natur und die ewigen Gesetze der Sitte hinweisend. Der sentimentale Knabe, der schwärmende, für Großes empfängliche Jüngling, der unter der Zeit leidende, nach einem Halt verlangende Mann — alle fanden in ihm, was sie begehrten. Und jetzt, im Greisenalter, wie wirkt das alles vereint noch auf mich! Das kann freilich der nicht wissen, der über meine Ehrfurcht vor dieser großen Erscheinung lächelt!"

Abeken hat Goethe zum letzten Male 1828 gesehen und gesprochen. Immer, bei Lebzeiten und nach dem Tode, sind Goethes Werke für Abeken der Gegenstand stetiger Betrachtung gewesen. Er hat mehrfach über ihn geschrieben, auch in dessen Sinne die Werke des wackeren Osnabrückers Justus Möser gesammelt und herausgegeben. Er ging immer darauf aus, Lebenswerte für sich und das deutsche Volk in Goethe aufzuweisen. Charakteristisch ist, wie er die Meinung und Erwartung derer, die Neues über Goethe in seinen Schriften suchten, ruhig abzuweisen wußte: „Die sich mit Literatur Beschäftigenden haben an dem Bekannten, zutage Geförderten nicht genug; sie wollen etwas Neues und verlieren sich manchmal in Kleinlichem. In einer sonst günstigen und wohlwollenden Rezension meines Buches über Goethes Jugend (in den Jahren 1771 bis 1775) fand ich die Bemerkung, man habe von mir, der in Weimar gelebt und Goethe gekannt, Neues, bisher Unbekanntes über ihn erwartet. Als wenn das, was wir von Goethes Leben wissen und haben, nicht reich genug wäre für Betrachtung und fruchtbare Beherzigung." In Goethes Nach-

folge hat Abeken als Greis den Versuch gemacht, sein Leben zu beschreiben. Weil er fühlte und bekennen wollte, welche Macht eigentlich in ihm wirksam gewesen sei, deshalb nannte er diese Schrift „Goethe in meinem Leben". Ihre Mitteilung bildet den ersten und vorzüglichsten Teil des neuen Buches von Heuermann. Dann folgt eine korrekte Wiedergabe von Gesprächen, die Schiller mit Christiane von Wurmb 1801 in Weimar geführt hatte; aufgezeichnet von Christiane selbst, sind sie für Caroline von Wolzogens Leben Schillers bereits benutzt worden, erscheinen jedoch in unsrem Buche zuerst in ihrer ursprünglichen Gestalt nach dem Originalmanuskript. Es reihen sich weitere Mitteilungen über Schiller und seine Familie an. Den dritten und letzten Teil bilden sonst noch Nachrichten über Goethe, Wieland, Voß und andre Männer aus Abekens Tagebuche und Briefsammlung, die uns sehr wohl als Stütze, Bestätigung oder Ausführung auch sonst ausgesprochener Gedanken und Meinungen Abekens dienen können.

Das macht alles bei der Lektüre einen erquicklich beruhigenden Eindruck. Kein Streiten, keine Rechthaberei: ein edles Genießen und Anleitung zum Genießen zeichnet diese hinterlassenen Schriften aus. Abekens Verhältnis zu Goethe läßt sich am besten in das Wort aus Ottiliens Tagebuche zusammenfassen: „Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe." Abeken liebte wahrhaft Goethe, mit jener Liebe, die keinerlei äußere Vorteile für sich begehrt oder erwartet. Solche Charaktere, bescheiden und stolz im edelsten Sinne, sind nicht häufig; zumal so hochstehenden Männern wie Goethe mögen sie selten vorkommen. Abeken hat sich aus Goethe niemals einen Götzen gemacht, aber noch als Greis dankbar und rühmend bekannt: „Viel Gutes ist mir im Leben zuteil geworden: zu dem Besten rechne ich, daß meine Augen noch die beiden Genien Deutschlands, Goethe und Schiller, *zusammen* gesehn, was in der Erinnerung mich glücklich macht."

6. *Wie sah Goethe aus?* Von Fritz Stahl. Mit 28 Tafeln. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1904.

Volkstümlichkeit im höchsten Sinne genießt der Mann, dessen persönliche Erscheinung, um seiner Verdienste willen, in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen ist und von Geschlecht zu Geschlecht unverlierbar weitergegeben wird. Luther, der alte Fritz, Fürst Bismarck sind solche Gestalten, die das Auge jedes Deutschen leibhaft vor sich sieht. Ihre Bildnisse, ob aus der Jugend, dem Mannesalter oder der Greisenzeit genommen, werden sofort von jedermann im Volke erkannt. Bei Goethe jedoch ist das in gleichem Maße noch nicht der Fall. Selbst diejenigen, die seine Werke lesen und viele Porträts von ihm gesehen haben, entbehren leicht einer einheitlichen Vorstellung von Goethes Gestalt, weil gerade die Vielheit der Porträts und ihre Abweichungen untereinander ein schwer zu überwindendes Hindernis bilden.

Mit richtigem Blicke hat Fritz Stahl diese Stelle in Goethes Fortleben herausgefunden, um gerade hier mit seinem Büchelchen: „Wie sah Goethe aus?" fruchtbar einzusetzen. Spricht doch Goethe selbst, durch den Mund seiner Stella, die im Zusammenwirken mit Lavater gewonnene physiognomische Wahrheit aus: „O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt." Für die Wiedergewinnung der Gestalt eines großen Mannes stehen nun aber zweierlei Quellen originalen Wertes zur Verfügung: Darstellungen der bildenden Kunst und literarische Berichte. Beide nimmt Stahl zusammen, um ihnen durch Ausdeutung und Erklärung eine befriedigende Vorstellung von Goethes Gestalt abzugewinnen.

Freilich wählt sich Stahl das literarische wie künstlerische Material, das er vorführt, nach seinen Gesichtspunkten aus. Neben einigen Silhouetten im Texte gibt er auf besonderen, vorzüglich hergestellten Tafeln 28 Bilder oder Büsten Goethes, die er für die charakteristischen hält. Als fünfzehnjähriger Knabe erscheint uns Goethe

auf der ersten Tafel, die letzte zeigt Prellers Umrißlinien des Totenantlitzes. Der literarische Bericht neben dem künstlerischen Material wirkt bisweilen geradezu überraschend. So z. B. wenn das blasse, hagere Antlitz Goethes aus der Wertherzeit durch Schönborns Bericht, oder das robuste Bildnis von Bury (1800) durch Dr. Veits und Falks Schilderungen, denen zufolge Goethe damals wie ein Amtmann aussah, beglaubigt wird. Wie wunderbar eröffnet sich die Ähnlichkeit zwischen dem Knabenporträt von 1764 und Stielers Porträt vom Jahre 1828. Die Ausführungen sind absichtlich frei von gelehrter Belastung gehalten und in goethisierendem Stile geschrieben. Die Beschäftigung mit dem Büchelchen ist ein wirklicher Genuß, an dem Auge und Geist gleich angenehm beteiligt sind. Der Verfasser verhehlt sich dabei freilich nicht, daß seine Leser vielleicht, je nach Temperament und Phantasie, manches Goethebild anders ausdeuten könnten, und er erkennt dies Recht ausdrücklich an. Wir aber geben ihm gerne zu, daß die von ihm ausgewählte und ausgedeutete Reihe bei der Durchsicht ein wundervolles Schauspiel bietet, das den großen Absatz dieses Goethebüchleins erklärt, von dem schon kurz vor Weihnachten das „dritte und vierte Tausend", mit dem Druckjahr 1905, nötig wurde. Die Verlagshandlung zeigt an, daß ähnliche „Biographien in Bildern" für Bismarck, Rembrandt und Schiller in Vorbereitung sind.

7. Aus dem Goethe-Nationalmuseum III. Herausgegeben von Carl Ruland. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1904.

Die Goethe-Gesellschaft bietet als ihrer Schriften 19. Band diesmal den Mitgliedern wieder ein Kunstheft an. Es enthält im ganzen zwölf Tafeln mit vorzüglichen Reproduktionen, die sich auf Goethes Person und Umgebung beziehen. Die beiden ersten Tafeln bringen die Reproduktionen einer Nürnberger Nachbildung der Rauchschen Statuette und der frühesten Studie zu dem Ölbilde Goethes von Kraus 1775 (bei Stahl Nr. 22 und 4).

Es folgt die Reproduktion des bekannten, von Herman Grimm nach Weimar geschenkten und aus seinem Nachlasse bereits 1901 übergebenen Ölbildes der Frau Maximiliane Brentano, geb. v. Laroche, die, siebzehnjährig, sich mit Peter Anton Brentano in Frankfurt verheiratete (am 8. Januar 1774). Da Ruland in den Vorbemerkungen die Dargestellte als noch unverheiratet, wiewohl „etwa siebzehnjährig", aufzufassen scheint, müßte das Bild spätestens 1773 entstanden sein: wohingegen ich nach den Gesichtszügen doch lieber bei der Auffassung verbleiben möchte, die auch die Familie hat, daß es Maximiliane als verheiratete junge Frau darstelle. Die junge Frau hält ein Buch in der Hand, auf dessen Rücken jetzt die Buchstaben „Jacobi" hervorgetreten sind, und dieser Umstand hat Ruland veranlaßt, darauf einzugehen, daß „Georg Jacobi ganz ernstlich an eine Heirat mit der kaum 15jährigen Maximiliane gedacht habe"; er fährt fort: „Auch Wieland und Gleim wußten von den Heiratsgedanken Georg Jacobis und billigten sie: woran sind sie gescheitert? was bewog Maximiliane, statt Georg Jacobi drei Jahre später dem verwitweten Frankfurter Kaufmanne ihre Hand zu reichen und ihm unter die Härings- und Käsetonnen des alten Kaufhauses in der Sandgasse zu folgen?" Was die letzten Worte anlangt, so ließe sich sagen, daß zwischen der gesellschaftlichen Stellung der Familie Brentano und dem Geschäftsbetriebe des Kaufhauses nicht unterschieden sei; Maximiliane hatte ebensowenig wie Goethe, so oft er zu Besuche bei ihr eintrat, mit Härings- und Käsetonnen etwas zu schaffen. Auf die Frage aber, woran Jacobis Heiratsgedanken gescheitert seien, gibt doch, wie ich glaube, Wieland ausreichenden Bescheid. Die angedeuteten Heiratsgedanken spielten 1770, als Jacobi dreißig Jahre zählte, Maximiliane aber kaum halb so alt war. Gleim fragte damals an Jacobis Stelle bei Wieland an, der in seinem Briefe aus Erfurt vom 15. November 1770 ausführlich antwortet (Ausgewählte Briefe 1815. Bd. 3). Er versichert, daß aller Enthusiasmus, den die Madame de La Roche nur immer für Jacobi haben könne, die Sache wenig

befördern werde, und zählt folgende entgegenstehende Punkte auf: Reich sei Maximiliane nicht; sie sei römisch-katholisch und werde es bleiben hasta la muerte; ihr Vater sei im Begriff, eine so hohe Stelle in öffentlichen Diensten anzutreten, daß für den (eben nicht hochgestellten, wenn auch) liebenswürdigsten aller Poeten und Chorherren in der Welt wenig Hoffnung bleibe; Maximiliane selbst sei noch nicht volle fünfzehn Jahre alt, und bis die Zeit komme, wo ihr Vater über sie disponieren werde, würde dem lieben Heiratskandidaten die Lust des Wartens lange vergangen sein. Wieland schließt seine rationes gegen die Heirat mit den Worten: „Redeat ergo hoc proiectum in regionem idearum, unde profectum est!" Das war deutlich und wirksam genug; interessant ist dabei, zu beobachten, wie Wieland in einem Briefe vom gleichen Datum an Jacobi selbst diese Auseinandersetzungen gänzlich vermeidet und nur wie von ungefähr die „glänzende Laufbahn" des Herrn von Laroche hineinspielen läßt. Daß freilich dann Verhältnisse eintraten, die die Frau Sophie von Laroche vier Jahre später nötigten, ihre Tochter an den angesehenen, reichen, katholischen Frankfurter Handelsherrn zu verheiraten, darüber ist oft und viel geschrieben worden.

Weiter betrachten wir auf den folgenden Tafeln die Silhouette einer Gruppe von vier Damen des Hofes, die in einem Parke lustwandeln; sodann den Originalkarton zu Corona Schröters Selbstporträt, und auf besonderem Blatte zwei Miniaturen, die wieder Corona und ihre Schülerin Christiane Neumann, geb. Becker, darstellen. Den Beschluß machen Zeichnungen von Goethes eigner Hand: das sorgfältig ausgeführte Porträt einer Frau, die erst in Cornelias Umgebung der vorweimarischen Zeit vermutet, gleich darauf aber als Herzogin Luise in Anspruch genommen wird; einige Landschaftszeichnungen in der bekannten Art Goethes; und zuletzt eine Zeichnung Christianens, der dichtes Lockenhaar das Gesicht umrahmt und die Stirn überdeckt.

Enthält das Heft auch nicht gerade sehr bedeutendes neues Material, und scheint für die Herrichtung, nach einzelnen schwankenden Stellen der Vorbemerkungen zu schließen, die Frist der Vorbereitung nur knapp gewesen zu sein, so wird die Durchsicht der Tafeln doch immer den Empfängern des Heftes Vergnügen bereiten, und sie werden für die willkommen gewesene Weihnachtsgabe dankbar sein.

Reinhold Steig.

Ein deutsches Lesebuch für französische Schüler.

Das moderne Deutschland in kulturhistorischen Darstellungen. Ein praktisches Lesebuch für Sekunda und Prima. Herausgegeben von Charles Andler. Paris, Delagrave. 1905.

„Soviel Sprachen jemand kann, so viele Seelen hat er." In unsern Tagen verschärfter nationaler und nationalistischer Gegensätze hat dieser Ausspruch Kaiser Karls V. von seiner früheren Bedeutung so erheblich verloren, daß er kaum mehr zitiert werden darf. Wenn das Bedürfnis nach Bekanntschaft mit den Hauptsprachen des Weltteils gleichwohl bei den europäischen Kulturvölkern neuerdings Fortschritte gemacht hat, so ist das wesentlich auf praktische Rücksichten und auf die Erkenntnis der gegenseitigen Unentbehrlichkeit zurückzuführen. In besonderem Maße gilt das von Frankreich, wo das Studium des Deutschen seit dem Jahre 1870 eifriger und erfolgreicher getrieben worden ist, als jemals früher. Die jüngere Generation der Gebildeten unsres westlichen Nachbarlandes ist ihrer Mehrheit nach durch Schulen gegangen, in denen die deutsche Sprache eine sichtbare Stellung innerhalb des Lehrplanes einnimmt. Wenn die Ergebnisse dieses Studiums den gehegten Erwartungen vielfach nicht entsprochen haben, so wird das von kundigen Franzosen vornehmlich

auf einen Umstand zurückgeführt, nämlich auf die Unzweckmäßigkeit der zur Einführung gelangten deutschen Schullesebücher. An den Traditionen des Klassizismus festhaltend, haben die französischen Schulverwaltungen bei der Zusammenstellung der den Schülern bestimmten Chrestomathien vornehmlich die Schriften deutscher Klassiker und darunter solche berücksichtigt, deren Verständnis für junge Leute nicht nur in Frankreich, sondern überall mit gewissen Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn die Lektüre von Lessings „Laokoon", Goethes „Hermann und Dorothea" und Schillers „Ästhetischen Abhandlungen" an heranwachsende Deutsche Aufgaben von zweifelhafter Lösbarkeit stellt, so ist das für junge Franzosen der Natur der Sache nach in noch höherem Maße der Fall.

Die in dieser Rücksicht gemachten Erfahrungen haben einen französischen Gelehrten und Professor an der faculté des lettres der Pariser Universität, Herrn Andler, veranlaßt, ein für die beiden obersten Klassen französischer Mittelschulen bestimmtes Lesebuch zusammenzustellen, welches die „deutsche Gebrauchssprache" redet und unter dem oben bezeichneten Titel in Paris erschienen ist. Davon ausgehend, daß die „langue usuelle" nirgend die „langue abstraite et académique des moralistes et des littérateurs" ist, hat der Verfasser es darauf abgesehen, ein Buch zusammenzustellen, das dem praktischen Bedürfnis der Leser entsprechen und denselben zugleich als Mittel zur Einführung in das heutige deutsche Leben Dienste erweisen soll. Und zwar das deutsche Leben im weitesten Sinne des Wortes. Von den vier Abschnitten dieses Buches ist der erste „Geographische Beschreibungen und Landschaftsbilder", der zweite „Sitte und Brauch", der dritte „Wirtschaftliche und soziale Entwicklung" überschrieben, indessen der vierte Abschnitt den Titel „Kunstgeschichtliches" führt und der fünfte der „politischen Geschichte" gewidmet ist.

Ob Herr Andler bei der getroffenen Auswahl und in dem, was er „literarische Schönheit" nennt, allenthalben glücklich gewesen ist, und ob eine Charakteristik Deutschlands ausreichend genannt werden kann, welche das religiöse Moment unberücksichtigt läßt, mag ununtersucht bleiben; die dafür maßgebend gewesenen Umstände entziehen sich wenigstens zum Teil deutschem Urteil. In der Summe hat der Verfasser eine Sachkenntnis bewiesen, die allein durch den Mut übertroffen wird, mit dem er Namen und Dinge herangezogen hat, von denen bisher angenommen wurde, daß sie französischen Ohren unliebsam klingen und herrschend gewordenen Vorstellungen unsrer Nachbarn zuwiderlaufen. Das gilt nicht nur von den auf die Kriegsgeschichte der Jahre 1812/13 und 1870/71 bezüglichen Anführungen aus den Schriften E. M. Arndts, Gustav Freytags, Treitschkes und Bleibtreus, — auch von Bismarck werden zwei Briefe gegeben, über Königgrätz und die Emser Depesche — sondern ebenso von den zahlreichen Mitteilungen über deutsches Wirtschaftsleben, neuere deutsche Städtegeschichte usw., welche Vorzüge unsrer Entwicklung behaupten bezw. nachweisen, und deren richtige Schätzung allein von einem überlegenen Kopfe ausgegangen sein kann. Das Maß der Herrn Andler dafür gebührenden Anerkennung wird dadurch noch erhöht, daß auf diese vielfach für heikel angesehenen Dinge von ihm in der offenbaren Absicht eingegangen worden ist, auf die Leser zugleich belehrend und anspornend einzuwirken. Gewisse Andeutungen der Vorrede lassen darüber keinen Zweifel. „Wie sollte", heißt es u. a., „eine Studie über die Schiffbarkeit der Oder bei unsern Schülern nicht die Frage anregen, warum unsre Loire aufgehört hat, der Schiffahrt zu dienen . . . Ebenso werden die Beschreibungen Hamburgs und Bremens den Leser darauf hinweisen, wie er die Hafeneinrichtungen Marseilles und Hâvres anzusehen hat." Hindeutungen solcher Art erweisen der Sache des Friedens und der Verständigung zwischen den Kulturvölkern unsres Weltteils unvergleichlich größere und wirksamere Dienste, als Betrachtungen allgemeiner Art und als politische Moralpredigten irgend vermöchten. Sie wirken auf ein gegenseitiges Verständnis hin, das zur Grundlage einer Verständigung werden kann, wie sie von den wahren Patrioten zu beiden Seiten der Vogesen in der Stille längst angestrebt und als Grundbedingung für eine heilsame Entwicklung der abendländischen Kulturwelt angesehen wird. — r —

α. **Babylonisches im Neuen Testament.** Von Dr. Alfred Jeremias, Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1905.

In Sagen und Geschichten des alten Orients begegnen wir auf Schritt und Tritt jenen astralen Mythen, die ihre Wurzel in der altbabylonischen Gestirnbeobachtung haben und den Gedanken zum Ausdruck bringen, daß alles Irdische nur ein Abbild der Vorgänge sei, welche sich vor dem beobachtenden Auge am Firmament des Himmels abspielen. Besonders ist es der durch die Sonne gegebene Lauf des Jahres, der in seinem steten Wechsel dem Menschen die tiefsten göttlichen Geheimnisse offenbart, da das, was dort am Himmel jedes Jahr vor sich geht, die Vorgänge des großen Weltenjahres, den Kampf und endlichen Sieg der Lichtgestalten über die Mächte der Finsternis, widerspiegelt. Diese Anschauungen erfüllen das ganze Denken des alten Orients und zeigen ihren Niederschlag in allen Mythen und Erzählungen. Die Motive vom Jahrmythus werden auch auf die großen historischen Persönlichkeiten übertragen, um sie als die ersehnten, von Urzeit her berufenen Erlöser des Volkes zu kennzeichnen. Auch das Neue Testament bleibt nicht unbeeinflußt von den Gedanken der Welt, in der es entstanden ist. Dieses zeigt Jeremias unter Herbeiziehung zahlreicher Parallelen aus der orientalischen und vom Orient beeinflußten occidentalen Literatur. Mit Nachdruck macht er, um allen Irrtümern vorzubeugen, wiederholt darauf aufmerksam, daß die alten Mythen den neutestamentlichen Schriftstellern, besonders dem biblischen Apokalyptiker, nur die Darstellungsformen an die Hand geben, mit deren Hilfe er seinen, unter dem Einfluß orientalischer Ideen aufgewachsenen Zuhörern die Herrlichkeit Christi, des wahren Welterlösers, verständlich macht. Auch in der Geburtsgeschichte Christi nach Matthäus sind die Motive des altorientalischen Mythus vom göttlichen Erlöserkönig ausgiebig verwertet worden. Reiches Material bietet Jeremias auch bei der Besprechung andrer, verwandter Vorstellungen des Neuen Testamentes, die dem Ideenkreise des alten Orients entwachsen sind. Die fesselnde Darstellungsweise und die reiche Fülle des Stoffes, der dem Leser von dem gelehrten Verfasser geboten wird, werden jedem, der sich für die Welt des Orients interessiert, die Lektüre des Buches genußreich gestalten, selbst wenn er sich in manchen Einzelheiten mit den gegebenen Ausführungen nicht völlig einverstanden erklären kann.

α. **Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien.** Geschildert von Hermann V. Hilprecht. Teil I: Bis zum Auftreten de Sarzecs. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1904.

Besonderen Wert erhält diese mit zahlreichen Quellenangaben versehene Darstellung dadurch, daß der Verfasser die Stätte, von deren Auffindung und Erforschung er erzählt, mit eignen Augen gesehen hat und somit ganz besonders befähigt ist, sowohl über manchen bisher noch dunklen Punkt Licht zu verbreiten als auch die Gefahren und Entbehrungen der Forscher jener Länder ganz besonders klar und lebendig zu schildern. Der Besprechung der einzelnen Expeditionen, die Ausgrabungen zu ihrem Ziele hatten, geht ein ausführlicher Bericht über die schon seit dem 12. Jahrhundert gelegentlich unternommenen Reisen von Europäern in jene Gegenden voraus. Im Mittelpunkt des ersten Teiles stehen naturgemäß die Ausgrabungen des Franzosen Botta (1842—1844) in Chorsabad, einer Vorstadt Ninivehs, durch die der Palast des assyrischen Königs Sargon (722—705 v. Chr.) bloßgelegt wurde, und die des Engländers Layard (1845—1847 und 1849 bis 1851), als deren wichtigste Ergebnisse die Erforschung einer älteren assyrischen Residenzstadt Kelach sowie eines Teiles von Ninive) zu verzeichnen sind. Die mehrfachen Bemühungen, ebenso glänzende Resultate auch in den Trümmerhügeln Babyloniens zu erzielen, mißlangen im allgemeinen während dieser ersten Dezennien der Wiedererweckung des assyrisch-babylonischen Altertums, da die ersten zu diesem Zwecke unternommenen Expeditionen nur ganz oberflächlicher Art waren. Der Beginn der wissenschaftlichen Erforschung Babyloniens wird den Hauptinhalt des zweiten Bandes bilden, über den wir seinerzeit berichten werden.

σ. **Palästina und Syrien nebst den Hauptrouten durch Mesopotamien und Babylonien.** Von K. Baedeker. Sechste Auflage. Leipzig. 1904.

Ein trefflicher Führer durch Länder, in denen man sehr der Führung bedarf. Auch hier zeigt sich die glänzende Verbindung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und praktischer Brauchbarkeit, die wir bei Baedekers Reisehandbüchern gewohnt sind, und die neue Auflage ist wieder mit Erfolg bemüht gewesen, das Buch auf der Höhe der heutigen Kenntnis zu erhalten.

γ. **Lettres du Japon.** Par Rudyard Kipling. Paris, Société du Mercur de France. 1904.

Im Jahre 1904 hat Kipling im Auftrag einer großen Zeitung in Allahabad, „The Pioneer", Japan bereist; seine Briefe wurden nachher in Buchform herausgegeben und erschienen, als im vorigen Jahre der russisch-japanische Krieg ausbrach, in französischer Übersetzung. Sie sind mit sehr viel Beobachtungsgabe, großer Kunst der Schilderung von Land und Leuten und viel Humor geschrieben; aber man hat doch den Eindruck, daß sie manchmal ziemlich an der Oberfläche bleiben; und wie schon aus ihrem Entstehungsjahr begreiflich ist, können sie nicht für die Erkenntnis des heutigen Japan, das in seiner Vollkraft vor uns steht, in Betracht kommen, sondern für die Zeit des Überganges aus den alten feudalen in die modernen Verhältnisse. Dies zeigt sich besonders bei der Schilderung der japanischen Armee (S. 187 ff.). Kipling hat sich der Tatsache nicht verschließen können, daß die Pünktlichkeit der Bewegungen bei dem japanischen Fußvolk über jedes Lob erhoben war, ebenso die Spannkraft der Soldaten; er mußte urteilen, daß sie im Ernstfall Feinde erster Klasse sein

könnten. Aber er spottet über die Offiziere mit ihren Brillen, ihrem eingezogenen Rücken, ihren buckligen Schultern und meint, daß die japanischen Truppen unter dem Oberbefehl englischer Offiziere anstatt der kleinen Skelette, mit denen sie jetzt versehen seien, ebenso gut sein würden als irgendwelche Truppen, die östlich vom Kanal von Suez ausgehoben seien. Nun, wir denken, der gegenwärtige Krieg hat bewiesen, daß der englische Hochmut auch in diesem Falle übel angebracht ist und das japanische Offizierkorps es nicht nötig hat, vom englischen zu lernen.

γ. **Geschichte der Weltliteratur.** Von Alexander Baumgartner S. J. Fünfter Band: Die französische Literatur. Freiburg i. B., Herder. 1905.

Von diesem umfassend angelegten Werke liegt wieder ein Band von 747 Seiten vor, der eine Übersicht der Geschichte der gesamten französischen Literatur von den Anfängen bis zur neuesten Zeit enthält. Baumgartner hat sich ohne Zweifel bemüht, mit ernstem Studium sich in seinen Stoff zu vertiefen, und die bibliographischen Angaben unter dem Text zeigen, daß er die wichtigste Literatur kennt und benutzt hat. Den Stoff teilt er in drei Bücher: Die altfranzösische Literatur bis 1500, die neufranzösische von 1500—1800, die Literatur des 19. Jahrhunderts. Der Standpunkt, an dem alles gemessen wird, ist der jesuitische, wie sich das von selbst versteht. Deshalb werden z. B. Pascals „Lettres provinciales" (S. 331) aufs schärfste verurteilt: „Sie haben das traurige Verdienst, das grobkantige Verleumdungsmaterial gegen die Jesuiten gut verteilt, boshaft gruppiert, feiner zugespitzt und mit einer gewissen publizistischen Eleganz ausgearbeitet zu haben." Brunetière wird trotz seines Ganges nach Damaskus, der ihn aus der einst liberalen „Revue des deux mondes" ein klerikales Organ hat machen lassen (S. 731), vorgehalten, daß er gegen Leute wie Rabelais, Calvin, Pascal und Voltaire noch zu viel Milde und Gnade walten lasse; der Graf de Maistre dagegen heißt „der klarste, ausgeprägteste Vertreter folgerichtiger und ungemischter katholischer Anschauungen, eine heldenhafte Lichtgestalt, an der man sich heute noch in den wichtigsten Lebensfragen zurechtfinden kann." Insofern es von Interesse ist, auch einen solchen Standpunkt kennen zu lernen, kann Baumgartner nützliche Dienste tun.

βλ. **Blaise Pascal, „Pensées".** Par Léon Brunschvicg. 2 Vols. Nouvelle édition collationnée sur le manuscrit autographe et publiée avec une introduction et des notes. (Collection „Les grands Ecrivains de la France: Nouvelles éditions". Paris, Hachette & Cie. 1904.

Das Schicksal der „Pensées" ist dem von Galerien vergleichbar: jeder neue Direktor hängt ihre Bilder um — Heil ihnen, wenn er es dabei beläßt und sie nicht bis zur Unkenntlichkeit restauriert! Pascal hat beides erfahren und beides überdauert. Seine Freunde, die Port-Royalisten, die er einst mit dem ehernen Schild der Provinzialbriefe gedeckt hatte, begannen das Verfahren. Und das in einer Weise, die ihnen, vom christlichen Standpunkt aus, zur höchsten Ehre gereicht, wenn sie auch intellektuell und literarisch nicht zu verteidigen ist. Nach Pascals Tode schien eine Ära des Friedens für sie angebrochen. Sie glaubten sich berechtigt, sein Werk dieser Wendung anzubequemen. Durch Anordnung der Fragmente und Weglassung oder Milderung der heftigsten Stellen gab die sogen. „Édition de Port Royal" ein friedliches Buch der Erbauung: das Schwert von Pascals religiöser Polemik fuhr hundert Jahre hindurch in die Scheide. Dann bemächtigten sich Condorcet und Voltaire des Athleten. Die Argumente des Skeptikers, gegen die die „Apologie der christlichen Religion" sich richten sollte, wurden herausgeschält und Pascal für die Philosophie verwertet. Wieder hundert Jahre später, und man kehrte endlich zu dem Text der „Fragmente" zurück, welche die Bibliothèque Nationale zu Paris als kostbaren Schatz verwahrt. Fünfzig Jahre nach Pascals Tod waren sie von unbekannter Hand und ohne jeden Versuch, sie nach Materien zu ordnen, auf Blätter geklebt und so vor der Vernichtung bewahrt worden. Es sind fast unleserliche Papierfetzchen, auf den der bereits schwer Erkrankte seine Gedanken meist nur in kurzen, abgerissenen Sätzen, selten in ein paar zusammenhängenden Seiten hinzuwerfen pflegte. Die zehn Jahre, die er erhoffte, um aus diesen Steinen sein Werk aufzubauen, sind ihm und uns nicht geschenkt worden. Wer könnte ohne Rührung diese Aufzeichnungen betrachten, die auch so, wie sie sind, sich unsterblich erwiesen? Faugère, Havet usw., endlich der gegenwärtige Herausgeber, L. Brunschvicg, Professor der Philosophie, suchten, jeder nach seiner Weise, durch Aufstellung eines Systems Ordnung in das Chaos zu bringen. Brunschvicg gibt das seinige mit dem Bekenntnis, jeder derartige Versuch schließe die Möglichkeit aus, die Apologie, so wie Pascal sie in seinem Geist entwarf, herzustellen: „Sie würde jeder solchen Anordnung von Grund aus widersprechen; denn sie stand außerhalb aller bestimmten Ordnung, von einem Genius geleitet, der aller didaktischen Regeln spottete. Man muß sich in eine Klassifizierung ergeben und, da eine solche unvermeidlich ist, sie so wenig schlecht als möglich wählen." Wie man auch über die von Brunschvicg aufgestellte denken mag, ihm gebührt das Verdienst, alle Leistungen seiner Vorgänger benutzt und die innere und äußere Geschichte der Pensées zu einem großartigen Ganzen vereinigt zu haben. Pascal behält das Wort. Die Zeiten sind vorüber, da man es wagte, ihm in die Rede zu fallen. Das Geheimnis seines Gedankens sank mit ihm ins Grab, für immer. Was bleibt, ist eine nie wieder übertroffene Kenntnis der Menschennatur, eine Offenbarung des Herzens, die nie altern kann, weil die Alternative, vor die Pascal den Menschen stellt, so lange dauern wird, als dieser Mensch selbst, seine Schicksale, sein Leid, sein Ringen und seine ewige Bestimmung. Der große Tillemont, nachdem er die Fragmente gelesen, schrieb 1670: „Wenn ich nicht zu sagen wage, daß der hl. Augustinus

Mühe gehabt hätte, zu erreichen, was Pascal an Können hier verrät, so vermöchte ich auch nicht zu sagen, ob er ihn zu übertreffen imstande gewesen wäre; wenigstens wüßte ich nur diese beiden, die sich miteinander vergleichen ließen."

πβ. **Bonaparte et Moreau.** L'entente initiale, les premiers dissentiments, la rupture. Par Ernest Picard, chef d'escadron d'artillerie breveté. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1905.

Vor einigen Jahren hat A. Sorel in einem wirkungsvollen Buche Bonaparte und Hoche nebeneinandergestellt, nicht als Parallelen in Plutarchs Weise, sondern als Gegensätze, wie sie nur die Verschiedenheit zweier Rassen hervorbringen kann, den einen als ganz römischen, ganz cäsarischen Genius, den andern als den echtesten, vollendetsten Franzosen der Revolution. Ganz ähnlich hat Picard sein Thema aufgefaßt, das Verhältnis von Bonaparte und Moreau, ihre Freundschaft und ihr Zusammenwirken am 18. Brumaire und während des Feldzugs von 1800, ihr Zerwürfnis und den endlichen Bruch, der Moreau in die Verbannung trieb, in denselben Tagen, wo Bonaparte die Fundamente für seinen Kaiserthron legte. Picard verschweigt nicht, wie bei dieser Entwicklung verletzte Eitelkeit, weibliche Eifersüchteleien und ähnliche Menschlichkeiten und Kleinlichkeiten mitgewirkt haben, in denen Napoleon selbst den letzten und tiefsten Grund der Opposition Moreaus hat sehen wollen. Den Hauptaccent aber legt er doch auf den Gegensatz der Persönlichkeiten: der ehrgeizige und bedenkenlose Korse, der die Früchte der Revolution vor allem für sich selbst ernten wollte, mußte mit dem ganz unpolitischen Bretonen, der die republikanischen Freiheitsideen ernsthaft nahm, zusammenstoßen. So erhebt sich Picards Buch zu einer interessanten Charakterstudie. Daneben bildet es einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des Krieges in Deutschland im Jahre 1800 und besonders zur Geschichte Frankreichs während des Konsulats, unter dem die oppositionellen Parteien noch nicht so völlig unterdrückt sind wie unter dem Kaiserreich. Besonderes Lob verdient des Verfassers fleißige und glückliche archivalische Forschung sowie seine Belesenheit, der auch deutsche Quellenschriften nicht fremd sind.

πβ. **Paris sous Napoléon.** Consulat provisoire et Consulat à vie. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1905.

Lanzac de Laborie, der sich kürzlich durch eine den französischen Radikalen und Chauvinisten etwas unbequeme Geschichte der französischen Herrschaft in Belgien einen guten Namen gemacht hat, beginnt eine groß angelegte Geschichte von „Paris unter Napoleon", deren erster Band, die Anfänge der Konsulatszeit umfassend, soeben erschienen ist. In schlichter und schmuckloser, aber überaus klarer Darstellung schildert der Verfasser Paris nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire, die Einrichtung der neuen Verwaltung, die politischen Parteien, insbesondere die Opposition der Royalisten und der Republikaner gegen das neue Regiment, während die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung das „ruere in servitium" übt, die wirtschaftlichen Verhältnisse und mit besonderer Ausführlichkeit die kirchlichen Zustände und das Erwachen religiöser Gefühle, das dem Konkordate den Weg bahnte. Die Gestaltung der sozialen, politischen und religiösen Physiognomie von Paris in den Anfängen und unter den Einwirkungen des napoleonischen Absolutismus, das ist etwa der Gegenstand dieses Buches, dessen Fortsetzung die Schilderung des literarischen und künstlerischen Lebens und der äußeren Umwandlung von Paris bringen soll. Der Verfasser hat Archive und Bibliotheken fleißig benutzt; ganz vernachlässigt hat er leider die vielfach bereits gedruckt vorliegenden Berichte der auswärtigen Gesandten in Paris, die über manche der von ihm erörterten Fragen, z. B. über die Stimmung nach dem Friedensschluß mit England zu Amiens, sehr viel zuverlässigere Mitteilungen enthalten als die von ihm fast übermäßig bevorzugten Polizeiberichte.

πβ. **Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806 bis 1815.** Herausgegeben von Gustav v. Diest, Regierungspräsident a. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Der frühere Regierungspräsident in Merseburg, v. Diest, der kürzlich seine Erinnerungen „Aus dem Leben eines Glücklichen" herausgab, veröffentlicht in diesem Buche das Tagebuch seines Onkels, des Stabskapitäns (späteren Generals) v. Cardell vom April 1806 bis Juli 1807; das Tagebuch seiner Großmutter v. Gerhardt in Flatow (Westpreußen) über ihre Flucht vor Franzosen und Polen im Jahre 1807, und die Lebensgeschichten seines Vaters, des zweiten Generalinspekteurs der Artillerie, Heinrich v. Diest, der von 1809—1818 in russischen Diensten gestanden hat, und seines Schwiegervaters, des kommandierenden Generals Adolph v Thile, nebst dessen Briefen an seine Gattin aus den Feldzügen 1812—1815. Wenn dabei auch für die äußeren Ereignisse und selbst für die Kriegsgeschichte der Franzosenzeit neue Tatsachen kaum beigebracht werden, so ist die Bedeutung dieser Aufzeichnungen und Briefe darum doch keineswegs zu unterschätzen. Sie führen uns mitten hinein in die Kreise jener tapferen und altväterisch-frommen Adelsgeschlechter Preußens, die für das Zeitalter der Freiheitskriege und die folgenden Jahrzehnte so charakteristisch sind und für den Aufstieg Preußens und Deutschlands im 19. Jahrhundert einen so unentbehrlichen Faktor bilden. Um des Geistes willen, der aus diesen Zeugnissen einer großen Zeit lebendig spricht, wird man gern zu dem vorliegenden Buche greifen und dem Herausgeber für die Veröffentlichung dankbar sein. Für die Sauberkeit der Edition freilich hätte vielleicht noch besser gesorgt werden können; wie kommt es z. B., daß in einem Schreiben vom 1. September 1813 von der Schlacht bei Dennewitz die Rede ist, die doch erst am 6. September geschlagen wurde? (S. 250).

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andrejew. — Das rote Lachen. Fragmente einer aufgefundenen Handschrift. Von Leonid Andrejew. Einzige Übertragung aus dem Russischen von August Scholz. Drittes Tausend. Berlin, Scholz & Co. O. J.

Angeli. — Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moriz Edlen von Angeli. Mit einer Einleitung von Heinrich Friedjung. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Baedeker. — London und Umgebung. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 3 Karten und 32 Plänen und Grundrissen. Fünfzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Baedeker. — Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 53 Karten, 35 Stadtplänen und Grundrissen. Dreißigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Baedeker. — Die Schweiz nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Einunddreißigste Auflage. Mit 63 Karten, 17 Stadtplänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Balzacs ausgewählte Werke. — Übersetzt von Alfred Brieger. Vierter Band. Berlin, Dr. Franz Ledermann. 1905.

Biese. — Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Neue Folge. Von Alfred Biese. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Breysig. — Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Von Kurt Breysig. Berlin, Georg Bondi. 1905.

Briefe Jung-Stillings an seine Freunde. — Berlin, Wiegandt und Grieben. 1905.

Burckhardt. — Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Eckermannschen Gespräche, herausgegeben von C. A. H. Burckhardt. Weimar, Hermann Böhlau Nachf. 1905.

Cervantes. — Der sinnreiche Junker Don Quichote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Erster Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1905.

Cherbuliez. — Die Kunst und die Natur. Von Victor Cherbuliez. Übersetzt von H. Weber. Ascona, C. v. Schmidtz. 1905.

Deutschland, das evangelische. — Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. Herausgeber Gottlob Mayer. Erster Jahrgang, erstes Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1905.

Döring. — Königsträume. Roman von Fritz Döring. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Dresdner Jahrbuch 1905. — Beiträge zur bildenden Kunst. Herausgegeben von Karl Koetschau und Fortunat von Schubert-Soldern. Mit Lichtdrucken und Textabbildungen. Dresden, Wilhelm Baensch. 1905.

Dryhurst. — Raphael. By A. R. Dryhurst. With forty-one illustrations. London, Methuen & Co. s. a.

Eberhard. — Handbuch der akademischen Vereinigungen an den deutschen Universitäten. Herausgegeben von E. H. Eberhard. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Ebner-Eschenbach. — Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Egloffstein. — Caroline, Großherzogin von Sachsen. 1884—1905. Ein Erinnerungsblatt von Hermann Freiherrn v. Egloffstein. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Ferry. — La France en Afrique. Par Edmond Ferry. Paris, Armand Colin. 1905.

Festgabe aus Schillers Werken. — Zum 9. Mai 1905. Berlin und Leipzig, Hermann Hillger.

Gaffre et Desjardins. — Inquisition et inquisitions. Par Gaffre et Desjardins. Paris, Plon. 1905.

Gander. — Die Batterien. Von Martin Gander. Mit 23 Textillustrationen. Einsiedeln, Waldshut und Köln a. Rh., Benziger & Co. 1905.

Gaston-Routier. — Le capitaine Saint-Méry. Roman documentaire par Gaston-Routier. Paris, Albert Fontemoing. 1905.

Gilbert. — France et Belgique. Études littéraires. Par Eugène Gilbert. Lettre-préface de Paul Bourget. Paris, Plon. 1905.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Elfter Band. Dramen in Prosa. Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gothein. — Bismarck in der inneren Politik. Rede von Eberhard Gothein. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Guastella. — Saggi sulla teoria della conoscenza. Saggio secondo. Filosofia della metafisica. Di Cosmo Guastella. Palermo, Remo Sandron. 1905.

Hackmann. — Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung von H. Hackmann London. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Harpf. — Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Von Adolf Harpf. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Hauptmann. — Die Austreibung. Tragisches Schauspiel. Von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1905.

Hauptmann. — Miniaturen. Von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callway. 1905.

Heinzmann. — Deutsches Theaterrecht. Von Kurt Heinzmann. München, C. H. Beck. 1905.

Heynacher. — Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Heynacher. Leipzig, Dürr. 1905.

Heyse. — Sechs kleine Dramen von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1905.

Höcker. — Zur Freiheit. Roman von Paul Oskar Höcker. Berlin, Leipzig und Wien, W. Vobach & Co. O. J.

Hofe. — Sehnsucht. Roman von Ernst von Hofe. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Horn. — Akademische Freiheit. Von Ewald Horn. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1905.

Horn. — Die Entfesselten. Drama in drei Akten von Hermann Horn. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Jäger. — Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von Johannes Jäger. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart, Max Kielmann. 1905.

Judeich. — Topographie von Athen. Von Walther Judeich. Mit 48 Abbildungen im Text und 3 Plänen in Mappe. München, C. H. Beck. 1905.

Kalthoff. — Schule und Kulturstaat. Von A. Kalthoff. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Kaufmann. — Aus den Tagen des Kölner Kurstaats. Nachträge zur Kaufmann-von Pelzenschen Familiengeschichte. Von Paul Kaufmann. Bonn. P. Hanstein. 1904.

Kohlenegg. — Was Toby von Krake schrieb und andere Geschichten. Von Viktor v. Kohlenegg. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Kohut. — Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners von Adolph Kohut. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Lafcadio Hearn. — Kokoro. Von Lafcadio Hearn. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. Mit Vorwort von Hugo v. Hofmannsthal. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1905.

La Mara. — Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. VIII. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Landhaus, Das deutsche. — Wochenschrift für Heimkultur. 1905. No. 1. Berlin, Hempelscher Verlag, G. m. b. H.

Lang. — Das österreichische Staatsproblem und seine Lösung. Politische Programmstudie von Otto Lang. Wien, C. W. Stern. 1905.

Langstedt. — Der gute Hirte. Geschichte eines kleinen Savoyarden. Von Adolf Langstedt. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Elsbeth Mohr. Bern, Gustav Grunau. 1905.

Laucher. — Die Kronenquelle zu Obersalzbrunn in Schlesien. Von Carl Laucher. Neu herausgegeben von S. Scherbel. Breslau, Grass, Barth & Co. 1904.

Lemmermayer. — Die Leiden eines deutschen Fürsten. (Herzog Elimar von Oldenburg.) Biographische Skizze von Fritz Lemmermayer. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Magnus. — Sechs Jahrtausende im Dienst des Äskulap. Mit 18 Abbildungen im Text. Von Hugo Magnus. Breslau, J. U. Kern. 1905.

Marcinowski. — Nervosität und Weltanschauung.

Studien zur seelischen Behandlung Nervöser nebst einer kurzen Theorie vom Wollen und Können. Von J. Marcinowski. Berlin, Otto Salle. 1905.

Melvis. — Die Grenzwarte. Ein Meyer Roman. Von Marianne Mewis Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Mörike. — Eduard Mörikes sämtliche Werke. Herausgegeben von Rudolf Krauß. Mit vier Bildnissen, zwei Schattenrissen und einem Brief als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse.

Mörike. — Gesammelte Schriften von Eduard Mörike. Volksausgabe. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Müller. — Lyrische Gedichte des Malers Friedrich Müller. In Auswahl von C. Kohl. Kreuznach, Karl Scheffel. 1905.

„Mutterschutz". — Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Helene Stöcker. Erster Jahrgang, erstes Heft. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1905.

Nathusius. — Die Herrin auf Bronkow. Roman von Annemaria von Nathusius. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Natorp. — Pestalozzi und die Frauenbildung. Von Paul Natorp. Leipzig, Dürr. 1905.

Nesselrot. — Das Fräulein von Beer. Roman von E. v. Nesselrot. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Niebergall. — Welches ist die beste Religion. Von Friedrich Niebergall. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Nolhac. — Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour. Von Pierre de Nolhac. Deutsch von Th. Müller-Fürer. Berlin, Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Oeheke. — Bettina von Arnims Briefromane. Von Waldemar Oeheke. (Palaestra XLI.) Berlin, Mayer & Müller. 1905.

Oertzen. — Das Leben und Wirken des Staatsministers Jasper von Oertzen. Ein Beitrag zur Geschichte Mecklenburgs, insbesondere seiner Beziehungen zum Deutschen Bunde. Von Hellmuth von Oertzen. Schwerin i. M. Fr. Bahn. 1905.

Ostwald. — Kunst und Wissenschaft. Vortrag von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Veit & Co. 1905.

Pagès. — Le grand électeur et Louis XIV. 1660 bis 1688. Par Georges Pagès. Paris, Georges Bellais. 1905.

Passer. — Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino. Von Arnold von der Passer. Mit Textillustrationen von Theodor Kühne. Leipzig, Johannes von Schalscha-Ehrenfeld. 1905.

Petrovic. — Der russische Umsturz und die Sozialdemokratie. Von Alexander Petrovic. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Petrow. — Rußlands Dichter und Schriftsteller. Von G. S. Petrow. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1905.

Petsch. — Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. Von Robert Petsch. München, C. H. Beck. 1905.

Pilatus. — Was verlangen wir vom Richterstande? Eine juristische Studie in sozial-pädagogischer Beleuchtung. Von Irenaeus Pilatus. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson. 1905.

Pruvot. — Au service de l'Alsace. Par Charles Pruvot. Paris, Édition de „La Pensée". 1905.

Rauch. — Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert. Eine offiziöse Darstellung aus der kurmainzischen Kanzlei. Herausgegeben und erläutert von Karl Rauch. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1905.

Riemann. — Wangeroog, die Insel und das Seebad in Vergangenheit und Gegenwart. Von F. W. Riemann. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. Oldenburg, Schultzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Römpler-Neubner. — Das Gebet des Herrn und das Gebet der neuen Menschheit. Von Meta Römpler-Neubner. Kronstadt-Brasso, Wilh. Hiemesch. s. a.

Rösiger. — Friedrich Schiller. Gedächtnisrede von Ferdinand Rösiger. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Scheid. — Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner „romantischen Tragödie" als Heilige dargestellt? Von Nik. Scheid. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1905.

Schmidt. — Kunstgeschichte. Von Max Schmidt. Nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Clarence Sherwood. Erste Lieferung. Neudamm, J. Neumann.

Schüller. — Schutzzoll und Freihandel. Die Voraussetzungen und Grenzen ihrer Berechtigung. Von Richard Schüller. Wien-Leipzig, Tempsky-Freytag. 1905.

Speidel. — Um des Weibes willen. Novelle von Felix Speidel. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Sprecher. — Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens. Von Joh. Andr. v. Sprecher. Dritte Auflage. Basel, Basler Buch- und Antiquariatsbuchhandlung vormals Adolf Geering. 1905.

Ssymank. — Die freistudentische oder Finkenschaftsbewegung an den deutschen Hochschulen. Von Paul Ssymank. Berlin, Weidmann, 1905.

Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen. Verfaßt von einem Auslands-Deutschen. Zweiter Teil. Zürich, Zürcher & Furrer. 1905.

Stilgebauer. — Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. Von Edward Stilgebauer. III. Im engen Kreis. Berlin, Verlag von Rich. Bong. O. J.

Strakosch-Graßmann. — Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. Von Gustav Strakosch-Graßmann. Mit 95 Porträts und 29 Abbildungen im Texte und zwei Beilagen. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1905.

Strigl. — Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Geschichte einzelner Wörter. Von Hans Strigl. Erste Folge. Wien und Leipzig, Leopold Weiß. 1905.

Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von Gustav Sacerdote. Teil I: Italienisch-Deutsch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. O. J.

Teichmann. — Vom Leben und vom Tode. Ein Kapitel aus der Lebenskunde von E. Teichmann. Mit zwei Abbildungen. Vierte Auflage. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. O. J.

Tourville. — Histoire de la formation particulariste. Par Henri de Tourville. Paris, Firmin-Didot & Cie. s. a.

Trinius. — Wilde Rosen und andere Erzählungen. Von A. Trinius. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1905.

Urkull. — Das Reich des Schönen. Roman von Gräfin L. Urkull. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Viola. — Il tricolore italiano. Saggio bibliografico con due appendici. Di Orazio Viola. Catania. Concetto Battiato. 1905.

W. — Lösung der sozialen Frage. Auf an die Arbeiter von F. W. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Weise. — Ästhetik der deutschen Sprache. Von Oskar Weise. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Werrow. — Primula veris. Gedichte von Wera Werrow. Dresden, E. Pierson. 1905.

Werth. — Kleine Leute. (Lütte Lüd.) Drei Einakter von Peter Werth. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Windelband. — Schiller und die Gegenwart. Rede von Wilhelm Windelband. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Wirz. — Gedichte von C. Wirz. Straßburg i. E., Josef Singer. 1905.

Wisotzky. — Schicksalsstunden. Vier Szenen von Kurt Wisotzky. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand. 1904.

Witt. — Die weltliche Komödie. Von Martin Witt. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Wünsche. — Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Von Aug. Wünsche. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag. 1905.

Zeglin. — Gedichte von Frida Zeglin. Dresden, E. Pierson.

Zilliacus. — Das revolutionäre Rußland. Von Konni Zilliacus. Autorisierte und im Auftrage des Verfassers veranstaltete Übertragung aus dem Schwedischen von Friedrich von Känel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das klingende Fließ.

Novelle

von

Anna Behnisch-Kapplein.

Das war das Glück der grauen Stunden, im Schutz der Dämmerschatten ungesehen zu schweifen. Nebel mußten steigen, Farben verblassen, Erde und Himmel zusammenfließen im Schweigen der Einsamkeit, und nur die Bäume mußten ragen und ihre Körper in dem ungewissen gleitenden Dunst ins Riesenhafte recken. Am köstlichsten war das, wenn es Herbst wurde und das Laub zu fallen begann. Alle Verästelungen der schön gewachsenen Buchen- und Kiefernkronen zeichneten sich dann in ihren interessanten Linien in die Luft, und Hildegards Auge zeichnete sie nach, gestaltete sie um ins Phantastische und übertrug sie im Geist auf schillernde Seidenstoffe und irisierende Glasflächen. Solche Stunden brachten dem gleichförmigen Gang ihrer Tage die Erlebnisse; aber das wußte sie nicht. Für sie lag das Erleben noch draußen in der wogenden Welt, auf die sie wartete.

Am liebsten wanderte sie, wenn der Vater am späten Nachmittag zu seiner Billardpartie ging, über freies Feld. Was da wuchs, waren zwar nur Kohlköpfe und Rübenkraut; doch das stumpfe Blaurot und das warme Grün, das in langen Streifen die weite Ebene überzog, erschien ihrem sensitiven Blick wie eine schimmernde Taffetdecke, unter der sich ein Geheimnis verbarg. Und drüber stand der Himmel in grellem Gelb und Rot oder in kaltem Grün, das sich in trauriges Violett verlor, und redete auch von Farben- und Strahlenwundern. Noch später aber, wenn diese Wunder schlafen gingen und nur ein durchsichtiges bläuliches Grau zurückblieb, aus dem matte Silberpunkte tauchten, lief sie den Waldhang hinan, zu dessen Fuß ihr Heimatsstädtchen sich breitete, und horchte in die Wipfel. Dort war ein tausendfältiges Regen, das sich nur im Sinken der Nacht vernehmen ließ, — flüsternde Blätter, träumende Vögel, huschendes Nachtgetier und das Lied der Nacht selber, das nur von der Seele erlauscht wird. Dunkler und dunkler standen die Bäume gegen den Himmel. Manchmal durchpulste das Mädchen ein

Schauer; den aber liebte sie, den wollte sie auskosten. Und tiefer wagte sie sich hinein in den Irrgartenzauber, den der schlummernde Wald ausübt. Sie kannte den Weg. Am schwanken Geländer tastete sie sich die verwitterte, in Kehren angelegte Treppe hinab, die auf der andern Seite in den dickichtumschlossenen Grund führte. Dort blinkte ein Wässerlein, schiefergrau wie ein Hausdach im Mondschein. Es hieß von altersher das klingende Fließ. Der Name traf nicht zu. Es floß nicht und es klang nicht. Regungslos, von Tangpflanzen überspunnen, lag es da, zwei ovale Weiher bildend. Der kleinere war ein wenig tiefer gelegen als der größere, von dem ein Rinnsal in jenen verrieselte. Doch dieses Geräusch war kaum wahrnehmbarer als das fallender Regentropfen. Dennoch war die Luft ringsum voll Klingen Tag und Nacht. Telegraphendrähte zogen quer durch den Wald, und in der großen Stille tönte ihre seltsame, von blitzbeschwingten, kreuzenden, schicksalsschweren Kunden gegeigte Musik, auf die sonst niemand achtete, bald wie das Summen eines Bienenstockes, bald wie entferntes Orgelbrausen. In diese Musik sang Hilde ihr eigen Lied hinein, erschrak vor dem Klang der eigenen Stimme, sang doch weiter, stockte, wenn ein Windstoß durch die Büsche ging, oder wenn unter ihrem Fuß das trockene Laub raschelte, zwang sich zu bleiben und starrte unter wachsendem Grauen wie hypnotisiert auf das Wasser, das wie ein Eulenauge in der Nacht glimmte . . . Bis sie zu sehen meinte, daß dieses Auge einen Blick bekam, der sich grün und lauernd auf sie heftete. Dann erst floh sie, aber immer noch leise vor sich hinsingend. Sie wollte nicht feig sein.

Natürlich wurde sie in den Straßen gesehen, wenn sie mit rotem Kopf von ihren späten Wegen wiederkam. Aber ihr klopfte das Herz zu sehr, um sich rückschauend aufzuhalten, und ihr Sinn war voller Bilder, so daß sie nichts andres auffaßte.

Bei der Lampe übertrug sie diese Bilder dann mit Stift und Farbe aufs Papier, oder sie knetete in nassem Ton märchenhafte Blüten und Blätter, die sie um Kannen und Teller und Vasen rankte.

Die ihr aber zuvor begegnet waren und dann das Licht bis Mitternacht hinter ihrem Fenster brennen sahen, steckten die Köpfe zusammen und waren zufrieden, in dem Einerlei der Kleinstadt Beobachtungen zu haben, an denen sich herumdeuteln ließ und die man bei der nächsten Kaffeegesellschaft in der interessantesten Form kursieren lassen konnte.

Hildegard fühlte wohl, daß man sich in Hinterberge über sie aufhielt. Es war ihr innerlich gleichgültig, weil sie die Angelegenheiten der Menschen um sie her ihr Leben lang gelangweilt hatten; doch es genierte sie äußerlich, wenn sie sich gezwungen sah, spitzen Worten scharf zu begegnen, neugierige und vorwurfsvolle, wenn nicht gar beleidigende Blicke auszuhalten. Deswegen nahm ihre Stimmung gegen die Kreise, auf die sie als ihres Vaters Tochter angewiesen war, nach und nach eine gewisse Feindseligkeit an — die ihr von der gesamten Bekanntschaft, die sie hatte aufwachsen sehen, reichlich heimgezahlt wurde —, und ihre Sehnsucht in die Weite fing an, sie qualvoll zu beherrschen.

Der Vater ließ sie gewähren. Seit er seinen Postdienst quittiert hatte, wollte er nichts als seinen Feierabend in Frieden genießen. Deswegen ging er aufregenden Meinungsverschiedenheiten grundsätzlich aus dem Wege. Hilde machte ihm sein Haus bequem, das war dem an lange Einsamkeit gewöhnten Witwer genug. Mit Hilde ließ sich verständig reden, wenn man bei Tisch saß, — das war schon viel, beobachtete er doch, daß die Freundinnen, die zu ihr kamen, durchweg Unsinn schwatzten und beständig kicherten. Deswegen war es ihm auch recht, daß sie immer seltener in seinem Hause wurden. Und für den Stammtisch und die Billardrunde hing er unlöslich mit ein paar alten Junggesellen zusammen, die sich gleich ihm den Teufel um andres als die hohe Politik bekümmerten. Er war froh, daß seine Tochter nicht den Anspruch an ihn stellte, ausgeführt zu werden; also machte auch er keine Ansprüche geltend. Kam sie selten aus, so war wenigstens keine Gefahr, daß sie bald unter die Haube kommen würde. Er wollte sich für seine alten Tage eine Pflegerin erhalten.

Hilde dachte auch gar nicht ans Heiraten. Von den paar Herren, die sie kannte, kam keiner dafür in Betracht; das wußte sie selber. Für den Oberlehrer, dem ihr aufgeweckter Geist gefiel, war sie nicht korrekt genug, für den Oberleutnant, der sich in ihre lebendigen schwarzen Augen verguckt hatte, zu arm, und für den Forstassessor, der nach einer Oberförsterei ausschaute, zu unpraktisch. Blieb noch Richard Ehrecke, ihr Jugendfreund; doch eben weil er ein so guter Freund war, vermochte er keine romantischen oder gar leidenschaftlichen Empfindungen in ihr zu wecken, und ein so guter Freund konnte er sein, weil das ererbte unheilbare Leiden ihn von vornherein zum Alleinsein bestimmt hatte. Er tat ihr leid, lag über seinem Leben doch die Wehmut eines frühen Endes; aber sie freute sich zugleich, daß sie einen Mann kannte, mit dem sie kameradschaftlich unbefangen verkehren durfte. Das künstlerische Element in ihr brauchte männliche Anregungen, und Richard Ehrecke war der erste gewesen, der zu ihr gesagt hatte: Sie sind eine Künstlerin.

Sonst wußte er von Kunst nicht viel zu reden. Er war zum Landwirt erzogen und hatte wegen seines geschwächten Organismus den Beruf bald aufgeben müssen. Nun lebte er seit Jahren wieder als Postmeister Eggebrechts Nachbar in Hinterberge bei seiner alten Mutter, verwaltete deren Häuschen, verwertete seine praktischen Erfahrungen bei der Bestellung des großen Gartens, trieb allerhand Liebhabereien, die ihn über sein Leben des erzwungenen halben Müßigganges hinwegtäuschten, und unternahm, wenn es ihm gut genug ging, große Erholungsreisen. Diese Reisen waren das Eigentliche, was Hildegard Eggebrecht an ihm interessierte. Sie unterschieden ihn von seiner Umgebung, verliehen ihm einen gewissen Nimbus und hatten ihm tatsächlich zu einem erweiterten Anschauungskreise und einem vertieften Lebensgehalt verholfen.

Er hatte den Süden gesehen, Hildes Land der Träume, hatte seinen Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt, vor den Sphinxen und Pyramiden Ägyptens gestanden und war übers Meer gefahren, über das blaue adriatische Meer ... Schon der Klang dieses Namens berauschte Hilde. In die Bilder, die sich Ehrecke von den Küstenländern des ewigen Frühlings, von den Marmor-

palästen Venedigs und den Ruinen des alten Rom mitgebracht hatte, bohrte sie ihr forschendes Auge förmlich hinein, bis die Landschaften sich vor ihr belebten und sie sie innerlich erlebte. Ehrecke erzählte gern von seinen Fahrten, ohne Prätension und ohne Bewußtsein für das Wirksame; gerade die Naivetät färbte seine Schilderungen realistisch. Wenn sie von seiner schlichten Mutter kam, die sie nur so oft besuchte, um an Worten italienischen Klanges die Mischung von Zigeunerblut in ihrem Wesen aufzustacheln, wußte sie oft vor ohnmächtigem Lebensdrang nichts andres zu tun, als vor die Stadtgrenze bis an die Eisenbahnschienen zu laufen, sich in das versengte Gras des Bahndammes zu kauern und mit verhaltenem Atem zu lauern, bis sich in der Erde wie leise Wellenstöße ein Vibrieren kund gab, das wuchs und anschwoll zum Brausen und Schüttern. Der D-Zug Wien—Paris donnerte vorüber so nah, daß ihr Hören und Sehen verging. Seine Dampfwolken hüllten sie ein, seine Feueraugen beleuchteten in grellem Schein ihr Gesicht. Sie fühlte sich sekundenlang der unbekannten Ferne verbunden. Oder wenn sie die Leute, die die Wege in der Bahnhofsgegend belebten, vermeiden wollte, dann lief sie zum klingenden Fließ und horchte auf den Gesang der Telegraphendrähte. Der war noch unwirklicher, die Phantasie hatte weiteren Spielraum. Da war kein Fahrplan, der ihr auf die Minute sagte, wann der Schnellzug kam und wann der Blitzzug daherraste; da war ein ewiges, geheimnisvolles Hin- und Herfliegen der Beziehungen von Süden und von Norden, von Osten und von Westen. Da konnte Tod und Leben über sie hinschweben, Liebesseligkeit und Verzweiflung, und das feine Summen war wie leiser Flügelschlag, der sie anrührte und von den starken Mächten des Daseins grüßte.

Einmal, mit übervoller Seele, hatte sie davon zu Richard Ehrecke gesprochen, als er ihr bei seinem täglichen Waldspaziergang am klingenden Fließ begegnet war. Da war es geschehen, daß er ihr gesagt hatte: „Sie sind eine Künstlerin, Fräulein Hilde.“ Sie hatte nie verstanden, warum er das in jenem Augenblick, gleichsam zusammenhanglos, gesagt hatte; aber es ging ihr nach, und von da an zeigte sie ihm alle ihre Studien. Das war nun freilich unbefriedigend. Er wußte sie nicht zu lehren und zu beraten; er war sogar zu ungelenk, ihrer natürlichen Eitelkeit mit einem Lob zu schmeicheln. Dennoch erklärte er immer wieder, wenn sie voll Unmut ihre tastenden Versuche aufgeben wollte: „Sie müssen weiterarbeiten, in Ihnen steckt etwas.“ Das war das Gegenteil von dem, was alle andern zu ihr redeten. Und er brachte ihr getrocknete Farren, deren Formen sie anregen sollten, lieh ihr seine Schmetterlings- und Käfersammlungen, damit sie sich die schillernden Farben zum Muster nehme, und entschloß sich sogar, wenn sie ein Modell brauchte, ihr seine schönsten Rosen zu brechen, die er ihr rücksichtslos verweigerte, sowie sie sie zum Putz begehrte. Denn seine Blumen, das waren seine Kinder. Er war der geborene Gärtner, und die „glückliche Hand“, die eigentlich eine liebevolle Seele ist, bewährte sich bei all seinen Pfleglingen.

Einmal seufzte Hilde, als sie am Herbstnachmittag bei seiner Mutter saß und der allzeit Tätigen das Garn zum Wickeln hielt: „Ihre Blumen haben es besser als die Menschen.“ In der niedrigen Wohnstube des alt-

modischen Bürgerhauses hing schon die Dämmerung. Nur die gehäkelten weißen Decken auf den Sesseln und Kommoden gaben noch einen hellen Ton in das Graubraun der Stunde. Auf den weißen Gesichtern der Menschen, die in das Innere des Zimmers blickten, lag tiefer Schatten. Hilde fühlte gern den Schatten auf ihren Zügen, der machte sie mutiger.

„Ihre Blumen haben es besser als die Menschen. Ob sie Wasser oder Licht oder Wärme brauchen, alles wird ihnen jeden Tag zur rechten Zeit gegeben. Der Mensch kann zusehen, wie er sich selbst zum Unentbehrlichsten verhilft."

Richards mittelgroße, etwas schmächtige Gestalt lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster, so daß die Silhouette, die sich gegen den helleren Hintergrund zeichnete, deutlicher als sonst verriet, daß er den Oberkörper ein wenig vornüber gebeugt trug. Die grauen Fäden, die das volle Blondhaar des Dreißigers durchzogen, deckte die Dämmerung. Doch selbst im Halbdunkel erkannte Hilde noch, daß in seinen Augen ein Ärger aufglomm, weil man seine Liebhabereien angriff.

Auch die eifrige Mutter sah es. Fast gereizt entgegnete sie: „Wasser, du lieber Gott, als ob es was Bescheideneres gäbe! Und Licht ist auch für die Blumen eine Himmelsgabe, die knapp wird jetzt zum Winter. Aber sie fügen sich drein. Nur sich fügen, das will die Jugend von heute nicht mehr. Das bißchen Wärme, das so ein junges Herz braucht, könnte es sonst auch wohl finden." Sie sah ihren Sohn an.

„Wärme —" wiederholte der und nickte. Und Hilde wunderte sich, was für einen vollen Klang seine Stimme haben konnte. „Aber dafür werden sie auch beschnitten und gebunden und bleiben im Glashause. Das wäre nichts für Sie, Fräulein." Das war wie eine Antwort an die Mutter gesagt.

„Nein, wahrhaftig." Hilde sprang auf von ihrem Stuhl und ließ das Garn fallen. „Zur Treibhauspflanze wäre ich nicht geschaffen. Mir wäre Freiheit lieber als Sonnenschein, — da ließe ich mir auch gern 'mal einen rauhen Wind um die Nase streichen."

„Erst heben Sie gefälligst das Garn wieder auf, mein Kind," rief die Alte, die mit Entsetzen der heillosen Verwirrung zusah. „Ordnung geht über alles. Eine Sache anfangen und auf halber Tour wieder hinwerfen — damit werden Sie nie im Leben zurechtkommen — auch in der sogenannten Freiheit nicht. Was für Redensarten das überhaupt sind!"

Richard trommelte nervös mit den Fingern auf das Fensterbrett, während die Frauen sich um die verfitzten Fäden mühten. „Aber so schneidet dies Gewirr doch einfach durch! Bei dem Geschäft könnt ihr noch Stunden verbringen."

Hilde sah dankbar zu ihm auf.

„Das wäre mir das Rechte! Sechzig Jahre bin ich alt geworden und kann mich rühmen, niemals einen Knoten durchgeschnitten zu haben. Ein Mädchen, das auf sich hält, knüpft die Knoten auseinander. Die Ruschligkeit muß man sich freilich dabei abgewöhnen."

Hilde fuhr sich durch die Haare. Sie hatte das Gefühl, daß sich die „Ruschligkeit" auch auf ihre Frisur bezog, deren starke schwarze Strähnen

ungebärdig die Nadeln abwarfen und ihr mit krausen Lockenspitzchen den Scheitel kränzten.

Der junge Mann trat herzu und zog sein Federmesser aus der Tasche. Ritsch — da war die lange Baumwollschlange zu lauter kleinen Enden zerstückt. Frau Ehrecke schrie auf vor Entrüstung. Auch das Mädchen unterdrückte einen kleinen Schrei, den die Erleichterung ihr eingab, langte nach Hut und Jacke und war wie der Wind an der Korridortür. „Guten Abend, Tante Ehrecke; jetzt hab ich Angst vor Ihnen." Mit hellem Lachen war sie draußen. Ehe sie die Flurtür ins Schloß werfen konnte, stand Richard hinter ihr. Er lachte auch. „Mit diesem Gewaltstreich habe ich Ihnen den Abend gerettet. Sie wollen doch heut noch zeichnen."

Ihr Atem ging rasch. „Das war gut von Ihnen. Ich mach's Ihnen nach. Ich lerne niemals Knoten lösen."

„Schade," sagte er und schüttelte ihr die Hand zum Abschied.

Seit jenem Abend grollte Tante Ehrecke mit dem Mädchen. Es kam fortan nur selten ins Haus; denn es wußte sich unwillkommen und fühlte, daß die Frau noch mehr gegen es auf dem Herzen habe als den Ärger um das ruinierte Strickgarn. Aber Hilde hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, und betrauerte die verlorene Freundschaft nicht arg. Weit mehr schmerzte es sie, daß ihr Richards Volieren und sein Aquarienhaus nun verschlossen blieben, mit deren Bewohnern sie in vertraulichsten Beziehungen gestanden hatte. Da waren die Laubfrösche, denen sie Fliegen fing, die Goldfische, deren schimmerndes Rot sie mit Seidenfäden auf eine silberfarbene Decke übertragen hatte, der weiße, mit gelbem Stutz gekrönte Kakadu, der ihren Namen sprach; da war eine Elster, mit der sie sich zu necken liebte, ein zahmer Star, den sie ihre Lieblingslieder pfeifen gelehrt; da gab es Webervögel und Wellensittiche in schönen weiten Käfigen und Pfauen und Fasanen, die den Garten bevölkerten. Eine exotische Welt, an deren Kleinleben ihr Herz hing.

Wenn sie mit Richard über den Gartenzaun plauderte, mußte er ihr bis ins geringste von dem Befinden seines zoologischen Gartens Bericht erstatten.

Als ihr Geburtstag kam, brachte er ihr den Starmatz zum Geschenk. Aber das gab eine Enttäuschung. Sie war zerstreut und fahrig, und der Postmeister, den ihre Unruhe unsicher machte, empfing die Gratulanten in schlechter Laune. Der kluge Vogel, dem sich die Stimmung mitteilte, wollte nicht singen, und sein Herr war froh, als die Anstandsfrist der Staatsvisite um war. Da, als er sich schon zum Gehen wendete, hielt ihn Hilde fest. „Wollen Sie nach Tisch am klingenden Fließ sein?"

Er sah sie ungläubig an. „Es gießt ja, Fräulein."

Sie glühte vor Eifer. „Eben deswegen. Dort geht heute kein vernünftiger Mensch spazieren. Ich hab Ihnen was Großes zu erzählen. Papa weiß noch nichts."

Der Regen hörte gegen Mittag auf. Aber er hatte das letzte Laub von den Bäumen gerissen. Alle Waldwege waren bis zur Unkenntlichkeit bestreut

mit gelben und roten Blättern wie mit Schnee, der alles gleich macht. Vom Boden ging ein Leuchten aus. Über den Bäumen und über der Ferne hing ein grauer Flor. Es war sehr heimlich im Walde. Kein Windhauch strich, und die Regentropfen, matt beschienen, blieben am Gezweige haften.

Richard kam in seinem Wettermantel, den mochte Hilde leiden. „Er gibt Ihnen so was Behäbiges, Onkelhaftes, daß man Zutrauen zu Ihnen haben kann," pflegte sie zu sagen.

Natürlich war sie früher da als er, ein Matrosenhütchen auf dem störrischen Haar, die schlanke Taille noch im Sommerjackett; denn sie fror nie. In dem unregelmäßigen Oval ihres aparten Gesichtes, dessen Teint den Anflug eines warmen Bronzetons zeigte, lebte jede Linie.

Als sie Richard den Hang hinunterkommen sah, zog sie einen Zeitungsausschnitt aus dem Portemonnaie und lief ihm damit die Treppe hinauf entgegen. „Ich muß Ihnen 'was vorlesen."

Er ging ein wenig schwer, da er erst den Berg hatte emporsteigen müssen; aber er ließ sich die Mühe nicht merken. Schon las sie: „‚Im Kunstgewerbesalon des Berliner Westens, in dem jüngst die Wunderwerke eines französischen Goldschmiedemeisters Sensation erregten, macht augenblicklich eine Reihe höchst eigenartiger Kunststickereien von sich reden. Die Arbeiten sind technisch nicht ohne Mängel hergestellt; aber aus den Entwürfen zu diesen Wandbespannungen, Decken, Paravents und Kissen spricht eine so kühne, künstlerisch empfängliche und gestaltungsfähige Phantasie und ein ebenso originelles wie sicheres Stilgefühl, daß wir dem Namen der jungen Künstlerin nicht zum letzten Male begegnet sein dürften.' — Wer ist die ‚junge Künstlerin?' Können Sie raten?"

Richard hatte all seine Beschwerden vergessen. „Was habe ich Ihnen gesagt, Fräulein Hilda? Nun können Sie glücklich sein."

„Hier an dieser Stelle haben Sie's gesagt. Das vergeß ich Ihnen nie. Aber daß gerade Sie es zuerst sagten, versteh ich noch heute nicht."

„Gerade ich —" wiederholte er mit einem guten Lächeln, das die Bitterkeit des Tons zudeckte. „Es kam mir auch nur so in den Sinn, wie ich Sie phantasieren hörte. Die sieht mehr als andre Menschen, dachte ich, das muß wohl Künstlerart sein. Denn Ihre Zeichnungen und Stickereien selber, sehen Sie, — von denen hat mir eigentlich noch keine so recht gefallen. Meine lebendigen Goldfische sind mir lieber als Ihre gestickten mit dem verrenkten Schwanz."

„Aber die sind doch stilisiert — natürlich," lachte das junge Mädchen.

„Stilisiert, na ja. Davon verstehe ich eben nichts. Das mag der Herr Professor oder wer den Artikel sonst verfaßt hat, besser beurteilen."

„Den Artikel hat ein berühmter Kritiker in einer Berliner Zeitung geschrieben," sagte sie stolz.

„Aber wie sind denn Ihre Sachen überhaupt nach Berlin gekommen? Haben Sie das so ganz heimlich bewerkstelligt?"

Sie nickte. „Wissen Sie, an dem Abend noch, als ich Ihrer Mutter das Garn zerzauste. In solchem Wollknäuel saß ich selber eingewickelt hier in

Hinterberge, mußte ich immer denken. Wenn ich das abwickeln soll, werde ich alt und grau darüber. Durchschneiden — wie Sie! Und ich packte meinen Kram zusammen, schrieb einen Brief dazu — einfach so darauf los, und schickte alles in den Kunstsalon, von dem ich schon oft in den Journalen gelesen hatte. Dann hab ich auf Antwort gewartet, — ich sag Ihnen: aufhängen hätte ich mich mögen, wenn der Briefträger nichts hatte — wieder und wieder. Schließlich konnte ich gar nicht mehr schlafen des Nachts. Endlich gestern abend, wie ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, kommt dieses Zeitungsblatt als Drucksache. Da, lesen Sie zu Ende . . ."

Sie standen nun unten am Fließ, das ganz von einer schimmernden Decke aus moderndem Laub überzogen war. Ein übler Geruch stieg von dem sumpfigen Boden auf; der Aufenthalt zwischen den nassen Sträuchern, die voll weißer und roter Beeren hingen, war sehr unwirtlich. Richard fröstelte es; aber Hildas Augen leuchteten wie junger Frühling. „Und nun, wissen Sie, was ich tue? Adieu Hinterberge! Zu Neujahr geh ich nach Berlin und lerne was. Ein zweites Mal soll mir niemand von technischen Mängeln reden. Bei Tante Grete werde ich wohnen können, und dann geh ich in die Museen und Ausstellungen und höre Vorträge und will mich ordentlich einleben in alle Gesetze der Kunst."

Richard schwieg und dachte nach. „Aber glauben Sie denn, daß Ihnen in der großen Stadt noch so viel einfallen wird," fragte er endlich, „zwischen den vielen Häusern und den vielen Menschen? Was in Berlin an Ihren Arbeiten aufgefallen ist, das — wie soll ich sagen — das Besondere, was nur Ihnen in den Sinn kommt, das haben Sie sich doch gerade hier ausgedacht — in dieser Umgebung und so ganz in der Einsamkeit."

Hilde sah scharf zu ihm hinüber. Das war wieder so ein Wort, von dem es sie verwunderte, daß gerade er es sagte. Es war wie ein Signal, aufgepflanzt im Nebel. Aber es störte ihre sieghafte Stimmung. „Nun wollen Sie flau machen," schmollte sie. „Und gerade auf Sie hatte ich gerechnet, daß Sie meine Pläne bei Papa unterstützen sollten. Übrigens halten Sie mich doch nicht für so armselig. Hundert Jahre könnt ich reichen, so viel fällt mir ein. Da zum Beispiel, sehen Sie hin, da ist schon wieder was: Wie durch die hellgrauen Wolken jetzt ein gelblicher Schein bricht — man ahnt die Sonne dahinter — und dort ziehen sie sich ganz auseinander, ein Stückchen Blau kommt zum Vorschein, nein, Lila, — eine ganz matte Fliederfarbe — und vorn die rötlichen Zweige in dem grauen Dunst und die graugrünen Schilfhalme, — wie die Farben zusammenfließen, das ist köstlich. Ich denke mir einen hohen Wandschirm — weiße Seide, — den Himmel — lila, grau und ein Hauch von Gelb — getuscht, die Bäume gestickt mit stumpfen Fäden, am Schilf hängende Tropfen — aus Perlen — und in der Mitte zur kräftigeren Gegenwirkung ein Eckchen vom klingenden Fließ, schiefergrau in glänzender Seide. Den Stoff in altsilbernen Rahmen gespannt.

„Der Schirm muß in einem Raum mit sehr hellen, resedagrünen Tapeten stehen, die Möbel müssen graues Holz und grüne Polster haben, — die Gardinen von lila Mull, mit einer gelblichen Schleife gehalten, — über den

Fußboden ein großer schiefergrauer Teppich . . . Das wäre Stimmung . . . sehen Sie doch, jetzt." Sie stützte sich leicht auf Richards Schulter und schwang sich mit den Füßen auf eine Bank, um mehr vom Himmel übersehen zu können. Im Westen zeigte sich ein grünlicher Streifen, fein wie die Innenblätter einer Teerose. „Schaun Sie doch nur. Nun hab ich den Übergang, der fehlte mir noch. Am Horizont klingt nun das Grün des Schilfs schon an — nur in einem Pinselstrich. Nun ist die volle Harmonie gefunden."

Richard Ehrecke, der vom Wege aus den grünen Streifen nicht sehen konnte, zog sich den Mantel fester um die Schultern. Hilde bemerkte das. Unmutig sprang sie von der Bank in einen Haufen raschelnden Laubes. „Ach Gott, ihr seid ja alle Philister. Wir wollen nach Hause gehen."

„Es ist ein bißchen schnell, Fräulein, daß Sie die Philister vor den Kopf stoßen. Wenn nun der Papa ‚Nein' sagt zu Ihren Berliner Plänen und Sie müssen doch hier bleiben?"

„So geh ich dennoch! — Ach, seien Sie wieder gut, ich wollte Sie nicht kränken. Papa wird schon einwilligen; es ist ja nicht anders, als wenn" — sie stockte, lachte und wurde ein wenig rot — „als wenn ich mich verheiratete. Dann ging ich doch auch fort, und er müßte es zufrieden sein."

„Hm . . ." Daß Hilde heiraten könne und die kameradschaftliche Vertraulichkeit ihres Verhältnisses dabei Abbruch erleiden müsse, war Ehrecke noch gar nicht in den Sinn gekommen. Die Möglichkeit dieser Perspektive beschäftigte ihn ungleich stärker als der Ofenschirm.

„Außerdem werde ich Geld verdienen in Berlin," fuhr sie fort, „und von der Seite aus wird Papa die Sache schon einleuchten. Und wenn ich genug habe, dann will ich reisen, — reisen — noch viel weiter als Sie! Ich krieg's fertig und kraxele auf den Himalaya. Papa ist nie viel fortgekommen, weil meine Mutter immer kränkelte, und jetzt ist er zu sparsam. Wenn aber ich die Mittel erworben habe, dann wird er gerne mitgehen."

„Und wo bleibt der Starmatz, während Sie Innerasien entdecken helfen?"

„Vorläufig geht er mit nach Berlin, ich hab ihn lieb."

„Ich auch, Fräulein Hilde, und deswegen gebe ich ihn Ihnen nicht mit. Das würde Ihrer Tante passen, wenn er auf allen Schränken herumstiege und in alle Töpfe guckte. Falls Sie ihn aber etwa in ein Bauer sperren wollen, das leide ich nicht, das ist eine Grausamkeit."

Sie waren schon wieder auf dem oberen Waldwege angelangt, und Hilde blieb stehen und sah ihren Begleiter an. „Sagen Sie, Onkel Richard" — so nannte sie ihn häufig, halb im Scherz und halb im Ernst, wenn sie ihn zu ihrem Berater machte und ihrer Zutraulichkeit jede Mißdeutung fernhalten wollte — „woher haben Sie eigentlich diese Zärtlichkeit für alles Viehzeug und Krautwerk? Zu den Menschen sind Sie viel unliebenswürdiger."

Seine ehrlichen, braunen Augen glitten über sie hin, und das Necken verging ihr. „Weil es kurzlebige Geschöpfe sind, zu denen ich passe. Wenn ich mein Herz an Menschen hängen wollte, dann käme mir's einmal zu schwer an, das Sterben . . ."

„Onkel Richard," bat Hilde ergriffen, „ich wollte Sie nicht verletzen. Überhaupt haben wir die ganze Zeit nur von mir geredet. Nun erzählen Sie einmal von sich. Was macht Ihre Mutter? Warum ist sie mir noch immer böse?"

„Sie ist eine altmodische Frau," versetzte er schnell, eine direkte Antwort vermeidend. „Sie findet wohl nur zu Ihren Bestrebungen kein Verhältnis."

„Soll ich sie besuchen, bevor ich abreise?"

„Kommen Sie. Sie hielt früher große Stücke auf Sie."

„Früher?"

„Früher — als Sie noch im Glashause zufrieden waren."

Hilde lachte wieder. „Ja, wenn ich noch jemanden schädigte, indem ich hinaus will an die frische Luft!"

„Höchstens den Gärtner," versetzte er schnell. „Meine Mutter gärtnert so gerne; darum kränkt es sie, daß Sie die Scheiben entzwei schlagen."

Der kleine, dicke Postmeister Eggebrecht hatte sich darein gefunden. Es war ihm lästig, Hildes starkem Willen entgegenzuarbeiten, also gab er nach. Es ging besser, als er gedacht hatte, nachdem sie fort war. Manche entbehrte Junggesellengewohnheit ließ sich wieder aufnehmen, manche Rücksicht auf die erwachsene Tochter im Hause fiel weg. Nur in seinen Briefen murrte er — gewissermaßen anstandshalber. Hilde hörte aber doch den Unterton eines verschmitzten Behagens hindurch, und als sie ihm ihre ersten Verkäufe melden durfte, da wußte sie, daß ihm nun die Zähigkeit, mit der sie ihren Entschluß durchgesetzt, sogar imponieren würde.

Sie schrieb selten, nur dann, wenn sie von einem Vorwärtskommen berichten konnte. Doch was sie schrieb, klang zukunftsfroh und kraftbewußt. Sie lernte, entwarf, arbeitete und gab ihre Arbeiten in Kunsthandlungen und Vereinsausstellungen bestimmter Künstlerinnengruppen. Dadurch waren ihr Privataufträge vermittelt worden, und man begann in der Gesellschaft ihren Namen zu nennen, ehe man sie persönlich kannte. Wenn die Frau des berühmtesten Dramatikers ihren jour hatte oder wenn beim Kommerzienrat Silberstein Diner war, fiel schöngeistigen Damen und ästhetisch geschulten jungen Herren wohl das silberblaue Teegedeck mit den langstengligen weißen Lilien auf, in deren Kelchen Tauträne blitzten, oder der Glutentraum roter Mohnblumen, der auf einem orangegelben Samtkissen blühte und trotz der unerhörten Keckheit der Farbenzusammenstellung das Auge nicht beleidigte. Dann lächelte die Hausfrau mit Entdeckerstolz: „Ich habe es bei Hildegard Eggebrecht bestellt, — ich war die erste, die auf dieses eigenartige Talent aufmerksam wurde."

So kam die kleine Hinterbergerin in Mode, sie wußte kaum wie. So erhielt sie ihre ersten Einladungen und sah sich in einen Kreis von Menschen gestellt, in dem nicht weniger als alles ihr Erstaunen weckte, — die Sicherheit des Auftretens, der Luxus der Lebensführung, die geistige Kultur, deren Zauber sie mit Entzücken schlürfte. Doch sie war klug genug, nie eine Überraschung zu verraten. Ihre künstlerische Schmiegsamkeit half ihr dazu, sich mühelos

anzupassen. Nur der Luxus bereitete ihr Kopfschmerzen. Für Premièrentoiletten und teagowns reichte der Erlös ihrer Stickereien noch nicht aus. Aber auch da half die Kunst. Individuelle Frauentracht war für sie kein leeres Schlagwort. Sie erkannte ihren eigenen Stil. Die Wahl einer niemals aufdringlichen, immer aparten Farbe, das Arrangement der lose fließenden Falten, ein paar geschickte Griffe ins Haar machten die raffiniertesten Kombinationen erster Modehäuser wett. Manche begüterte Frau blickte mit Neid auf den Charme des zierlichen Geschöpfes, das nicht eigentlich schön war, doch immer seine eigene Note schlug.

Als ihr Vater einmal seine Verwunderung aussprach, daß es ihr so unschwer gelinge, mit der fremden Umgebung Berührungen zu finden, schrieb sie zurück: „Nicht zu finden oder gar zu suchen brauchte ich diese Berührungen; sie waren da, als ich zum ersten Male eintrat in den neuen Kreis. Ich stieß auf heimischen, vertrauten Boden in den Anschauungen und Interessen dieser künstlerisch durchweg so feinfühligen Menschen. Zu Hause tappte ich in der Fremde und wurde mir selber fremd, weil sie mich alle anguckten als etwas Verkehrtes. Jetzt erst weiß ich, was ich suche und was ich will, und bin glücklich, und es kann sein, lieber Vater, daß mir eines Tages noch ein viel größeres Glück kommt.

„Grüß übrigens Richard Ehrecke und sag ihm, ich arbeite jetzt am ‚klingenden Fließ'. Ob er sich meiner Idee noch erinnert? Wenn ich's fertig habe, — eh ich's ausstelle, schick ich's euch zur Ansicht, oder ich bring es vielleicht selber."

Postmeister Eggebrecht gab diesen Brief mit sorgenvollen Mienen an Richard Ehrecke, daß er ihn seine Mutter lesen lasse. Er hatte ein unklares Gefühl, als ob er von Rechts wegen mehr von seiner Tochter wissen sollte. Von seiner Billardrunde freilich konnte er sich darüber keinen Bescheid holen; mit der Schwägerin Grete hatte er sich niemals recht gestanden, und Ehrecke war auch gerade keine Autorität in Erziehungsangelegenheiten. Aber die alte Frau Ehrecke, die hatte doch Erfahrung mit jungen Mädchen, die würde sich auskennen.

Allein Richard zog es vor, seiner Mutter den Brief nicht zu geben.

— — Als ein schöner Frühlingstag gekommen war, hatten die Hinterberger des Staunens kein Ende. Der Berliner Zug hatte eine Fremde gebracht von so distinguiertem Aussehen, daß die Mütter ihre Kinder hinterher schickten, um aufzupassen, in welche Straße und gar in welches Haus sie einbiegen würde. Erst als sie an Postmeister Eggebrechts Klingel zog, ging ihnen die Neuigkeit auf: das war ja die Hilde! Der weite, helle Reisemantel, die tadellosen schwedischen Handschuhe, das kleidsame fesche Hütchen auf dem lockeren schwarzen Haar, das jetzt wie ein schwerer Ebenholzrahmen halb feierlich-düster, halb mit pikantem Gegensatz das bleicher gewordene nervöse Gesicht weit über Stirn und Ohren umschattete, machten sie auf den ersten Blick fast unkenntlich.

Der alte Postmeister war ganz beklommen, als das Mädchen so vor ihm stand. Zaghaft ergriff er sie bei den Fingerspitzen und drängte sie weit von

sich ab, um sie erst genügend anschauen zu können, ehe er mit ihr warm wurde. Da warf sie ihm die Arme um den Hals mit einer Leichtigkeit der Gebärde, die ihn betroffen aufsehen ließ. Sie, die Verschlossene und Reservierte, die nur da herzlich wurde, wo sie sich innerlich angesprochen wußte? Was war ihr widerfahren, daß plötzlich ganz schlicht eine kindliche Zärtlichkeit in ihr aufbrach? Er suchte ihr Auge, aber in dem stand nur eine gleichmütige Freundlichkeit. Da wallte in dem alten Mann die Liebe auf, und er wußte doch nicht, was ihn so weich machte. Er dachte nur: „So abgeschliffen haben sie dich in der Welt, mein armes Kind, daß du deine Herzlichkeit seelenlos verteilst wie Marktware. So sieht kein Glück aus!"

Doch Hilde blieb heiter und bezauberte den Vater durch kleine Dienste, unterhaltsames Geplauder und die Eleganz ihres Wesens, so daß er vergaß, was ihn drückte. Nach Tisch sagte sie: „Möchtest du Herrn Ehrecke herbitten lassen, Papa, damit ich ihm die Stickerei zeigen kann?"

„Das hat doch Zeit bis morgen?"

„Morgen früh muß ich ja schon abfahren."

„Ja, aber Kind — ich denke natürlich, du bleibst über Pfingsten?"

Ihr matter Teint färbte sich ein wenig. „Ich bliebe gern, Papa; aber — ich habe morgen gegen Abend eine wichtige Konferenz wegen der Ausstellung dieser Arbeit."

„Konferenz hin, Konferenz her! Frische Luft wird dir gut tun, siehst so ein bißchen schmal aus!"

Aber Hilde beharrte bei ihrem Vorsatz.

Bevor Ehrecke kam, spannte sie den aufgerollten Seidenstoff in einen Holzrahmen und stellte ihn im Licht zurecht. Aber der Freund, der ihr mit ausgestreckten Händen entgegentrat, sah zuerst nur sie an. Und seine Augen wurden immer größer und unfreundlicher.

„Sie sind ja eine große Dame geworden, Fräulein."

Um ihre Lippen huschte ein kleines kokettes Lächeln, das sie früher nicht gekannt hatte. „Und wenn schon, was verschlägt's?"

Er zuckte die Achseln. „Sie wollten doch eine Künstlerin werden."

Hilde deutete mit nachlässiger Bewegung auf ihr gesticktes Bild. „Besteht das nicht vor Ihrem Kunsturteil?"

Er sah noch immer nicht hin. „Ich dachte, für beides zugleich hat man nicht Zeit. Wer was Ganzes leisten will, muß sich doch wohl auf einen Punkt sammeln."

Sie wiederholte die Handbewegung ungeduldig. „Also bitte, Onkel Richard. Ich habe Sie eingeladen, um an meiner Arbeit, nicht um an meiner Person Kritik zu üben."

Richard biß sich auf die Unterlippe und betrachtete endlich, widerwillig gehorchend, das Bild. Das klingende Fließ, da erstand es vor ihm in der Beleuchtung jenes Novembernachmittags — grau und gelblich, mit dem warmen Fliederblau dazwischen, — rötliches Gezweig der herbstlichen Bäume, graugrünes altes Schilf voller Regentropfen und der düster glänzende, schiefer-farbene Weiher im Vordergrund, — das Ganze halb gemalt und halb gestickt.

Aber da war noch eine neue unwahre Farbe dazu gekommen, ein hartes Rosa — nur an zwei kleinen Stellen. Es blitzte durch die Bäume, als grüßte durch einen schmalen Wolkenspalt die untergehende Sonne und reflektierte auf einen Streifen Wasser. Es verlieh der Komposition einen raffinierten Reiz; aber die Wirkung war doch die, wie sie an der Toilette einer schönen Frau eine scheinbar unmotiviert hingesetzte Schnalle oder Schleife von völlig gegensätzlicher Farbe übt. Eine Effekthascherei, die ein echter Künstler verschmäht.

„Haben Sie das von sich?" fragte Ehrecke und zeigte auf das Rosa.

Es war das dritte Mal, daß Hildegard über ein einfaches Wort von ihm in ein tiefes Erstaunen geriet. „Sie sind wie das böse Gewissen," entgegnete sie ihm, und ihre Art wurde natürlicher. „Woher haben Sie diese Erkenntnis?"

„Ich fühle es. Überhaupt ist in dem Werke etwas, das nicht Ihre Art ist. Das, was Ihnen damals vorschwebte, als wir am Fließ davon sprachen, habe ich mir ganz anders gedacht."

„Ich auch," sagte Hilde vor sich hin und schwieg ein Weilchen. Dann fragte sie: „Aber wie denn, wie haben Sie sich's gedacht?"

„Verträumter," erwiderte Ehrecke ruhig. „Einfacher. So wie damals der Tag war. Und Sie selber. Aber nun ist das Bild geworden so wie Sie jetzt sind. Es ist alles auf die Wirkung berechnet und nicht mehr, wie es Ihnen von innen kommt."

Auf den Wangen des jungen Mädchens zeichneten sich zwei kleine fieberisch rote Kreise. Ein Zorn stieg in ihr auf, daß die weltdamenhaften Allüren, mit denen sie sich von ihrer Vergangenheit zu scheiden trachtete, den Eindruck gänzlich verfehlten. Und zugleich eine Angst wie vor dem Arzt, der mit der Sonde einen Krankheitsherd entdeckt, von dem der Patient selbst nichts ahnt. „Aber nur keine Unsicherheit eingestehen," dachte sie, — „hier, wo sie dir so oft den Weg verlegen wollten, weil sie deiner Kraft nicht trauten."

Sie warf den Kopf zurück. „Lieber Freund" — es klang ganz salonmäßig — „ich machte Sie schon einmal auf Ihren Übergriff aufmerksam. Halten wir uns an mein Bild. Kennen Sie Erwin Kramm?"

Richard verneinte stumm.

Sie sah an ihm vorbei ins Weite. „Dann werde ich Ihnen schwer erklären können, was ich meine. Erwin Kramm ist Autorität in allen ästhetischen Fragen."

„Ist das der berühmte Kritiker, der über Ihre ersten Sachen schrieb?"

Sie lächelte. „Nicht doch, das war ein ganz alter Herr. Kramm ist einer von den Jungen aus der neuesten Bewegung. Einer der feinstnervigen Menschen. Durch und durch Poet. Sein Wesen vibriert bei den leisesten künstlerischen Intentionen, die es aufspürt, und verwirft alles nicht Ästhetische, weil es fast körperlich darunter leidet. Erwin Kramm hat mir die Anregungen zu dem gegeben, was Sie befremdet an meiner Arbeit."

„Dann versteht dieser Erwin Kramm Ihr Wesen nicht."

In Hildas Augen trat einen Augenblick ein hilfloser, starrer Ausdruck. Das Wort war das Gegenteil von alle dem, was sie erwartet hatte. Und es war so sicher und selbstverständlich gesagt. Eine große Verwirrung wuchs in ihr auf. Aber ihr Mund lächelte trotzig. „Mein Wesen könnte sich ja, seit ich alle Tage Neues lerne und erlebe, so verändert haben, daß Sie es nicht mehr verstehen. So was ist doch möglich.“ Doch das klang mehr wie eine Beruhigung, die sie sich selber einredete, als wie eine Abweisung. Und Richard Ehrecke ging es bei ihrer Rede wie es ihrem Vater gegangen war: ein Mitleid quoll warm in ihm empor, und er wußte nicht, was ihn so weich machte.

„Aber fleißig sind Sie gewesen,“ lenkte er ab, so ungeschickt wie möglich. „Und verkaufen werden Sie das Bild auch, da brauchen Sie sich keine Sorge zu machen.“

Seine triviale Gutmütigkeit gab ihr das Gleichgewicht zurück. „Es — ist schon verkauft,“ sagte sie herb.

„Da gratuliere ich aber.“

„Danke.“ Sie zögerte einen Augenblick. Dann, um sich ganz zu behaupten, sprach sie langsam weiter: „Herr Doktor Kramm hat Beschlag darauf gelegt. Er hat einen altsilbernen Rahmen dafür bestellt, und es wird in einem resedagrünen Raum mit schiefergrauem Bodenbelag und lila Vorhängen ausgestellt werden, ganz wie ich Ihnen damals beschrieb. Doktor Kramm hat bei dem Leiter des Kunstsalons diese Idee vertreten und natürlich durchgesetzt.“

„Ja, liebes Kind, sieht denn das nicht greulich aus?“ platzte Vater Eggebrecht heraus, der sich solange jeder Einmischung enthalten hatte, weil er sich nicht anmaßte, von Kunst etwas zu verstehen. Aber das war seinem Laiengeschmack doch zu toll. „Grün und Lila und Rosa — das ist ja wie Limonade und Schlagsahne. Schlecht würde mir werden in solcher Puppenstube.“

Damit war der Bann gebrochen, und alle drei lachten von Herzen. Auch Hilde war zufrieden, daß man das Thema fallen lassen konnte.

„Nun müssen Sie mir aber noch einen Gefallen tun, Onkel Richard. Holen Sie mir den Starmatz zur Begrüßung.“

„Sie wollen meine Mutter nicht aufsuchen?“

„Doch, aber es könnte Abend werden darüber, und dann schläft er schon.“

Richard sah ihr an, daß sie nur auswich. „So müssen Sie eben früher kommen.“

„Haben Sie ihn im Garten?“

„In der großen Voliere unterm Kastanienbaum. Dort gibt er Audienz.“

„Also legen Sie ihm meine Hochachtung zu Füßen. Und nun leben Sie wohl. Ich muß anfangen, wenn ich mit meinen Besuchen herumkommen will.“

„Viel Vergnügen.“ Hilde hörte deutlich die Ironie.

Aber die Visiten verliefen freundlicher als sie gedacht. War sie aus Eitelkeit gegangen, zu zeigen, daß sie etwas erreicht, so genügte schon die Neugier der andern, sie so zu empfangen, daß sie auftaute und erzählte.

Übrigens war man in Hinterberge durchweg der Meinung, daß Hilde Eggebrecht in Berlin viel liebenswürdiger geworden sei. Sie gewann durch verbindliche Umgangsformen, wo sie früher durch Schroffheit verletzt hatte, und niemand kam darauf, die Glätte als Gleichgültigkeit zu nehmen und die einstige Abneigung als ehrlich kräftigen Gefühlsausdruck zu achten.

Nur Mutter Ehrecke, zu der Hilde noch im Dunkeln für zehn Minuten herumzuspringen sich entschloß, teilte ihres Sohnes unausgesprochenen Eindruck. „Also das Fräulein Prinzessin läßt sich zu uns herab," empfing sie das Mädchen; und Hilde war froh, die späte Stunde gewählt zu haben, in der das trübe Licht der Petroleumlampe der alten Frau kein genaues Durchforschen ihrer abgespannten Züge und ihrer immer noch sehnsüchtigen Augen gestattete. „Tante Ehrecke, ich hab Ihnen was mitgebracht." Und sie wickelte ein moosgrünes Deckchen aus, das sie in viel tausend Stichen mit Apfelblüten benäht hatte. „Zum Beweis, daß ich nicht bloß ruschlig sein kann."

Die Frau dankte verlegen, ohne herzlicher zu werden. „Das ist ja eine ganz richtige Handarbeit. Ich dachte, Sie trieben bloß noch die hohe Kunst."

„Die braucht den ganzen Menschen, Tante Ehrecke. Aber wenn man sich mal ausruhen und ganz gedankenlos ein bißchen träumen will, dann greift man gern zu solch mechanischer Beschäftigung."

„Und zu der Weisheit mußten Sie bis nach Berlin gehen? Die hätten Sie auch bei mir lernen können. Glauben Sie mir, es gibt noch mehr Dinge, die den ganzen Menschen angreifen, und mit denen man nur fertig wird, wenn man seinen Strickstrumpf in die Hand nimmt und ganz geduldig Masche um Masche abstrickt. Dabei zwingt man Kummer und Sorgen, und schließlich hat man die langweilige Arbeit, die Sie so verächtlich fanden, lieb."

Hilde wußte nicht recht, was sie dazu sagen sollte; sie wollte den versteckt hingeworfenen Fehdehandschuh nicht aufnehmen. „Haben Sie wieder Sorgen, Frau Ehrecke?" fragte sie freundlich. „Geht es Ihrem Sohn schlechter?"

„Es ist meinem Sohn immer besser gegangen als er sich einbildete," versetzte die alte Frau fast grob und mit erhobener Stimme. „Er braucht gar nicht von allen Leuten bemitleidet zu werden. Er hat immer nur ein bißchen Schonung nötig, aber dabei kann er steinalt werden. Unsre Familie hat gesundes Blut. Was ihn so hypochondrisch macht, ist nur, daß ihm mal eine ordentliche Freude fehlt, nach der er sich heimlich sehnt. Wer ihm die machte, dem wollte ich dankbar sein."

Das junge Mädchen stand auf und verabschiedete sich schnell.

Richard Ehrecke liebte die Frühstunden. Jeder sonnige Maimorgen fand ihn draußen, wenn die Welt noch unberührt lag, bei seinen Blumen und Vögeln. Als er am nächsten Tage den Garten aufschloß, fiel ihm auf, daß die Tautropfen, die sonst bei der Berührung des hölzernen Zaunes von den Planken rollten, schon abgestreift waren. Doch sah er keine Schritte auf den abends frisch geharkten Wegen. Dennoch tappte er auf Lauschertritten vorwärts. Seine Dompfaffen flöteten ihm entgegen. Auch der Star zwitscherte. Aber es klang anders als wenn er sonst dem Morgenimbiß, den sein Herr ihm mitzubringen pflegte, entgegenrief. Ein andres zwitscherndes Geflüster,

fast wie ein leises Menschenlachen, klang dazwischen, und es war wie Rede und Gegenrede. In dem dunkel knospenden Fliederbusch unter dem Kastanienbaum bewegten sich die Zweige. Ehrecke schlich näher. Er sah, wie von dem alten Baum die weißen Blütenflocken niederrieselten, und sein Auge folgte ihrem Schwebeflug. Einige fingen sich im Flieder; andre glitten tiefer und hingen fest in einem glänzend schwarzen Haargewinde, das sich durch die blauen Dolden schob und das ein weißes Mädchengesicht umrahmte, das sich gegen das Drahtgeflecht der Voliere preßte.

„Fräulein Hilde!"

Da fuhr sie tieferrötend zurück; das Lächeln, mit dem sie zu dem Vogel gesprochen hatte, blieb auf ihrem Gesicht stehen; aber ihre Augen schwammen in Tränen.

Und noch einmal rief er voll Staunen: „Fräulein Hilde!" Doch sie hatte sich schon gesammelt, wischte mit dem Handrücken über die Lider und richtete sich aus ihrer knieenden Stellung empor. „Ich hatte doch dem Starmatz noch ‚Gutentag' sagen wollen," sprach sie, und ihre Stimme klang so weich, wie er sie nie gehört.

„Aber wie sind Sie denn eigentlich in den verschlossenen Garten gekommen?"

Da lachte sie auf in ihrer alten fröhlichen Weise, und alles damenhaft Erzwungene fiel von ihr ab. Sie hob ihr graues Reisekleid ein wenig und zeigte den zerrissenen Saum. „Über den Zaun gestiegen bin ich nach altem nachbarlichen Brauch. Aber Sie dürfen's nicht weiter sagen. Und nun adieu, Onkel Richard! Sonst versäum ich den Zug." Und eins, zwei, drei, — zwei Zipfel des Rockes in den Händen — gedeckt vom Fliederbusch, war sie auf dem Wege, den sie herwärts genommen, zurück im väterlichen Garten. Ehrecke sah sie noch einmal zwischen den Johannisbeersträuchern auftauchen, wie sie den Mund spitzte und dem Vogel zupfiff, der getreulich antwortete; dann war sie verschwunden.

Die Konferenz, die Hildegard an demselben Tage mit Doktor Erwin Kramm in ihrem Kunstsalon hatte, fiel sehr zufriedenstellend aus. Eigentlich handelte es sich bei der halbstündigen Unterredung nur um die Wahl einer helleren oder dunkleren Nüance der geplanten grünen Wandbekleidung. Aber der verweichlichte Ästhet verfuhr sehr gründlich dabei, und während er die Stoffproben hin- und herschob und gegen den Paravent abstimmte, hingen seine stets ein wenig müden Blicke verstohlen an dem Mädchen, das sich von dem Ausflug rosige Wangen und eine ungewöhnliche Frische der Bewegung mitgebracht hatte. Hilde empfand die diskrete Huldigung seines Wesens mit wohliger Verwirrung. Solange hatte er sie immer mit der forcierten Nachlässigkeit behandelt, die seiner ganzen Art eigen war und von der sich sein lebendiges Interesse an ihrer Kunstübung wirkungsvoll und doch als etwas rein Sachliches abhob. Auch ihr Gebaren, das die Erlebnisse in der Heimat wieder eingeschüchtert hatten, wurde freier. Ein sieghaftes Flimmern trat in ihre Augen, und um ihre Lippen spielten schelmische Grübchen. Es war eine Erwartung in ihr, als müsse ihr diese Stunde Antwort bringen auf den

Zweifel, den Richard Ehrecke ihr eingegeben und der all ihre Schaffenslust lähmte. „Dann versteht Erwin Kramm Ihr Wesen nicht.“ Und wenn nicht er, wer sollte ihrer suchenden Seele Ratgeber sein? Niemand von den andern, die ihre Arbeiten kauften oder bewunderten, hatte sich so in sie hineingesehen wie er.

Da begann Erwin Kramm selber zu sprechen. Seine Blicke waren wie Liebkosungen, und die Gebärde seiner schlanken, weiblich schönen Hand war fast rhythmisch, als er Hilde, die neben ihrem Kunstwerk stand, ein paar Schritte rückwärts dirigierte, so daß sie vor die Mitte der goldbraunen Türfüllung zu stehen kam und deren dunkelschimmernder Rahmen ihre Erscheinung abschloß.

„Heute wirken Sie selber wie ein Kunstwerk; heute erst sind Sie ganz, was Sie werden mußten.“

Mit großen Augen sah sie zu ihm hinüber, den raschen Atem mäßigend.

„Jetzt haben Sie den Übergang glücklich vollzogen, zugleich Rasseweib und Weltdame zu sein. Als Sie nach Berlin kamen, waren Sie nur genialer Wildfang; dann lernten Sie Dame spielen — mit einem Stich ins Puppenhafte. Die Genialität litt darunter. Mit einem Male haben Sie — wohl dank der Kraft des Heimatbodens — Ihr Temperament, Ihre Natürlichkeit zurückgewonnen, die, gebändigt von der Sicherheit Ihrer Formen, Ihnen entzückend steht. Solange interessierte mich Ihre Art; von heute ab bewundere ich Sie. Meine Erziehungsarbeit an Ihnen ist beendet.“ Mit einem ritterlichen Neigen trat der hochgewachsene blonde Mann herzu und küßte ihre Fingerspitzen.

Hilde errötete leicht, verharrte aber wie ein Bild in ihrer Stellung, nur daß sie den Kopf ein wenig erhob. Bei der schönen, stolzen Bewegung schien ihre Gestalt zu wachsen.

„Ich wußte nicht, daß Ihre Erziehungskünste mehr meiner Person als meinem Talent galten; sonst wäre ich vermutlich eine weniger gelehrige Schülerin gewesen.“

Aber Erwin Kramm kannte die Frauen genug, um die kühlen Worte nur für eine spielerische Ablehnung zu nehmen.

Er lächelte fein, mehr mit den tiefliegenden grauen Augen, die immer sarkastisch blickten, als mit den Lippen, die ein sehr weicher, wohlgepflegter, melancholisch niederhängender Schnurrbart fast verdeckte. „Ihr Talent allein hätte Ihnen wenig genützt, ehe Ihre Persönlichkeit voll entwickelt war. Talente ohne Persönlichkeiten gelten heutzutage gar nichts.“

Das Mädchen sah erstaunt aus. „Ja, bin ich mir denn bloß Nutzobjekt?“ dachte sie.

Und er lächelte wieder. „Aber eine Persönlichkeit, wie die Ihre jetzt, könnte sich sogar ohne alle Talente durchsetzen. Wenn nun trotzdem aus Ihrem Talent etwas gemacht wird, so brauchen Sie nur noch kräftig lanziert zu werden, um ganz ungewöhnlich zu reussieren.“

„Sie sprechen wie ein Kaufmann,“ sagte Hilde und trat mit befremdetem Gesicht aus dem Rahmen der Mahagonitür.

„Und ich bin ein Poet,“ entgegnete er rasch, immer mit demselben Ausdruck. „Wenn ich mich nun hinter der Sachlichkeit des Kaufmanns versteckte, weil

ich mich vor dem Feuer des Dichters fürchte? Doch wenn Sie — furchtlos sind, ich will mich von Ihnen nicht beschämen lassen."

Sie fühlte, daß sie ihn jetzt nicht ganz verstand, und eine starke Erregung überkam sie, weil ihr keine schlagende Erwiderung einfiel.

Nichts reizte ihn mehr, als an einer anmutigen Frau, die ihm irgendwie imponierte, die Verlegenheit. Er trat dem Mädchen einen Schritt näher, und seine Augen warben kühner. Als er jetzt dicht neben ihr stand, fiel ihr zum ersten Male auf, wie schlank er war. Um Kopfeslänge sah er auf sie hernieder, und weil sein Blick sie von oben traf, hatte er etwas merkwürdig Tiefes, — etwas Umfangendes, das ihr gut tat. In ihrer Erwiderung seiner Augenfrage lag gegen ihren Willen Dankbarkeit. Er konstatierte es schnell bei sich und fühlte, daß die Rolle des Beschützers ihm am vorteilhaftesten bei ihr sei. „Geben Sie also Ihre Karriere in meine Hand," sagte er sanft. „Vertrauen Sie meinem Einfluß, meinem — Takt, meinem Verständnis; Sie werden Ihr Glück dabei finden. Aber dann fassen Sie auch den Mut, sich von mir kennen lernen zu lassen wie Sie wirklich sind. Ihre Seele wird ein Wunderborn für mich sein, den ich auszuschöpfen lechze."

Das große Verstehen tat sich ihr auf — das Heiligste, was ein Mensch dem andern darzubieten vermag — das Ausruhen ihrer rastlosen Künstlernatur in dem Frieden einer tiefen Dichterseele. Stark und warm empfand sie diese Seligkeit, und ihre Züge lösten sich in Hingebung. Da grub er die frauenhaften Hände in ihr schwarzes Haar und küßte es andächtig. „Ich danke Ihnen."

Aber sie hielt ihm still, als müsse es so sein, und neigte ihr bebendes Gesicht an seine Schulter. Länger beherrschte er sich nicht bei so viel reinem Vertrauen. Er riß sie in seinen Arm, daß sie erschrak, und suchte Mund und Wangen und Augen mit seinen heißen Lippen.

Nur sein Ohr vernahm zweimal ein ostentatives Klopfen an der Tür, das nicht bis in sein Bewußtsein drang. Dann hustete jemand nebenan mit Nachdruck. Da fuhr auch Hildes Kopf herum, und Erwin kam zu sich. Noch einmal wurde geklopft, und als auf ein hastiges Herein einer der jungen Kunstgewerbler eintrat, die in dem Salon angestellt waren, wußten beide, daß jener die Türe aufgeklinkt und die Situation übersehen hatte, bevor er das erste Mal zu klopfen sich entschlossen. Der mokant verständnisvolle Ausdruck in seinem unreifen Gesicht verriet es. Hildegard wand sich in Verlegenheit. Auch Doktor Kramm war unsicher, wie er die Sache am besten schieben sollte.

„Pardon, wenn ich störe," bat der junge Mann leise lächelnd. „Es ist etwas Dringliches. Eine Depesche mit bezahlter Rückantwort für Sie, Herr Doktor."

„Ah —" er riß das Papier mit übernötigem Eifer auf. „Einen Vortrag soll ich übernehmen — heute abend noch — für einen erkrankten Kollegen einspringen. —" Er war froh, eine Ablenkung für den Lauscher gefunden zu haben, und sah auf seine Uhr. „Da muß ich ja sofort eine Droschke nehmen . . ."

„Aber das ist doch ganz unmöglich," flüsterte Hilde heftig in der jungen Sicherheit ihrer unbedingten Zusammengehörigkeit, an die es keinen Zweifel

mehr gab für sie. Ihr war, als müsse sie den Boden unter den Füßen verlieren, wenn sie mit dem Ansturm ihrer neuen Gefühle diesen Abend allein gelassen würde. Und überhaupt — diese Situation verlangte doch eine Aufklärung, eine Lösung. Erwartungsvoll sah sie auf den Doktor. Der fühlte ihren Blick, und sein peinliches Empfinden für Sauberkeit des äußeren Menschen litt, als fehle ihm irgendwo ein Knopf oder eine Manschette. Das malitiöse Lächeln des jungen Angestellten ruhte noch immer auf ihm und ihr, auch als jener schon mit deutlich betonter Diskretion Miene machte, geräuschlos wieder zu verschwinden.

Hilde errötete bis an die Haarwurzeln unter diesem Lächeln, und mit einem Male, als spräche eine fremde, stolze Macht aus ihr, sagte sie ganz beherrscht: „Aber, bitte, mein Herr, verlassen Sie uns doch nicht. Ich möchte auch Sie gern über den Farbenton zu Rate ziehen."

Der andre stand verdutzt. Solcher Sicherheit war sein studentenhafter Zynismus nicht gewachsen. „Ich dachte," stotterte er, „ich —"

Aber Hildes Sicherheit war nichts weiter als der Selbsterhaltungstrieb ihrer Seele. Diese wäre vernichtet gewesen, wenn ihr Vertrauen jetzt betrogen worden wäre. Ihre Keuschheit hätte das Spielen mit der für ihr Empfinden überwältigenden Bedeutung dieser Stunde nie verwunden. Doch der Gedanke, der sie wie ein Blitz durchschoß, es könne ein Spiel gemeint sein, erschien ihr, noch ehe sie ihn ausgedacht, schon wie ein Frevel an Erwin. Und wie um ihm dieses Unrecht abzubitten, legte sie mit einer kindlichen Bewegung ihre Hand auf seinen Arm und lächelte still.

Der Jüngling war durch ihre Haltung vollständig entwaffnet. „Ach so —" platzte er heraus, „ja, wenn ich gratulieren darf —"

Erwin Kramm wurde um einen Schein blasser. Dann lachte er gegen seine Gewohnheit überlaut — es sollte herzlich klingen —, legte entschlossen den linken Arm um das Mädchen und reichte dem jungen Menschen die Rechte. „Ja, gratulieren Sie mir zu dieser herrlichen Braut." Und es war ihm ernst mit dem pathetischen Beiwort; denn die Art, wie Hilde mit Takt und Entschiedenheit die Situation gewonnen, erschien ihm außerordentlich.

Über den glasblauen Spiegel des Zeller Sees brauste von den hohen Tauern her ein Gewittersturm, der das Wasser jäh in schwarzgrünen Wogen aufbegehren ließ, wie das Meer sie gebiert. Über den Himmel wälzte er bleifarbene Wolkenballen, deren Anflug von fahlem Gelb die Erscheinung gespenstisch drohend machte. Die Gebirgsketten verschwammen in trübem Dunst. Nur der vergletscherte Kegel des hohen Tenn behauptete sich noch mit hartem, eintönigen Weiß in breiter Ehrwürdigkeit gegen die am frühen Nachmittag einbrechende Nacht. Alle die vielen bewimpelten Gondeln, die zwischen Zell und Thumersbach gekreuzt hatten, waren im Nu verschwunden. Die Uferbäume schüttelten sich wie im Krampf, und das Schilf wurde platt zur Erde gefegt. An den langen, gestreiften Leinenzelten der Hôtelterrasse rüttelte der Wind, so daß die Eisenstangen klirrten, die Kaffeedecken flogen und das Personal mit flatternden Frackschößen umherstob, um zu retten, was zu

retten war. Die Kurgesellschaft, die sich auf der Terrasse, in den Booten und auf den Promenaden befand, flüchtete beinahe kopfüber in den Speisesaal.

Erwin Kramm war unter den Eilendsten. Er haßte schlechtes Wetter schon als eine Derangierung seines äußeren Menschen. Frau Hilde folgte ihm sehr langsam. Sie steckte wie er im Touristenkostüm, das ebenso praktisch wie modisch gearbeitet war. An ihrem Lodenhut blühten Alpenrosen. Doch sie warf die Kapuze ihres Wettermantels über den Kopf und zog die wärmende Hülle fester um die Schultern. So hielt sie, von einem Pfeiler geschützt, in einer Nische des halb in den See gestellten weitläufigen Baues dem Unwetter Stand. Sturm hatte sie von je erquickt.

Etwas Befreienderes gab es gar nicht für sie. Allein so stark wie heute hatte sie das noch nie empfunden. Es war wie göttliche Musik, dieser wilde Gruß der eisgepanzerten Höhen, und doch waren vertraute Klänge darin. Dieses Flüstern und ferne Orgelbrausen und langgezogene dumpfe Rollen kannte sie: es war die Melodie des klingenden Fließes, und es war das tollende Sehnsuchtslied, das daheim über die Eisenbahnschienen sauste. Daß doch die Sehnsucht in der ganzen Welt die gleiche Sprache findet! Nun war sie schon ein Jahr lang Erwins Frau, war ein gut Stück auf Reisen herumgekommen, und noch verstand sie die alten Stimmen so gut. Und hatte ihrer doch so lange nicht gedacht. War ja überhaupt kaum zur Besinnung gekommen dies ganze Jahr hindurch. Eigentlich seit ihrem Verlobungstag nicht mehr. Das war Hals über Kopf gegangen damals mit der Hochzeit auf Erwins Wunsch und schließlich auch auf ihren. Sie hatte wohl gefühlt, daß Erwin für ein Brautstandsphilisterium von nennenswerter Dauer nicht geschaffen war. Er wollte Abenteuer oder die unbeschränkten Rechte der Ehe. Auch würden die häuslichen Verhältnisse, in die sie als Ehekandidatin doch zurückkehren mußte, zu unerquicklich gewesen sein, um lange darin zu verharren. Ein ewig mürrischer Vater, der sich an die neue Art seines Junggesellenlebens schon bedenklich gewöhnt hatte und der doch seinen Stolz auf die Partie, die seine Tochter machte, hinter beständigem Lamentieren über sein einsames Alter verbarg, die Schwierigkeiten, die durch das Fehlen einer Ehrendame entstanden und sich in Hinterberge doppelt fühlbar machten, der nachbarliche Ärger mit Frau Ehrecke, die Vater Eggebrecht wenigstens für die Hochzeitsfeierlichkeiten zu einer Art Brautmutter gewinnen wollte und die sich hinter geradezu eigensinnigen Weigerungsgründen verschanzte, der Neid der lieben Freundschaft — das alles ließ eine schnelle Heirat notwendig erscheinen. Und Hilde war ja auch so glückselig stolz und ungeduldig gewesen, an der Seite dieses Mannes das neue, reiche und glanzvolle Leben zu beginnen. „Du lieber Gott, reich und glanzvoll ist es wahrhaftig gewesen," sann Hilde in das Wettertreiben, „und Erwin hat mich verwöhnt wie eine Prinzessin." Und dabei ließ sie den Sturm unter die Kapuze sausen und sich ganz unprinzessinnenhaft die Haare ins Gesicht zerren. Jeder mußte ihr ansehen, wie ihr das Wohlbehagen, das das wütende Element ihr bereitete, in allen Gliedern prickelte.

„Hilda, ich bitte dich, wie kann man nur so unvernünftig sein!" Erwin öffnete die schütternde Glastür behutsam einen Spalt weit.

Sie lachte klingend.

„Und wie du aussiehst — die reine Wetterhexe. Verzeih mir — aber ich sehe dich lieber als Märchenfee."

Ihre erregten Züge glätteten sich. „Ach so, ich beleidige wieder mal dein Auge." Sie blickte noch einmal mit stillem Entzücken auf die heranschwellenden grellweißen Schaumköpfe der Wellen und folgte ihm mit unwilligem Ausdruck in den Speisesaal, suchte mit der Unbefangenheit der Weitgereisten nach einem Spiegel und richtete sich wieder her.

Nun betrachtete ihr Mann sie befriedigt. „Es ist nur," entschuldigte er sich, „daß ein Mensch der Öffentlichkeit wie ich fast überall gekannt ist. Und niemand soll denken, daß Erwin Kramm keine schöne Frau hat."

Aber sie hörte nur halb. Ihre Augen hafteten an einer Fensternische, in der ein einzelner Herr in brauner Lodenjoppe soeben seinen Mokka bestellte.

„Onkel Ehrecke! Onkel Ehrecke!" Sie sprang auf, als wolle sie hinüberlaufen.

Erwin genierte ihre Wiedersehensfreude außerordentlich. Daß es immer noch Momente gab, in denen sie ihrer Würde als Frau eines berühmten Mannes und als selbst berühmt werdende Frau vergab! Zudem, obgleich er Herrn Ehrecke nie gesehen, hatte er genug von ihm gehört, um zu wissen, daß er mit Menschen seines Schlages keine Anknüpfung fand.

Aber Kavalier, der er immer war, erfüllte er den Wunsch seiner Frau und stellte sich Ehrecke vor, um ihn an ihren Tisch zu holen.

Ehrecke war sehr überrascht — peinlich überrascht hätte man denken können, denn es dauerte lange, bis er abgewandten Gesichts seine Ansichtskarten, die auf dem Tisch lagen, zusammenraffte und Frau Doktor Kramm begrüßte.

Staunend hing sein Blick an ihr, als sie mit der alten Herzlichkeit zu ihm sprach. Erwin machte die deprimierende Beobachtung, daß sie ordentlich aufging, als sie von der Heimat reden konnte, aus der es sie doch mit tausend Wünschen fortgezogen hatte.

„Es ist eine Ewigkeit, daß wir uns nicht gesehen, Onkel Ehrecke." Heimlich konstatierte sie die Länge der Zeit, die ihr wie ein Rausch verflogen war, an der traurigen Veränderung, die mit Richard vorgegangen war. Und doch war er auf der Heimkehr von einer weiten südlichen Reise.

Er nickte ernsthaft. „Das letzte Mal sahen wir uns, als Sie mit Ihrem klingenden Fließ in Hinterberge waren."

Erwin lächelte stolz. „Soviel ich weiß, sind Sie ja an dem Entwurf dazu einigermaßen beteiligt. Es hat meiner Frau große Anerkennung eingetragen, gewissermaßen ihren Ruf als Künstlerin begründet."

„Jedenfalls war es meine beste Arbeit," sagte Hilde hart.

„Und der große Erfolg hat Ihnen keine Lust zu neuen Arbeiten gemacht?"

Hilde sah auf Erwin, Erwin auf Hilde. In dem minutenlangen Schweigen lag eine Frage, die beide aneinander richteten. Ein halbes verlorenes Lächeln stahl sich über beider Lippen, weil ihnen beiden keine ausgiebige Antwort einfiel.

„Ich arbeite täglich, wenn ich zu Hause bin," begann Hilde.

„Und alles, was meine Frau schafft, wird ausnahmslos ausgestellt und verkauft. Die Blätter bringen Besprechungen, Abbildungen — kurz und gut, verehrter Herr, mein Frauchen hat Karriere gemacht, seit sie aus Hinterberge fort ist. Sie war im letzten Winter einfach die Künstlerin der Saison — für den Kunstmarkt wie für die Gesellschaft."

Hilde litt unter der beredsamen Eitelkeit ihres Mannes, trotzdem es ihre Weiblichkeit naturgemäß schmeichelte, vor dem Jugendfreund auf ein Piedestal gestellt zu werden — noch dazu durch einen Mann — ihren Mann, der selber so viel galt und durch seine aparte und elegante Erscheinung und seinen bedeutenden Kopf unverkennbar auch in diesem Raum vor andern bemerkt wurde. Aber ihr lag etwas auf dem Herzen. „Es ist merkwürdig," fing sie wieder an, „trotz alledem ist kein einziges Werk da, auf das ich mich in diesem Augenblick recht besinnen könnte. Das klingende Fließ lebt in mir Stich für Stich und Strich für Strich."

„Weil Sie es erlebt haben," sagte Richard Ehrecke einfach.

Erwin sah ihn herrisch an. „Eine Frau fängt erst an zu erleben, wenn sie liebt. Daß dir jene erste Arbeit besonders lieb bleibt, Hilde, liegt daran, daß sie für uns beide so bedeutsam wurde." Seine Stimme klang zärtlich, und Hilde mochte nicht widersprechen. Für den Dritten war durch dieses Berühren intimster Beziehungen das Thema eigentlich abgeschnitten.

„Übrigens brachte ich eine Menge angefangener Sachen mit, als ich nach meiner Verlobung wieder zu Papa übersiedelte," plauderte Hilde nun gleichgültig. „Die hätte ich Ihnen gern gezeigt. Aber da waren Sie ja über alle Berge."

Ehrecke zuckte die Achseln. „Die Ärzte sind nun mal meine Tyrannen. Ich mußte den ganzen Sommer über wegbleiben, weil die Witterung daheim zu trocken und staubig war."

„Und selbst meine Hochzeit zog Sie nicht nach Hause, das war schlechte Freundschaft." Sie sagte es obenhin, wie man redet, um eine Unterhaltung nicht stocken zu lassen.

Den Schwerfälligen machte dieser Ton unglücklich. Nachdenklich sah er vor sich hin auf das Tischtuch, zwischen den beiden sensiblen Weltmenschen eine deplazierte Erscheinung. Hilde gab sich keine Rechenschaft davon, weil die kurzen Bemerkungen der beiden Männer über das Erleben in ihr nacharbeiteten; doch Erwin verletzte die unharmonische Gruppe, die sie bildeten, und auf die, seinem Gefühl nach, der ganze Saal schauen mußte. Er stand auf, um nach dem Wetter zu sehen. Richard wurde freier in seiner Abwesenheit. „Sie wollen nach Tirol hinüber?" fragte er.

Hilde bejahte. „So hoch wie möglich. Soweit es bis jetzt zu erproben ging, bin ich eine gute Bergsteigerin."

„Natürlich," entgegnete er mit Überzeugung, und seine Augen ruhten ohne Kontrolle verwundert und bewundernd auf dem jungen Weibe, das in seiner selbstbewußten Frauenhaftigkeit ihm so fremd geworden und in seiner temperamentvollen Natürlichkeit doch so mädchenhaft geblieben war.

„Natürlich?“ lachte sie. „Halten Sie den Abstieg vom klingenden Fließ für einen Gradmesser?“

„Ich dachte nur: wer die Natur so liebt wie Sie, der muß auch mit ihr fertig werden. Wandern Sie mit dem Rucksack?“

„Ach, wenn Sie wüßten, wie unästhetisch mein Mann eine Frau mit Rucksack findet! Das rangiert geradezu unter die Todsünden. Übrigens haben wir noch nichts Größeres unternommen als die Schmittenhöhe und das Kapruner Tal — teilweis mit Sesselwagen. Mein Mann ist das Marschieren nicht gewohnt, er ist ganz Büchermensch.“

Richard hatte ein Gefühl, als müsse er der Hildegard Eggebrecht, die über Zäune und Gräben sprang, kondolieren wie zu einem Trauerfall; doch schon ein verständnisvolles Lächeln kam ihm unpassend vor gegen die Frau Doktor Kramm.

„Aber ich denke, er kommt noch dahinter,“ lenkte Hilde ein. „Bisher war nur keine Gelegenheit dazu. Im März waren wir an der Riviera und im vorigen Herbst ganz unten in Dalmatien. Aber der Süden verweichlicht, das war nichts für mich. Ich sehne mich in die rauhe Natur, da werde ich wieder schaffen lernen.“

„Deswegen reisen Sie?“

„Ja,“ versetzte sie kurz, weil sie ihn nicht belügen wollte.

Richards kranke graue Augen glänzten fieberisch. „Dann sind Sie also auf der Flucht . . .“

„Wenn Sie so wollen —“ es zuckte nervös in ihrem freien, interessanten Gesicht, das einen Stich ins Pikante angenommen hatte. „Vor den Menschen, den Festen, den Theatern, vor Büchern und Bildern, — vor tausend Eindrücken, die mir das Leben verschönern sollen. Erwin verwöhnt mich unglaublich damit.“

„Dann versteht dieser Erwin Kramm Ihr Wesen nicht —“ einmal hatte sie es gehört als hastige Entgegnung, und es war ihr schwer ins Herz gefallen. Jetzt war ihr, als könne Richard gar nichts andres sagen, als dieses eine Wort wiederholen, jede Silbe schwer betonend.

Aber Richard schwieg. Doch beide wußten voneinander, was sie dachten. Und Hilda errötete dunkel.

Erwin näherte sich dem Tisch. Er hatte festgestellt, daß das Unwetter sich legte, und beim Oberkellner sich nach den Wegen für eine zu unternehmende Tour erkundigt; so hoffte er den unangenehmen Bekannten, der als Schonungsbedürftiger sich wohl nicht anschließen konnte, am schnellsten loszuwerden.

„Sie müssen wieder schaffen, was Ihnen von innen kommt; das brauchen Sie zu Ihrem Glück. Sie dürfen sich nicht ersticken lassen, Sie passen nicht für die vielen Menschen und für die vielen Feste. Sie sind ja etwas ganz Eigenes für sich. Ich habe es Ihnen schon damals gesagt, Fräulein Hilde . . .“ Er flüsterte es eilfertig über sie hin, indem er aufstand, um dem Doktor entgegenzugehen.

„Gnädige Frau,“ verbesserte sie scharf und warf den Kopf zurück. Ganz unnahbar saß sie da, unendlich hochmütig. So gefiel sie Erwin. Seine Frau

war ihm allezeit Paradestück. Er wußte, sobald die sinnlichen Erregungen, die ihre Schönheit in ihm entflammte, zur Ruhe kamen, auch nichts weiter mit ihr anzufangen als sie wie ein Kunstwerk zu hüten, zu pflegen — und auszustellen. Ihm fing die Welt erst mit der Kunst an. Alles Einfachmenschliche war ihm verschlossen, und er war zu verbildet, deshalb auch nur ein Entbehren zu spüren. Er würde gespottet haben, wenn man ihm hätte nachweisen wollen, daß alle Kunst aus dem Reinmenschlichen erwächst wie eine Blüte aus dem Erdboden; trotzdem empfand er alle Reize dieser Blüten mit Sinnen, die fein waren wie komplizierte Instrumente. Diese Empfänglichkeit hatte Hilde gelehrt, ihn zu lieben.

„Ich schlage vor, daß wir noch um den See nach Thumersbach wandern und für den Rückweg den Dampfer nehmen. Der Sturm ist vorüber, der Himmel wird hell. Sie sind doch mit von der Partie, Herr Ehrecke?" lud Kramm verbindlich ein.

Ehrecke dankte. Er sah immer auf Hilde, die ihre starre Miene beibehielt und an ihm vorbeiblickte. Er war tief empört über ihren Hochmut.

„Aber wir sehen Sie morgen noch?" fragte Doktor Kramm immer verbindlicher, als er merkte, daß das nicht verpflichtete.

„Ich fahre morgen früh nach München und will mich lieber gleich verabschieden von den Herrschaften."

„Wie schade! Dann lassen Sie sich alles Gute wünschen und grüßen Sie die Heimat meiner Hilde!"

Zwischen die dunklen Brauen der jungen Frau grub sich eine Unmutsfalte. Dieses Renommieren mit ihrem Besitz, das mehr im Ton als im Ausdruck lag, — wie konnte es unzart wirken!

Dennoch dankte ihr Auge dem Gatten für die Aufmerksamkeit und blieb leer und kalt, wie der Ton ihrer Stimme, als sie dem Freunde Bestellungen an ihren Vater und Höflichkeiten für seine Mutter auftrug. Sie reichte ihm die Hand in der Gewohnheit, sie von den Herren ihres Kreises beim Abschied küssen zu lassen. Als er mit seiner breiten Rechten herzhaft zufaßte, zog sie die ihre fast indigniert zurück.

Aber wie der Frühgealterte sich dann durch die Tischreihen im Saale vorwärts schob und über die Terrasse, auf deren regennassen Fliesen schon Sonnentupfen blinkten, den Garten gewann, sah sie ihm lange nach.

Eine halbe Stunde später schlug das Paar, vorbei am Hotel Elisabeth, durchs Zeller Moos den Weg nach den weißen Häusern von Thumersbach ein, deren Fensterscheiben nach dem Regen frisch gewaschen funkelten. Über dem Firnfelde des Hochtenn lag jetzt ein mildes Licht, das schwungvolle Profil des Kitzsteinhorns rückte neben dem plumperen Nachbarn in den Gesichtskreis und strahlte erhabenen Glanz aus, und hinter den beiden Gewaltigen taten sich schwarzblaue, ultramarinblaue und silberblaue Bergzüge auf, bis das Auge an einer gewellten blaßvioletten Duftlinie sein Ausruhen fand. Die Schmittenhöhe hinter ihnen stand mit ihrem kahlen grünen Plan, von dem sich Kapelle und Schutzhütte deutlich absetzten, ordentlich prosaisch in den märchenhaft zarten, gereinigten Himmel. Aber östlich, zu dem grandios zer-

klüfteten Steinernen Meer, durfte die Phantasie schweifen. Seine rötlich grauen, nackten, ungeheuren Felsmassen braunten im schrägen Nachmittagslicht, und in den Schründen trieben verlaufene Nebelfetzen ihr Wesen, ballten sich zu ungefügen Tierköpfen, lösten sich zu Gazetüchern und krochen, zusammengerollt, wie blaue Riesenschlangen zu den Gipfeln empor.

Der schwarze Moorboden, über den die Wanderer schritten, auf schmalem, durch hohes rauschendes Schilf gebahntem Wege, schwankte bei jedem Schritt, und erschreckte Vögel flogen aus ihren Verstecken auf.

Hilde ging verdüsterten Gesichts neben ihrem Mann. Die Erregung des Gewittersturms, die in der großen Natur nachzitterte, wühlte auch sie in ihren Tiefen auf.

„Hier laß mich bleiben, Erwin. Diese Gegend hat mir's angetan, seit ich sie in dieser Stimmung sah."

Des Mannes spöttische Augen schweiften über den See, und er lächelte sehr überlegen. „Eine geradezu triviale Stimmung — wie der Ausgang von Familienblattromanen. Gewitter — Regenbogen — Abendröte . . . Nein, Hilde, ich versteh dich nicht; du hast doch sonst schon Sinn für das Aparte bewiesen. Die Stimmung *vor* einem Gewitter, das Erwartungsvoll-Bange, das schwüle Schweigen, das Schauern vor unbekannten Gefahren, — diese Nuancen sind eigen, die sind noch darstellenswert. Sogar dumpfe Regenstimmungen können apart sein — nur nicht dieses abgebrauchte Pathos."

Die junge Frau reckte ihre Schultern. „Alles Gebrochene und Müde ist dir darstellenswert. Was du Pathos nennst, ist gesunde Kraft und urwüchsige Freude. Aber die kannst du nicht mehr verstehen vor lauter Ästhetik."

„Bitte, gemach. Verstehen — ja. Aber ich sehe diese rohen Äußerungen für etwas zu Überwindendes an. Der geistige Mensch soll sich differenzieren. Wenn wir auf dem Standpunkt der urwüchsigen Natur stehen bleiben, entwickeln wir uns nie ins Geistige hinein. Eine unsrer vornehmsten Entwicklungsmöglichkeiten ist natürlich die Kunst; deswegen darf sie sich nicht das Handgreifliche zum Objekt nehmen, das aller Welt klar liegt, sondern die Dämmerungsgebiete des Lebens."

„Was du ja in deinen Büchern zur Genüge besorgst," warf sie ihm gereizt zu; „ist doch in deinen Versen alles auf den Flüsterton gestimmt. Aber ich sehne mich einmal nach einem vollen Klange. Ich will hier bleiben, Erwin. Hier wird mir etwas zuwachsen, das ich wieder mit der Seele schaffen werde."

„Mein liebes Kind, Alpenseen usw. sind für den modernen Geschmack passé. Du würdest dich komisch machen mit solchen Motiven."

Sie sah ihn fassungslos an. „Ja, schielst du denn vor jeder Zeile, die du schreibst, erst auf die Menschen? Ich habe genug Konzessionen gemacht an sie, dies ganze Jahr hindurch auf deinen Wunsch. Nie durfte ich fragen: Was liegt *mir*? Immer hieß es: Wie wird es die Öffentlichkeit aufnehmen? Was ist apart, sensationell? Und schließlich war gegen meinen Willen eine Marke Hildegard Eggebrecht da, auf die ich nun abgestempelt bin, — und all mein Eigenleben wird so ertötet, mein Wahrhaftigstes muß sich verleugnen, — begreifst du denn dies Elend in mir nicht, Erwin?"

Er legte sehr ritterlich seinen Arm um ihre Taille und sah mit dem tiefen, umfangenden Blick auf sie herab, in den sie einst eingetaucht war wie in eine Welt. „Liebe Hilde, ich sage ja: zu viel Pathos. Das Pathos übertreibt immer. Warum strebtest du denn in die große Welt? Ganz still aus dir herausschaffen konntest du auch hinter den Bergen —, aber kein Hahn hätte danach gekräht. Du suchtest Förderung." —

„Verständnis" — unterbrach sie ihn, „und weil du ein Dichter bist, meinte ich, bei dir müßte ich es finden."

Er nickte lächelnd. „Du fandest nur keine Überschwenglichkeiten. Du fandest einen Künstler in jedem Sinne, auch einen Lebenskünstler." —

„Einen Virtuosen, der auf allen Instrumenten spielt und dessen Seele von keinem etwas weiß . . ."

„Höchste Lebenskunst," sagte er achselzuckend. „Übrigens bist du im Irrtum; es gibt kaum empfänglichere Nerven als die meinen."

„Nerven," rief sie heftig. „Freilich — Nerven und Geist; aber ihr habt kein Blut in den Adern, ihr alle, denen die Kunst Selbstzweck ist und nicht ein Schmuck des Lebens. Und zu einem Nervenbündel möchtest du auch mich erziehen. Die echten Stimmungen soll ich zerfasern lernen und die vollen Eindrücke zerbröckeln, weil sie zu lebendig sind. Aber wenn meine Nerven auf den mattesten Farbenschimmer und den leisesten Flüsterhauch reagieren gelernt haben, dann ist dir meine Kunst recht. Das ist deine Förderung."

„Ich vermochte nichts Besseres, als deiner robusten Natur mit meiner besseren Erkenntnis die Wege zu weisen. Unser Zeitalter hat mit der Romantik aufgeräumt. Wir sind alle Nervenmenschen. Und ein Künstler kann nichts Höheres als den Geist seiner Zeit repräsentieren. Dazu wollte ich dich erziehen. Übrigens hast du dich nicht zu beklagen. Du bist — fast über Nacht — eine der gefeiertsten Frauen Berlins geworden."

„Eine Modegröße," sagte Hilde verächtlich.

„Auch dieser Durchgangszustand ist notwendig für eine erfolgreiche Entwicklung. Du warst ja bedingungslos bereit, als ich dich bat, deine Karriere in meine Hand zu geben."

Sie blieb stehen und sah ihn an mit bitter sehnsüchtigen Augen. „Es war ein wenig mehr, was ich in deine Hand gab," sprach sie langsam, „meine Karriere — und mein ganzes Leben. Das hast du vergessen."

Erwin Kramm spielte mit seinem Bart, betrachtete seine Hände, die er stets durch weiches Glacéleder vor der Sonne schützte, knickte einen Schilfhalm und sagte dann noch langsamer: „Die Vergeßlichkeit ist auf deiner Seite. Auf dein ganzes Leben habe ich seinerzeit überhaupt keine Ansprüche erhoben. Ich bemühte mich lediglich um deine Karriere. Die Situation begünstigte das kleine Mißverständnis, wie du dich noch entsinnen wirst."

„Erwin!" Blitzhell beleuchtet stand der kleine Kunstsalon vor ihrer Seele, und jedes der in jener Schicksalsstunde gewechselten Worte hallte mit der Genauigkeit eines Phonographen in ihr nach. Und sie begriff. Da bäumte sich ihr Wesen auf wie ein zischendes Tier gegen die Schmach, die sie mehr als zwölf Monate unbewußt getragen. Feindlich sprühten ihn ihre Augen an.

Sie drückte die Fäuste gegen die pulsenden Schläfen, ihr Busen wogte. „Erwin!“ Es war immer noch ein Schrei der Ungläubigkeit.

Aber als der kalte Glanz in seinen Augen blieb, wurde sie ganz ruhig. „Das nenn ich wahrlich einen Lebenskünstler. Nun brauche ich mich wenigstens nicht zu schämen, daß ich eine gute Schülerin gewesen sei.“

„Ich bitte nochmals: Kein Pathos, Kind,“ sprach er sehr leise. „Im übrigen liegt auch gar kein Grund dazu vor. Meine Andeutung sollte lediglich die Situation klären. Die Zärtlichkeit meiner Gefühle für dich ist dadurch nicht im mindesten verringert.“

„Beleidige mich nicht!“

Er machte eine ablehnende Handbewegung. „Zudem habe ich mich durchaus wohl befunden in deiner Gesellschaft. Es erwies sich als sehr befriedigend, der Mann einer schönen, schicken, begabten Frau zu sein. Die Ehe wird erst langweilig, sobald die Frau zu lamentieren beginnt. Und davor fürchtete ich mich. Nur deshalb hätte ich vorgezogen, der Beschützer eines schönen, talentierten Mädchens zu bleiben . . .“

Die großen Worte, die sie in Bereitschaft hatte, waren entwaffnet durch seinen Zynismus, doch ehe sie kleinlich geklagt oder gar Tränen vergossen hätte, würde sie sich lieber die Zunge zerbissen haben. So rannte sie mit immer heftigeren Schritten wortlos neben ihm, abenteuerliche Ideen, Entschlüsse, Vorsätze erwägend und verwerfend. Fort von ihm! das war das Einzige, was klar vor ihr stand. Gleichviel wohin — in die Welt, in den See — und dann fühlte sie seinen kühl beobachtenden Blick und wurde unsicher. Einmal strauchelte sie über eine Wurzel, da hielt er sie mit vornehmer Geste und bot ihr den Arm. Sie stieß ihn zurück, wurde verwirrt und mußte sich doch wieder von ihm halten lassen, als der einsame, weltferne Pfad über Sumpfstellen führte.

Und dann kam ihr langsam die Erkenntnis, daß trotz aller Schmach die zwölf Monate, die sie an seiner Seite als sein Weib gelebt, doch nicht einfach wegzutilgen waren aus ihrem Leben, daß die Ehe, auch die verletzte, nicht wie ein Kleid ist, das man wegwirft, — daß das letzte feinste Schamgefühl auch noch nach den Fetzen greift, sich still zu decken, statt in seiner Nacktheit unter die Leute zu gehen und zu schreien: Seht, so hat man mir mitgespielt.

Erwin nahm seine bewährte Methode des schonenden Schweigens und der tiefen Blicke auf. Auch imponierte ihm, wie in jener fragwürdigen Verlobungsstunde, Hildes Haltung außerordentlich.

Als eine Bank in Sicht kam, lud er sie zum Ruhen ein. Sie nahm es an und grübelte vor sich hin. Dann begann sie: „Du wirst mir jetzt meine — Bitte nicht mehr abschlagen. Laß mich hier bleiben, wenn auch nur eine Woche lang, und ganz allein. Ich brauche das nun.“

Seine Mienen drückten blinden Gehorsam aus.

Als sie allein war, überwältigte sie das Heimweh. Die lachende Umgebung des blauen Sees blieb ihr der Schauplatz der niederschmetternden

Offenbarung. Ihrer ersten schamvollen Ergebung folgte eine trostlose Ernüchterung. Die Berge lasteten auf ihr. Die frischen Farben taten ihr weh. Jetzt stand auch ihr das Bedürfnis nach gebrochenen Tönen und einschläfernden Melodien. Jetzt würden die Telegraphendrähte überm klingenden Fließ ihr nicht mehr ein Lied der Sehnsucht rauschen; nun kannte sie die Schicksalsmächte, die der elektrische Strom da oben kreuzen ließ, kannte die Ferne und ihr Leid.

Und mit einem Male hatte sie ein Billett in der Hand und saß im Zuge nach München. Die Gegend, regenumflort, flog an ihr vorbei; sie achtete der fremden Schönheiten kaum. Nur wenn sie aus einem Tunnel ausfuhr, schlug sie die Augen weiter auf und blickte gleichgültig in die graue Felsenszenerie. Als sich gegen Rosenheim hin die Berge in Hügelland verflachten und endlich die monotone Ebene sich breitete, kam eine Art von guter Erwartung über sie. Heimatsbilder, flach, weit, sandig. Von München aus benutzte sie einen Nachtzug. Er ratterte sie in Schlaf. Und wenn sie an den Haltestellen erwachte, dann kam die Freude über sie: es geht nach Hause, es geht nach Hause! Klarere Vorstellungen darüber machte sie sich nicht. Auf der letzten größeren Station mußte sie in einen Lokalzug umsteigen, weil der Schnellzug nicht in Hinterberge hielt. Bei der verlangsamten Fahrt wurde ihr Gemüt beklommener. In die Heimat — ja; aber dort wohin? Geradeaus zum Vater — die glückliche Frau spielen? oder gar die enttäuschte zugeben? Eins war so schwer wie das andre. Sie erfaßte jetzt erst, daß ihre Sehnsucht gar nicht dem Vaterhause galt; nur der Heimatsboden zog sie gewaltig an. Und doch konnte sie nicht unerkannt durch die Straßen von Hinterberge gehen. Die Neugier würde hinter ihr her sein und sie schnell in das Netz der freundnachbarlichen Beziehungen verwickeln, das das ganze Städtchen überzog. Der Aufgabe fühlte sie sich nicht gewachsen. Ehe sie mit ihren mühsamen Überlegungen zu Rande war, hielt der Zug in Hinterberge. Mechanisch stieg sie aus. Der junge Stationsvorsteher grüßte die hübsche Frau mit dem wehenden Schleier militärisch stramm. Er erkannte sie. Sie empfand ein beinahe körperliches Unbehagen dabei. Plötzlich überkam es sie mit tödlicher Verlegenheit: Was willst du hier? was suchst du hier? Hier bist du fremder als in der weiten Welt. Umkehren — sofort — fliehen in die wirkliche Fremde — das däuchte sie jetzt das einzig Mögliche. Schon suchte sie nach dem Billettschalter; da machte der Vorsteher Miene, auf sie zuzutreten und sie zu begrüßen. Mit der Haltung einer Fürstin sah sie vorbeischreitend über ihn hinweg. Aber sie wußte nun auch: „zum Umkehren ist es zu spät. In einer halben Stunde weiß es Papa, daß ich auf dem Bahnhof gestanden habe.“ Ihre Nerven waren aufs höchste überreizt. Ihre Sehnsucht nach Ruhe wuchs ins Krankhafte.

Vor dem Bahnhof hielt ein altmodischer Wagen von vorsintflutlichen Dimensionen. In dessen Polster verkroch sie sich. Die blauen Gardinchen an den Scheiben zog sie davor, so daß nur ein ganz schmaler Spalt zum Hindurchlugen freiblieb. Dem Kutscher bestellte sie: „Fahren Sie mich quer durch den Ort, aber so schnell die Gäule laufen können; und dann biegen

Sie in den Wald ein — zwischen die Buchen da, wo es bergan geht. Draußen können Sie langsam fahren." Und unterwegs befiel sie die Furcht vorm Alleinsein. Sie kannte sich gar nicht wieder. Einen kleinen Jungen, der auf der Straße spielte, rief sie heran, warf ein paar Zeilen auf ein Notizblatt und versenkte das in einem Briefumschlag. „Lauf sofort damit zu Herrn Ehrecke, Breitestraße 27." Ein Markstück beflügelte die Füße des Boten.

Im Walde öffnete sie die Fenster und schaute sich erleichtert um. Erste Herbstfärbungen schattierten das volle Laub, die dunkelgrünen Kronen standen wie in gelben Blüten. Der Augusthimmel glänzte ehern blau, und die wolligen, weißen Wolken schienen in unermeßlichen Höhen zu schweben. Kaum daß man ihr Ziehen überhaupt als eine Fortbewegung wahrnahm. Die Luft war ganz windstill und doch rein. Das melancholische Blaurosa des Heidekrauts, das den Boden überschwemmte, vertiefte die Traumstimmung der Weltabgeschiedenheit. Kreuz und quer ließ Hildegard die Kutsche fahren auf leidlich guten, ebenen Wegen der Holzfuhrwerke. Sie war so voll Unentschlossenheit, daß sie nicht einmal ein Ziel zu nennen wußte. Erst als ein Arbeitertrupp daherkam und den Wagen neugierig musterte, entlohnte sie ihren Kutscher, um sich auf völlig menschenleeren Pfaden in die Büsche zu schlagen. Bergauf, bergab, — Erika und Farren, Farren und Erika. Buchen, kräftig und glänzend, und dazwischen ein paar Birken mit schwanken, weißen Stämmen und mattem, braungesprenkeltem Laube. Früher war ihr der Weg von dieser Seite aus so weit vorgekommen; inzwischen hatte sie im Hochgebirge andre Raumfernen überschaut und stand nun verwundert schon an der letzten Biegung. Ein surrender Ton aus Wipfelhöhen drang bereits zu ihr. Da wurde ihr das Herz sehr schwer. Regungslos blieb sie eine Weile stehen und sah den Weg zurück. Dann schöpfte sie Atem, raffte ihr Kleid und lief mit lächelndem Munde wie in alten Tagen den krummen Steg hinab zum klingenden Fließ, das ihr schwarz aus dem Grunde entgegenblinkte. Und auf der Bank saß Richard Ehrecke. Als er sie kommen hörte, sprang er auf und schritt ihr hastig entgegen. Sie konnte ihre Überraschung, ihn schon zu finden, kaum verbergen. Sie war vorbereitet gewesen, noch lange auf ihn warten zu müssen. „Ich eilte mich sehr — auf solche Botschaft hin", sagte er unbefangener, als sie ihn sonst kannte. „Es war ja das Wunderbarste und Schrecklichste von allem, was geschehen konnte, daß Sie hier sind und mich rufen ließen, Fräulein Hilde — — Gnädige Frau . . ."

„Mühen Sie sich nicht ab", unterbrach sie und ertrotzte sich ihr altes, herzliches Lachen. „Beides geht nicht für Sie. Nennen Sie mich einfach Hilde. Es wäre schlimm, wenn wir uns eines Namens wegen fremd werden sollten."

„Es wird wohl mehr sein als ein Name . . . Aber vor allem, erklären Sie . . . Sie sind allein gekommen — und bei Ihrem Vater vorbeigefahren . . ."

Sie seufzte. „Ja, wenn ich das erklären könnte! Nicht einmal mir selber. Kurzum, ich bin hier, bin allein — will noch heut abend wieder zurück, fürchte mich vor Papa wegen meines unverständigen Heimwehs — habe einfach wieder mal einen dummen Streich gemacht — das kennen Sie ja."

„Ich glaube, Sie machen keine dummen Streiche mehr, gnädige Frau.“ Sein Auge lag so fest und ruhig auf ihr, dieses übergroße, durchsichtige, kranke Auge.

„Nein, die gnädige Frau macht keine dummen Streiche mehr, aber die alte Hilde ist der gnädigen Frau durchgegangen.“

„Und kommt zu mir?“ Mit todtraurigem Ernst sah er sie an.

„Ja, Onkel Ehrecke; denn sie braucht einen guten, guten Freund.“

„— Der sie doch nicht fragen darf, was ihr ist, nicht wahr?“

Sie wollte wieder lachen, um die Alte zu spielen; aber es gelang ihr nicht. Zu befremdlich war ihr Richards Wesen heute, gesammelt und klar, selbst nicht so schwer wie in früherer Zeit, und getragen von einer Überlegenheit, neben der sie, die Gewandtere, Gebildetere und Temperamentvollere, sich unbehilflich fühlte. „Nein,“ sagte sie leise, „und eben daß Sie das wissen, ist gut von Ihnen. Ich habe Ihre Freundlichkeit wohl gar nicht verdient — nach der kurzen Verabschiedung damals? Die mußte Sie kränken.“

„O —“ machte er mit einer Handbewegung und einem Ausdruck, als handele es sich um Dinge, die um Jahre zurücklägen für ihn. Sie verstand das nicht, aber sie erschrak vor dem Ausdruck. „Richard — was ist mit Ihnen?“

Nun begann es in seinem bleichen Gesicht zu zucken, und sie sah, daß ein Zittern durch seine Hände lief. Doch er bezwang die Schwäche und schüttelte den Kopf. „Es handelt sich jetzt doch wohl um Sie und nicht um mich.“

„Aber Sie sind am seltsamsten ... Ich kenne Sie gar nicht wieder ... Das beunruhigt doch — das kann einem ja Angst machen —“

Da drang ein langes Stöhnen aus seiner Brust, und er sank schwer auf die Bank nieder und deckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Mein Gott, Sie weinen ...“ Der Anblick erschütterte sie. Einmal hatte sie ihren Mann weinen sehen vor Nervosität, als er in seinem Arbeitszimmer drei Stunden lang schlechte Musik aus der Unteretage anhören mußte. Da hatte sie ihn ausgelacht, ebenfalls zu spielen angefangen und genau wie der Unglücksrabe unten an denselben Stellen dieselben Fehler mitgespielt. Damit hatte sie ihrem Gatten Ruhe verschafft.

Vor diesen Männertränen stand sie in bangem Zagen. Sie schnitten ihr ins Herz. „Richard, so sagen Sie mir doch, was Ihnen ist!“

Er atmete tief auf und sah mit einem verstörten Blick zu ihr auf. „Verzeihen Sie mir das — ich schäme mich vor Ihnen. Ich dachte, es wäre leichter zu überwinden.“

Redete er von verlorenem Glück? Brachte das Wiedersehen mit ihr diese Erregung in ihm hervor? Ein kaltes, erwartungsvolles Entsetzen beschlich sie. Was sollte sie da helfen können, die doch einem andern angehörte, die des andern Weib bleiben wollte ihrem Herzen zum Trotz? Scheu wich sie einen Schritt zurück, als könne er die Hand nach ihr ausstrecken.

Er bemerkte es, und ein flüchtiges Rot stieg ihm ins Gesicht. Solcher Argwohn dürfte das Vertrauen ihrer Freundschaft nicht trüben. Und wieder

war es, als ob er von etwas ganz Fernem, Verwundenem redete, als er sagte: „Sie brauchen nicht gering von mir zu denken. Ich würde Sie nicht zusehen lassen, wenn ich irgendeiner Lebensenttäuschung nachtrauerte. Aber es geht gleich um das ganze Leben selbst. Und das kann einen wohl unterkriegen. Man merkt erst, wie man doch am Leben hängt, wenn der Abschied ganz nah bevorsteht."

Sie ergriff ihn bei beiden Händen, ganz Furcht und Erbarmen. „Sie sind sehr krank?" stieß sie hervor.

„Ich ließ mich auf der Rückfahrt in München von einem Spezialisten untersuchen und verpflichtete ihn zur Wahrheit. Er hat sie mir mitgeteilt. In ein paar Wochen habe ich alles hinter mir."

„In — ein — paar Wochen?" Ihre Stimme gellte. Jedes einzelne Wort klang wie ein Schrei. Plötzlich kniete sie neben ihm, vor ihm auf dem Rasen; ganz nahe drängte sie sich an ihn, und ihre Finger krallten sich um seine Handgelenke, daß es ihn schmerzte. „In ein paar Wochen? Aber das ist ja Wahnsinn! Das kann man ja nicht ausdenken!"

Richard hörte nicht, was sie sprach; er sah nur ihre Augen, und die redeten wild und flammend, was ihr und was sein Mund verschwiegen hatten eine ganze Jugend lang.

„Gott im Himmel!" Die Entdeckung traf ihn wie ein Blitz. Keine Stunde seines Lebens hatte er von dem Glauben an ihre Liebe auch nur geträumt. Und darum hatte er sich selbst den Traum verboten, daß nun diese eine Stunde das ganze mühselige Gebäude von Verzicht und Entsagung, von Stolz und Bitterkeit umwarf, in das, wie in jeden Bau, der halten soll, lebendiges Leben eingemauert war.

„Gott im Himmel, Fräulein Hilde!" Das blieb sie für ihn, die Trägerin des vertrautesten, liebsten Namens und die für sein Begehren nicht zu Erreichende. Von Angst und Seligkeit geschüttelt, sah er auf sie nieder und wollte sie emporziehen, ganz sanft, als wäre sie selber eine Todkranke.

Aber sie wühlte ihre Knie in das hohe Gras und stemmte die Ellenbogen gegen das morsche Holz der Bank, ganz hingegeben dem Krampf der lähmenden Erkenntnis.

Da beugte er sich tief zu ihr herab und legte seine Arme sacht um ihre Schultern, und ihr Kopf fiel an seine Brust und blieb da liegen. So weinte sie beruhigt fort.

„Das war Ihr Heimweh, Fräulein Hilde?"

Sie hob den Kopf, sah erglühend in sein blasses Gesicht voll hoffnungsloser Trauer und richtete sich empor. Es war so viel Abgeklärtes in der Art, wie er dies große Leid trug, daß sie beschämt sich meisterte und sich still an seine Seite setzte.

„Das war mein Heimweh, aber ich wußte es nicht."

„Und Sie haben es niemals geahnt?"

„Nie — nur an dem Sturmtag auf der Reise, als ich Sie gehen ließ so schnell, weil Sie so warm zu mir redeten, da überkam mich eine Angst als müßte ich mich vor einer Gefahr retten."

„Ich weiß es länger."

„Blieben Sie deswegen meiner Hochzeit fern?"

Er nickte. „Als Sie zum ersten Male von Erwin Kramm zu mir sprachen, erkannte ich, wie weit unsre gute Freundschaft mich geführt."

„Und Sie hielten still dazu?"

Er lächelte ihr zu wie von weither.

„Durfte ich vom Leben ein Glück begehren, der vom Tode Gezeichnete? Nur daß Sie das Glück fänden, konnte ich wünschen. Aber daß es nicht so sein würde, das trieb mich um. Denn wenn ich auch von den feineren Dingen Ihrer Kunst nie mit Ihnen reden konnte, Ihr Wesen und Ihre Sehnsucht habe ich immer verstanden. Sie wollten einfach ein glücklicher Mensch werden und bildeten sich ein, es ginge Ihnen nur um die Künstlerin."

„Ich wollte durch die Kunst zum Glück — zu irgendeinem unbekannten Glück — aber ich glaube, die beiden haben miteinander gar nichts zu tun."

„Höchstens wohl soviel, daß sie einander den Weg schwer machen. Wer die Kunst hat, wird das Glück nicht finden, weil er ruhelos ist wie Sie, und wer das Glück hat, dem wird die rechte Sehnsucht fehlen nach der Kunst."

„Haben Sie so etwas Ähnliches an sich erfahren?" fragte Hilde verwundert.

Er konnte sogar lachen, als er antwortete. „Aber an Ihnen. Ich habe Ihnen doch zugesehen Ihr ganzes Leben lang."

„Und das erkannten Sie so scharf?"

„Weil ich — Sie lieb hatte. Nur deswegen."

Ein Seufzer weher Seligkeit stahl sich über ihre Lippen. Sie schloß die Augen. Eine Liebe, die versteht, weil sie liebt, — darum war sie in die Welt gegangen, ihrer Kunst nachgelaufen, dem Manne mit den schönen Worten und dem tiefen — leeren Blick gefolgt, darum heimgekehrt, zerbrochen und zerrissen, — und unter ihren Füßen war die Wunderblume erwachsen, die nun ihren Kelch dem Grabe zuwendete.

„Und vergib uns unsre Schuld!" Sie hatte die Hände gefaltet — Kindheitserinnerungen zogen durch ihren Sinn — abgerissene Sätze, Melodien, Reime — sie entsann sich kaum, daß sie ein Gebet sprach; aber ihre Stimme und ihre Augen beteten, als sie sie still auf den Mann an ihrer Seite richtete, von dem sie doch eine Macht trennte, die stärker war als ihre Liebe.

Da küßte er sie zum ersten Male, und sie ließ es geschehen im Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit für Leben und Tod.

Dann nahm sie seine Hand. „Ich weiß nun, warum Ihre Mutter mich nicht mehr leiden mochte. Frauen sehen so scharf. Sie wird eher erkannt haben, wie es mit Ihnen war und mit mir, als Sie selber. Deshalb grollte sie mir. Wollen Sie mich jetzt zu ihr führen?"

„Ich möchte nicht," entgegnete Richard grübelnd. „Sie wird Sie nicht willkommen heißen, und das könnte ich jetzt nicht mehr ertragen."

„Sie grollt mir noch?"

„Mehr denn je. Sie glaubte nie an meine Krankheit —"

„Ich weiß; sie hat mir einmal gesagt, eine rechte Freude würde Sie heilen. Hielten auch Sie so etwas für möglich?"

„Nicht, daß solche Freude kommen könnte — und darum habe ich Ihnen nie gegrollt."

„Weiß Ihre Mutter, was — Ihnen — bevorsteht?"

„Die nackte Wahrheit nicht. Aber sie hat endlich Befürchtungen — und trauert nun ihrer Freudenhoffnung um so bitterer nach."

„Ich verstehe . . . o Richard, jetzt hab ich Ihre Mutter lieb für diese Hoffnung. Aber jetzt muß ich wohl schweigen vor ihrem strengen Sinn — die enttäuschte — die davongelaufene Frau."

Sie war aufgestanden und blickte mit geweiteten Augen in die Richtung nach Hinterberge.

Richard stellte sich neben sie und legte seinen Arm um sie. „Ja, in Hinterberge werden Sie es nun wohl ganz verspielt haben . . . Darüber können Sie hoffentlich noch lachen?"

Doch sie lachte nicht. „Aber mein Vater? Werde ich bei meinem Vater sein können?"

„Ihr Vater geht mit der Absicht um, sich baldigst wieder zu verheiraten — er hat eine junge Wirtschafterin im Hause — da wird kein Bleiben für Sie sein."

Ihr Kopf war bei Richards Worten herumgefahren. „O, das ist häßlich, — das ist nicht tragisch, aber häßlich. Und mich macht es heimatslos."

In seinen Zügen wühlte der Schmerz. „Und ich steh da wie bettelarm, wie ein Verfehmter, der kein Dach zu bieten hat und keinen Bissen Brot. Der Tod läuft hinter mir her wie ein Henker."

Sie klammerte sich an seinen Arm. „Richard — wenn jetzt die große Freude das Wunder noch täte? Glaub an das Wunder — kein andrer Gedanke ist doch zu ertragen!"

„Man lernt ihn ertragen," sagte er hart, und ebenso hart war der Schatten eines Lächelns um seinen Mund. „Ich weiß, wie es kommen wird, auch wenn ich nicht die Beglaubigung einer Autorität hätte."

Sie sah lange zu Boden und sah aschfahl wieder empor. „Ich glaube es. Nicht weil du es sagst; doch wie du es sagst, das ist's. Wie du alles sagst heute. Du konntest nie so sprechen."

„Weil ich mich abgefunden hatte mit dem Gedanken, ehe — du kamst. Von dem Augenblick an, da ich dem Unabänderlichen entschlossen ins Auge sah, bekamen alle Dinge des Lebens eine merkwürdige Leichtigkeit und Flüssigkeit. Ich stand plötzlich über ihnen. Ich weiß, ich war immer schwerfällig. Das ist wie abgefallen. Manchmal fühlte ich mich nun wie beschwingt. Seit heute freilich — o mein Gott, Hilde —"

Sie hielt seine Hände und küßte sie. Sie wagte soviel mehr als er, ohne zu erröten; sie zerfloß in frauenhafter Weichheit; denn einem Sterbenden darf man barmherzig sein.

Er behielt ihre Hände in den seinen und sah ihr ins Auge. „Sie sind gut zu mir, Sie können gar nicht ahnen, wie gut. Aber Sie sind heimat-

los — und jemand anders hat ein Recht auf Sie. Frau Hilde, dies alles ist schon beinahe etwas Unwirkliches — hier in diesem traumhaften Sommerwalde — etwas Erdentrücktes. Sie dürfen es dafür halten. Wir können heute Abschied nehmen, und von Morgen an denken Sie an mich wie an einen Toten — und können weiterleben. Frau Hilde, gehen Sie zurück zu Ihrem Gatten."

Es war das erste Wort ihres Gesprächs, das ihren Mann zu nennen wagte. Sie zuckte zusammen. Sie war fassungslos. In wilder Erregung gestand sie ihm gepeinigt, was sie von ihm trennte. „Auch ich hatte mich abgefunden mit dem Gedanken, — ehe du kamst. Vor einer Stunde noch wollte ich zurück — es wäre vielleicht unwürdig gewesen, aber nicht ungeheuerlich. Aber jetzt bin ich dein. Liebe ist stark wie der Tod."

„Aber nicht stärker."

Ihr Auge blitzte. „Kraft gegen Kraft! Und wenn sie nur stark genug wäre, dir den Weg leichter zu machen."

„Hilde, du geliebtes Menschenkind, sie kann ihn mir nur unermeßlich schwerer machen, weil ich dich nun zurücklasse. Diese Stunde ist ja über alles Begreifen süß; aber das Sterben ist nun grauenvoll."

„Es soll dir leicht sein, Richard. Ich bin dir nahe, so nahe, wie man sich nur sein kann in einer ganz unwirklichen Stunde, wie nur zwei erdentrückte Seelen sich sein können. Deswegen wollen wir dieses traumhafte Glück nicht trüben. Wir wollen Abschied nehmen, aber du sollst an mich denken wie an dein eigen. Willst du, Richard?"

Und sie nahmen Abschied. Er hatte ihre ergebenen, schmerzvollen, tröstenden Worte nicht ganz verstanden; doch er hatte herausgehört, daß sie seinen Willen annahm. Er dankte ihr für das göttliche Geschenk der einen Stunde, dankte ihr für ihren Willen, zu leben.

Und noch einmal wachte die verkannte Stimme ihrer Jugend auf, und ihre Glut schlug über ihnen zusammen wie ein blühendes Mohnfeld, über dem Zypressen rauschen.

Dann fielen violette Abendschatten ein, die sich schwer wie Trauergewänder über die Landschaft breiteten. Der letzte Kuß, das letzte Wort, der letzte Blick . . .

Ihre Schritte trugen sie nach entgegengesetzten Richtungen . . .

Er wußte, daß dieses Erlebnis die zuerkannten Wochen auf eine Frist von Tagen verkürzt hatte; allein er wußte nicht, daß Hilde doch den Vorsprung hatte.

Ein allerletzter Gruß von ihrer Hand, den er am nächsten Morgen empfing, vertraute ihm, daß sie im klingenden Fließ, das sie immer geliebt, beim Sternenschein ein Obdach gesucht, damit ihre befreite Seele bei ihm sein könne in seiner Todesstunde und ihm den Weg leicht mache; denn die Liebe ist stark wie der Tod.

Japan und China an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

II. China.

Wenn wir China betrachten, finden wir den japanischen diametral entgegengesetzte Verhältnisse.

Schon äußerlich sind in diesem Lande von ungeheurer Ausdehnung die geographischen Gestaltungen und geologischen Bildungen in jeder Hinsicht andre.

Unermeßliche Ebenen wechseln mit himmelanstürmenden Gebirgsketten. Einzelne Flächen sind öde, unbewohnte, unfruchtbare Wüsteneien, während an andern Stellen der Boden kultiviert ist wie ein Gemüsegarten und trotzdem nicht vermag, die auf demselben ameisenartig lebende Übervölkerung zu ernähren. Die Kanäle, die das Land kreuz und quer durchziehen, sind ebenso viele Ströme — in so gewaltigen Dimensionen wurden sie von ihren Erbauern geplant — die Ströme erweitern sich zu je einem Meere, so daß mit freiem Auge die Ufer oft gar nicht wahrgenommen werden können.

Alles ist groß, alles riesig in diesem gelben Kaiserreiche. Und selbst da, wo das Land weder geographische Vorteile noch auch landschaftliche Reize bietet, überrascht es, so wie alles, was die gewöhnlichen Maße übersteigt, so wie alles wirkt, was wahrhaft groß und mächtig ist.

Wenn die ewig grünen Haine, die blumigen Wiesen, die anmutigen Landschaften Japans unser Gemüt entzücken, wirken die ungeheuren Latifundien, die unermeßlichen Äcker und Urwälder Chinas auf uns mit ihren ernsten, großen Zügen. Und wenn die Entfernung zwischen den Ländern der beiden gelben Kaiserreiche groß ist, größer ist die zwischen den beiden benachbarten Völkern sich zeigende Abneigung.

Physisch ist der Japaner klein, aber kräftig, lauter Muskel. Der Chinese dagegen ist groß, breitschulterig und sein Nervensystem entwickelter. Der erstere ist vor allem ein Mann der Tat. Er lebt inmitten beständiger Aktion, er bewegt sich, geht, arbeitet von früh bis Abend. Seine bewunderungswerte Lebenskraft kommt in mannigfachen unerschöpflichen Formen zum Ausdruck. Er handelt rasch, oftmals rascher, als daß er Zeit hätte, seine Taten zu überlegen.

Der Chinese dagegen ist reflektiv. Bevor er eine Handlung in Angriff nimmt, überlegt er diese in allen ihren Details. Die Hälfte der Arbeit besorgt das Gehirn, die Findigkeit; die Überlegung reduziert sodann die Aktion ungefähr auf die Hälfte. Wie bei den Maschinen Welle und Hebel, so erreicht auch der letzte Lastträger oder Tagelöhner sein Ziel mit System und Einteilung. Das lehrreichste Beispiel hierfür liefert der im Auslande verwendete chinesische Arbeiter. Er bewältigt mit halber Mühe die doppelte Arbeit.

Die Arbeitseinteilung ist es, die ihm in erster Linie das Übergewicht seinem europäischen Rivalen gegenüber sichert. Der zweite große moralische Faktor zur Sicherung seiner Erfolge ist die Mäßigkeit. Der als Tagelöhner Eingewanderte in den kalifornischen Goldminen, in Australien als Gärtner und in Südamerika als landwirtschaftlicher Arbeiter wirkende Chinese liefert das lehrreichste Bild der Kraft und Tätigkeit dieses Volkes.

Es wäre töricht, zu glauben — wie ich dies so oftmals erwähnen hörte — daß der Vorteil einfach in der stärkeren Konstitution dieser Volksrasse zu suchen sei; ganz im Gegenteil sichert ihm den wahren Vorteil auch inmitten des materiellen Lebens seine intellektuelle Fortgeschrittenheit.

Am unmittelbarsten können wir uns von den starken Seiten der niederen Schichten dieses Volkes unter anderm im Wirkungskreise der häuslichen Diener überzeugen. Es gibt keinen in China lebenden Europäer, der nicht über die Vorzüge seiner Angestellten verwundert wäre, verglichen mit den dort die gleiche Arbeit verrichtenden andern Individuen. Ist der chinesische Kuli der beste Arbeiter der Welt, so ist auch der Hausdiener eine solche Ausnahme. Er ist still, überlegt, fleißig; und es ist beinahe unglaublich, wie schnell ein solcher chinesischer Bauernsohn die Wünsche seines europäischen Herrn ablauscht. In den Gesandtschaften zu Peking oder in den im Lande zerstreuten Konsulaten sahen wir, wie der bezopfte Koch das Mittagsmahl nach dem Geschmack des raffiniertesten französischen Kochbuches herstellt, wie der Kammerdiener in blauem Kittel das Haus in Ordnung hält, und mit welch peinlicher Genauigkeit der letzte Tagelöhner die ihm zugewiesene Arbeit verrichtet.

Noch mehr Gelegenheit aber, die starken Seiten des chinesischen Dieners kennen zu lernen, haben wir auf der Reise. Weit im Innern des Landes, in verlassenen Gegenden, wo wir Hungers sterben zu müssen glauben, wird unser gelber Begleiter immer Mittel und Wege finden, uns ein warmes Mahl aufzutischen und als Nachtlager ein kleines Zelt, eine Hütte zu improvisieren. Die in China lebenden Missionäre könnten viel erzählen von der Findigkeit ihrer Diener, wie sie die herumziehenden Seelenhirten vor Hunger und Frost bewahrt haben. Wenn sie nichts andres fanden, fingen sie ein paar Sperlinge

und bereiteten daraus, aus diesen winzigen Vögeln, exquisite Leckereien; und waren auch Sperlinge nicht zu finden, verloren sie selbst da nicht den Kopf, sondern bereiteten Heuschreckenpasteten oder Gemüse aus Blättern der Bäume und aus Gräsern.

Von dem Chinesen kann man mit Recht sagen: er geht nicht unter. Das ist eine der großen Eigenschaften seiner Rasse; er wird reich dort, wo der Europäer an den Bettelstab kommt.

Aber wir müssen den Mut haben, die Wahrheit einzugestehen: die letzten Anfeindungen der chinesischen Kulis in San Francisco und die in Australien gegen die gelben Arbeiter erlassenen Gesetze haben ihren Ursprung eben in diesen Verhältnissen. Und obgleich es unter den im Auslande lebenden chinesischen Tagelöhnern schon viele gibt, die verdorben, trunksüchtig und dem Kartenspiel ergeben sind, befürchte ich doch, daß die Gesetze gegen die Chinesen nicht deswegen gegeben wurden, damit der chinesische Kuli nicht die amerikanischen oder australischen Wirtshäuser bereichere und sein Geld in den verseuchten Quartieren der Hafenstädte vergeude, sondern aus dem Grunde, weil er im Durchschnitt arbeitsamer und mäßiger ist als der einheimische. Die Arbeiterfrage des chinesischen Kuli ist in neuerer Zeit zu einem der wirtschaftlichen Probleme des fernen Ostens, Amerikas, Australiens und neuestens auch Südafrikas geworden. Indessen ist dies nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen. Hier, als zum Gegenstande gehörig, ist nur das von Wichtigkeit, was zur Orientierung über die niederen Schichten dieses Volkes, der Kulis, dient, um zu zeigen, daß der chinesische Arbeiter, trotzdem er arm ist, minimale Lebensbedürfnisse hat und geringeren Lohn erhält, darum doch weder weniger noch auch Mangelhafteres leistet; und ganz im besonderen, daß er weder geistig noch physisch dem sich gleicher Beschäftigung hingebenden Arbeiter andrer Länder nachsteht, ja daß er sogar in mancher Hinsicht, zumal was Kraft und Fleiß anbelangt, ihn noch übertrifft.

Nicht weniger ins Auge springend sind die Tugenden des chinesischen Kleingewerbetreibenden, des Kleinhändlers, des Kaufmanns, mit einem Worte: der unteren Mittelklasse. Auch in diesen Schichten überrascht vor allem die Arbeit selbst und der unermüdliche Fleiß. In zweiter Linie fällt die bescheidene Lebensweise, die Genügsamkeit mit den Lebensverhältnissen bei diesen ziemlich wohlhabenden Menschen auf. Der Sohn des Tischlers wird Tischler, der des Baumeisters Baumeister. Nur in seltenen Ausnahmsfällen strebt der Chinese nach Befriedigung seines Arbeitstriebes auf anderm Gebiete. Seinen Ehrgeiz richtet er höchstens darauf, ein besserer Tischler oder ein besserer Baumeister zu sein als es sein Vater gewesen. Ein andrer überaus bezeichnender Zug der Kreise der Gewerbetreibenden und Kaufleute ist die Achtung vor ihrem Stande. Ebenso wie das Wort dem auf kriegerischer Basis stehenden Daimio und Samurai heilig, die weiße Fahne unantastbar ist, ebenso stolz ist der friedliche, auf bürgerlichem Boden lebende chinesische Arbeiter und Kaufmann auf das gegebene Wort. Der Fall kommt kaum vor, daß ein chinesischer Händler sein Versprechen nicht einhalten würde. Und selbst in den großen Handelsplätzen, wo jetzt schon Händler und Waren aus allen

Weltgegenden zusammenströmen, tun schriftliche Verträge kaum not. Die Marktpreise, die Kurse der Börse können sich ändern, der chinesische Produzent kann in vielen Fällen verlieren, wenn er die Ernte dem europäischen Agenten zu früh verkauft hat — ist aber der Handel einmal geschlossen, so sucht der Chinese niemals sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Und wie wir aus den Berichten der europäischen Banken und Großhändler ersehen können, ist auf diesem Gebiete der Unterschied gegenüber Japan sehr groß, da hier die aus nichteingelösten Versprechungen entstandenen Rückstände in den Budgets der meisten europäischen Firmen eine ständige Rubrik bilden und die oft mit großer Spitzfindigkeit betriebene Gewinnsucht der Japaner mit mehr oder weniger Schaden für jene Firmen verbunden ist. Der Japaner will, wie die Söhne der lateinischen Völker, schnell zum Ziele gelangen. Mit einigen geschickten Geschäften will er ein genügendes Vermögen ansammeln, um sich dann ins Privatleben zurückzuziehen. Ganz im Gegenteil betrachtet der Chinese — sowie der Angelsachse — den Handel als seinen Lebensberuf. Life is business.

So ist in China, ebenso wie in England und noch mehr in Amerika, der Kaufmannsstand zur maßgebenden Klasse des Landes geworden. Seine Mitglieder bilden auch sozial eine privilegierte Gesellschaft. So wie dort die Handelskammern und glänzenden Klubs, so regulieren hier die uralten Zünfte untereinander ihre Geschäfte und Beziehungen.

Die Zünfte sind in der für den Fremden in so mancher Beziehung rätselhaften chinesischen Gesellschaft eine der wichtigsten und weitestreichenden Organisationen. Ihr Einfluß erstreckt sich nicht nur auf das Gebiet des Handels, sondern verzweigt sich auch auf die übrigen Betätigungen des Lebens. Ja, ihre Beschlüsse üben sogar auf die lokale Verwaltung und ganz besonders auf die verschiedenen politischen Strömungen große Wirkung aus.

Die Besichtigung eines oder des andern größeren Zunfthauses ist ebenso interessant als lehrreich. Diese Häuser sind vom architektonischen Gesichtspunkte aus ebenso viele Beispiele des altchinesischen Stils, in der Regel aus mehreren Häusern bestehend, richtiger eine Reihe von Hallen und Pagoden. Zwischen denselben wechseln Blumengärten mit Fischteichen, kleine Höfe mit schattigen Hainen ab. Neben den Gesellschaftslokalitäten erheben sich Konversationshallen und Teesäle, und nach geschlossenem Handel verbringt die Gesellschaft ihre Zeit mit Zerstreuungen.

Die glänzendsten dieser Zunfthäuser finden wir im Innern des Landes, in den am Hoang-ho und Yang-tse-kiang gelegenen Städten. In künstlerischer Beziehung gebührt der Vorrang wohl dem Zunfthause der Teehändler in Hankau, noch heute ein Muster des nationalen Geschmackes. Schlanke Pagoden, Porzellantürme, niedliche Gärten, in kühnem Bogen geschwungene Brücken geben uns, harmonisch in Form und Farbe, ein Bild von dem, was die bewunderungswürdige Phantasie dieses Volkes geschaffen. Niemals hätte ich solche pointierte zeltartige Dächer, so spitzenartig fein geschnitzte und geschnörkelte Giebel für möglich gehalten. Ich hätte nie geglaubt, daß es einen Architekten gäbe, der imstande wäre, aus zerbrechlichem Ton und Fayence

basteiartige Mauern aufzuführen und bis an den Himmel reichende Türme wie eine kostbare Teeschale mit dem feinsten Porzellandache zu versehen.

Die Zunfthäuser sind ebenso viele Asyle altchinesischer Kunst, deren Äußerungen, abgesehen von der Architektur, wir auch anderwärts zu beobachten noch Gelegenheit haben.

Es gibt Musik- und Theatervorstellungen, die vom Morgen bis zum Abend dauern, deren Wert zu beurteilen jedoch ein europäischer Kritiker nicht maßgebend sein kann. In den Vorträgen überrascht nur das Ungewohnte, obzwar es unter den alten Dramatikern viele Talente ersten Ranges gibt, und das Leben und die Menschenkenntnis auch in der dem Europäer ungewohnten Form sich mit großer Kraft äußern. Auf dem Gebiete der Darstellung sind die Chinesen übertrieben, sozusagen stilisiert, und auch in ihren heutigen korrumpierten historischen Stücken erkennen wir das mit dem griechischen Drama gemeinsame prähistorische Ideal. Die Musikbegleitung ist nicht minder interessant; ja sogar abweichend von der allgemein angenommenen Ansicht, daß der Chinese kein musikalisches Gefühl hätte, finde ich, daß seine nationale Musik, obschon dem europäischen Ohre unerträglich, durchaus nicht ohne Ausdruck ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß die chinesische Tonleiter auf einem ganz verschiedenen System beruht und in erster Linie aus dem Grunde unser Ohr verletzt, weil sie ungewohnt ist. Und dennoch wirkt die chinesische Musik, trotz der ohrenbetäubenden schrillen Instrumente, mit der Kraft der Rhythmik. Auch auf dem Gebiete der chinesischen bildenden Kunst zieht der Fremde oft bloß die äußere Form in Betracht; er schätzt oder verwirft sie, je nachdem sie unserm Standpunkte entspricht, aber ohne sich zu bemühen, ihren Wert mit den Augen der Nation zu sehen. Und wohl gerade darin findet es seine Erklärung, daß, während die chinesische Kunst nur von den Fachleuten gekannt und verstanden wird, die japanische Kunst immer volkstümlicher geworden ist. Und doch ist die erstere die Meisterin; der schaffende Kunstsinn, der Bahnbrecher, war immer chinesisch. Architektur, Skulptur, Malerei wie der Ursprung ihrer Nebenzweige verlieren sich in Jahrhunderte, besser gesagt: Jahrtausende alter Vergangenheit. Die aus den Zeiten der ersten Kaiser auf uns gekommenen Beschreibungen geben ein deutliches Bild der damaligen Kunstschätze. Noch wichtiger sind in dieser Hinsicht die aus der Shung-Dynastie und aus den Zeiten der dieser folgenden mongolischen bekannten Denkmäler, vor allem aber die noch heute bestehenden Überreste der Gebäude aus dem Ming-Zeitalter. Die chinesische Kunst überrascht vor allem durch die Kraft ihrer Grundidee. Bei ihren Bauten erregen die zehn, zwölf Stockwerke hohen Pagoden, die halbe Meilen langen Brücken, der Ernst der Konzeption, die groß angelegten Pläne Bewunderung; die meisterhafte Durchführung des einheitlichen Gedankens, die in ihren heute schon in Ruinen liegenden Stätten uns noch ergreift, und die den kaiserlichen Palast in Peking selbst in seinen Ruinen noch zum großartigsten Kaiserhofe der Welt macht. Das gleiche gilt von den übrigen Zweigen der Kunst, von den tausendjährigen Bronzestatuen, von den kostbaren Porzellanwerken und geschnitzten Gemmen. Der Gegenstand selbst als solcher läßt uns vielleicht kalt, Zeichnung und

Kolorit entsprechen nicht unserm Geschmack; die künstlerische Auffassung jedoch, von der diese Meisterwerke zeugen, und die Kraft der Ausführung muß unbedingt jeden mit sich fortreißen, den Kunst überhaupt interessiert. Und mag auch die der unsrigen entgegengesetzte Auffassung dieser Kunst uns ungewohnt sein, so ist das Interessante an ihr nicht so sehr der Gegenstand selbst als vielmehr die Idee, die sie zum Ausdruck bringt. Und je länger wir in China verweilen, desto anziehender erscheint uns der Geist seines Volkes, desto klarer werden uns seine Errungenschaften auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und der Kultur. Mit der Zeit beginnen wir nicht nur die Vergangenheit dieser Zivilisation, die der unsrigen um Jahrhunderte voraus war und bereits auf einer hohen Stufe der Entwicklung stand, als Europa noch von unbekannten wilden Horden bewohnt ward, sondern auch ihre Erscheinungen zu würdigen. Wenn wir die Geschichte dieses Volkes aus seiner Glanzperiode studieren, die Lebensbeschreibungen seiner großen Kaiser lesen, versöhnen wir uns einigermaßen mit der Inferiorität der derzeitigen Regierung. Und erst wenn wir die Werke ihrer Gelehrten und Schriftsteller, die viele Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung gelebt haben, durchblättern, erhalten wir richtigere Begriffe von den geistigen Fähigkeiten dieser Volksrasse, deren Kultur weit über ihre eigenen Grenzen hinaus sich auf sämtliche Nachbarländer erstreckt hat, bis an die äußersten Grenzen des fernen Ostens gedrungen ist und schließlich — über Korea einen Weg sich bahnend — den ersten Grund zur Kultur Japans gelegt hat.

Diese uralte Kultur ist zusammengebrochen. Nur hie und da finden wir zwischen den Ruinen noch leuchtenden Schutt und Trümmer, aber selbst diese Bruchstücke sind immer noch staunenswert und legen beredtes Zeugnis ab von der einzigen Größe und Kraft dieses Volkes. Und was besonders stark geblieben ist bis auf den heutigen Tag, auch inmitten der vollkommenen Desorganisation, das ist die Volksrasse selbst als solche. Mag das Vorurteil betreffs des chinesischen Volkes wie immer allgemein sein, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß es, selbst ganz vernachlässigt, unerzogen und im Elend dennoch Beweise seiner Tatkraft und seiner exzeptionellen Arbeitsfähigkeit gibt. Diese beiden Züge sind es, die bei den unteren Schichten des Volkes in erster Linie überraschen, während die bei dem Anhänger der europäischen Richtung, bei der fortschreitenden kaufmännischen Mittelklasse oder bei den wissenschaftlich gebildeten, auf dem altklassischen Standpunkt stehenden Gelehrten und Staatsmännern sich zeigende seltene Auffassungsfähigkeit und geistige Entwicklung Anerkennung hervorrufen.

Unter den Staatsmännern Chinas ist heute zweifellos Tschang-chi-tung der bedeutendste. Sein Einfluß als Vizekönig der beiden wichtigen Provinzen Hupek und Hunan ist entscheidend. Seit dem Tode Li-hung-tschangs gebührt ihm in jeder Hinsicht der Vorrang in den Augen seiner Landsleute. Wenn er auch nicht über den Scharfblick und die außerordentliche Menschenkenntnis des verstorbenen Vizekönigs verfügt, steht er andrerseits in jeder Hinsicht auf ernsterer Basis und auf unvergleichlich höherem moralischen Niveau. Tschang-chi-tung ist nicht nur ein Staatsmann, sondern auch ein Staatsweiser und vor

allem Philosoph. Er ist ein Anhänger des Confucius, und Patriot vom Scheitel bis zur Sohle. Dies empfiehlt er auch seinen Landsleuten, ob er gleich gegen andre Überzeugungen keinen Haß zeigt und auf dem Gebiete seines ungeheuren Vizekönigtums auch den Christen Gastfreundschaft beweist. In der Politik verfolgt er eine gemäßigte Richtung, ist im Prinzipe konservativ und doch ein Freund praktischer Neuerungen. In seiner Residenz hat er mehrere Industrieunternehmungen geschaffen. Er hat eigene Spinnereien und Baumwollfabriken, die vor einigen Jahren aus Belgien berufene Ingenieure erbaut haben, und die unter der Leitung von Europäern gleich von Anfang an schöne Resultate aufwiesen. Nach und nach sind an Stelle der Fremden wieder Einheimische getreten, und heute steht bereits das ganze, sehr ausgedehnte Unternehmen unter einheimischer Leitung. Neben den genannten Etablissements, sowie Ziegelöfen, Porzellan- und Glashütten, hat der unternehmende Vizekönig, dessen kaufmännischer Geist nicht minder ausgebildet ist als seine staatsmännische Fähigkeit, auch Eisenwerke, Gewehrfabriken und ein ganzes Eisenbahnnetz ins Leben gerufen. Er hat die zweifellos am besten ausgebildeten und organisierten Truppen, bei denen er deutsche Offiziere als Instruktoren verwendete, und seine gut ausgerüstete, vorzüglich bewaffnete Reiterei bildet den Stolz des Kaiserreichs der Mitte. Ganz besonders strebt er aber Reformen auf dem Gebiete des Erziehungswesens an. In erster Linie nimmt er für den praktischen Unterricht Stellung und wünscht zu diesem Zwecke einen Teil der leerstehenden Pagoden in Schulen umzugestalten. Tschang-chi-tung ist selbst Schriftsteller und vielleicht der gelesenste, zweifellos aber der einflußreichste chinesische. Sein nach dem letzten japanischen Kriege veröffentlichtes Werk: „Chinas einzige Hoffnung", das großes Aufsehen erregte, ist in mehr als einer Million Exemplaren erschienen, und der Kaiser selbst hat es mit einer Widmung versehen. Das Werk hat in dem ungeheuern fernen Reiche tiefen Eindruck gemacht, aber auch für uns ist es von außerordentlichem Interesse, weil es nicht nur auf den Autor, sondern auch auf die Partei, der heute der bedeutendste Teil Chinas angehört, ein grelles Streiflicht wirft. Als Probe hier einige Auszüge, die uns von dem Grundgedanken des Werkes einen Begriff geben:

Beim Vergleiche der Geschichte Chinas während der letzten zwei Jahre mit der Geschichte Europas während der letzten fünfzig Jahre drängt sich unwillkürlich die Frage auf: ob die Regierungen der westlichen Staaten gleiche Beispiele des Wohlwollens, der Opferfähigkeit, der Treue bieten wie die unsrige?

Wenngleich China nicht so reich ist wie Europa, so genießt doch sein Volk, ob reich oder arm, vornehm oder gering, größere Freiheit. Europäische Staaten können sehr mächtig, die herrschenden Klassen sehr reich sein, aber das arbeitende Volk ist unverhältnismäßig arm, oft unglücklich und in der Regel ungerecht ausgebeutet. Ein Regierungssystem, das über solche soziale Gegensätze hinweggeht, ja, sie schafft, können wir als Muster nicht betrachten.

Auf einer andern Seite des Buches spinnt er seine Beobachtungen, wie folgt, weiter:

Der Standpunkt des Westens ist praktisch, während wir im Gegenteil Ideale suchten. Unsre Weisen und Lehrer haben das Glück der Nation in das tadellose

Leben des Volkes gesetzt. Unsre Religion befahl die Gleichheit und die Barmherzigkeit. Unsre Gebräuche, die Organisation der Familien, alles war darauf gerichtet, unter den Millionen unsres Volkes innere Zufriedenheit hervorzubringen.

An andrer Stelle von den Erfindungen des Westens sprechend, heißt es:

Ich bezweifele nicht die technischen Fortschritte des Westens, auch ich bin ein Vorkämpfer desselben geworden, aber ich kann nicht wünschen, daß unsre Jahrhunderte alten Institutionen in einem Augenblicke umgeändert werden. Mit Freude sehe ich jedoch schon heute — den Fortschritt betrachtend — daß dieselben Elemente, die einst die enragiertesten Gegner der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt waren, jetzt die ersten wären, um diese nützlichen Erfindungen vor dem Verderben zu bewahren.

Ein nicht minder interessantes Beispiel dafür, wie der heutige moderne Chinese über uns denkt, ist die vor einigen Jahren in englischer Sprache unter dem Titel „Artikel aus der Residenz eines Vizekönigs" erschienene Broschüre. Der Autor ist ein junger Chinese, der lange in Europa gelebt hat und dann nach seiner Rückkehr bei einem Vizekönig als Sekretär Anstellung gefunden hat. Der Zweck der Artikelserie ist vor allem der, seinen Herrn davon zu überzeugen, daß er trotz des langen Aufenthaltes im Westen dennoch ein guter Patriot geblieben sei; nach andern habe er mit diesen Artikeln die Aufmerksamkeit der Kaiserin-Regentin selbst wachrufen wollen. Mehrere derselben wurden zuerst in den Spalten der in Japan herausgegebenen englischen Blätter veröffentlicht, und allgemein ward anerkannt, mit welchem Fleiße der Autor Ku-hung-ming nicht nur die Sprachen des Westens, sondern auch die Kenntnis seiner Literaturen sich angeeignet hat. Und noch größer ist seine Geschicklichkeit darin, all das zu entdecken, was bei uns fehlerhaft, kleinlich und dunkel ist. Was er verurteilt, das tut er zumeist mit den Zitaten unsrer eigenen Schriftsteller; unsre Fehler geißelt er mit der von uns selbst geübten Kritik. Es gibt keinen bedeutenden Schriftsteller, Staatsmann oder Philosophen des Westens, auf den er in seinem Werke sich nicht berufen hätte. Eine längere Betrachtung über die Zivilisationen des Westens und des Ostens schließt er mit den Worten Carlyles: „Europa ist eine Anarchie mit einem Polizeimann an der Spitze"; und Ruskin zitiert er, um den Satz, daß Bildung „eine Sozietät gebildeter Wesen sei", auf China anzuwenden.

Dem gewöhnlichen angelsächsischen Kaufmann erscheint es sonderbar, daß wir unsre Grenzen dem Auslande verschließen wollen. Da er sich seine Begriffe nur vom Gesichtspunkt des Erwerbes bildet, ist es seine Überzeugung, daß ein Weg, ein Mittel, wenn mit Gewinn verbunden, auch zu befolgen ist. Der Freihandel Chinas ist für den europäischen Kaufmann zweifellos vorteilhaft, und so ist sein Urteil natürlich; nur ist dieser Standpunkt nicht der unsrige. Wir hingegen erwägen — bevor wir irgendeine Reform eingehen — nicht nur den durch sie zu erreichenden materiellen Nutzen, sondern auch das nationale Wohl im weiteren Sinne. Sie ziehen vor allem das zum Leben notwendige Vermögen, wir aber das Leben selbst in Betracht. Und indem sie bestrebt sind, uns dahin zu bringen, daß wir aus unserm ackerbautreibenden Volke Fabrikanten machen, Schätze zweideutigen Wertes zusammenscharren, statt unsre nationale und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu wahren, nicht nur unsre Lebensart, sondern auch unsre Institutionen, unsre moralische Basis von Grund aus zu ändern, dürfen sie uns doch wohl gestatten, bevor wir Reformen in Angriff nehmen, zu erwägen, welche Verhältnisse diejenigen Institutionen, die heute auf uns angewendet werden sollen, bei den Völkern des Westens hervorgebracht haben?

Dieser Satz ist besonders wichtig, weil er zeigt, daß der Standpunkt Chinas dem des nachbarlichen Japan hinsichtlich der europäischen Neuerungen diametral entgegengesetzt ist. China kann — wie wir das aus den zitierten Autoren sehen — absolut nicht der Blindheit Europa gegenüber geziehen werden; ja wir können nicht einmal sagen, daß die Chinesen die materiellen und technischen Errungenschaften Europas nicht kennen. Mit ziemlicher Klarheit erkennen sie alle jene Vorteile, die das moderne Leben bietet, und nur darüber konnten sie bis jetzt sich keine feste Meinung bilden, ob all dies zur leichteren Ertragung des Lebens verhelfe und ob es geeignet sei, das Glück des Lebens zu erhöhen.

Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß die glänzendsten Erfindungen und deren reifste Früchte zum Wohlsein der Gesellschaft noch nicht genügen, und der Verstand, der ausschließlich auf Schaffung arbeitsparender Maschinen gerichtet ist, kann dadurch, daß er Hunderte ihres Broterwerbes beraubt, mehr Schaden anrichten, als die gelderwerbenden Entdeckungen Gutes stiften können. Die Verdoppelung des Vermögens, der Überfluß ist meiner Ansicht nach noch nicht das absolut Gute; alles hängt von der Verwendung, der Einteilung des Vermögens, besonders aber von der Wirkung ab, die es auf das moralische Leben der Nation ausübt. Die Erklärung der gegen die ersten Eisenbahnen und Dampfschiffe bewiesenen Antipathien finde ich in der Tatsache, daß durch deren gar zu rasche Verbreitung bei uns der tägliche Erwerb von Millionen Menschen gefährdet wäre. Aber wenn wir Europa oder Amerika betrachten, sehen wir auch dort nicht, daß der mechanische Fortschritt zur vollkommeneren Zufriedenheit der großen Masse der Bevölkerung, der Handarbeiter irgendwie beigetragen hätte.

Demgegenüber führt der Autor uns — wenn auch vielleicht in etwas übertriebenem Idealismus — die Lebensfreuden, die Lebensphilosophie, die Lebenslust des chinesischen Volkes vor Augen. Er schildert uns des chinesischen Volkes warmen Familiensinn, seine literarischen und künstlerischen Neigungen, seine grenzenlose Bewunderung der Natur, die den Menschen so reichen Ersatz bietet in schweren Augenblicken.

All dies ist Eigenheit unsrer Natur und bildet die Basis unsrer inneren Zufriedenheit, welche die Fremden uns nicht geben, wohl aber rauben und vernichten können.

Auch für die so oft angegriffene und ohne Frage korrumpierte Verwaltung findet der loyale Patriot einige mildernde Worte:

Die Gestaltungen unsrer Zivilisation, die Friedensliebe unsres Volkes, besonders aber die Organisation von Familie und Gemeinde bieten für die Fehler der zentralen Regierung manchen Ersatz. Und daher kommt es, daß weder äußerer Einfluß noch auch der von der internationalen Diplomatie auf den Hof ausgeübte Druck imstande sind, an den Gefühlen der vierhundert Millionen zählenden Nation irgend etwas zu ändern. Vor allem darf man nicht vergessen, daß unsre Grundinstitutionen keine von der herrschenden Macht bestimmten Rechtsnormen sind, sondern sozusagen die Kristallisierung des Volksgeistes repräsentieren. Das Gesetz ist nicht ein von oben niederschmetterndes Urteil, sondern der Ausdruck des nationalen Willens. Auf solche Weise gehorchen wir dem eigenen Willen, indem wir den Gesetzen gehorchen.

Hinsichtlich der politischen Zwistigkeiten zwischen China und Europa bemerkt ein andrer chinesischer Schriftsteller:

Als die ersten englischen Händler in unser Land kamen, vergaßen wir nicht, daß nicht wir sie gerufen haben. Und trotzdem hatten wir gegen ihren Aufenthalt nichts einzuwenden, solange sie unsern Gesetzen gehorchten. Zur ersten Beschwerde gab die Einfuhr des Opiums den Anlaß. Eine unsrer Hauptbedingungen war eben, daß wir das Opium, weil es den Menschen nicht nur geistig, sondern auch physisch zugrunde richtet, nicht einführen lassen. Trotzdem haben die ausländischen Händler Opium in riesigen Mengen eingeschmuggelt. Damals haben wir uns zum ersten Male gegen sie empört, und trotzdem *sie* die Schuldigen waren, haben die ihnen zur Hilfe herbeigeeilten Heere dennoch *uns* bestraft und die Insel Hongkong uns definitiv entrissen. Zur nächsten Fremdenintervention führte eine unbedeutende Fahnenaffäre, die genügenden Grund dazu bot, daß die vereinigten englisch-französischen Heere in unsre Hauptstadt eindrangen, sie ausraubten und in Trümmer legten. Und im Laufe der Zeiten tauchten immer und immer wieder von ihnen hervorgerufene Wirren auf, welche jedesmal mit der Okkupation einer unsrer Provinzen endigten. Heute gibt es keine europäische Großmacht, die auf dem Gebiete unsres Kaisertums nicht ausgedehnte Kolonien hätte. Wir mußten den Stärkeren immer nachgeben. Glauben Sie nicht, daß dies unser Gerechtigkeitsgefühl tief verletzte?

Die zitierten Äußerungen, vielfach einseitig, wie sie sein mögen, geben uns doch eine Vorstellung davon, wie die Chinesen über Europa, über die Politik im Westen und über unsre ganze Zivilisation denken; und wenn demnach das gelbe Kaiserreich in uns Feinde sieht, ist das nur zu begreiflich. Seitdem unsre ersten Handelsschiffe an den Küsten Chinas gelandet sind, und als diesen bald darauf die Panzerschiffe folgten, erlitten die Chinesen jedesmal Verluste, sowohl in wirtschaftlicher, als auch in politischer Hinsicht. Und es kam eine Großmacht nach der andern, eine jede okkupierte je eine Provinz, von denen viele größer sind, als ihr eigenes europäisches Gebiet. Wenn ein chinesisches Schulkind, die Karte seines Landes betrachtend, nachzählt, um wie vieles sein Vaterland im Laufe des letzten Jahrhunderts kleiner geworden, ist es unmöglich, daß es nicht tief betrübt werde. Seitdem die Engländer in Hongkong erschienen sind, haben sie beinahe jedes Jahr ein Stück vom Leibe des Reiches abgeschnitten. Sie haben Birma okkupiert, das Kanaan ganz Asiens; die englische Flagge weht an den Küsten von Singapore und Wai-hai-wai. Außerdem haben sie Besitzungen an allen wichtigeren Punkten der Meeresküste und längs des Yangtse bis nach Setschuan in das Herz des Landes; ja die siegreichen englischen Heereskolonnen sind bis zum heiligen Lhassa, der Hauptstadt Tibets, vorgedrungen. Rußland gehört der ganze nordöstliche Teil, und Graf Murawieff hat mit einem kurzen Federstrich das riesige Amurgebiet oder — wie man es heute nennt — Ostsibirien, dessen Flächeninhalt beinahe größer ist, als derjenige ganz Europas, von China losgerissen und seinem Vaterlande einverleibt. Den einstigen Vasallen, Korea, regiert tatsächlich Japan, während Tongking und Anam zu französischen Kolonien geworden sind.

Außer diesen Verlusten an Gebiet war China in jedem Kriege fabelhafte Summen als Lösegeld zu zahlen gezwungen worden. Um diese Gelder zu beschaffen, wurden dem Volke immer neue Steuern auferlegt. Es gab keinen Sohn des Landes, der — abgesehen von der beleidigten nationalen Eitelkeit — das Gewicht des Verlustes nicht unmittelbar mitgetragen hätte. So war die

allgemeine Stimmung zur Zeit der Aufstände im Jahre 1900 beschaffen. Und das ist zweifellos auch heute das innere Gefühl der Nation unter der Oberfläche der scheinbaren Ruhe, der Unterwerfung. Und so sind die Verhältnisse, so denkt die Nation auch während des Blutvergießens in dem gegenwärtigen russisch-japanischen Kriege. So fühlt die große Masse der gelben Rasse, da eines ihrer Völker seinen weißen Gegner zum erstenmal niederzuringen scheint.

Wird China sich im Notfalle zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes mit seinen japanischen Brüdern vereinigen? Wird es das, was es als ihm angetanes Unrecht empfindet, und was es, wie wir sehen, nicht vergessen hat, zu sühnen bemüht sein? Ich glaube kaum, wenigstens keinesfalls vorläufig.

Die beiden Nationen, Japaner und Chinesen, stehen heute noch viel weiter voneinander entfernt, als man glauben könnte, wenn man ihre Nachbarschaft und die Ähnlichkeit ihres ehemaligen Bildungsgrades bedenkt. Aus der Ferne betrachtet, und wenn man die Verhältnisse nicht kennt, mögen gewisse verwandte Züge wohl auffallen, doch diese verschwinden sofort, wenn man an Ort und Stelle lebt. Ein größerer Unterschied als der, der China von Japan trennt, kann gar nicht gedacht werden. Diesen Unterschied sieht man sowohl in der Vergangenheit als in der Gegenwart der beiden Völker. Körperbau, Denkungsart und alles ist so verschieden, wie auch ihr staatlicher Organismus, ihr Regierungs- und Erziehungswesen eine ganz andre Form angenommen hat. Ähnlichkeit hatte nur der Ausgangspunkt der alten Schule. Die Bildung des ehemaligen Japan war von China geborgt. Das frühere Nippon hatte keine nationale Kultur. Über Korea kamen von China die Lehren des Buddha, des Konfucius und Mencius nach Japan; von hier wanderten dessen erste Gelehrte, Künstler und Schriftsteller ein. Was uns die römischen und griechischen Klassiker sind, waren für Japan die Schriften der alten chinesischen Akademiker. Von diesen borgten sie ihre Weltanschauung, von diesen erhielten ihre Künstler die Ideen, und ihre Literatur drückte die dort wurzelnden Gedanken aus. Wie bei uns das Lateinische, ist in Japan die chinesische Sprache die Sprache der alten Literatur. Und diesem Umstande entstammen scheinbar im Westen die allgemeinen Irrtümer bezüglich dieser beiden östlichen Völker. Die beiden Nationen werden immer miteinander verwechselt, ihre Tugenden und Fehler vertauscht, ihre Licht- und Schattenseiten vermengt.

Früher wurde ausnahmslos alles, was von den Ufern des Gelben Meeres stammte, einfach chinesisch, „Chinoiserie", genannt, während man heute wiederum Japan alles zuschreibt. Und das gleiche ist der Fall auf den meisten dieser beiden Kaiserreiche betreffenden Gebieten. Es ist, als ob Europa noch immer nicht die zwischen ihnen bestehenden wirklichen Unterschiede klar einsehen wollte, und vor allem den psychologischen und Rassenursprung dieser Völker. Es beurteilt nicht, was wesentlich und originell ist, und nur das Äußerliche, ins Auge Fallende fesselt die Aufmerksamkeit.

So kommt es, daß heute, da Japan auf den Kriegsschauplatz der Welt zog, uns nur der äußere Erfolg überrascht, während die innere Umgestaltung gleichgültig läßt. Bezüglich des moralischen Wertes ist das große Publikum heute noch ebenso unorientiert, als es früher war.

Gegenwärtig scheint nur der Umstand zu interessieren, daß der kleine japanische Krieger das englische Gewehr gut zu behandeln weiß, blind ins Feuer geht und zu Tausenden stirbt. Und auch von China will man nicht mehr wissen, als daß es zurückgeblieben und schwerfällig ist.

Doch welches die Grundursachen dieser Verhältnisse sind, und ob es Aussichten für weitere Veränderungen gibt, scheint weniger zu interessieren. Es ist, als ob man bezüglich der inneren Eigenschaften der Völker des Gelben Meeres heute ebenso gleichgültig wäre, deren psychologische Abweichungen und moralische Kraft ebensowenig kennen lernen wollte als dessen frühere historische Entwicklung, Bildungsgeschichte und ganzes inneres geistiges Leben.

Diese Verkennung erstreckt sich auf jedes Gebiet, auf alle Momente des Lebens der beiden Völker, bis zum heutigen Tage. In gar vielen kunstgewerblichen Handlungen findet man japanische Gegenstände unter chinesischer Bezeichnung, und nicht selten ereignet es sich, daß man japanische Werke als chinesische benennt. Ja selbst das kommt vor, daß ernste Kunsthistoriker in Japan jene Grundideen suchen, die aus China stammen. Je näher man sich mit der chinesischen und japanischen Kunst beschäftigt, um so mehr kann man konstatieren, daß die Originalität und die bahnbrechende Tätigkeit China zugesprochen werden muß. Die berühmten alten japanischen Maler, Bildhauer und Bronzegießer waren externe Schüler Chinas, dessen geschickte Nachahmer. Und was die Ausführung betrifft, haben sie in vielen Fällen ihre Meister übertroffen. Die Ausarbeitung des Details ist entschieden feiner, und auf dem Gebiete der Reproduktionskunst erreichten sie ein solch hohes Niveau, wie es kein einziges Kunstgewerbe der Welt aufzuweisen hat. Doch all dies ist eher auf eine bewunderungswürdige Fertigkeit der Hand als auf die Produktionsfähigkeit des Geistes zurückzuführen. Der künstlerische Grundgedanke, die schaffende Kraft war bei den Altchinesen zweifellos origineller; und obwohl die Details oft im Anfangsstadium und unvollkommen waren: der Grundgedanke selbst war immer groß angelegt und hinreißend. Dies werden wir auch auf dem Gebiete des Bauwesens erfahren. Die aus Marmor und Stein gehauenen Yamens und Pagoden Chinas baut Japan ebenfalls, doch nur aus Holz und deckt sie mit Schindeln oder Rohr. Ähnlich sind die Verhältnisse in allen Zweigen der Bildhauerkunst und Malerei. Der Japaner war ein bewunderungswürdiger „Kleinmeister", doch Japan blickte ebenso auf China und dessen Ideen, wie die Meister des Nürnberger Kunstgewerbes die Muster Italiens nachahmten.

Und wie sie ausgezeichnete Nachahmer der Einrichtungen des ehemaligen Kaiserreiches waren, mit ebensolcher frappierenden Geschwindigkeit haben sie sich auch letzthin die Zivilisation Europas angeeignet. Ihre Assimilationsfähigkeit ist geradezu unglaublich. Wenn wir das heutige Japan mit dem Bilde des Landes vor einem Vierteljahrhundert vergleichen, ist unser Erstaunen

begründet. Das ganze Reich hat sich mit einem Schlage von dem veraltetsten Lehenssystem zu einem der ersten Fortschrittsstaaten entwickelt. Auf Befehl des Mikado ändert sich alles, Regierung und Armee, die Erziehung, ja selbst die Denkweise des Volkes. Die Herrschaft des Shogun wird durch das Parlament abgelöst; aus dem Sohne des Samurai wird ein Soldat nach germanischem Muster geschnitzt; das ackerbautreibende Volk wird zu Fabrikarbeitern umgestaltet; von einem Tage zum andern werden die alten Ideen vernichtet und mit der neuen Konstitution auch eine neue Religion geschaffen, das heißt die bereits in Vergessenheit geratene und ziemlich unklare Shintu-Lehre wird zur Staatsreligion erhoben. Wie viel in dieser schwindelerregenden Umgestaltung aufrichtige Überzeugung und wie viel die Arbeit der natürlichen Evolution war, ist schwer zu entscheiden; die innere Zufriedenheit fällt außerhalb der Schranken der Politik. Ob der heutige Japaner, der einen steifen Hut trägt, glücklicher ist als sein mit dem Kimon bedeckt gewesener Vorfahre, ob die Fabrikarbeiter sich wohler fühlen als die ehemaligen Feldarbeiter, ob die innere Ruhe des Landes unter dem neuen Systeme auf sicherere Basis gestellt ist als früher? Das ist schwer zu entscheiden; ja es bleibt auch bis zu einem gewissen Grade zweifelhaft, ob ihr Ruhmesdurst weniger befriedigt war, als sie die Grenzen und die Erde der früheren Daimios beschützten, als heute, da ihre Armee nach westlichem Muster vor allem materiellen Nutzen erkämpfen will.

Die wichtigste aller Eventualitäten der Zukunft ist, ob die allzu rasch bewerkstelligten Neuerungen und die vollständige Umgestaltung der Verhältnisse nicht ebenso wie in Europa zu materiellen und moralischen Krisen führen werden. Gerade in den fortgeschrittensten Kreisen des Landes taucht wiederholt diese Frage auf, und die letzten Arbeiterunruhen, sowie die sich in den größeren Städten immer erneuernden Strikes lassen das Bild der Zukunft nicht ohne Schatten erscheinen. Baron Iwassaki, der erste große Industrielle Japans, dessen Schiffe alle Weltteile bereisen, dessen Bankverbindungen in jede Handelszentrale reichen, und in dessen Werkstätten Tausende von Arbeitern tätig sind; der in seinen Bureaus eine große Anzahl von Beamten beschäftigt, der somit besondere Gelegenheit hat, den heutigen Arbeiterverhältnissen auf den Grund zu sehen, veröffentlicht bezüglich der an der Schwelle Japans stehenden sozialen Frage einige überaus interessante Artikel. Ein andrer hervorragender Mann Japans, Okuma, befaßt sich ausschließlich mit der moralischen Lage des Volkes, furchtsam den Zeitpunkt erwartend, an dem das zum Teil ererbte religiöse Gefühl und die gegenüber dem Staatsoberhaupte an den Tag gelegte unerschütterliche Treue zu wanken beginnen könnten.

Diese beiden Fragen, die endgültige Kristallisierung der wirtschaftlichen und moralischen Verhältnisse des zukünftigen Japan sind vielleicht die interessantesten sämtlicher Probleme dieser Nation.

Wenn China heute noch mit seiner Neuorganisierung wartet und dem Beispiele Japans nicht blind folgt, so liegt die Ursache hauptsächlich in dessen internen Angelegenheiten. Die vor allem ruhige, bedachtsame Einwohnerschaft will die Resultate abwarten, die die Umgestaltung Japans für das Wohl

seines Volkes erzielt. Wie man aus den Zitaten der vorher erwähnten chinesischen Schriftsteller ersehen konnte, kennt der Chinese weder die Eitelkeit des Kriegsruhmes noch die Vorteile des maßlosen Besitzes an materiellen Gütern. Er basiert sein Glück vor allem auf die absolute Ruhe und auf das Gleichgewicht des Daseins. Er vermeidet in erster Reihe die Störung der Harmonie. Und dies war der Grundgedanke, als er seine Muttererde mit einer riesigen Mauer umgab; deshalb fürchtete er sich so sehr vor jedem fremden Einflusse. Doch heute sieht der Chinese endlich ein, daß selbst die höchste Mauer den Gang der Zeit nicht zu hemmen vermag; daß der Fortschritt, oder sagen wir: der Lauf der Welt, auch sie mit sich reißt. Daß auch ihre Reorganisierung unvermeidlich ist, erkennen die mit der Außenwelt in Verbindung stehenden Bürger dieses Landes immer mehr. Nur, wie Tschantschi-tung sagte: „Es kann nicht verlangt und nicht gewünscht werden, daß dies von einem Tag auf den andern geschehe."

Heftigere Fürsprecher der Neuerungen sind die Mitglieder der sogenannten Fortschrittspartei. Ihr Sitz ist die internationale Stadt Shanghai. Mitglieder der Partei sind durchwegs in Europa vielgereiste, ausländische Sprachen sprechende Männer, Studierte, die die Universität absolviert haben, Hafenbeamte, Kaufleute und Schriftsteller. Es gibt auch solche, die, wegen ihrer revolutionären Ideen aus Peking oder dem Innern des Landes verbannt, auf dem unter Aufsicht der Konsularbehörden stehenden Gebieten leben. Dies sind die Führer der Unzufriedenen, die alles verwerfen, was besteht, und die vollkommene Abschaffung des gegenwärtig geltenden Systems fordern. Der Mann des Tages jedoch ist zweifellos Yuan-tschi-kai. Er ist es, der am Pekinger Hofe den Fortschritt vertritt. Seinem Einflusse sind die in den letzten Jahren durchgeführten Neuerungen und in der Politik des Tsungli-Yamen bemerkbaren Änderungen zuzuschreiben. Von sämtlichen Vizekönigen des gesamten Kaiserreiches verkehrt er am unmittelbarsten mit den Vertretern der ausländischen Mächte.

Yuan-tschi-kai ist vor allem Heerführer; den Grundgedanken seiner Politik, die Sicherheit des Landes, stellt er auf militärische Basis. Und ich würde nicht staunen, zu erfahren, daß von ihm die Anregung ausging, wonach eine Anzahl junger Chinesen auf staatliche Kosten nach japanischen Universitäten geschickt werden, damit sie die Wirkungen der hier eingeführten Neuerungen bei einem bereits mit europäischer Ausrüstung versehenen asiatischen Volke studieren können. Diese Institutionen zeigen sich so in einer leichter faßlichen Form, als wenn dieselben in den vollkommen gegensätzlichen Verhältnissen Europas beobachtet würden. Und als Soldat dachte Yan-tschi-kai vielleicht auch daran, von der Kriegsluft der Japaner der lethargischen Jugend seiner Nation etwas einflößen zu lassen. Das Resultat ist, wie ich höre, sehr befriedigend; so selten der Aufenthalt in Europa für die chinesischen Studenten vorteilhaft war, um so häufiger kommt ihnen der Besuch der Universitäten von Tokio, Yokohama oder Kobe zustatten.

Der moderne Chinese ist zweifellos eine sehr interessante Gestalt und steht auf einer hohen Stufe geistiger Entwicklung. Der Aufenthalt in den freien

Häfen, der fortwährende Verkehr mit den aus allen Teilen der Welt kommenden Fremden erweitert seinen Gesichtskreis beträchtlich und bietet ihm Gelegenheit, zwischen den Söhnen der verschiedenen europäischen Nationen Vergleiche anzustellen. Dabei lernt er die Errungenschaften der westlichen Kultur geradezu aus erster Hand kennen. Die Pariser Industrieartikel, die Fabrikate Manchesters oder die neuesten europäischen Erfindungen gelangen in wenigen Wochen an diese Ufer. Es gibt viele chinesische Großhändler und Bankiers, die seit Jahren mit der Londoner City oder der Newyorker Wallstreet in direkter Verbindung stehen. Diese Leute sind nicht nur kühne Unternehmer, ihr Geschäftsleben ist durchaus modern, in fortschrittlicher Weise geleitet. Die Bureaueinrichtung ist mit Fernsprechapparaten, Schreibmaschinen versehen, hie und da findet sich aber auch ein Blumengefäß mit seltenen Pflanzen, ein wertvoller Kunstgegenstand oder ein Singvogel im zierlichen Rohrbauer, ein treuer Gefährte bei eifriger Arbeit. Und auch hier tragen sie ihre Nationalkleidung, und gerade die weiten Seidenbeinkleider und der traditionelle Zopf sind es, die auf den ersten Blick Verwunderung erwecken, wenn man sie auf den Otiselevatoren verkehren, telegraphieren oder auf der Maschine schreiben sieht.

Hongkong, Shanghai und Tientsin bieten gute Gelegenheit, die Kapazitäten der chinesischen Großkaufmannschaft kennen zu lernen. Während meines dortigen Aufenthaltes freute ich mich, ihre Häuser aufsuchen zu können. Der Verkehr mit diesen Leuten zeigt, was dieses Volk eines Tages unter dem Einflusse der westlichen Zivilisation werden könnte.

Die Millionäre bauen ihre Häuser gewöhnlich nach europäischem Muster; die Möbel der Empfangssäle stammen ebenfalls aus dem Auslande, und nur das prächtige Porzellan und andre Kunstgegenstände erinnern an die chinesische Heimat. Aufrichtig gesagt, diese Neuerung auf dem Gebiete des Bauwesens ist eher bedauerlich, denn das chinesische Yamen ist zweifellos geschmackvoller als das moderne Eisen- und Ziegelhaus. Doch die Kleidung blieb von der Mode unberührt, und Schöneres als die prächtig gestickten Seiden- und Samtmäntel der vermögenden Klasse kann man sich gar nicht vorstellen. Die alten Manieren und die Regeln der Höflichkeit vermochte der Amerikanismus nicht zu verwischen, und es erhielt sich der ehemalige Begriff der Familie: die warme Geschwisterliebe und die gegenüber den Eltern gehegte unbeschränkte Verehrung. Und bewußt wird auch das Gleichgewicht des Innenlebens gehütet. Im Verkehre mit diesen Leuten gewann ich die Überzeugung, daß selbst die am meisten Vorgeschrittenen, die jahrelang in England oder Frankreich gelebt haben und sich aller Vorzüge der Errungenschaften unsres Handels und unsrer Industrie bedienen, in jeder Beziehung vermeiden, das Privatleben des Westens nachzuahmen. Strenge halten sie alles von ihrem Hause fern, was vor die Öffentlichkeit gehört. Amt oder Geschäft ist dem Privathause gegenüber ein ganz selbständiger Begriff. Ja häufig kommt es vor, daß die Gattin oder das Kind noch nie im Bureau des Gatten oder des Vaters war, und ebenso selten spricht der Familienvater zu Hause darüber. Während er dort arbeitet, kommt er hierher, um auszuruhen; dort kämpft er, hier sucht er das

Glück. Man machte mir oft zum Vorwurfe, daß bei uns der Erwerbstrieb oder der übermäßige Ehrgeiz in vielen Fällen die Freude am Leben untergrabe. Einer meiner Hongkonger Bekannten sagte: „Der größte Teil der heutigen Lebensverhältnisse des Westens besteht darin, daß sie den Menschen zu seinem eignen Feinde erziehen; er opfert seine Tage für, im Grunde genommen, wertlose Ziele, ohne daß er Zeit gehabt hätte, das zu genießen, was er schon besitzt."

Im gleichen Sinne äußerte sich ein Bankier: „Die meisten Personen des Westens lieben das Geld des Geldes wegen, nicht deswegen, was das Geld zur Veredlung des Innenlebens bieten kann."

Je näher ich die Denkweise dieser Menschen kennen lernte, desto klarer ward mir der psychische Zustand des Volkes. Zuerst — so sagt man — überrascht den Chinesen, der nach Europa kommt, der traurige Gesichtsausdruck unsrer Völker. Man findet, daß der Angelsachse und mehr noch der Sohn einer lateinischen Nation durch die geringste äußerliche Unannehmlichkeit, durch einen Verlust oder durch eine Enttäuschung mehr in Verlegenheit gerät als der Chinese selbst vor dem Bilde des Todes. Das, was einen verhältnismäßig geringen Wert hat, meint man, schätzen wir übermäßig, während positive Werte, die allein imstande sind, die Wechselfälle des Lebens erträglich zu gestalten und innere Zufriedenheit zu schaffen, von uns vernachlässigt werden. Und ich muß der Wahrheit gemäß sagen, daß ich in diesem Falle nicht zu widersprechen imstande war. Das Leben der modernen Gesellschaft, ihr Gleichgewicht ist sehr ungewiß. Bei uns ist die Gefühlswärme des inneren Lebens schon längst durch die Dampfmaschinen ertötet, und das tiefere moralische Gefühl fällt oft genug dem Einflusse der Außenwelt, konventionellen Nichtigkeiten zum Opfer. Und da, wo zum Unglück auch die religiöse Überzeugung fehlt, gibt es nichts mehr, was Entschädigung bieten könnte inmitten der Verzweiflung und des Zweifels.

Der chinesische Christ, das fortschrittliche Element seines Landes, wünscht vor allem im Kreise seiner Familie ein christliches Leben zu führen, das bei uns so oft infiziert ist. Ich habe sehr viele chinesische christliche Familien gekannt, war in den Häusern einfacher Arbeiter, in den Hütten der Bauern und habe anderseits oft bei den vermögenden Glaubensgenossen verkehrt. Und dabei habe ich in der Regel konstatiert, daß für den armen wie für den reichen Christen die Tugend der Liebe und besonders der Nächstenliebe nicht bloß Gebot ist, sondern in ihrem täglichen Leben zum Ausdruck kommt. Das Mitgefühl mit dem Elenden und Armen ist wahrhaft rührend in diesen christlichen Familien. Zumindest habe ich dies selbst so erfahren und auch von denjenigen Missionären gehört, die seit ihrer Weihe inmitten dieser Völker leben. Die vielfach vorgebrachte Beschuldigung, daß der chinesische Konvertit nicht aufrichtig sei, ist — wenigstens was die Katholiken betrifft — stark übertrieben. Wir dürfen vor allem nicht vergessen, daß der größte Teil der chinesischen Katholiken seit Generationen schon christlich ist, und daß diesen Christen vom Vater auf den Sohn eine religiöse Erziehung zuteil wurde. Die erste Ankunft der Missionare fällt in das 13. Jahrhundert. Der mächtige

Kublai Khan hat sie wiederholt ins Land gerufen und später auch die Erziehung seines Sohnes katholischen Missionären anvertraut. Seit der Gründung der ersten Pekinger Bistümer sind mehr als sechshundert Jahre verflossen, und noch Papst Clemens V. entsandte für diese Stelle den berühmten P. Monte Corvino nach Peking; in seiner Begleitung befand sich der italienische berühmte Weltreisende Marco Polo. Schon in den ersten drei Jahren gab es mehr als 6000 Taufen, und bald darauf stieg die Zahl der Christen auf Hunderttausende. Die immer wieder sich erneuernden Verfolgungen haben die Verbreitung des Christentums allerdings verzögert. Hier aber will ich nur darauf hinweisen, daß die ersten Getauften sicher viele Deszendenten hatten, und daß die katholische Kirche von Alters her im Volke stark verbreitet war, das solcherart den Katholizismus als die Religion seiner Väter kennt. Bezüglich dessen, was man als sogenannte zwangsweise oder bezahlte Bekehrungen hinzustellen pflegt, muß ich vor allem erwähnen, daß unter Erwachsenen Bekehrungsfälle selten vorkommen und den Betreffenden nicht nur keine Vorteile bringen, sondern ganz im Gegenteil sehr oft zu Ungerechtigkeiten und zur Verfolgung Anlaß geben. Überdies weiß jeder, der China gut kennt, daß das Volk des Landes die ihm anerzogene Überzeugung selten verliert oder ändert. Die größte Zahl der Taufen fällt vor allem auf die Kinder christlicher Eltern, auf die unglücklichen Waisen und die ausgesetzten Säuglinge, derer der Hungertod oder — was noch trauriger ist — gänzliches Verkommen harrt. Diese armen Wesen werden von Nonnen in ihren Waisenhäusern erzogen und in einem Gewerbe unterrichtet, das ihnen später reichlichen Erwerb bietet. Die talentierteren Zöglinge erhalten ihre höhere Ausbildung in den Mittelschulen der Missionen und in den Kollegien, die in den großen Städten bereits blühen. Die Leitung dieser Anstalten liegt in der Hand der verschiedenen Orden, und ihre Volkstümlichkeit beweist am besten der Umstand, daß ein sehr starker Prozentsatz ihrer Zöglinge andern Konfessionen angehört.

Die Kinder der wohlhabenden Kaufmannsklasse, bevor sie eine Anstellung erhalten oder sich auf ausländische Studienreisen begeben, empfangen ihre höhere Ausbildung beinahe ausschließlich in diesen Schulen, deren Aufgabe in den vom Fortschrittsgeist belebten großen Hafenstädten doppelt wichtig und überaus schwierig ist. Allerdings ist andrerseits auch die Anerkennung für ihre Tätigkeit eine allgemeine. Die zu ihrer Erhaltung nötigen Spenden laufen ohne Unterschied der Konfession von allen Klassen der Bürgerschaft ein. In letzter Zeit haben die christlichen Schulbrüder in Peking ein groß angelegtes Gymnasium erbaut, das den modernen Anforderungen in jeder Hinsicht entspricht und einem in der Hauptstadt seit langem schon fühlbaren Bedürfnisse abhilft.

Bevor jedoch China von der Suprematie des Westens sich Überzeugung verschafft haben wird, dürfte noch sehr viel Wasser in das Bett des Yangtse-Stromes fließen. Wenn auch die öffentliche Meinung langsam sich umzugestalten beginnt, so geschieht dies keineswegs in der Anschauung, daß man einer entwickelteren Zivilisation entgegengeht, sondern mehr aus Selbsterhaltungstrieb, zur Abwendung der von allen Seiten drohenden Gefahren.

Dem Chinesen war das Ideal der Glückseligkeit: der Friede; der Zweck der Zivilisation: die Bekämpfung der Roheit der menschlichen Natur und die Unterdrückung seiner Kampfeslust. Infolge seiner tausendjährigen Erziehung hat China den Militarismus aus seinem gesellschaftlichen Leben ausgemerzt. Als höchste Tugend stellt der Chinese seinen Kindern den weisen Gleichmut hin, und können wir ihm heute verübeln, daß er Europas Zivilisation gering schätzt, die von alledem das Gegenteil zu lehren scheint? Und wenn der Chinese gezwungen ist, seinen alten Standpunkt aufzugeben und den unsrigen anzunehmen, können wir es ihm verargen, daß er dies ungern tut?

Trotz alledem ist es schließlich doch nur eine Frage der Zeit, wie lange der Chinese noch diesen Standpunkt wird bewahren können. Einige Jahrzehnte oder, sagen wir: einige Jahrhunderte hindurch; für eine ganze Rasse ist ja die Zeitdauer nur ein Faktor zweiten Ranges. Zweifellos aber wird der Tag kommen, an dem nicht nur die 400 Millionen Chinas, sondern die Milliarden der farbigen Rasse ohne Ausnahme die Vorteile der europäischen Zivilisation in Anspruch und deren Waffen in Verwendung nehmen werden. Und wenn dann noch von der gelben Gefahr die Rede sein könnte, dann erst würde diese sich wahrhaft verhängnisvoll erweisen. China würde auch in Zukunft im Westen seinen Feind erblicken und im Bunde mit Japan zu dessen mächtigem Feinde werden, wenn bis dahin die beiden Kulturen einander nicht verstehen gelernt haben. Denn, wie wenig wir dieses Volk aus der Ferne kennen, noch weniger kennt es uns. Die Beseitigung dieser gegenseitigen Verkennung wäre unsre erste Aufgabe, die, wenn man ermißt, wie sehr die Unterschiede auf die Spitze gestellt sind, keine leichte Arbeit, aber auch heute noch nicht undurchführbar ist, und deren Last zu gleichen Teilen beiden Völkerschaften zufällt, der weißen sowohl wie der gelben. Wenn es gelingen wird, die auf beiden Seiten entstandenen Vorurteile zu zerstreuen und wir in der gelben Rasse ebenso ihre Tugenden erkennen, wie sie von den edleren Idealen der Weißen überzeugt sein werden, dann werden beide Rassen, statt einander mit den Waffen in der Hand gegenüberzustehen, einander die freundschaftliche Rechte reichen, und die Fahnen werden auf der einen Seite statt Ausbeutung und Unterdrückung die Devise „Hilfe und Unterstützung", auf der andern Seite aber statt Verbitterung und Mißtrauen „Freundschaft und Vertrauen" tragen.

Außer an Kriegsausrüstungen oder den ausschließlichen Errungenschaften des materiellen Lebens wird unsre Zivilisation dann den Chinesen auch an unsrer geistigen Suprematie teilnehmen lassen, und vor allem diejenige Basis erweitern, auf der die ganze Zivilisation aufgebaut ist — die christlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe!

Erinnerungen an Hermann Kurz.

Von

Isolde Kurz.

IV. Das Brunnowsche Haus.

Die Familie meines Großvaters von mütterlicher Seite, des Freiherrn Anton August v. Brunnow, stammt aus Kurland und hatte sich von da nach Rußland verbreitet. Sein Vater Siegfried jedoch wanderte nach Deutschland aus und ließ sich in Sachsen-Meiningen nieder; ein Bruder desselben ging nach Frankreich und änderte seinen Namen in de Bruneau; ein andrer lebte in Petersburg in hoher diplomatischer Stellung. So wurde die Familie Brunnow weit auseinander gesprengt. Mein Großvater, der noch zwei Brüder besaß, wurde in der Kadettenanstalt zu Berlin erzogen und kam als junger Leutnant nach Württemberg, wo ihn König Friedrich seines alten Adels wegen in die Garde einreihte. Er war ein großer Bewunderer Napoleons und machte mit Freuden den Feldzug gegen Rußland, das er nicht liebte, mit. Lebenslang war es ihm eine heilige Erinnerung, daß er einmal Aug in Auge vor dem großen Kaiser gestanden hatte, als dieser ihm persönlich den Befehl gab, ein russisches Dörflein zu besetzen. Nach erfolgter Einnahme trat er in das Haus des Popen und kam gerade dazu, wie seine eigenen Leute den Popen auf eine Bank gebunden hatten und Miene machten, Stroh darunter anzuzünden, weil er nicht mit dem verlangten Geld, das er vielleicht gar nicht besaß, herausrücken wollte. Er hieb mit dem Degen auf die schnapstrunkenen Soldaten ein und befreite das unglückliche Opfer ihrer Brutalität. Im Verlauf des Feldzuges geriet er in russische Gefangenschaft und wurde samt seinem Diener nach Sibirien verschleppt. Beim Auswechseln der Gefangenen wurden die beiden vergessen und hatten eine ziemliche Zeit dort zu verbringen. Da aber die Gouverneurstochter an dem jungen Franzosen Gefallen fand — der Gefangene galt dort als Franzose — fiel die Gefangenschaft nicht allzu hart aus. Er konnte frei im Hause des Gouverneurs verkehren und lernte von seiner Dame das Russische. Sie war schön, aber wenig von europäischer Kultur beleckt, und in ihrem Haar soll zuweilen auch noch andres zum Vor-

schein gekommen sein als die Diamanten, mit denen sie am hellen Tag prunkte. Sie hielt ihren Gefangenen für einen großen Künstler, weil er sie mit dem Storchschnabel abkonterfeit hatte, und wollte nun auch von ihm gemalt sein. Er versprach, ihr Bild auf Goldgrund in den schönsten Farben anzufertigen, nur müsse er die Farben in der nächsten, ziemlich weit entlegenen Stadt holen. Sie verschaffte ihm zu diesem Zweck einen Paß von ihrem Vater, er reiste ab, indem er seinen Diener mitnahm, und beide kamen nicht wieder. In Bauernkleidern, die sie sich statt der Farben kauften, legten sie die ungeheure Strecke bis zur preußischen Grenze teils in irgendeiner elenden Telega, wo sie gelegentlich auffaßen, teils auf einem geliehenen Klepper, meist aber zu Fuße zurück. Auch eine Ziege führten sie mit und waren durch die Milch ihrer Begleiterin besser genährt als auf ihren militärischen Märschen in Rußland, wo es vorkam, daß sie sich an „Wasserriebele" aus ganz schwarzem Mehl sättigen mußten, die mit Pulver gesalzen und mit Talg „geschmälzt" waren. So kamen die beiden Wanderer nach Württemberg zurück; der junge Offizier avancierte sogleich und erhielt Auszeichnungen aller Art, darunter einen hohen, geldtragenden Orden, später auch den Kammerherrnschlüssel. Jetzt heiratete er meine Großmutter, ein Fräulein Wilhelmine v. Oetinger, die Nichte des allmächtigen Staatsministers, Grafen v. Dillen. Dieser Dillen hat in der Geschichte des Landes wie im Leben der Familie eine zu wichtige Rolle gespielt, um ihn hier mit Schweigen zu übergehen. Der Vielberufene, der sich ursprünglich Dillenius schrieb, studierte in Tübingen die Medizin, als König Friedrich bei einem Besuche daselbst den bildschönen, hochgewachsenen Studenten erblickte, ihn, wie es seiner Sultanslaune gefiel, aufgreifen ließ und den Widerstrebenden mit sich nach Stuttgart nahm, wo er ihn erst in den Marstall, dann ins Militär steckte. Hier durchflog der junge Mann alle Chargen bis zum General; dann wurde er Staatsminister und der Mächtigste im Lande nach dem König. Er soll ein kluger und tatkräftiger Mann gewesen sein wie sein Monarch, von dem Napoleon zu sagen pflegte, daß er „sein" geistreichster Fürst sei. Den Dank des Landes jedoch hat sich keiner von beiden erworben. Der König erhob seinen Günstling zum Baron und gleich darauf zum Grafen v. Dillen, wobei er ihm die Dörfer und Schlösser von Dätzingen und Rübgarten zum Geschenk machte. Es heißt, die Dillenius, eine aus Belgien eingewanderte Hugenottenfamilie, seien in früheren Zeiten adlig gewesen und hätten erst in Württemberg den Adel abgelegt und, da alle Mitglieder dem Gelehrten- und Theologenstand angehörten, die lateinische Namensendung angenommen; der König habe somit nur ihren alten Adel aufgefrischt. Ich weiß nicht, wie es sich damit verhält; jedenfalls erkannte das Land diese Auslegung nicht an, denn der Volkswitz sang:

Der König ist kein Freund von jus,
Er liebt nur seinen Willen,
Drum macht er aus Dillenius
Den Herrn Baron von Dillen.

Dies war der Gewaltige, den das Land nur mit unterdrückter Empörung als das Geschöpf und Werkzeug der Despotenlaune nannte, der aber den Zauber

einer bezwingenden persönlichen Liebenswürdigkeit besaß, daher er in der Familie ebenso geliebt wie anderwärts gehaßt und gefürchtet war. Nicht nur meine Großmutter, die in seinen glänzenden Zirkeln aufwuchs, hing mit größter Liebe und Verehrung an ihm, sondern auch meine nachmals so radikale Mutter schwärmte in ihrer Jugend für diesen Großonkel. Später freilich, als sie im Geschichtsunterricht durch ihren Lehrer erfuhr, welch verderbliche Rolle dieser Mann im Lande gespielt hatte, weinte sie bittere Tränen, und das Gefühl, daß sie etwas am Volke gutzumachen habe, wurde ein Hauptanstoß zu ihrer späteren ultrademokratischen Gesinnung.

Meine Großmutter war die einzige Tochter des Oberstleutnants v. Oetinger; ein Bruder von ihr ließ als junger Offizier auf der Beresinabrücke sein Leben. Ihr Vater hatte mit neunzehn Jahren die noch nicht fünfzehnjährige Schwester des Günstlings geheiratet, und das junge Pärchen, das noch wie Kinder zusammen tollte und schmollte, führte ein sehr lustiges Leben. Sie hielten sich für unerschöpflich reich, weil er der Erbe zweier von seiner Mutter verwalteter Rittergüter, Hollach und Archshofen, war, daher der noch unmündige Ehemann, den die eigene Mutter knapp hielt, um selber zu verschwenden, es nicht schwer fand, Gelder aufzunehmen. Als diese starb, waren die Güter zerronnen; der Sohn sah sich am Abgrund, und da des Königs Strenge gegen Schuldenmacher unerbittlich war und der Schwager ihm nicht zu Hilfe kam, gab er sich durch eine Kugel selbst den Tod — diese Kugel lag noch als düsteres Wahrzeichen in einer Familienschatulle, als ich ein Kind war. Die Witwe, eine pikante, feurige Erscheinung[1]), deren Bild, von der Simanowitz gemalt, sich noch bis vor wenigen Jahren in unserm Hause befand, nahm nun ihrerseits von dem reichen, mächtigen Bruder keine Unterstützung an, sondern lebte mit ihrer kleinen Pension in engen Verhältnissen und stickte Fahnen für die napoleonischen Regimenter. Als sie aber noch in jungen Jahren starb, setzte der Bruder ihr auf dem Ludwigsburger Friedhof ein kostbares Denkmal.

Ihre Tochter, die meine Großmutter war, wurde bei diesem Onkel erzogen und entsagte auf seinen Befehl einer Jugendneigung, um meinen Großvater zu heiraten, der in sehr geordneten Verhältnissen lebte und einiges Vermögen besaß. Die Ehe fiel glücklich aus und wurde nur getrübt durch das Wegsterben der ganzen männlichen Nachkommenschaft. Von sechs Kindern blieb nur meine Mutter am Leben, die am 6. August 1826 zur Welt kam und Eva Maria getauft wurde. Ein jüngeres Schwesterchen, Ottilie, ein stilles, sanftes, ganz aufs Häusliche gerichtetes Kind, das völlige Widerspiel meiner Mutter, erreichte nur das elfte Lebensjahr.

Nachdem König Wilhelm I. die Garde als ein zu aristokratisches (oder zu kostspieliges?) Korps aufgehoben hatte, wurde mein Großvater zur Infanterie versetzt und nahm nach verschiedenen Garnisonswechseln als Oberst seinen Abschied.

---

[1]) Ihre Büste, von der Hand Danneckers, befindet sich in der Akademie der Künste zu Stuttgart.

Man kann diesen Mann in Anbetracht seines Standes und der Stellung, die er bekleidete, ein Original nennen. Er soll bei seinen Untergebenen im höchsten Grade beliebt gewesen sein, bei den Kameraden nur teilweise und ganz und gar nicht bei den Vorgesetzten, denen sein unbefangener Freimut schlecht behagte. Bei Hofe aber war er geradezu das enfant terrible, denn er sagte jedem, selbst dem despotischen Landesherrn, mit der gelassensten Miene die Wahrheit ins Gesicht. Für die äußeren Dinge hatte er gar kein Auge, eine Eigenschaft, die auch auf meine Mutter überging, wie diese denn überhaupt ganz nach dem Vater artete. Nach seiner Pensionierung kaufte er ein Landgut in Obereßlingen bei Eßlingen, das er selbst bewirtschaftete. Da er von Landwirtschaft und Gärtnerei, die er mit Leidenschaft betrieb, nicht viel verstand, so hatte er manches Lehrgeld zu zahlen; es wird ihm sogar nacherzählt, er habe die Blumenzwiebeln verkehrt in den Boden gesteckt und sich gewundert, daß sie nicht wachsen wollten. Er war von äußerst heiterem Humor und hatte einen unendlichen Tätigkeitstrieb: er drechselte, schreinerte, bastelte; mit dem Hahnenschrei stand er auf und war emsig beschäftigt bis zum Nachtessen. Auf Weihnachten verfertigte er für alle Schulkinder des Ortes kunstgerecht broschierte Schreibhefte. Seine Hauptliebhaberei aber war die Medizin: er war nie so glücklich, als wenn die Bauern kamen, sich von ihm ein Pflaster schmieren, einen Arnikaverband anlegen zu lassen. Den Schwererkrankten, an die er sich mit seiner Kunst nicht wagen konnte, wurde Fleischbrühe und Wein ins Haus geschickt. Er lebte selbst sehr einfach, hielt wenig auf das Äußere, pflegte aber in seinem Haus eine ausgedehnte Gastfreundschaft. Wenn er Gäste hatte, floß der Champagner; war er allein, so trank er ein selbstgebrautes Bier aus Zucker und Kubeben, bei dessen Herstellung ihm eine Jugenderinnerung an „Braunschweiger Mumme" vorgeschwebt haben soll. Ihm selber mundete dieses Bier vortrefflich; andre fanden, daß es ein abscheuliches Produkt sei. Ich vermute, daß mein Vater, der als Verlobter noch die Reste des schwiegervätterlichen Kellers kennen lernte, aus diesem Gebräu die Inspiration zu dem berühmten „Korruptionsgesöff" in den „beiden Tubus" geholt hat, von dem sich aber meines Großvaters Mischung dadurch unterschied, daß sie alles eher als eine Ersparnis war.

Meine Großmutter Brunnow muß eine pompöse Erscheinung gewesen sein. Zwei Miniaturbildchen stellen sie in Empiretracht in der Zeit ihrer höchsten Blüte dar: ein sanft lächelndes und zugleich pikantes Rokokogesichtchen vom zartesten Blondinenkolorit und eine Büste von vollendeter Schönheit. An Charakter erinnert sie an meine Großmutter väterlicherseits, freilich innerhalb viel größerer Lebensformen: sie war eine sanfte, selbstlose, duldende Natur, die nur für andre lebte und ihr frühes Siechtum zu verbergen suchte, um die Jugend der Tochter nicht zu trüben. Sie war eine geschickte Blumenmalerin, machte kunstvolle Stickereien, besaß überhaupt sehr viel Sinn und Handfertigkeit für jede Art von Nadelarbeit. Da aber ihr ganzes Leben ausgefüllt war von Kummer um die schnell wegsterbenden Söhne, und Kränklichkeit sie schon in jungen Jahren befiel, wurde stille Resignation der Grundton ihres ganzen Wesens. Alle, die sie kannten, nicht nur die Jugendfreundinnen,

schützten und liebten sie ungemein, und auch der einstige Verlobte, ein Baron Moltke, der nun in treuer Freundschaft an ihr hing, kam oft sie zu besuchen und wurde von meinem Großvater stets aufs freundlichste und kameradschaftlichste empfangen. Sie hatte eine Vorliebe für italienische Literatur, die sie auf meine Mutter übertrug, denn sie schenkte ihr schon zu ihrem zwölften Geburtstag die „Göttliche Komödie" und das „Befreite Jerusalem", wie denn die Damen der adligen Kreise damals eine viel höhere Bildung besaßen als die der bürgerlichen. Um sich zu zerstreuen, arbeitete sie das ganze Jahr hindurch für die Kinder von Obereßlingen: Hauben, Schürzen, Röcke und Strümpfe wurden verfertigt; bei der Puppenfabrikation half ihr das Töchterchen, während der Vater Schulhefte broschierte oder Federröhren drechselte. Jahr um Jahr, solange die edle Frau lebte, wurde der Schule ein fröhliches Weihnachtsfest bereitet, wozu die gute Josephine, das Faktotum des Hauses, ganze Waschkörbe voll Lebkuchen buk. Im Andenken an die früh Dahingegangene fuhr ihre völlig anders geartete Tochter noch lange fort, Kinderkleider für die dörflichen Bedürfnisse anzufertigen, obgleich ihr die Werke der Nadel eigentlich ein Greuel waren.

Wilhelmine von Brunnow starb schon am 3. September 1842 während eines Besuchs bei ihren Verwandten in Dätzingen und liegt dort auf dem ländlichen Friedhöfchen an der Seite ihres Onkels Dillen begraben.

Solange das Temperament meiner Mutter durch diese sanfte Macht gefesselt war, trat die Opposition gegen die Welt, der sie durch ihre Geburt angehörte, noch nicht so stark hervor: wie die junge Baronesse ihrem Stand entsprechend gekleidet ging, fühlte sie sich ihm auch innerlich verbunden; ja bei ihrer Neigung zum Extremen gab es sogar eine Zeit, wo sie die Adligen für die einzig berechtigten Lebewesen ansah; eine Meinung, an der ihre liberalen Eltern gänzlich unschuldig waren. Freilich zeigten sich schon auch im Kindesalter die sozialistischen Regungen, denn als sie zum erstenmal Arme sah, wurde sie von der ungleichen Verteilung der Glücksgüter so erschüttert, daß sie in den Keller lief und ungesäumt die feinsten Bordeauxflaschen ihres Vaters den Bettlern schenkte. Überhaupt war sie von frühster Kindheit an anders als andre Kinder. Sie nahm nie von einem Menschen ein Geschenk außer von ihren Eltern. Geld hielt sie für das Allergemeinste und Beschimpfendste; mit Geld konnte sogar ihre heißgeliebte Josephine sie in die Flucht treiben, wenn die Kleine ihr in der Küche lästig fiel. Niemals mochte sie mit andern Kindern spielen; wenn solche zu Besuch kamen, so gab sie ihnen schnell ihr sämtliches Spielzeug hin und versteckte sich dann im entlegensten Zimmer, um nichts mit ihnen zu tun zu haben. Das große Mitleid mit den Tieren lag gleichfalls von Kindheit an in ihr; sah sie ein Kalb zur Schlachtbank führen, so wurde sie den ganzen Tag nicht mehr froh. Als sie einmal von einem Hasen gegessen hatte, träumte ihr des Nachts, daß das Tier sie in grauenhafter Gestalt als abgenagtes Gerippe verfolge und sein Fleisch von ihr zurückverlange. Von da an wies sie alles Wild mit Abscheu zurück und faßte einen Widerwillen gegen Fleischnahrung überhaupt, der sich mit der Zeit zu völligem Vegetarianismus entwickelte. Da niemand ihr wehrte,

wuchsen alle diese Eigentümlichkeiten mit ihr und machten sie zu einer ureigenen, mit niemandem sonst zu vergleichenden Persönlichkeit. Sie lebte ganz und gar in einer phantastischen Welt. Auf Bällen erregten ihre Partner ihr nicht einmal den Eindruck, daß sie Menschen, geschweige daß sie andern Geschlechts seien. Sie schienen ihr nur angezogene Tanzbeine, kostümierte Besenstiele, während sie selbst in lange geheimnisvolle Liebesgeschichten mit gefangenen Rittern verwickelt war, die im Verließ ihres Schlosses schmachteten. Eigentlich waren diese Liebesritter Gießkannen und andres Gerümpel, das in einer Kammer des Erdgeschosses lag und bei ihrer höchsten Ungnade von niemandem berührt werden durfte. Überhaupt gewöhnte sie sich daran, die Realität der Dinge nicht anzuerkennen, wofür dann freilich die Dinge sie auch beständig mit ihrer Rache verfolgten, was aber weniger von ihr selbst als von ihrer Umgebung empfunden wurde.

Von klein auf war es ihr ein zwingendes Bedürfnis, ihre Gedanken und Empfindungen in Versen auszudrücken, mit denen sie im Umsehen ganze Hefte vollschrieb. Meist wurden sie noch in der frischen Begeisterung ihrer Josephine vorgelesen, und diese verbreitete ihren Ruhm weiter. Sie fanden in Freundeskreisen eine unbegrenzte Bewunderung. Ein Klagegesang, den sie auf den Tod des von ihr schwärmerisch verehrten Grafen Alexander von Württemberg gedichtet hatte, zirkulierte in Abschriften bei Hofe und trug ihr den Namen einer Sappho ein. Besonders der alte Freiherr glaubte, daß es nichts Erhabeneres geben könne als die Poesien seiner Tochter. Dafür bedachte sie auch ihn einmal mit einer poetischen Huldigung. Sie verfaßte zu seinem Geburtstag zwei Sonette, wovon das eine seine Kriegstaten feierte und ihm den Lorbeer zuerkannte, das andre sein ländliches Friedenswirken in einem Feldblumenkranz symbolisierte. Zum Feste hüllte sie sich selbst in Helm und Harnisch als Viktoria, eine zu Besuch anwesende junge Freundin wurde als Flora angetan, und in einem mit Laubwerk ausgeschmückten Zimmerchen vor einem kerzenflammenden Hausaltar begrüßten die beiden Gottheiten den Überraschten jede mit ihrem Sonett, das sie hierauf geschrieben nebst dem dazu gehörigen Kranz überreichten. Der Lorbeer war freilich vom Oleanderbaum gepflückt, was aber der Feier keinen Abbruch tat. Der alte Herr weinte Freudentränen, indem er die jungen Mädchen in die Arme schloß. Die Sonette steckte er voll Wonne in die Westentasche; er glaubte in ihnen den höchsten Gipfel der Poesie erstiegen und teilte sie in glücklichem Vaterstolz allen seinen Freunden mit. Es wurde ihm sogar nachgesagt, daß er einmal auf einem Spazierritt eine vorbeifahrende Equipage angehalten habe, indem er vom Pferd herab sich auf das Trittbrett schwang, um den überraschten Insassen die Sonette seiner Tochter vorzulesen. Diese selbst war die einzige, die ihren poetischen Erzeugnissen mit Kritik gegenüberstand, ja in späteren Jahren pflegte sie sogar ihr Talent unter seinem wahren Werte einzuschätzen.

Obgleich sie in den großen Werken der Dichtkunst schwelgte, vermochte doch bei ihrer mehr rationalistischen als künstlerischen Anlage die Poesie ihr Inneres nicht ganz auszufüllen. Quälende Fragen nach dem letzten Grund der Dinge verfolgten sie von Kindheit auf. Das religiöse Dogma, dem sie

sich nie hatte hingeben können, wurde unter heftigem innerem Ringen abgeworfen, worin ihr übrigens merkwürdigerweise das jüngere, völlig anders geartete Schwesterchen ganz selbständig vorangegangen war: ein Zeichen, daß die Zeitströmungen auf geheimnisvollen Wegen wirksam sind. Mit brennender Gier warf meine Mutter sich auf die Lektüre der Philosophen, die ihr aber das innere Ungenügen auch nicht hoben, bis schließlich die achtundvierziger Ideale mit solcher Gewalt von ihr Besitz nahmen, daß sie fortan die Welt nur von diesem Standpunkt aus begreifen konnte.

Ihre sorglosesten Jugendtage verlebte sie auf einem benachbarten Edelsitz, dem Schlößchen Boihingen bei der Familie von Thumb, die zu den historischen Geschlechtern des Landes gehört. In Boihingen herrschte ein sehr munteres und anregendes Treiben: dort fand der junge Adel des Landes sich zusammen; man ritt und tollte in den großen Wäldern umher, man dilettierte in Poesie, wie man heutzutage in den bildenden Künsten dilettiert, man war romantisch und zugleich liberal, was ebenfalls zum Ton der Zeit gehörte. Die jungen Edeldamen, an die sich noch die gebildete bürgerliche Frauenwelt anschloß, schwärmten im Hyperion und lasen zusammen den Homer; die Kavaliere schwelgten im Lenau und Heine und kokettierten sogar mit der herannahenden Revolution. Bei meiner Mutter fielen die Lehren des neuen Evangeliums auf den fruchtbarsten Boden. Sie soll der Stern dieses Kreises gewesen sein, wie mir andre erzählten. Sie besaß zwar nicht die imposante Gestalt, noch die milde, herrschende Anmut, durch die meine Großmutter geglänzt hatte, aber ihre pikante und äußerst bewegliche Erscheinung fand noch mehr Bewunderung als wirkliche Schönheit. Sie wurde vom männlichen Geschlechte sehr ausgezeichnet und verstand es, sich die abgewiesenen Bewerber zu Freunden zu machen. Dabei hatte sie das seltene Glück, beim eigenen Geschlechte keinen Neid zu erwecken, was sie außer ihrer großen Güte gegen die Freundinnen zum Teil dem Umstand verdanken mochte, daß sie bei ihrer völligen Gleichgültigkeit gegen die Toilette auf äußere Ansprüche ganz zu verzichten schien. Sie war in jungen Jahren sehr unternehmend und kannte keine Furcht: um nach Boihingen zu gelangen, mußte sie drei Stunden Wegs zu Fuße durch Wälder zurücklegen und watete wohl auch durch den freilich dort nicht tiefen Neckar. Als einzige Waffe trug sie eine Schnupftabaksdose bei sich, mit deren Inhalt sie sich im Notfall zu verteidigen gedachte; zum Glück kam sie nie in diese Lage, denn es gab dazumal keine Stromer. Dabei ging sie gerne in Bauernkleidung, nicht aus Koketterie, sondern der Bequemlichkeit halber; denn seit dem Tode ihrer Mutter war niemand mehr, der über ihren Anzug wachte; gelegentlich aber legte sie auch für ihre Wanderungen irgendeine ganz phantastische Tracht an, wie die einer Neapolitanerin oder gar der Jungfrau von Orleans. In ihren Kreisen ließ man sie völlig gewähren, die bürgerlichen Freundinnen ahmten wohl auch die junge Baronesse nach, das Landvolk aber meinte, es müsse so sein. Sie fand bei Männern und Frauen glühendste Verehrung und treueste Freundschaft, die sie lebenslang durch alle Wandlungen der Zeit begleitet haben und noch begleiten.

Zu den Freunden meiner Mutter gehörten auch verschiedene junge Studenten bürgerlicher Abkunft, die ihre Ferien in Obereßlingen verbrachten. Diese revolutionär gefärbte Jugend sang das junge Freifräulein als die Muse ihrer politischen Lieder an. Mein Großvater, der, obgleich liberal, doch für seine Person ganz als Edelmann fühlte, ließ sich diesen demokratischen Umgang für seine Tochter gefallen; er zog ihn sogar der Gesellschaft der jungen Kavaliere vor, denen er als Weltmann und Menschenkenner weniger traute. Unbehindert konnte sie mit diesem oder jenem ihrer bürgerlichen Verehrer halbe Nächte allein auf dem Neckar rudern, in Träumen von Volksbeglückung und Menschheitsverbrüderung schwelgend.

In jene Zeit fiel auch die tolle Episode des Franzosenschrecks, die ich als Kind oft von unsrer alten Josephine erzählen hörte. Es war an einem Feiertag im Frühjahr 1848, als plötzlich vom Schwarzwald her wie ein Lauffeuer die Kunde drang, die Franzosen seien mit bewaffneter Hand über die Grenze gebrochen. Der Ruf „Sie kommen!“ flog von Ort zu Ort, überall einen wilden Aufruhr erweckend. Vor dem Tübinger Rathaus kam der Oberamtsrichter von Sulz in voller Karriere angesprengt, um bewaffnete Hilfe zu holen, weil in der Stadt Sulz schon der Feind stehe: bei seinem Ausritt seien die Franzosen eben von der andern Seite eingezogen. Bürgerschaft und Studenten waffneten sich in Hast und wurden von den nicht Wehrhaften, worunter viele Frauen, unter Abschiedstränen eine weite Strecke begleitet. Unterwegs stießen sie auf andre bewaffnete Scharen, die von anderswoher alarmiert worden waren, denn die Panik, die sich weit ins Badische hinein verbreitete, hatte in Württemberg nicht nur den ganzen Schwarzwaldkreis, sondern auch einen Teil des Neckarkreises ergriffen. Allerorten spielten sich die wunderlichsten Szenen ab. Auch in Eßlingen rauschte die Welle des Unsinns an und brachte sogar das stille Obereßlingen auf die Beine. Zwei Söhne benachbarter Häuser, sonst ergrimmte Rivalen, die der Witz Josephines in einer naheliegenden Verketzerung ihrer Namen Romulus und Remus nannte, beide bildschöne hochgewachsene junge Männer, erschienen des Nachts einer um den andern in der kleidsamen Uniform der Bürgerwehr und bis an die Zähne bewaffnet vor der Tür des Fräuleins und erklärten sich einmütig bereit, ihr Leben für sie zu lassen. Von Josephine mit den großväterlichen Weinen gelabt, zogen sie wieder ab, um den Feind, der schon auf Eßlingen zumarschieren sollte, zu rekognoszieren. Aber des andern Tages war der Wahnsinn verflogen; von allen Seiten kam die Nachricht, daß man sich durch einen blinden Lärm hatte täuschen lassen, und Romulus und Remus legten mit dem ganzen Landsturm beschämt die Waffen nieder. Wie die Panik entstanden war, ist niemals aufgeklärt worden. Viele glaubten, irgendein Spaßmacher habe die ganze Geschichte angezettelt, dafür war aber die Erregung viel zu elementar und zu allgemein; es scheint vielmehr, daß die Gärung, die damals durch die beiden Länder ging, von selbst diese seltsame Form der Entladung gefunden habe. Denn, wenn ich meiner Chronistin glauben darf, so war gleichzeitig jenseits der Rheingrenze derselbe Schrecken ausgebrochen, und die Bevölkerung flüchtete im Glauben, von den Deutschen angegriffen zu sein, in wilder Hast

landeinwärts. Noch bis heute ist im Schwabenland dieser Tag mit seinen Schwabenstreichen unter dem Namen des Franzosenfeiertags bekannt, und F. Th. Vischer hat das lustige Motiv in seine dramatische Posse „Nicht I A" verflochten.

Als die Revolution ausbrach, gehörte Marie v. Brunnow zu ihren feurigsten Aposteln. Der Vorzug ihrer Geburt erschien ihr als ein Unrecht, das sie durch Einsetzung ihrer ganzen Person für die Sache des Volkes zu sühnen strebte. Sie stürzte sich in den Strom ohne zu fragen, wohin er sie tragen würde; sie besuchte Volksversammlungen, verteilte Manifeste und Wahlzettel, und die gleichgesinnte Jugend scharte sich um sie wie um eine Fahne. Es lief freilich viel Spielerei und Mummenschanz bei diesen schwarz-rotgoldenen Begeisterungen mit unter. Ich kenne ein gewisses, für die Zeit höchst charakteristisches Büchelchen, das „Rote Album," das meiner Mutter von Gesinnungsgenossen im Jahre 1849 bei einem häuslichen Fest überreicht wurde: in Rot gebunden, mit roter Tinte auf rote Blätter geschrieben, voll von Karikaturen und Knittelversen, auf jeder Seite von Tyrannenblut triefend, die tollste Selbstpersiflage der Revolution. Etwas Kinderei scheint durchweg zum Jahr Achtundvierzig gehört zu haben; doch bedeutete diese Bewegung für ihre Zeit gewiß die Spitze des Wachstums, und jeder Fortschritt ging damals denselben Weg, wenn auch die Keime, die der Frühlingssturm durch die Lüfte trug, erst viel später und in ganz andrer Gestalt reifen sollten. Bei vielen, die in jener Zeit mitliefen, war es Modesache, und die ersten Niederlagen vertrieben ihnen schnell die revolutionären Gelüste. Meiner Mutter aber waren die Ideen von Achtundvierzig eingeboren und hatten nur auf den äußeren Anstoß gewartet, um herauszutreten und sich ihrer Person zu bemächtigen. Ich darf hier an eine andre deutsche Frau erinnern, die, aus ähnlicher Atmosphäre stammend, dieselbe Entwicklung nahm: Malwida v. Meysenbug. Das Schicksal beider Frauen hat viel Analoges, wie es sie denn auch schließlich in späteren Jahren auf italienischem Boden noch zusammenführte. Nur war Malwidas Bruch mit ihren Traditionen mühseliger und schmerzlicher. Er war das Resultat einer unter Kämpfen gewonnenen Erkenntnis; bei meiner viel feurigeren Mutter war er gleichsam ein Naturereignis, eine blitzschnell sich vollziehende „Wahlverwandtschaft" zwischen ihrer eigenen Natur und den neuen Elementen der Zeitströmung. Auch zog in der milderen süddeutschen Luft der Übertritt einer jungen Aristokratin in die Reihen der Volkskämpfer keine grausamen Familienkonflikte nach sich; mein Großvater ließ der einzigen Tochter, die sein Abgott war, freie Hand, ohne sich für oder wider in die Sache zu mischen, und die Besorgnis, durch ihr Auftreten selber kompromittiert zu werden, lag seiner unabhängigen Natur gänzlich ferne. Als ihr eines Abends der Liederkranz des Eßlinger Volksvereins zum Dank für ihre Propaganda mit wehenden Fahnen ein Ständchen brachte und die junge Revolutionärin in den Garten heraustrat, um eine Ansprache zu halten, was damals beim weiblichen Geschlecht noch etwas sehr Ungewöhnliches war, hörte der gute Vater hinter einem Baum versteckt zu und weinte helle Tränen der Rührung

über die seiner Tochter dargebrachten Huldigungen. Die gleiche Toleranz fand sie in ihrem elterlichen Freundeskreis. Wenn sie in Stuttgart bei der zu den Hofkreisen gehörigen Familie v. R. zu Besuch war und von dort aus die demokratischen Versammlungen besuchte, gab ihr der alte Baron den Bedienten zur Begleitung mit, obgleich er recht gut wußte, daß sie unterwegs den Burschen, der sich verlegen bemühte, die vorgeschriebene Distanz einzuhalten, für die Propaganda bearbeitete und ihn, um keine Gelegenheit zu versäumen, gleich mit in den Saal nahm. — Ich muß es dieser Aristokratie nachrühmen, daß sie auch späterhin ihr entsprungenes Schäfchen, wenn es ihr zufällig wieder begegnete, stets mit Pietät und Courtoisie behandelte, im Gegensatz zu den bürgerlichen Parteien, bei denen der politische Haß gegenseitig kein billiges Urteil aufkommen ließ.

Mein Großvater Brunnow starb am 20. Januar 1850, bevor er siebzig Jahre alt geworden war. Sein Vermögen war durch unglückliche Verwaltung sehr vermindert; noch mehr sollte es in den nachfolgenden Jahren durch die Freigebigkeit der Tochter für politische Zwecke zusammenschmelzen. Ihre erste Handlung nach seinem Tode war etwas für ihren Charakter sehr Kennzeichnendes: sie nahm einen illegitimen Sprößling ihres Vaters, dessen Herkunft er ihr verheimlicht hatte, zu sich ins Haus und ließ durch die treue Josephine das kleine Brüderchen aufs zärtlichste pflegen, ohne nach den erstaunten Augen der Leute zu fragen. Den Vorschlag reicher Verwandten, sie ganz zu sich zu nehmen, wies sie ab und hauste mit der Getreuen allein auf ihrem Dörfchen in der väterlichen Wohnung weiter.

Das Bild meines großelterlichen Hauses und später ebenso das des elterlichen wäre unvollständig, wenn ich nicht auch der Gestalt Josephinens, die darin eine so wichtige Rolle spielte, hier einen Platz vergönnte. Es war dieser Guten nicht an der Wiege gesungen, daß sie einmal unter florentinischen Zypressen ihren letzten Schlaf schlafen sollte. Von der bayrischen Grenze gebürtig, als Tochter eines Gärtners auf den gräflich Fuggerschen Gütern, war sie mit zwanzig Jahren in den Dienst meiner Großeltern gekommen, als meine Mutter eben geboren war. Der ideale Zug, der durch ihr ganzes Leben ging, äußerte sich in der Jugend in einem Drang nach der Bühne; die wenigen Theaterstücke, die sie zu sehen Gelegenheit hatte, brausten ihr im Kopfe wie junger Wein. Da sie keine Mittel hatte, sich auszubilden, mußte sie sich mit der Lektüre der klassischen Dramen, die sie sich verschaffen konnte, begnügen. Daher ihr höherer Sprechstil und die gereinigte Ausdrucksweise, die sie gänzlich von ihrem eigenen Stande trennten. Nicht als ob ihr Reden etwas Gespreiztes gehabt hätte — sie sticht vielmehr unter den vielen Gestalten meiner Kindheit, die häufig zur Karikatur neigten, durch das Gehaltene, Maßvolle, Harmonische ihres Wesens ab — nur klang alles, was sie sagte, so gebildet, daß ein Fremder es schwer mit ihrer Aschenbrödelbeschäftigung in Einklang bringen konnte.

Ihr taktvolles Benehmen, ihr reger, aufgeweckter Geist, vor allem ihre ungeheure Brauchbarkeit wandelten ihre Stellung in meinem großelterlichen Hause bald in die einer Vertrauten. Sie soll eine regelmäßige Schönheit ge-

wesen sein, mit tiefleuchtenden Augen, die auch im Greisenalter, als schon ihre Sehkraft gelitten hatte, den Glanz nicht verloren. Sie wurde von den Unteroffizieren, die aus dienstlichen Gründen das Brunnowsche Haus betraten, sehr umworben, aber sie schlug alle Freier aus, „denn," sagte sie zu meiner Großmutter, „die meines Standes sind, die fühle ich geistig unter mir, und die Gebildeten, die mir gefallen, nehmen mich doch nicht, wenn sie mir auch hofieren; also bleibe ich ledig". So begleitete sie ihre Herrschaft von Garnison zu Garnison, bis sie mit in Obereßlingen landete. Sie pflegte die Kinder, die nacheinander kamen und wieder verschwanden, und wurde später die besorgte Wärterin meiner leidenden Großmutter. Daneben versah sie die Küche, den Garten, den Hühner- und Ziegenstall und kochte auch noch mit der größten Bereitwilligkeit für die Kranken des Dorfes. Häufig kam sie nach der schweren Arbeit nicht einmal zu Bette, da sie Nächte hindurch meine nach Atem ringende Großmutter frottierte. Meiner Mutter verschwieg sie so viel wie möglich diese traurigen Nächte, um das junge Mädchen nicht vor der Zeit aus dem sorglosen Jugendtraum zu reißen. Dafür wurde sie auch mit zur Familie gerechnet und von den Freunden des Hauses gleichfalls mit größter Anerkennung behandelt. Nach dem Tode meiner beiden Großeltern (die kleine Ottilie, ihren Augapfel, hatte sie schon vorher begraben müssen) wurde ihr von Dillenscher Seite der Posten einer Verwalterin von Dätzingen angetragen, wo sie die angenehmste, unabhängigste Stellung bei hohem Gehalt gehabt hätte. Aber sie zog es vor, bei ihrer Baronesse, die jetzt allein stand, weiterzudienen, auch ohne Lohn in Zeiten, wo dieser das Geld ausging. Sie wandte nun ihre ganze Liebeskraft auf das verwaiste Mädchen, indem sie nicht nur für ihr körperliches Wohl sorgte, sondern sich in ihr ganzes Wesen einlebte. Sie nahm teil an ihrer Lektüre, und als meine Mutter das Lateinische zu treiben begann, lernte sie die Vokabeln, sowie Deklinationen und Konjugationen mit, ebenso wie sie im Jahr Achtundvierzig an der politischen Ekstase ihrer jungen Herrin teilgenommen und sich die neuen Ideen anzueignen gesucht hatte. Ihre außerordentliche Frugalität kann nur mit der meiner Mutter selbst verglichen werden, die auf diesem Punkt mit ihr wetteiferte. Oft bestand ihre gemeinsame Nahrung nur aus einem Topf Kaffee mit Zichorie zugesetzt. Nichts für sich selber zu brauchen, war jederzeit das Prinzip beider; was das junge Mädchen damals erübrigen konnte, das schenkte sie der Propaganda oder wandte es den politischen Flüchtlingen zu, die durch die Reaktion brotlos wurden. Es versteht sich, daß später, als Marie v. Brunnow sich verheiratete, die Getreue ihr in das neue Haus folgte, um auch an ihren Kindern all das Gute zu tun und dort dieselben Lasten auf sich zu nehmen wie zuvor im Brunnowschen Hause. Sie blieb, solange sie lebte, ein Glied der Familie, von uns fast wie eine Großmutter angesehen, wenn auch leider der kindliche Unverstand uns dies nicht immer richtig zum Ausdruck bringen ließ. In ihren Armen ist mein Vater gestorben. In meinen Erinnerungen an das elterliche Haus wird noch oft von ihr, die sein unscheinbarer Schutzgeist war, die Rede sein. Sie war schon siebzig, als sie das letzte große Opfer ihres Lebens brachte, indem sie sich vom Heimatboden losriß, für immer von ihrer Schwester und deren

Familie Abschied nahm und mit uns in ein fremdes Land auswanderte, wo sie niemand kannte und dessen Sprache sie nicht verstand. Als aber dort nach ein paar Jahren ihre eigene, schmerzlich langsame Auflösung begann, da hat ihr meine Mutter die lange Hingabe vergolten, durch eine Pflege, wie man sie sonst nur den allernächsten Blutsverwandten zuteil werden läßt. Die Getreue starb am 20. November 1883 zu Florenz in unserm Hause.

Jetzt aber kehre ich in das Jahr Achtundvierzig zurück, in das die erste Begegnung zwischen Hermann Kurz und seiner späteren Gattin fällt.

V. Heirat.

Es war am 24. Februar 1848, dem Geburtstag der Revolution, daß Hermann Kurz und Marie v. Brunnow auf einem Maskenball im Saale des Museums zu Eßlingen sich zum ersten Mal sahen. Die Begegnung war keine zufällige: eine Freundin hatte es der jungen Baronetz verraten, daß der Verfasser der „Heimatjahre", der sich damals, von Karlsruhe zurückgekehrt, zu kurzem Besuch bei seinem Bruder in Eßlingen aufhielt, mit mehreren seiner Freunde von der badischen Opposition den Ball besuchen werde, und diese Nachricht weckte in ihr den glühenden Wunsch, den seit lange verehrten Dichter persönlich kennen zu lernen.

Die „Heimatjahre" hatten trotz des schlechten buchhändlerischen Erfolges im ganzen Lande gezündet, und zwar geschah es, wie es oft geschieht, daß gerade die schwächeren Stellen des Buchs, die romantischen Laurazenen, am stärksten auf die Phantasie der am Stofflichen hängenden Leser wirkten. Die ganze Jugend schwärmte für Laura und ihre Zigeuner. Meine Mutter hatte den Roman erst wenige Monate zuvor gelesen oder, besser gesagt! verschlungen; das stille Plätzchen unter ihren Bäumen in Obereßlingen, wo sie sich mit dem Buche versteckt hielt, bis sie unter Herzklopfen damit zu Ende war, blieb ihr für immer unvergeßlich. Bei ihr kam noch die innere Verwandtschaft mit der Heldin hinzu, um den Eindruck zu verstärken. Gehörte sie doch von Geburt derselben Kaste an, deren Konvenienzen und Vorurteile jene launenhafte Schöne mit Füßen trat, und wie Laura haßte auch sie den Zwang und hätte gerne in den Schluchten des Schwarzwalds lebendige Zigeunerromantik getrieben, auf die Gefahr hin, sich den leibhaften Hannikel auf den Hals zu ziehen. Ihr Jubel über die Möglichkeit einer Begegnung mit dem Dichter war ohne Grenzen, und sie beschloß, ihm unter der Maske seiner Heldin eine Huldigung darzubringen. Aus einem pompösen roten Samtmantel, den ihr Großonkel Dillen als Maltheserritter getragen und später ihrer Mutter geschenkt hatte, fertigte sie sich ein kleidsames Laurakostüm von halb weiblichem, halb knabenhaftem Schnitt, wie es zu ihrer kleinen beweglichen Gestalt paßte. Ein hübscher, wohlgewachsener Student aus benachbartem Hause wurde veranlaßt, sie in der Maske des Zigeuners Tony zu begleiten. Fast hätte im letzten Augenblick ein tragikomischer Zwischenfall die ganze Anstalt vereitelt. Das junge Mädchen hatte nämlich am Morgen des Balltags im Übereifer, sich schön zu machen, und gänzlich unerfahren in der Kosmetik, ihr blendend weißes Gesicht mit

Soda gewaschen, weil sie gesehen hatte, daß die gute Josephine dieses Mittel zum Bleichen der Wäsche verwandte. Das hatte zur Folge, daß ihre zarte Haut aufschwoll und sich häßlich rötete, so daß die Entzündung mit kalten Umschlägen bekämpft werden mußte. Jede andre hätte sich durch einen so widrigen Umstand vom Besuche des Balles abschrecken lassen. Nicht so meine Mutter, die genau wußte, daß der Eindruck ihres Wesens nicht von Einzelheiten der Erscheinung abhing, sondern von ihrer gesamten Persönlichkeit. Ebensowenig ließ sie sich durch die ihr zugeraunte Mitteilung irremachen, daß das Herz des Dichters bereits in festen Händen sei, und daß der Gegenstand seiner Neigung den Ball gleichfalls besuchen werde, denn ihre Bewunderung hatte noch mit persönlichen Wünschen und Hoffnungen nichts zu tun.

Als sie im Geleite ihres Morgenländers und unter der Ägide eines würdigen Ballvaters — ihr eigener Vater kränkelte damals schon — den Saal betrat, zog ein hochgewachsener schlanker Mann mit braunem Haar und Bart, die ein blasses Gesicht mit tiefglänzenden Augen umrahmten, ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie vernahm mit freudigem Erstaunen, daß es der Gesuchte war, der nun auch äußerlich ihrem Ideal der Männlichkeit entsprach. Sie wußte es einzurichten, daß sie ihm im Vorüberschlüpfen ein auf rosa Papier geschriebenes Sonett in die Hand drückte, worin der Dichter als „Heinrich Roller" angeredet und aufgefordert wurde, seiner Dame in den Schwarzwald zu folgen. Er eilte ihr ins Maskengewühl nach und hatte sie auch bald an den nickenden roten Federn ihres Baretts wieder ausfindig gemacht. Als sie dann in eine lange Unterhaltung verwickelt neben einander saßen, kam Tony eifersucht-entflammt herangestürzt. „Wo brennts?" fragte ihn Laura, ärgerlich über die Störung. „Bei Ihnen," zischte er ihr ergrimmt in die Ohren und wandte sich voll Groll ins Tanzgewühl zurück. Das Auge der Eifersucht hatte richtig gesehen: es war der bekannte Blitzstrahl, der auf den ersten Blick bei ihr gezündet hatte. Dem Dichter seinerseits konnte der Eindruck, den er auf ein so pikantes und außergewöhnliches junges Mädchen machte, auch nicht gleichgültig sein, und ebenso zog ihn ihr feuriges Eintreten für die gemeinsamen politischen Ideale an. Noch hallten die Sturmglocken, die eben jetzt Frankreich erschütterten, nicht bis über den Rhein, aber schon vibrierte es in den Lüften, und eine Erregung ging durch alle Gemüter. In dieser gespannten Atmosphäre, in der gemeinsamen Erwartung des Neuen, Außerordentlichen fanden die beiden sich innerlich schnell zusammen. Beim Souper stellte er ihr seine badischen Freunde vor, und sie tranken einander in Champagner das Wohl der heraubrausenden Revolution zu. Von Liebe war nicht zwischen ihnen die Rede, aber sie blieben für den Rest des Abends unzertrennlich und verabredeten noch auf den folgenden Tag ein Wiedersehen in befreundeter Familie. Danach aber gingen ihre Wege auf lange Zeit wieder auseinander. Mein Vater siedelte nach Stuttgart über und trat dort in die Redaktion des „Beobachters" ein. Meine Mutter wurde durch das Leiden des Großvaters, das ihn zwei Jahre später zum Tode führen sollte, mehr ans Haus gefesselt. Doch blieb der Eindruck jenes Ballabends so mächtig in ihr haften, daß sie noch Wochen später wie im Traume umherging. Wenn sie in

den Straßen von Eßlingen des Dichters Bruder Ernst begegnete, der ihm an Gang und Gestalt ähnlich war, so klopfte ihr das Herz, und sie ließ sich unzählige Male täuschen, obwohl die Brüder sich nur aus der Entfernung glichen. Mit den Kindern ihres späteren Schwagers knüpfte sie Freundschaft an und lud sie nach Obereßlingen zu ihren Obstbäumen und Johannisbeerhecken ein, um ab und zu aus dem Munde der Unschuld den Namen des Onkels Hermann hören zu können. Ohnehin fühlte sich alles, was an der großen Zeitbewegung teilnahm, wie von einem gemeinsamen Familienbande umschlungen; so brauchte sie in den Angehörigen meines Vaters keine Fremden zu sehen, denn auch sein Bruder Ernst, nachmals die Friedensliebe selbst, war damals von dem allgemeinen Sturme miterfaßt und trug bei den Festen die schwarz-rot-goldne Fahne der Bürgerwehr durch die Straßen.

War ihr nun auch der Gegenstand ihrer Schwärmerei räumlich entrückt, so trat sie doch in eine stille, aber eifrige Beziehung zu ihm, indem sie seine täglich erscheinenden politischen und ästhetischen Aufsätze im „Beobachter" las. Jeder brachte ihr einen Hauch seines Geistes, und sie lebte mit ihm fort, als wären alle diese Worte an sie gerichtet. Das mehrfach zitierte Vaterlandslied: „Sammle die zerbrochenen Glieder", das in den kurzen Eßlinger Tagen gedichtet war und jetzt im „Beobachter" erschien, erfüllte sie mit Entzücken. Dennoch fiel es ihr niemals ein, zu bedauern, daß ein solcher Genius seinem eigentlichen Berufe entrissen war, und die Klage seiner Freunde, daß der gewaltige „Sonnenwirt", dessen erste Kapitel das „Morgenblatt" gedruckt hatte, jetzt auf lange Zeit unvollendet bleiben müsse, fand bei ihr kein Echo, denn ihr schien der praktische Dienst der Freiheit und des Menschentums den Umweg über das künstlerische Schaffen vorzuziehen.

Die lange Pause, die in ihrem äußeren Verkehr mit dem Dichter eintrat, und der Tod ihres Vaters dämpften doch allmählich die Stärke jener ersten Empfindung. Sie hielt sich vor, daß sie nichts zu hoffen hatte, da ja der Gegenstand ihrer Neigung schon gebunden war. Einem aussichtslosen Traum nachzuhängen, sich den Stachel einer unerwiderten Liebe tiefer und tiefer in die Seele zu drücken, das lag nicht in ihrer raschen Natur. Als sie im nachfolgenden Frühjahr eine Reise nach dem Elsaß und der Schweiz antrat und Hermann Kurz sie in Stuttgart freundschaftlich ruhig an den Eilwagen begleitete, ohne ein Wort zu sprechen, das wie eine Aufforderung zum Bleiben klang, da nahm sie sich fest vor, ihre persönlichen Gefühle zu ertöten, sich nicht die Begeisterung für ihn, wohl aber den Traum, daß er ihr einmal gehören könne, aus der Seele zu reißen. Ihr bewegliches Temperament und die neuen Eindrücke, die ihrer auf fremdem Boden warteten, machten ihr die Erfüllung dieses Gelübdes nicht schwer. Sie hatte ja bisher von der Welt fast nichts gekannt als ihr väterliches Landgut mit seiner Umgebung, und auch ihre gesellschaftlichen Beziehungen reichten nicht über die Kreise der nahe gelegenen Residenz hinaus. Jetzt sah sie den Rhein und die Vogesen, erfreute sich an den feineren Formen und der munteren Lebendigkeit der französischen Gesellschaft in Colmar, besuchte die Schweiz und fand bei den dort lebenden deutschen Flüchtlingen, die ihr als der Verkörperung ihres Freiheitsideals huldigten,

bewundernde Freundschaft und eine Fülle neuer Anregungen, die sie mit Feuer ergriff. Das liebliche Zürich mit seinem von bunten Wimpeln durchzogenen See erschien ihr als das Paradies auf Erden. Mächtig wirkte auf sie der Anblick des Rigi und der gewaltigen Häupter des Berner Oberlandes, das sie mit den neuen Freunden zu Fuß durchwanderte. Sie erstieg die Grimsel und Furka, besuchte den Rhonegletscher und sandte vom Gotthardpaß sehnsüchtige Blicke ins Land Italien hinunter.

Eine solche Reise war in jener Zeit primitiver Verkehrsmittel für eine alleinstehende junge Dame kein geringes Unterfangen, und es gehörte der ganze Wagemut und unerschöpfliche Humor meiner Mutter dazu, um bei den geringen Mitteln, die sie aufzubieten hatte, die Flügel so weit auszuspannen. Um nur mit ihrem Gelde ein möglichst großes Stück Welt zu sehen, fuhr sie auf der Eisenbahn (wo es eine solche gab) am liebsten in der vierten Wagenklasse, deren freien Rundblick sie nie genug rühmen konnte; auf dem Schiff benutzte sie das Zwischendeck, das ihr obendrein erwünschte Gelegenheit bot, sich mit der von ihr im idealsten Lichte gesehenen niederen Volksschicht zu unterhalten. Ihre Unempfindlichkeit gegen jede Art von Witterung, ihre absolute Bedürfnislosigkeit, die kaum das Recht des Körpers auf Nahrung gelten ließ und jede Bequemlichkeit verschmähte, machten es ihr möglich, auch da noch zu genießen, wo andre nur die Stacheln empfunden hätten. Diese Reise blieb denn auch immerdar ein Glanzpunkt in ihrer Erinnerung. Doch fand sie sich nach der Heimkehr auch wieder mit derselben Genügsamkeit in ihrem stillen Obereßlingen zurecht, wo sie mit dem kleinen Brüderchen und ihrer Josephine einsam weiter hauste, die Leere der Tage durch Korrespondenz mit den abwesenden Freunden und mit eifrigem Anteil an den öffentlichen Dingen ausfüllend. Trotz ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für die Sache des Volkes war sie aber keineswegs gesonnen, wie das „Fräulein von Malpeire" zu endigen. Denn als einer ihrer Parteigenossen, der weiter keinen Ruhmestitel für sich hatte als ein Proletarier zu sein, ihr zumutete, von der Theorie zur Praxis zu schreiten und ihm ihre Hand zu reichen, da wies sie das Ansinnen doch sehr erstaunt zurück und gab zu verstehen, daß sie zwar den Adel der Geburt für nichtig halte, aber auf den der Bildung nimmermehr verzichten könne.

Um diese Zeit hatte sich Hermann Kurz wegen eines Preßreats vor dem Eßlinger Schwurgericht zu verantworten. Der Prozeß endigte mit Verurteilung zu sechswöchentlicher Festungshaft. Beim Austritt aus dem Sitzungssaale überreichte ihm Marie v. Brunnow, die an allen Verhandlungen teilgenommen hatte, einen Blumenstrauß, und während die Freunde den Verurteilten umringten, ging sie in ihrer explosiven Art auf den Staatsanwalt zu, der seinerzeit selber an der Achtundvierziger Bewegung teilgenommen hatte, und nannte ihn ohne weiteres einen Verräter — ein Zwischenfall, der übrigens, trotzdem er öffentlich stattfand, keine Folgen nach sich zog, ein Zeichen, wie wenig die Reaktion in Württemberg zum Terrorismus neigte. Diese stürmische Parteinahme galt aber nur noch dem Glaubensgenossen, der für seine Überzeugung stritt, nicht mehr dem Mann ihrer Träume. Während mein Vater

auf dem Asberg seine Strafzeit absaß, wechselten sie ein paar freundschaftliche Briefe, doch seiner Aufforderung, ihn einmal oben zu besuchen, leistete die „Bürgerin Brunnow", wie er sie scherzweise nannte, keine Folge.

Auf dem einst so gefürchteten „Berg der Seufzer", wo einige der glänzendsten Kapitel der „Heimatjahre" spielen, wurde übrigens meinem Vater die Haft nicht schwer gemacht. Seit den Tagen Schubarts war es auf dem Asberg gründlich anders geworden, kein feuchtes Kerkerloch erwartete den Dichter dort, kein Oberst Rieger verfolgte ihn mit lästigen Bekehrungsversuchen, er genoß vielmehr volle Festungsfreiheit, konnte sich nach Belieben auf den Wällen ergehen und den weiten Ausblick auf sein geliebtes Schwabenland genießen oder ungestört in seinem wohleingerichteten Zimmer bei der Arbeit sitzen; auch hatte er einen Soldaten zur Bedienung, der ihm die Postsendungen besorgte. So war es ihm möglich, in der Gefangenschaft die Redaktion des „Beobachters" fortzusetzen und der Druckerei täglich seine Artikel zu liefern. Ein freundlicher Genius hatte es zudem gefügt, daß sein Bruder um jene Zeit Vorstand des Arbeitshauses in Markgröningen war, in welcher Eigenschaft ihm auch die Verwaltung von Hohenasberg unterstand; und wenn mein Vater auch auf der Festung nicht so liebevolle Wurzeln schlug, wie später in den Siebziger Jahren der behagliche Ludwig Pfau in seinem Heilbronner Gefängnis, aus dem er nach Ablauf der Strafzeit mit List herausgelockt werden mußte, weil er es aus freien Stücken gar nicht mehr verlassen hätte, so fand er doch keinen Grund, über seine unfreiwillige Sommerfrische zu klagen.

Drei Jahre waren seit der ersten Begegnung verflossen, und noch immer waren die beiden Menschen, die das Geschick für einander bestimmt hatte, sich nicht näher gerückt. Endlich im Frühjahr 1851 fand in einem Wirtsgarten bei Eßlingen ein neues, entscheidendes Zusammentreffen statt, und zwar diesmal auf Antrieb des männlichen Teils, der eine in Eßlingen lebende Verwandte, die zugleich mit meiner Mutter befreundet war, um Vermittlung angegangen hatte. Meine Mutter war nicht wenig erstaunt, als ihr dort unter dem Blätterdach statt der Freundin zuerst eine männliche Gestalt entgegentrat und sie nach langer Zeit wieder einmal in die wohlbekannten glänzenden Augen blickte. Er erzählte ihr auf dem Nachhauseweg, daß seine Verlobung aufgelöst sei, und daß ihn sein Herz jetzt wieder zu seiner Laura ziehe, sie meinte aber, es sei nun doch seit jenen Tagen eine zu lange Zeit verstrichen und der erste Zauber verflogen. Das Verhältnis hatte sich zwischen den beiden umgekehrt: er wurde jetzt der beflissene, sie der zurückhaltende Teil. Er fuhr nun häufig nach Schluß der Redaktion noch nach Eßlingen, um den Abend bei ihr auf dem Lande zu verbringen. Da erwachten auch bei ihr allmählich die alten Empfindungen wieder, und als er ihr einmal von den Opfern und Gefahren sprach, die eine Frau an seiner Seite erwarteten, flog sie ihm jauchzend an den Hals, und unter Blumen und Leuchtkäfern wurde der Bund fürs Leben geschlossen.

Durch die Reihe von Liebeserfahrungen, die mein Vater nunmehr hinter sich hatte, war ihm der etwas spießbürgerliche Typus des „Lottchen" [1]) — ehe-

[1]) S. Schillers Heimatjahre von Hermann Kurz.

dem sein Frauenideal — gründlich verleidet worden. Teils vor, teils nach dem Karlsruher Aufenthalt und einmal während desselben hatte er Herzensbündnisse eingegangen, die jedesmal an seinen ungünstigen Glücksumständen gescheitert waren. Es haben sich nachmals so viele gemeldet, die einen Platz in seiner Herzensgeschichte beanspruchten, daß es mir nicht möglich gewesen ist, eine chronologische Ordnung in diese Ansprüche zu bringen. Aber durchgängig scheint sich wiederholt zu haben, was ihm schon als Studenten bei seiner ersten Liebe widerfahren war, daß die wohlerzogene Tochter auf väterlichen Befehl entsagte, um einen andern zu heiraten. Er selber hätte bei seiner ritterlichen Natur nie mit einem Mädchen, das ein Recht auf ihn besaß, gebrochen; aber in mehr als einem Falle mochte er die Lösung des Verhältnisses mit stiller Erleichterung hinnehmen. Jetzt endlich fand er weibliche Kraft und weiblichen Opfermut, nicht jenen duldenden, entsagenden, der auf ein väterliches Machtwort hin verzichtet, sondern die not- und todverachtende Hingabe einer starken Seele. Das erkannte er freudig an, als er in Marie von Brunnow das völlige Widerspiel dessen, was er sonst an der Weiblichkeit gepriesen hatte, in sein Haus führte, und er hing ihr trotz großer innerer Verschiedenheiten dankbar an bis zu seiner letzten Stunde.

Die Trauung fand am 20. November desselben Jahres in dem Dorfkirchlein von Obereßlingen im Beisein weniger Freunde statt. In Stuttgart stieg die junge Frau zuerst in der Junggesellenwohnung ihres Mannes ab, bis die gute Josephine mit der fahrenden Habe aus Obereßlingen nachkam und die neue Wohnung in der Sophienstraße einrichtete. Am ersten Abend, den das neue Paar im eigenen Heim verbrachte, überraschte sie der Männerchor des Liederkranzes durch eine schöne Serenade, die trotz der wirbelnden Schneeflocken mit dem Lied meines Vaters „Der Himmel lacht und heitre Lüfte spielen" begann.

Der Himmel lachte nun wirklich über dem neuen Paar. Die ersten Jahre, die folgten, stehen in der Erinnerung meiner Mutter als die schönsten, ungetrübtesten ihrer Ehe. Denn solange mein Vater ausschließlich mit der redaktionellen Tätigkeit beschäftigt war, wurde der Zwiespalt zwischen den Ablenkungen des Familienlebens und dem Stimmungsbedürfnis des Dichters noch gar nicht fühlbar. Er war heiter und voll Zukunftsmut und hielt auch in der veränderten Zeitströmung seine Fahne vertrauensvoll aufrecht. Meine Mutter, gläubig und überschwenglich, teilte seine Hoffnungen und nahm seine politische Mission vielleicht ernster als gut war. Sie lebte ganz für ihn; völlig bedürfnislos und völlig ichlos, wünschte und brauchte sie nie das geringste für sich selbst. Es bedurfte einer Verschwörung, um sie zur Annahme eines neuen Kleides zu bewegen, wenn das alte abgenutzt war, und man mußte es alsdann rot wählen, um sie durch die „Farbe der Freiheit" mit der für sie gemachten Ausgabe zu versöhnen. Unterhaltung und äußere Anregung suchte und wollte sie trotz ihrer geselligen Natur nicht; *seine* Gegenwart war ihr ein beständiges Fest, daß er auch andern Frauen gefiel, ihr höchster Stolz. Nur wo ihre Überzeugungen und Prinzipien in Frage kamen, ließ sie sich auch von ihm nicht beeinflussen, denn sie stand immer

ein paar Schritte weiter links als er. Ihre Ehe wurde deshalb von den Freunden des Hauses die „violette Republik“ genannt, um sowohl die freiheitliche Konstitution des neuen Hausstandes, als die merkwürdige Mischung der ultraradikalen „blutroten“ Gesinnung der Gattin mit der gemäßigten „blauen“ des Mannes zu bezeichnen.

Freilich eine sorgliche Walterin des Hauses war die junge Frau nicht und sollte es niemals werden, denn die Natur hatte sie mehr für die großen Schicksalsstunden als für die Anforderungen des Alltags ausgerüstet. Eine komfortable, wohl eingerichtete Häuslichkeit übte nie einen Reiz auf sie; wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie am liebsten in einem Nomadenzelte gewohnt. Mein Vater pflegte sie daher mit ihrer russischen Abkunft zu necken, die er für diese Eigenheit verantwortlich machte, und in der Tat, ich habe einen ähnlichen, sich über alle äußeren Dinge wegsetzenden Drang ins Große später nur noch bei den Damen der russischen höheren Stände wiedergefunden; auch das Familienwohl hinter das öffentliche zurückzustellen, ist nicht deutsche Frauenart. Dafür besaß sie an ihrer Josephine einen guten Geist, der nicht nur eine Schar von Dienstboten, sondern auch das immer wachsame Auge der Herrin selbst ersetzte.

Es versteht sich, daß das Halbbrüderchen Otto sie in das neue Leben begleitete und bei ihr blieb, bis seine Mutter, ein Mädchen aus dienendem Stande, sich verheiratete und das Kind zum größten Leid Josephinens nach Amerika mitnahm, wo die beiden mit der Zeit verschollen sind. Doch bald blühte jetzt der treuen Pflegerin ein reicher Ersatz, denn am 16. Januar 1853 kam als Erstling der jungen Ehe ein bildschöner, adlig feiner Knabe, mein Bruder Edgar Konrad, zur Welt. Die Ankündigung des freudigen Ereignisses druckte jenes Tages der „Beobachter“ mit goldenen Lettern.

Ein Rückblick auf den Seekrieg zwischen Rußland und Japan.

Von

Curt Freiherrn von Maltzahn.

Die Schlacht in der Koreastraße hat den Seekrieg zwischen Rußland und Japan endgültig entschieden; wann die Friedensverhandlungen dem Kampf der Heere in der Mandschurei ein Ziel setzen werden, bleibt abzuwarten. Dann wird sich auch erst annähernd übersehen lassen, welchen Erfolg dieses gewaltige Ringen, das die Aufmerksamkeit der ganzen Welt über ein Jahr lang in Anspruch nahm und dessen politischer Ausgang die Diplomatie aller großen Staaten noch lange beschäftigen dürfte, haben wird. Wenn nun auch eine Geschichte dieses Krieges noch nicht geschrieben werden kann, so ist doch ein Rückblick auf ihn, der die frischen Eindrücke des von uns allen Miterlebten festzuhalten und, soweit angängig, zu verwerten versucht, auch wohl heute schon am Platze. Vorausnehmen möchte ich die auch hier wieder erbrachte Bestätigung des Satzes, daß jeder Krieg nach den für ihn geltenden besonderen Umständen und den in ihm wirkenden persönlichen Einflüssen für sich betrachtet werden muß, daß er nur ein Beispiel ist, das sich mit allen Einzelheiten nicht einfügen läßt in die Lehre vom Kriege. Und doch sind die zu einer Theorie zusammengefaßten ständigen Lehren der Kriegsführung der Maßstab, nach dem auch jede Ausnahme beurteilt, an dem jedes Beispiel auf seine Gültigkeit hin geprüft werden muß.

Der russisch-japanische Krieg war dadurch, daß die See die kriegführenden Länder trennte, ein richtiger Seekrieg; aber die Erringung der Seeherrschaft an sich konnte ihn zugunsten Japans nicht entscheiden. Denn die an die See grenzenden Gebiete auf dem asiatischen Kontinent, die Rußland in Beschlag genommen hatte, waren wohl abhängig von der See, weil ihre Verbindung mit dem Hauptlande zu weit und noch zu unvollkommen war, um den Seeweg entbehren zu können; aber von der Küste her den Frieden zu erzwingen, war doch nicht möglich, der Landkrieg mußte zu Hilfe genommen werden. Anders schien die Sache für Rußland zu liegen. Wenn es ihm gelang, die

Seeherrschaft sich zu erringen, so war damit der Krieg beendet. Denn nicht nur ein Landangriff auf russischem Besitz in Ostasien wäre damit unmöglich geworden, das vom Seeverkehr abhängige Inselreich war zum Frieden gezwungen, wenn man ihm die See verschloß. In dem großen Militärstaat Rußland scheint man an solche offensive Aufgabe der Flotte nie gedacht zu haben, ihre Rolle sollte wohl immer nur darin bestehen, der Überführung japanischer Truppen nach dem Festlande so lange Schwierigkeiten zu bereiten, bis man mit Übermacht auftreten und den Feind erdrücken konnte. Man kann solch Außerachtlassen der Vorteile, die die Offensive gerade zur See bietet, im Prinzip für falsch halten; hatte man aber von ihr hier Abstand genommen, weil man sich ihr nicht gewachsen glaubte, so wäre dieser Entschluß nur zu billigen.

Das Zusammenwirken von Heer und Flotte zu strategischem Zweck, wo sich Gelegenheit dazu bot auch zu taktischer Unterstützung, gab somit diesem Kriege von Anfang an das Gepräge. Was er zur finanziellen Schädigung des Gegners durch Lahmlegung des Handels tat und die Aufgabe, die beiden Flotten für Abhaltung von Kriegskontrebande gestellt wurde, war Beiwerk. Die so entstehende Abhängigkeit der Kriegshandlungen zur See und am Lande voneinander findet nun in jedem der Abschnitte des Krieges einen andern Ausdruck. Die erste Angabe, vor die Japan gestellt war, bestand in der Besetzung von Korea, um es dem russischen Einfluß zu entziehen und militärisch so in die Hand zu bekommen, daß trotz des zu erwartenden Widerstrebens der Bevölkerung dem Aufmarsch der japanischen Heere zum Yalufluß keine Hindernisse entständen. Welche Erwägungen mußten hierfür nun angestellt werden, ehe man handelte? Von der Operationsbasis aus, die für die Flotte der Kriegshafen von Sasebo auf Kiusiu, für die Truppenüberführung der Eingang zur Inlandsee bei Schimonoseki bildete, waren die Seewege zur Ost- und zur Westküste von Korea nicht wesentlich verschieden, wohl aber zeigte der Wert dieser Küsten für die militärische Aufgabe, wie die Gefährdung der zu ihnen führenden Seewege durch die zur Abwehr bereite russische Flotte wesentliche Unterschiede. Wurden die für die Yaluarmee bestimmten Truppen zu weit im Süden gelandet, so bereiteten die Landentfernung und die bei der winterlichen Jahreszeit doppelt schlechten Wege Schwierigkeiten; je weiter man den Landungsplatz an der koreanischen Ostküste aber nach Norden schob, desto mehr kam man in gebirgiges, jetzt beinahe unwegsames Gelände. Der Wert der Westküste lag einmal darin, daß Soeul, die Hauptstadt des Landes, von dem Hafen von Tschemulpo aus mit kurzem Marsch zu erreichen war, und dann in der größeren Wegsamkeit des Geländes zwischen der Küste und der Stadt Witschu, dem Aufmarschziel der Armee am Yalufluß. Umgekehrt lag die Sache für die Abwehrmöglichkeit, die die Ost- und die Westküste der russischen Flotte bot. Von dem Ausgangspunkt der japanischen Angriffsbewegung an der Straße von Korea, der Wegscheide zwischen dem östlichen und dem westlichen Teil des Kriegstheaters, lagen die beiden russischen Abwehrhäfen Wladiwostok und Port Arthur zwar ziemlich gleich weit entfernt, aber in ersterem war nur ein Kreuzer-

geschwader stationiert, während in Port Arthur die russische Schlachtflotte lag. Hiernach hatte die japanische Kriegsleitung ihren Entschluß zu fassen, und sie wählte den Weg, der gefährdeter, dafür aber auch zweckdienlicher war. Diesen Entschluß hatte sie sich allerdings dadurch erleichtert, daß sie, das Moment der Überraschung rücksichtslos ausnutzend, die eigentliche Kriegserklärung nicht abwartete, sondern zugleich mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen am 6. Februar 1904 die Kriegshandlungen beginnen ließ. Man war sich aber auch darüber klar, daß dies allein nicht genüge, sondern daß, wenn man den aussichtsvolleren, aber gefährlicheren Weg ginge, die russische Flotte lahmgelegt oder beschäftigt werden müsse. Zugleich mit den Transporten, die nach Fusan und Mesampho im Süden sowie nach Gensam im Nordosten von Korea Garnisonen legten und die 2500 Mann nach Tschemulpo brachten, lief daher auch die japanische Kriegsflotte gegen Port Arthur aus. Schon der erste Torpedobootsangriff gegen die auf der Reede liegende russische Flotte in der Nacht vom 8. zum 9. Februar setzte zwei Schlachtschiffe und einen Kreuzer außer Gefecht, und als am nächsten Tage das japanische Gros gegen die Befestigungen und die noch auf Reede befindlichen Schiffe vorging, wurden ein weiteres Schlachtschiff und drei Kreuzer beschädigt, während die Japaner angeblich keine Verluste hatten.

Dieser erste Erfolg hatte also das im Anfang bestehende Gleichgewicht der Kräfte — es standen sieben russischen Schlachtschiffen sechs japanische gegenüber — schon bedeutend verschoben, und ein eigentlicher Kampf um die Seeherrschaft war jetzt vielleicht gar nicht mehr nötig. Es kam hinzu, daß eins der verletzten Panzerschiffe in der so schon engen Hafeneinfahrt auf Grund geriet, und daß man sich wohl auch über den moralischen Eindruck wie darüber klar war, daß die Reparatur der beschädigten Schiffe bei den unzulänglichen Hilfsmitteln des Hafens wohl nicht so bald beendigt sein würde. Da hieß es die Gelegenheit ausnutzen. Am 16. begann die Landung der 12. japanischen Division in Tschemulpo, am 23. war ein Bündnis mit Korea erzwungen, und die Division konnte den Vormarsch nach Norden antreten. Unterdessen hatte die russische Kreuzerdivision von Wladiwostok sich durch mehrere Rekognoszierungsfahrten bemerkbar gemacht, die zwar den Westteil des Kriegstheaters, der sich nun schon als das Gebiet der japanischen Angriffsbewegung erwiesen hatte, nicht erreichten, die aber doch unbequem wurden. Gegen sie konnte nun ein durch ein Schlachtschiff verstärktes Kreuzergeschwader detachiert werden, ohne sich im Westen in unzulässiger Weise zu schwächen. Dort ging man unterdessen in derselben Weise wie bisher vor. Durch fortgesetzte Angriffe, die aber die japanischen Schlachtschiffe nicht unnützer Gefahr aussetzten, hielt man die in Port Arthur befindlichen Schiffe in Atem; Bombardements auf große Entfernungen wechselten ab mit Versuchen, die Hafeneinfahrt durch Versenken von Dampfern zu sperren, und nachdem am 29. Februar die etwa auf halbem Wege zwischen Port Arthur und Tschinampho auf Korea belegene Insel Haijuntau als Stützpunkt von den Japanern besetzt worden war, konnte man einen Schritt weitergehen. Dem Vorrücken der in Korea nordwärts marschierenden Truppen folgend, verlegte man unter

dem Schutz dieser Flottenstellung den Ausschiffungspunkt des Nachschubes weiter nach Norden: am 11. März begann in Tschinampho die Ausschiffung der Gardedivision, der am 28. März die der zweiten Division folgte. Auch kleinere Fahrzeuge konnte man nun bei der Flankenstellung von Port Arthur vorüber nordwärts schieben, und am 8. April fand mit deren Hilfe der erste Kampf im Unterlauf des Yalu statt, der durch Besetzung einiger Inseln den Übergang der Armee vorzubereiten bestimmt war.

Was tat unterdessen die russische Schlachtflotte? Der Energie des Admirals Makaroff, der am 8. März den Befehl übernommen hatte, war es gelungen, die Instandsetzungsarbeiten der Schiffe zu beschleunigen und durch Übungsfahrten und kurze Vorstöße der Flotte wieder Leben einzuflößen. Schon zeigte sich die Wirkung; denn dieser größeren Regsamkeit gegenüber soll die schon geplante Landung einer zweiten Armee zum Angriff auf die Halbinsel Liautung aufgegeben worden sein. Da traf die Russen ein neuer schwerer Schlag: am 12. April geriet das Flaggschiff Makaroffs vor Port Arthur auf eine japanische Mine und ging mit seinem Führer, auf den so große Hoffnungen gesetzt worden waren, in wenigen Minuten unter. Ein zweites Schlachtschiff wurde, ebenfalls durch eine Mine, beschädigt. Damit war die Angriffskraft dieser Flotte, soweit sie überhaupt je vorhanden gewesen war, erledigt; wieweit ihre Stärke noch genügte, um den Truppenbewegungen über See Hindernisse zu bereiten, und um in Kämpfen an der Küste einzugreifen, das blieb abzuwarten.

Mit dem Übergang über den Yalu am 1. Mai und der am 5. Mai folgenden Landung der zweiten japanischen Armee in der Nordostecke der Halbinsel Liautung, um den Angriff auf Port Arthur von Land aus anzusetzen, treten Landkrieg wie Seekrieg in ein neues Stadium. Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Operationen der beiderseitigen Armeen, die erst durch die mehrtägige Schlacht bei Liaujang anfangs September für den Kriegsschauplatz in der Mandschurei ihren Abschluß fanden, hier zu schildern. Für den Zusammenhang von Landkrieg und Seekrieg ist es aber wichtig, uns klar zu machen, daß die Kriegsdrohung, die noch immer in der Flotte von Port Arthur lag, jetzt ein festeres Zufassen erforderte als bisher. Am Yalu hatte man es mit russischen Vortruppen zu tun gehabt, als nun aber allmählich die Verstärkungen aus der Heimat eintrafen, und von Mukden her der Vormarsch der sich bildenden russischen Hauptarmee begann, mußte auch Japan für Verstärkungen sorgen. Sollte ihr Heranschaffen nicht zu lange dauern, so mußten sie, auf möglichst weite Strecken den Seeweg benutzend, zwischen die an der Mandarinenstraße bei Fönghwangtschöng stehende erste und die auf Liautung gelandete zweite Armee eingeschoben und eine Störung dieser bei Port Arthur vorüberführenden Seewege unter allen Umständen vermieden werden. So ist das schärfere Vorgehen gegen Port Arthur entstanden aus Rücksicht auf die Fortführung des Krieges in der Mandschurei; aber noch ein andrer, mehr dem Seekriege angehörender Grund trat hinzu. Je mehr die Gerüchte von der Entsendung einer zweiten russischen Flotte feste Gestalt annahmen, desto mehr wurde es notwendig, die Reste der ersten zu erschlagen und den für die Operationen in der Mandschurei am günstigsten gelegenen russischen Flottenstützpunkt in die

Gewalt zu bekommen, ohne zu viel an Kampfkraft von der eigenen Flotte einzusetzen. So wurden die Operationen gegen Port Arthur dem Zwecke wie der Durchführung nach zu einer Kombination von Landkrieg und Seekrieg. Die bei Pitsewo gelandete zweite Armee griff sofort bis nach der Westküste von Liautung hinüber, bemächtigte sich der südwärts führenden Eisenbahn und nahm, beide Flügel durch die Flotte schützend, Front gegen Süden. An der schmalsten Stelle der Halbinsel, da wo die Bucht von Kinschau im Westen und die von Talienwan von Osten her tief in das Land einschneiden, leisteten die Russen am 26. Mai in günstiger Stellung den ersten hartnäckigen Widerstand. Es griffen hierbei Schiffe eines neu gebildeten japanischen Küstengeschwaders ein, deren Feuer auf den linken Flügel der russischen Aufstellung den Kampf sogar entscheidend beeinflußt haben soll. Im Osten waren auch russische Schiffe tätig. Unterdessen waren, anscheinend in der Kerrbucht, etwas nördlich von Talienwan, weitere starke japanische Abteilungen gelandet worden, die nun, als besondere Belagerungsarmee formiert, den Kampf gegen die Besatzungstruppen auf Liautung fortsetzten, während die zweite Armee sich nordwärts wandte. Sie wies bei Wafangu den Vorstoß des Generals Stackelberg, der Port Arthur entlasten oder entsetzen sollte, zurück und griff dann in die sich allmählich nordwärts ziehenden Kämpfe in der Mandschurei ein, die uns hier nicht weiter beschäftigen können. Auch sie ruhen, wenngleich räumlich von der See abgerückt, ganz auf der Seeherrschaft, die ihre Verbindung mit der Kraftquelle in der Heimat schützt; im übrigen kann man sie aber als reine Landoperationen betrachten.

Der Seekrieg hatte sich unterdessen, wenn ich von den später zu besprechenden Operationen gegen das Wladiwostokgeschwader absehe, ganz in dem Gebiet um Port Arthur konzentriert. An die Stelle gelegentlicher Angriffe auf die Flotte und die Küstenwerke war eine ständige Bewachung getreten mit leichten Streitkräften vor dem Hafen und Stationierung des Gros in einem durch Sperren gegen Überraschung gesicherten Hafen der Elliotinseln. Seit dem 27. Mai hatte Admiral Togo auch die Handelsblockade über das ganze bisher russische Gebiet von Liautung verhängt, um dadurch neutrale Zufuhren wirksamer fernzuhalten, als es auf Grund der Erklärungen über Kriegskontrebande geschehen konnte. Im übrigen griffen die Fahrzeuge beider Parteien an der Küste mit ein, wo sich bei dem Vorschieben der japanischen Angriffsbewegung nach Süden hin Gelegenheit dazu bot. Die ganze Kriegführung zur See nahm so immer mehr den Charakter eines Küstenkrieges an, in dem Sperren aller Art, Minen, gelegentlich auch Artilleriekämpfe zwischen Torpedobooten eine Rolle spielten. Seit am 15. Mai, also schon im Beginn dieser Kriegsperiode, ein japanisches Schlachtschiff auf Minen geraten und gesunken, ein andres schwer beschädigt worden war — von den andern Schiffsverlusten durch Minen sehe ich hier ab —, beschränkte sich das Gros auf die obenerwähnte Bewachung, bereit auszulaufen, wenn die russischen Schlachtschiffe den Hafen verlassen sollten. Aus dieser durch die Rücksichtnahme auf die russische Ersatzflotte noch mehr motivierten Reserve war es, wie es scheint, inzwischen nur einmal herausgetreten, als der Admiral Witthöft, der

nach Makaroffs Tode den Oberbefehl führte, mit sechs Schlachtschiffen, vier Kreuzern und einer Anzahl von Torpedobooten am 23. Juni aus Port Arthur auslief. Ob man hierbei nur die drei reparierten Schlachtschiffe erproben und sich außerhalb des Hafens zeigen wollte, oder was man sonst für Absichten hatte, ist aus dem Handeln der russischen Flotte nicht recht klar geworden. Jedenfalls kehrte sie um, als ihr Togo mit vier Linienschiffen und vier Panzerkreuzern entgegentrat, und ging, da sie wegen ungenügenden Wasserstandes nicht wieder einlaufen konnte, für die Nacht auf der Reede zu Anker, wo ihr dann durch Torpedobootsangriffe wieder ein Schlachtschiff beschädigt wurde. Ein zweites Vorgehen des japanischen Gros wurde dann nötig, als russische Schiffe ihre Bewegungsfreiheit benutzten, um die Operationen der japanischen Armee zu stören. Am 27. Juli waren russische Kreuzer, unterstützt durch ein Schlachtschiff, aus Port Arthur ausgelaufen und hatten durch ihr Eingreifen den japanischen Landangriff an entscheidender Stelle zum Stehen gebracht. Um Ähnliches zu verhindern, wurde das japanische Gros zur Hilfe herbeigeholt. Am 30. Juli wiederholten die Japaner den Angriff, vier japanische Schlachtschiffe verhinderten die russische Flotte am Eingreifen, und nun wurde General Stößel gezwungen, in seine letzte Verteidigungsstellung zurückzugehen. Aber nicht nur für den Fortgang der Belagerung wurde dieses Einsetzen der japanischen Schlachtflotte von Bedeutung, es trug auch mit dazu bei, den Durchbruchsversuch der Russen vom 10. August zu erzwingen, der für ihre Flotte der Anfang vom Ende war. Denn der Erfolg, der am 30. Juli durch die Beteiligung der Flotte erreicht worden war, hatte die Werke des Angreifers so nahe an den Liegeplatz der Schiffe herangeschoben, daß sie vom Land her beschossen werden konnten: sie waren dem ruhmlosen Untergange geweiht, wenn sie nicht ausliefen, um zu fechten oder sich mit dem Wladiwostokgeschwader zu vereinigen. Wie es scheint, hat man nur noch die Beendigung der Reparatur der „Sewastopol" abgewartet, die am 23. Juni durch einen Torpedoschuß beschädigt worden war; am 10. August lief Admiral Witthöft auf höheren Befehl aus, um die Flotte nach Wladiwostok in Sicherheit zu bringen. Nachdem sie das Fahrwasser der Außenreede auf Minen hatte absuchen lassen, steuerte sie in See hinaus und fand dort das durch seine Kreuzer mit Hilfe drahtloser Telegraphie rechtzeitig benachrichtigte japanische Gros in günstiger, d. h. seinen Kurs beherrschender Stellung vor. Das Gefecht, das sich nun entwickelte, zeigt auf beiden Seiten das Bestreben, einen Nahkampf zu vermeiden. Wenn die Japaner sich damit begnügten, auf große Entfernung die russische Flotte zu begleiten und zu beschießen, so läßt sich dies vielleicht damit rechtfertigen, daß sie, wie wir wissen, nicht zu viel riskieren wollten, und daß sie nach der bisherigen Handlungsweise ihrer Gegner wohl annehmen konnten, diese würden umkehren, wenn sie auf Widerstand stießen. Auf Seite der Russen lag die Sache anders. Man kann darüber streiten, ob es für sie nicht von vornherein richtig gewesen wäre, zum Angriff überzugehen und sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Für den Fall, daß der Plan, nach Wladiwostok durchzubrechen, aufgegeben werden mußte, hätte dann aber wenigstens angeordnet werden müssen, dem Feinde so viel

Verlust zuzufügen, wie irgend möglich, um der nachkommenden Ostseeflotte die Arbeit nach Kräften zu erleichtern. Wir wissen heute, daß dieser Flotte auch mit solcher Selbstaufopferung wohl nicht zu helfen gewesen wäre; dies ändert aber nichts daran, daß der statt dessen gefaßte Entschluß, nach Port Arthur zurückzukehren, falsch war.

Die Einzelheiten des Kampfes brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Für unsern Zweck genügt es, zu wissen, daß die Mehrzahl der russischen Schiffe am 11. August wieder in Port Arthur eintraf und daß von den übrigen nicht eins nach Wladiwostok gelangt ist. Von Interesse ist es nur noch zu erfahren, daß keins der russischen Schiffe, die in der Nacht vom 10. zum 11. August in See waren, den Angriffen japanischer Torpedoboote zum Opfer fiel. Nur still liegenden Schiffen gegenüber schienen die japanischen Boote Erfolg zu haben. Mit diesem Ergebnis des Durchbruchsversuchs schließt der erste Abschnitt des Seekrieges. Ehe ich dazu übergehe, aus ihm das Fazit zu ziehen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf die Tätigkeit des Wladiwostokgeschwaders werfen, dessen Schicksal ebenfalls in der Mitte des August entschieden wurde.

Wir wissen, daß das Wladiwostokgeschwader, das schon im Monat Mai durch Verlust eines großen Kreuzers auf drei Schiffe reduziert worden war, an Bedeutung verlieren mußte, je mehr der Schwerpunkt des Krieges sich an die Westseite von Korea verlegte. Von dem dort in Betracht kommenden Seegebiet war es auf dem nächsten Wege, d. h. durch die Koreastraße gerechnet, rund 1000 Seemeilen entfernt. Wollte es sich aber den in dieser Passage ihm drohenden Gefahren nicht aussetzen, so verdoppelte der Umweg um die japanischen Inseln herum die Entfernung. Auch einer wirksamen Kooperation mit den Schiffen in Port Arthur, wenn hierfür die Kampfkraft des Geschwaders überhaupt ausgereicht hätte, waren hierdurch Grenzen gesetzt. Demgemäß wurde es denn auch von den Japanern gewertet. Wenn diese schon eine fortwährende Blockade der Schlachtschiffe in Port Arthur nicht für notwendig erachtet hatten, so begnügte man sich den Kreuzern gegenüber damit, gelegentlich vor Wladiwostok zu erscheinen oder einen Vorstoß nach Osten zu machen, wenn die Nachricht einlief, daß sie wieder einmal in See gegangen seien. Die Bewegungsfreiheit, die die Kreuzer dadurch erhielten, hat ihnen denn auch einige Erfolge verschafft, aber auch diese — sie haben im Juni drei japanische Transporter genommen und gelegentlich die koreanischen Küstenplätze beunruhigt — haben zu einer dauernden Überwachung von Wladiwostok nicht geführt. Ihr Schicksal hat die Kreuzerdivision erst ereilt, als sie am 14. August im Nordeingang der Koreastraße erschien, um dem Port Arthurgeschwader, von dessen Ausbruch sie Kenntnis hatte, die Hand zu reichen. Sie traf dort auf überlegene Streitkräfte des Feindes, während von russischen Schiffen nichts zu sehen war. In dem sich entspinnenden Gefecht wurde dann eins der Schiffe in den Grund gebohrt, die beiden andern entkamen schwer havariert nach Wladiwostok.

Mit der Rückkehr des Hauptteils der Flotte nach Port Arthur, dem Festlegen der zersprengten Schiffe in neutralen Häfen und der teilweisen Vernichtung des Wladiwostokgeschwaders tritt eine Pause in der Kriegshandlung zur See ein, die es wohl angebracht erscheinen läßt, mit der fortlaufenden Schilderung innezuhalten, um einige kritische Bemerkungen einzuschalten über den bisherigen Gang des Krieges. Ich möchte aus der Fülle dessen, was sich sagen ließe, drei Punkte herausgreifen: die Abweichungen von den Grundprinzipien der Seekriegführung, die die Besonderheit dieses Krieges hervorgebracht hat, sodann die vorschnellen Urteile über den Wert von Schlachtschiffen, die aus dieser Kriegsperiode hergeleitet worden sind, und drittens eine kurze Charakteristik der Fragen des Seekriegsrechts, die sie in den Vordergrund gerückt hat.

Alle grundlegenden Prinzipien der Seestrategie sind schließlich zurückzuführen auf die Rolle, die die Erkämpfung der Seeherrschaft im Kriege spielt, und da wir erkannt haben, daß die gemeinsame Verwendung von Flotte und Heer hier von Anfang an ausschlaggebend gewesen ist, so hätte, vom Standpunkt der Theorie und der methodischen Kriegführung aus gesehen, das Ansetzen des Landkrieges erst beginnen dürfen, nachdem durch den Sieg in der Schlacht die russische Flotte vernichtet worden war, oder, wenn sie sich nicht zum Kampf stellte, nur unter der Deckung einer sie ständig im Hafen festhaltenden Blockade. Die japanische Oberleitung hat diesen Grundsatz nicht befolgt, und der Erfolg hat ihr Recht gegeben; aber auch die auf richtiger Anwendung der Theorie sich aufbauende Kritik muß den Entschluß zu dieser Abweichung billigen. Von den Gründen, die dafür sprechen, daß man hier von streng methodischem Vorgehen abgehen durfte, haben wir schon einen kennen gelernt: die Möglichkeit, den Gegner zu überraschen. Mit ihm im Zusammenhang steht ein zweiter, den unsre Schilderung uns auch schon hat erkennen lassen und der für die Japaner mit jedem Tage klarer hervortrat: die mangelnde Kriegsschulung und — daraus entstehend — die ungenügende Tatkraft des Gegners. Nehmen wir hinzu, daß sich infolge des energischen Zufassens der japanischen Flotte auch das numerische Kräfteverhältnis der Gegner und damit die Grundlage für alles Handeln im Kriege schnell verschob, und daß die verhältnismäßig kurzen Wege über See das Risiko verminderten, so kann man dem Admiral Togo nur zustimmen, wenn er an Stelle der Vernichtung oder ständigen Bewachung der russischen Flotte deren Bindung durch fortgesetzte Angriffe treten ließ, und der japanischen Oberleitung, wenn sie auf dieser, vielen vielleicht ungenügend erscheinenden Grundlage den Landkrieg aufbaute. Ein Urteil im einzelnen wird ja erst möglich sein, wenn beglaubigte Nachrichten über die getroffenen Maßnahmen an die Öffentlichkeit treten. So wird z. B. gesagt, Togo habe den Transporten über See dadurch Sicherheit verliehen, daß er sie mit der ganzen Schlachtflotte oder mit Teilen von ihr begleitete. Trifft es zu, so könnte man in diesem Falle solche Maßregel wohl billigen; aber wie es falsch ist, abstrakte Theorie in die Wirklichkeit zu übertragen, so wäre es töricht, auf einen Einzelfall allgemein gültige Theorien aufzubauen und zu sagen: die Er-

kämpfung der Seeherrschaft ist zum Ansetzen des Landkrieges nicht nötig, es genügt, wenn man die Invasionsarmee mit genügender Flottenstärke über See eskortiert. Die Art und Weise, die hier zulässig war und auch förderlich für die Kriegshandlung, weil man das Anwachsen der russischen Truppenstärke nicht abwarten durfte, kann zur Vernichtung führen, wo die Verhältnisse anders liegen.

Ich wende mich nun der russischen Seite zu. Dem Grundsatz, daß ein Hinübergreifen über die See erst zulässig sei nach Erkämpfung der Seeherrschaft, entspricht die Lehre von der fleet in being, d. h. die Behauptung, das Vorhandensein einer aktionsbereiten, wenn auch schwächeren Flotte mache jede Ausnutzung der Seeherrschaft in ihrem Machtbereich, also auch jede Landung unmöglich. Ist diese Lehre als nicht stichhaltig erwiesen worden durch die Ereignisse in diesem Kriege? Um diese Frage zu beantworten, müßten wir wohl zunächst einmal festzustellen versuchen, wie denn eine Flotte beschaffen sein müßte, von deren Tätigkeit man solche Wirkung erwarten dürfte. Ich möchte glauben, daß dazu eine tatkräftig geführte, in sich geschlossene und auf den Krieg geschulte Flotte gehörte, die in einem zum Kriegsgebiet günstig gelegenen Hafen bereit liegt und von dessen Verteidigungswerken bis in die offene See herangeführt wird. Also nicht das Vorhandensein einer Flotte genügt. Um eine solche Wirkung hervorzubringen, müßte vielmehr eine ganze Reihe von günstigen Umständen zusammentreffen, und das wird zu häufig von denen übersehen, die den Ausdruck fleet in being so gern gebrauchen. Prüfe ich die Port Arthurflotte an der Hand dieser Definition, so muß ich sagen, daß schon die äußern Umstände solcher Aufgabe nicht günstig waren. Wohl lag Port Arthur vorteilhaft, um die Hauptwege, die zum Schauplatz des Landkrieges führten, zu überwachen, aber die Verhältnisse für die taktische Verwendung der Flotte von diesem Hafen aus waren durchaus ungünstig. Nur bei Hochwasser hat die enge Hafeneinfahrt genügende Wassertiefe zum Aus- und Einlaufen großer Schiffe; aktionsbereit, schon in rein navigatorischem Sinne, ist eine dort stationierte Flotte also eigentlich nur, wenn sie auf Reede liegt. Dort ist sie aber auf einer offenen Bucht von den Verteidigungswerken ungenügend geschützt und sowohl dem Fernfeuer des Angreifers wie Torpedobootsangriffen ausgesetzt. Dies trug mit zu dem ersten Erfolge der Japaner bei, der gleich mit der Kriegseröffnung die Offensivkraft der Flotte lahmlegte. Die ungenügende Stärke der Werke und der Mangel an Reparaturwerkstätten kamen hinzu. Wollen wir aber diesen äußern Umständen die mehr persönlichen hinzufügen, um festzustellen, ob die Flotte von Port Arthur der Aufgabe einer fleet in being gewachsen war, so können wir das vielleicht am kürzesten dadurch tun, daß wir fragen: wäre das Ansetzen des Landkrieges in der hier durchgeführten Weise möglich gewesen, wenn die Japaner in Port Arthur und die Russen in Sasebo gestanden hätten? Ich glaube, daß man für solchen Rollentausch die Richtigkeit der Lehre von der fleet in being nicht bestreiten würde.

Der zweite Punkt, der besprochen werden soll, der Zweifel an dem Wert der Schlachtschiffe, ist mehr aus Laienansichten entsprungen, er steht

aber in engem Zusammenhange mit den allgemein strategischen Erwägungen, die uns soeben beschäftigt haben. Als der Krieg begann, hat jeder Zeitungsleser den beiden Parteien die Zahl ihrer Schlachtschiffe vorgerechnet und Betrachtungen darüber angestellt, wer wohl die meisten Aussichten habe, die Seeherrschaft sich zu erkämpfen und so dem Gegner das Gesetz zu geben. Als dann die erwartete Entscheidungsschlacht ausblieb, als die russische Flotte allmählich abbröckelte und beiseite geschoben wurde, namentlich aber als die Schlachtschiffe beider Seiten der Minengefahr wehrlos ausgesetzt zu sein schienen, da fragte man wohl, lohnt es denn, so große, teure Schiffe zu bauen, wenn der Krieg sie nicht verwenden kann? Ich habe schon gesagt, der Krieg sei zu einem Küstenkriege geworden, und jeder Kenner der Kriegsgeschichte weiß, daß dieser andre Mittel braucht wie der Kampf um die Seeherrschaft. Der amerikanische Sezessionskrieg war ein solcher Krieg. Auch in ihm spielten schon Minen und Torpedoboote eine große Rolle, ja selbst dem Unterseeboot, in seiner damals noch viel unvollkommeneren Form, fiel einer der Monitors zum Opfer, mit denen die Unionsflotte die Küstenverteidigung der Südstaaten niederzwang. Sie war eine solche Spezialflotte kleiner Panzerfahrzeuge, wie sie heute auch wieder vorgeschlagen worden ist, konstruiert für diesen Krieg und für ihn auch ausreichend. Sie hätte aber ihr Land wehrlos gelassen, wenn ein Feind über den Ozean kam, der ihn mit Schlachtflotten beherrschte. Zu derselben Ansicht kommen wir aber auch wohl für diesen Krieg, wenn wir daran denken, daß Japan noch einmal um die Seeherrschaft zu kämpfen hatte, als eine neue russische Schlachtflotte auf dem Kampfplatz erschien. Man könnte sagen, der Flotte Roschdjestwenskys wäre Togo auch mit Küstenpanzerschiffen Herr geworden; aber selbst wenn man dies zugeben wollte, so wäre es doch falsch, hierauf generelle Schlüsse aufzubauen über den Wert von Schlachtschiffen. Es hat allerdings wohl selten eine Schlacht gegeben, in der der im Schiffstyp sich ausdrückende Kampfwert der Schiffe so überdeckt wurde durch die Differenz des persönlichen Könnens wie die Schlacht in der Koreastraße.

Hat denn aber das Schlachtschiff erst in dieser Schlacht angefangen seine Rolle zu spielen? War es nicht das Rückgrat der ganzen Kriegsführung schon vorher? Daß der Krieg zu einem Küstenkriege wurde, ist ja nur darauf zurückzuführen, daß Japans Überlegenheit für die Schlacht ihn in diese Form hineinzwang. Aber schon die Verwendung kleiner Fahrzeuge in der Yalumündung zur Unterstützung des Überganges wie später die Mitwirkung von Küstenflottillen bei den Kämpfen auf Liautung, die Sperrversuche und Torpedobootsangriffe ruhten doch auf der Kriegsdrohung der Schlachtschiffsflotte und wären ohne sie unmöglich gewesen. Als im Juni 1904 ihr längeres Zurückhalten aus uns bekannten Gründen die Russen kühner machte und ihre Schiffe zu einem Hindernis werden ließ, da genügte schon ihr Erscheinen, um dem Landkrieg wieder Luft zu machen. Nur die Furcht vor der Schlachtentscheidung hat den Durchbruchsversuch vom 10. August entstehen wie mißlingen lassen und so den Schlachtschiffen von Port Arthur einen ruhmlosen Untergang bereitet.

Ich gehe nun zu einer kurzen Besprechung der Einwirkung dieses Krieges auf die Verhältnisse des Seehandels über, soweit sie Anlaß gab zur öffentlichen Auseinandersetzung über das Seekriegsrecht. Im Beginn meiner Darstellung habe ich das Zusammenwirken von Landkrieg und Seekrieg als das Ausschlaggebende in diesem Kriege und alles andre nur als Beiwerk bezeichnet. Hätte der Krieg sich mehr nach der Seite des Handelskrieges hingeneigt, in dem die Blockade der Küste zur Abhaltung des neutralen Handels und der Kreuzerkrieg zur Schädigung des feindlichen Handels das Entscheidende sind, so wären Fragen des internationalen Rechts, speziell des Seekriegsrechts, vielleicht mehr in den Vordergrund getreten, als es jetzt der Fall war. Aber auch ohne dies hat ihre Besprechung in der Presse einen breiten Raum eingenommen und Zeugnis abgelegt von der Wichtigkeit, die man ihnen beimaß. Diese Aufmerksamkeit sichert ihnen einmal ihr internationaler Charakter, d. h. der Umstand, daß sich in ihnen die Beteiligung ausdrückt, die jeder über die See hinweg geführte große Krieg dem an den Verkehrswegen des Meeres interessierten Nationen aufzwingt. Die mehr oder weniger große Mitbeteiligung aller seefahrenden Völker an solchem Kriege hat aber auch oft den Vorwand abgegeben, um aus irgend welchen Gründen in den Gang des Krieges einzugreifen, und auch dies wendet natürlich solchen Fragen die internationale Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße zu. Aber wenn auch eine ausführliche Besprechung der Vorgänge, die mit den Fragen des Seekriegsrechts in Zusammenhang stehen — es handelt sich dabei hauptsächlich um die Begrenzung des Begriffs der Kriegskonterbande und darum, in welcher Entfernung vom Kriegsschauplatz das Visitationsrecht und das Recht, Kriegskonterbande zu konfiszieren, ausgeübt werden dürfe — durch das öffentliche Interesse an diesem „Beiwerk" wohl gerechtfertigt erscheinen, so würde sie doch einen zu breiten Raum einnehmen, und ich müßte dabei vielleicht vieles wiederholen, was ich früher schon in diesen Blättern ausgeführt habe[1]). Nur eins möchte ich hier vielen Äußerungen in der Tagespresse gegenüber betonen: So sehr es angebracht zu sein scheint, das Material, das der Krieg geliefert hat, zur Ausgestaltung des Seekriegsrechts durch Festlegung bestimmter Grundsätze in international bindender Form zu benutzen, so glaube ich doch nicht, daß — abgesehen vielleicht von einigen ganz allgemeinen Bestimmungen — hierbei viel erreicht werden wird. Ich hielte dies auch nicht einmal für erwünscht. Wie die Theorie des Krieges sich davor hüten muß, zu sehr ins Detail zu gehen, weil sie sonst ihre Anpassungsfähigkeit, und damit ihren Wert für die Praxis verlieren würde, so ist es auch hier. Auch bei Schaffung eines Seekriegsrechts muß ein Eingehen auf Einzelheiten vermieden werden, wenn man für die Wirklichkeit Platz lassen will. Wer trotzdem darauf ausgeht, alles in fest umgrenzte Paragraphen einzuordnen, wird entweder schon bei der Vorbereitung zu einer vertragsmäßigen Regelung Widerstand finden, oder er wird, wenn einmal besondere Umstände seinem Unternehmen förderlich sind,

[1]) „Das Wirtschaftsleben der Völker und der Seekrieg". Deutsche Rundschau, Bd. CXXI, S. 277 ff. 1904.

doch vielleicht das Gegenteil erreichen von dem, was er will. Denn je fester man die vielgestaltige Wirklichkeit des Seekrieges einzuschnüren versucht, desto eher wird die Tendenz entstehen, die Fesseln zu zerbrechen, die die Doktrin geschmiedet hat, und größere Willkür wird die Folge sein statt der Ordnung, die man erstrebte. Auch den durch Verträge, durch Gewohnheit oder sonstwie entstandenen Regeln des internationalen Rechts steht der Krieg als ultima ratio gegenüber, die mit rücksichtsloser Anwendung der Gewalt erzwingt, was das Interesse des Staates erfordert. Drum ist es gut, das Odium des Rechtsbruchs und die politischen und militärischen Nachteile, die ein solcher auch dem mächtigsten Staate bringen kann, dadurch zu vermeiden, daß man sich die Hände nicht vorzeitig binden läßt.

Ein Beispiel soll mir Gelegenheit geben, dies etwas näher auszuführen. In einem Aufsatze, den der neueste Band des „Nautikus" unter dem Titel: „Fragen des Seekriegsrechts" über diesen Krieg bringt[1], ist ausgeführt, Rußland habe, dem Drängen Englands nachgebend und seiner ursprünglichen Erklärung entgegen, im September 1904 Reis und andre Lebensmittel als bedingte Kriegskonterbande erklärt, d. h. nur für den Fall, daß die betreffende Ladung nachweislich für feindliche Streitkräfte oder Stützpunkte bestimmt sei. Auf Kohlen habe es diese Beschränkung allerdings nicht ausdehnen wollen. Der Artikel fährt dann fort: „Da Rußland aber tatsächlich sein Vorgehen völlig in englischem Sinne milderte, so kann man sagen, daß die englische Ansicht im wesentlichen durchgedrückt ist. In zukünftigen Kriegen werden Kohle und Lebensmittel wohl nicht wieder als unbedingte Kriegskonterbande behandelt werden." Dem gegenüber möchte ich doch fragen: Schafft denn ein solcher Präzedenzfall für alle Staaten bindendes Recht, ja wird selbst England an dieser Auffassung festhalten, wenn der Fall einmal anders liegt? Noch weniger kann ich den weiteren Folgerungen zustimmen, die der ungenannte Verfasser des Artikels an diese Behauptung knüpft. Er fährt fort: „Die Hauptsorge, die England für den Fall eines Krieges mit Frankreich erwuchs, ist damit geschwunden, nämlich die, daß ihm dessen im großen Stil geplante Kreuzerunternehmungen die Nahrungseinfuhr abschneiden könnten." Ich möchte doch glauben, daß England sich dieser Sorge gegenüber besser auf die Seebeherrschung seiner Flotte stützen würde, als auf die, aus den Ereignissen dieses Krieges hergeleitete Erwartung, daß Lebensmittel wohl nicht wieder als unbedingte Kriegskonterbande werden behandelt werden. Hätte denn Frankreich wirklich Veranlassung dazu, auf ein für wirksam gehaltenes Kriegsmittel zu verzichten, nur weil Rußland, durch die Verhältnisse gezwungen, in diesem Kriege teilweise nachgegeben hat? Meine Folgerung aus diesem Vorgange ist eine ganz andre: die Verhältnisse des Einzelfalls, die hier entscheidend waren für die Handhabung des Seekriegsrechts, werden es auch in künftigen Kriegen sein, und davon, wer der Neutrale ist, der England mit Lebensmitteln versorgt, wird es mit abhängen, ob Frankreich in einem zukünftigen Kriege seinen Willen wird durchsetzen können.

[1] Nautikus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Jahrgang 1905.

Aber kann man, auch wenn man hiervon absieht, solche Kriegsfälle ohne weiteres miteinander in Parallele stellen? Steht, wenn England Krieg führt, überhaupt die neutrale Schiffahrt so im Vordergrunde, wie es hier der Fall war? Japan sowohl wie Rußland sind für Zufuhren über See schon im Frieden zum größten Teil auf die Schiffahrt andrer Staaten angewiesen. Sie werden in ihren Handelsbeziehungen im Kriege daher nur dann empfindlich geschädigt werden können, wenn der Feind stark genug ist, um durch Erklärung der Handelsblockade den neutralen Handel mit auszuschließen oder ihm durch tunlichst weite Fassung des Begriffs der Kriegskonterbande ganz allgemein Schwierigkeiten zu bereiten, und gegen diese Erschwerung seines Handels richtete das neutrale England seinen Protest. Anders würde die Sache liegen, wenn England selbst Krieg führt. Die englische Handelsflotte stellt in ihrer Leistungsfähigkeit die Hälfte der Welthandelsflotte dar, an der Versorgung des vereinigten Königreichs mit Lebensmitteln ist sie wohl in noch höherem Maße beteiligt. Damit sinkt für seine Gegner im Seekriege der Wert des neutralen Handels mit England, und der Angriff auf die englische Handelsflotte gewinnt an Wert. Ich glaube, die Angriffsfläche, die sie bietet, genügt vollkommen, um Raum zu schaffen für alle „geplanten französischen Kreuzerunternehmungen". Frankreich hätte es gar nicht nötig, sich Kontroversen über den Begriff der Kriegskonterbande auszusetzen, um England sowohl in seiner Lebensmittelversorgung wie in seinen Handelsbeziehungen überhaupt zu schädigen. Sollten aber solche Kreuzerunternehmungen den englischen Handel zwingen, sich unter neutrale Flagge zu flüchten, so wäre das an sich schon ein Erfolg der französischen Seekriegführung, mit dem sie wohl zufrieden sein könnte; denn er würde England täglich Millionen kosten an Zuschlag zu den Lebensmittelpreisen, durch Verlust an Reedereiverdienst und an Handelsbeziehungen im Auslande.

Wer diesem Zukunftsbilde eines englisch-französischen Seekrieges zustimmt, wird wohl meiner Behauptung recht geben, daß die Resultate des russisch-japanischen Krieges über Konterbanderecht nicht ohne weiteres auf ihn angewendet werden dürfen. Dasselbe gilt aber auch für die Ausübung des Visitationsrechts, denn auch hierfür schafft jeder Kriegsfall neue Verhältnisse. Im Kriege zwischen Rußland und Japan lag ein festumgrenztes Kriegsgebiet vor, und so wird es immer der Fall sein, wo die See nur die Straße hinüber zu dem Schauplatz des Landkrieges ist. Wie wollte man aber die Grenze ziehen, wenn einmal England einen richtigen Seekrieg führt? Seine Besitzungen sind über die ganze Welt verteilt, und davon, wer seine Gegner wären, würde es abhängen, welche Gebiete dann weiter durch deren Kolonialbesitz als Kriegstheater in Frage käme. Träte da nicht die ganz allgemeine Definition in ihr Recht, die sagt, Kriegsgebiet sind die offene See und die Hoheitsgewässer der kriegführenden Staaten? Würde nicht dieses Kriegsgebiet sich über die ganze Welt erstrecken und die Ausübung des Visitationsrechts zum Abhalten von Kriegskonterbande überall notwendig machen? Ich glaube also, man wird gut tun, wenn man von dem russisch-japanischen Kriege keine grundlegende Umgestaltung des Seekriegsrechts in diesen Fragen erwartet.

Zu ganz andern Beziehungen zwischen Seekriegführung und internationalem Recht führt uns der zweite Abschnitt des Krieges, die Ausreise und das Eingreifen der Baltischen Flotte, oder wie es, seine Bestimmung andeutend, schon im Mai 1904 genannt wurde: des II. Ostasiatischen Geschwaders. Bei der Abhaltung von Kriegskonterbande handelte es sich um eine Kontrolle des neutralen Handels durch die Kriegführenden, damit er der Gegenpartei nicht Mittel zur Kriegführung liefere. Hier entstand die Frage: Welche Unterstützung dürfen die Neutralen einer auf das Kriegsgebiet sich begebenden Flotte gewähren, ohne ihre Neutralitätspflicht zu verletzen; und je nach dem Interesse des einen oder des andern an dieser Frage wogten in dem erregten Zeitungskriege, der sich darob entspann, die Stimmen durcheinander.

Als das Geschwader unter Admiral Roschdjestwensky im Oktober 1904 von Libau aus seine Reise nach dem fernen Kriegsschauplatz antrat, hat man ihm ein günstiges Prognostikon nicht gestellt. Der Zwischenfall von Hull, der dazu benutzt wurde, die öffentliche Meinung noch mehr zu seinen Ungunsten zu beeinflussen, trug dann zu der Annahme mit bei, die vielen zu überwindenden Schwierigkeiten würden es wohl nie an den Ort seiner Bestimmung gelangen lassen. Sah man sich aber mit unparteiischem Blicke an, was bisher in dieser Beziehung als Recht gegolten hatte und was die im Beginn des Krieges erlassenen Neutralitätserklärungen enthielten, so konnte man solcher Annahme nicht zustimmen. Wie wenig einheitlich die Auffassung der Pflichten der Neutralen hierin ist, konnte man allerdings daraus ebenfalls ersehen. England, der Staat, der mit seinen über die Welt verteilten Stützpunkten die Hilfe Neutraler nicht braucht, und dem es im Grunde seines Herzens überhaupt wohl nicht erwünscht ist, wenn Flotten andrer Staaten Kriegsfahrten über See machen, beschränkt seine Beihilfe hierzu so sehr wie möglich, während Frankreich Kriegsschiffen andrer Staaten für den Kriegsfall weitgehende Rechte in seinen Häfen einräumt. Es muß aber hier betont werden, daß in solcher prinzipieller Auffassung Frankreichs keine Begünstigung Rußlands für diesen Krieg gefunden werden kann, da es diesen Standpunkt schon bei andern Anlässen vertreten hat, ehe es in ein Bundesverhältnis zu Rußland trat und ehe man an einen russisch-japanischen Krieg dachte. Aber schon dieser Unterschied ließ erkennen, daß Roschdjestwensky nicht überall auf gleiche Schwierigkeiten stoßen würde wie in England, und selbst die englische Neutralitätserklärung gestand jedem Schiffe vierundzwanzigstündigen Aufenthalt in seinen Häfen und einmal im Vierteljahr Auffüllen der Kohlen zu, erkannte also das Recht der Seefahrt im Kriege, wenn auch in engen Grenzen, an. Es kam hinzu, daß man es in England der Regierung sehr verargt hätte, wenn sie die Lieferung von Kohlen an die russische Flotte und damit ein sehr lukratives Geschäft für seine Kaufleute hätte verhindern wollen. Kohlenschiffe konnten aber leicht an Punkte dirigiert werden, wo es keines Neutralen Recht oder Pflicht war, die Übernahme zu verhindern, d. h. auf Ankerplätze außerhalb der die neutralen Gewässer umschließenden Drei-Meilengrenze. Jenseits dieser Grenze beginnt eben das Kriegsgebiet, und Sache Japans wäre es gewesen, dort seine Interessen selbst zu schützen. Ihm Polizeidienste

zu leisten, wo seine Macht nicht hinreichte, und ihm dadurch den neuanrückenden Gegner vom Leibe zu halten, dazu waren die Neutralen nicht verpflichtet.

Wenn ich so die Ansicht vertrete, daß ein Recht der Seefahrt im Kriege bestehe und daß es auch nicht dadurch illusorisch gemacht werden dürfe, daß man einer Flotte, die dem Kriegsschauplatz zustrebt, die Mittel zur Seefahrt vorenthält, so setze ich mich damit wohl nicht in Widerspruch zu dem, was ich früher in diesen Blättern gesagt habe: Der innige Zusammenhang zwischen dem Wirtschaftsleben der Völker und dem Seekriege sei heute darin erkennbar, daß die Empfindlichkeit ihrer Seeinteressen es allen Staaten nahelege, entstehende Kriege möglichst zu lokalisieren, um sie ihrem Ende zuzuführen, und dies geschehe am wirksamsten durch Innehaltung der Neutralität. Der Ausdruck Neutralität darf eben nicht falsch ausgelegt werden. Hinter ihm sollten weder ängstliche Gemüter Schutz suchen, die, durch polternde Artikel interessierter Zeitungen erschreckt, einen Konflikt um jeden Preis vermeiden wollen, noch darf er unter dem Schein des Rechtes Deckung gewähren für Bestrebungen, die das Kriegführen allen Staaten verbieten möchten, die nicht über die ganze Welt hin Etappenpunkte zur Verfügung haben. Höher als alle Pflichten der Neutralität sollte im Interesse der Allgemeinheit das höchste Souveränitätsrecht den Staaten eingeschätzt werden, das Recht, Krieg zu führen. Wohin sollte es, gerade bei dem innigen Zusammenhange zwischen dem Wirtschaftsleben der Völker und dem Seekriege führen, wenn schließlich nur einzelne bevorzugte Staaten das Recht haben sollten, ihre Interessen jenseits des Ozeans mit Waffengewalt zu vertreten? Die leichteste Art und Weise, unbequeme Konkurrenten beiseite zu schieben, wäre es allerdings.

Auf die Einzelheiten der Reise will ich nicht eingehen. Ihre lange Dauer hatte das Interesse an der russischen Flotte schon erkalten lassen, als die Nachricht einlief, Roschdjestwensky habe am 8. April d. J. Singapore passiert. Wie hatte sich nun die Lage auf dem Kriegsschauplatz umgestaltet, seit der Ereignisse, die wir zuletzt besprochen haben?

Die völlige Erlahmung der Widerstandskraft der russischen Flotte hatte den Japanern die Möglichkeit gegeben, die volle militärische Kraft ihres Landes zu entfalten und auf dem Festlande zur Geltung zu bringen. Die Zufuhren über See waren durch nichts mehr behindert, die Instandsetzung der bisher der Verbindung zur Küste dienenden Eisenbahnstrecken hatte erlaubt, sie zur Invasion der Mandschurei im Rücken der fechtenden Armeen nutzbar zu machen und mit zäher Energie, die sich sowohl in ruhiger Vorbereitung des Erfolges äußerte, wie in kühnem rücksichtslosen Einsetzen von Menschenkraft, wenn der Moment der Entscheidung kam, strebten die Japaner auf beiden Teilen des Kriegsschauplatzes vorwärts. In den blutigen Kämpfen vom 30. August bis 3. September, die man unter dem Namen der Schlacht von Liauyang zusammenfaßt, war die russische Armee zurückgeworfen worden, und als um die Mitte des Oktober, zu derselben Zeit, da Roschdjestwensky seine Ausreise antrat, General Kuropatkin sich stark genug glaubte, um zur Offensive vorzugehen, kam dieser Angriff bald zum Stehen vor der in ihrer numerischen Stärke wie in militärischem Können den Russen vollauf gewachsenen japanischen

Armee. Wie später das Zusammenwirken getrennter Teile zu gemeinsamem Zweck die Seeschlacht in der Koreastraße entschied, so sehen wir auf den große Strecken überdeckenden Schlachtfeldern der Mandschurei dasselbe Prinzip unter der Oberleitung des Marschalls Oyama Erfolge erzielen.

Den Oktoberkämpfen am Schaho folgte im Norden eine lange Winterpause zur Sammlung der Kräfte auf beiden Seiten, und während das zweite ostasiatische Geschwader, von dessen Kriegserfolgen der ganze Fortgang der Operationen am Lande abhing, durch alle Fährnisse der schwierigen internationalen Lage hindurch langsam dem Kriegsschauplatz zustrebte, bereitete man sich dort darauf vor, es wohlgerüstet zu empfangen. Das Gros der japanischen Flotte war durch ältere Schiffe vor Port Arthur ersetzt worden und hatte so für Instandsetzungsarbeiten Zeit gewonnen, wie auch dazu, sich systematisch für den Kampf in der Schlacht zu schulen und dafür die bisherige Kriegserfahrung nutzbar zu machen. Unterdessen hatte sich der eiserne Ring um Port Arthur von der Landseite her immer enger zusammengezogen und am Ende des Jahres hatten die Japaner, wenn auch mit großen Menschenopfern, die Feste endlich bezwungen. Bei der Kapitulation am 2. Januar 1905 fielen nur versenkte Wracks dem Sieger in die Hände. Mit dem Stützpunkt für die nachrückende Verstärkung zur See war zugleich der Rest der Flotte erledigt, die, als der Krieg begann, den Japanern gegenübergestanden hatte, und ehe Roschdjestwensky den indischen Ozean durchmessen hatte, war auch der Landfeldzug des begonnenen Jahres mit einem neuen japanischen Erfolge eingeleitet worden. Nach mehrtägigen Kämpfen hatte die japanische Armee, durch die bei Port Arthur freigewordenen Truppen gerade rechtzeitig verstärkt, Mukden am 10. März besetzt. Sie war damit in Besitz des politisch wichtigsten Teils der Mandschurei gelangt, der mit seinen reicheren Hilfsmitteln ihrer Kriegführung zugleich größere Selbständigkeit gab. Die russische Armee hatte sich in wilder Flucht nach Norden zurückgezogen, aber noch war kein Fuß breit russischen Bodens verloren worden, und wenn es gelang, die japanische Flotte niederzukämpfen, so konnte die Armee trotz aller ihrer Siege in dieselbe Lage kommen wie die Napoleons im Jahre 1798, nachdem die Schlacht bei den Pyramiden über das Schicksal von Ägypten entschieden hatte. War die russische Flotte der Aufgabe gewachsen, die Nelson bei Abukir so glänzend löste?

Ich habe soeben schon durchblicken lassen, worin meines Erachtens diese Aufgabe bestand. Wohl war mit dem Eintreffen einer neuen russischen Flotte der ganze Seekrieg wieder entrollt und allen Zielen, die er sich stecken darf, konnten die Russen zustreben, von der Bedrohung des japanischen Handels und der japanischen Küsten bis zum Lahmlegen des Landkrieges in der Mandschurei. *Aber alle diese Ziele winkten nur dem Sieger in der Schlacht!* Nicht mit Fortsetzung der Rolle einer fleet in being von dem dafür noch ungünstiger gelegenen Hafen von Wladiwostok aus war es möglich, das Schicksal des Krieges in elfter Stunde noch zu wenden, sondern nur durch Niederringen des Gegners. Nur die Vertreibung des Feindes von der See konnte auch die russische Flotte am Leben erhalten. Denn alles, was sie zur Fortführung der Aktion brauchte, mußte ihr über See zugeführt

werden, ob sie nun, wie bisher, an offener Küste ihre Vorräte aus Troßschiffen ergänzte oder ob sie auf Wladiwostok sich stützen wollte, auf den Hafen, dessen Landverbindung mit der Kraftquelle der Heimat die japanische Armee in der Mandschurei abschneiden konnte, sowie es ihr der Mühe wert war.

Ich habe darauf Wert gelegt, zu betonen, wie hier alles an einer Schlachtenentscheidung hing, nicht nur, um damit den richtigen strategischen Standpunkt zu gewinnen, sondern auch deshalb, weil ich mich für den Schluß meiner Betrachtung des Krieges auf eine kurze Besprechung der Schlacht in der Koreastraße und dessen, was sie an Lehren für den Seekrieg gebracht hat, beschränken will. Wir alle wissen, daß sich mit der Zeit die Einflüsse verschiedenster Art verstärkten, die dem am Beginn des Krieges so mächtig erscheinenden Zarenreiche die Notwendigkeit zum Nachgeben nahelegten. Die bedenkliche Lage Rußlands wurde aber so recht augenfällig, als diese Schlacht erkennen ließ, ein wie schwankes Rohr es war, auf das die russische Kriegspartei sich hier stützte als letzten Versuch, das im Seekriege Verlorene zurückzugewinnen.

Bis vor die Mündung des Yangtzeflusses war Admiral Roschdjestwensky unbehelligt durch die Japaner gekommen und hatte dort noch einige seiner Schiffe Kohlen auffüllen lassen. Als er von dorther sich dem eigentlichen Kriegsgebiet näherte, mußte er jederzeit auf ein Zusammentreffen mit der feindlichen Flotte gefaßt sein; aber seine Mittel, um festzustellen, wo dessen Hauptmacht stand, waren beschränkt. Die vorzüglich disziplinierte japanische Presse hatte hierüber keinerlei Anhaltspunkte gegeben, die Zahl und Gefechtsstärke seiner Aufklärungsschiffe war gering; daß er selbst aber seine Bewegungen in diesen viel befahrenen Meeren und bei den reichen Nachrichtenmitteln, die den Japanern außer ihren Kreuzern zur Verfügung standen, kaum würde verschleiern können, darüber mußte Roschdjestwensky sich klar sein. Unvorbereiteter als diese ist trotzdem kaum je eine Flotte in die Schlacht gegangen. In ungefüger dreireihiger Marschordnung, in die außer den Schlachtschiffen und Kreuzern auch die Küstenpanzerschiffe des Roschdjestwensky nachgefolgten III. Geschwaders, die Torpedoboote und die der Flotte beigegebenen Transportschiffe eingestellt waren, steuerte sie, ohne eine Vorhut genügend weit vor sich zu haben, am Mittag des 27. Mai in die Ostpassage der Koreastraße von Süden her hinein. Das Wetter war bei bewegter See und südlichem starken Winde am Morgen wenig sichtig gewesen, es hatte dies aber nicht verhindert, daß im Laufe des Vormittags mehrere japanische Kreuzerabteilungen die Russen gesichtet und ihre Bewegungen mittelst drahtloser Telegraphie dem Admiral Togo gemeldet hatten, der mit dem Gros nordwärts der Insel Tsuschima stand, die die Koreastraße in zwei Teile teilt. Als die Flotten dann aufeinandertrafen, war genügende Sichtweite, um auf über 7000 Meter Entfernung das Feuer eröffnen zu können, wobei die Japaner, die in mehreren Abteilungen von verschiedenen Seiten her angriffen, gleich dadurch einen entschiedenen Vorteil errangen, daß ihr Hauptgeschwader den Aufmarsch der russischen Schlachtschiffe zum Gefecht von günstiger Stelle

aus unter Feuer nehmen konnte. Der Aufmarsch war auch durch die unglückliche Formation[1]) der Flotte behindert, von der ein Teil dem andern in den Weg geriet und sein Feuer hinderte. Die Transportschiffe, die mit den Torpedobooten die mittelste Kolonne gebildet hatten, haben natürlich die Verwirrung vermehrt; von den Torpedobooten ist aber, wie hier gleich vorweg bemerkt werden mag, nicht eines auf ein japanisches Schiff zum Angriff gelangt.

Wieweit zuverlässig Einzelheiten über die Schlacht, die so ungünstig für die Russen begann, je in die Öffentlichkeit kommen werden, ist ungewiß. Soweit die jetzigen Nachrichten reichen, kann man in ihr drei Hauptabschnitte unterscheiden: 1. Ein mehrstündiges Artilleriegefecht der japanischen Hauptmacht mit den russischen Schlachtschiffen, das durch die ungünstige Entwicklung zum Gefecht und in Folge des Geschwindigkeitsüberschusses der Japaner zu einer Umfassung der russischen Spitze und zum Verlust mehrerer Schlachtschiffe durch Artilleriefeuer führte. 2. Ein Durcheinander der russischen Schiffe, die von verschiedenen Seiten her durch japanische Flottenabteilungen zusammengedrängt und beschossen wurden. Der Rest brach schließlich gegen Abend, von Torpedobooten angegriffen und die Nacht hindurch verfolgt, nach Wladiwostok zu durch. 3. Die Übergabe der bis zum Nachmittag des 28. Mai nicht vernichteten oder versprengten Schiffe durch Admiral Nebogatow, der nach Roschdjestwenskys schwerer Verwundung den Oberbefehl übernommen hatte, im Nordosten der Koreastraße.

Der Sieg der Japaner, die ihrerseits kaum nennenswerte Verluste erlitten, steht in seinen Erfolgen ohne Beispiel da in der Seekriegsgeschichte. Von der ganzen russischen Flotte sind nur einzelne Fahrzeuge nach Wladiwostok entkommen oder in neutrale Häfen geflüchtet, alle Kampfschiffe wurden versenkt oder genommen und wenn ich mich frage, wie ist dieser beispiellose Erfolg entstanden, so möchte ich die vielen Umstände, die zu seiner Entstehung mitgewirkt haben, in drei Gruppen teilen. Ich nenne zuerst die Beschaffenheit der See als Kampffeld, die auf ihrer überall gleichen Fläche Gelegenheit zu abschnittsweiser Verteidigung mit Hilfe örtlicher Stellung nicht bietet, sondern die Entscheidung allein auf Kampfkraft stellt und, wenn diese versagt, den Kampf zur Flucht werden und in Vernichtung enden läßt. Als zweites füge ich hinzu, daß die Aufgabe der Russen von vornherein schwieriger, als drittes, daß die Vorbereitung beider Flotten für den Krieg, wie sie sich aus taktischem Können, Schießfertigkeit und Kampfdrill zusammensetzt, so verschieden war, daß man von Mut und Tapferkeit gar nicht erst zu sprechen braucht, um die personellen Aussichten des Erfolges als die bei weitem ausschlaggebenderen in diesem Kampfe anzusehen. Erst wenn wir diese Besonderheiten des Falles uns klar vor Augen stellen, werden wir Schlüsse ziehen dürfen für das, was

[1]) Neuere Nachrichten (Marine-Rundschau für August/September) geben an, der Admiral habe vor dem Zusammentreffen das Einnehmen der Gefechtsformation befohlen. Der Verfasser des Artikels sieht aber selbst nicht ein, welche Zwecke man eigentlich dabei verfolgte und meint, das Manöver sei wohl nicht rechtzeitig zu Ende geführt worden. An meinem Urteil über die taktischen Maßnahmen der Flotte kann daher auch diese Nachricht kaum etwas ändern.

diese erste mit den modernen Mitteln des Seekrieges ausgefochtene große Entscheidungsschlacht uns an Lehren gebracht hat.

Ich lasse den ersten und allgemeinsten der von mir angeführten Entscheidungsgründe für sich sprechen und wende mich der Verschiedenheit der Aufgaben beider Flotten zu.

Ob Admiral Togo seine Aufstellung nach der Annahme gewählt hat, Roschdjestwensky werde die Schlacht suchen, oder ob er davon ausgegangen ist, Wladiwostok sei das Marschziel seines Gegners, dieser werde aber bei der Schwierigkeit der Kohlenergänzung lieber kämpfen, als den Umweg um Japan wählen, ist nicht festzustellen. Als dann aber das zweite und dritte russische Geschwader zu einer Flotte vereinigt wurden, da durfte er mit noch größerer Sicherheit sich auf ein Zusammentreffen in oder bei der Koreastraße einrichten, denn der geringe Kohlenvorrat der Küstenpanzerschiffe des III. Geschwaders ließ kaum einen andern Weg zu. Er gewann so den Vorteil, den Gegner mit vollen Bunkern und ausgeruhten Schiffen, gestützt auf gute Aufklärung in einer Stellung erwarten zu können, die die Verwendung von Torpedobooten sicherte und für Ausnutzung eines Sieges durch Verfolgung bis zum Rückzugshafen von Wladiwostok noch genügenden Raum bot. Die strategische Aussicht, den Feind zu treffen, verband sich also hier mit günstigen Chancen für den taktischen Erfolg.

Ungleich schwieriger war die Aufgabe des russischen Admirals. Die Basierung einer Flotte auf einen Troß von Kohlenschiffen setzt an sich schon diese entweder der Gefahr aus, behindert durch das Zusammensein mit Troßschiffen fechten zu müssen, oder bei Trennung von ihnen mit den Kohlen zu Ende zu sein, ehe der Sieg den Weg zur Wiedervereinigung frei gemacht hat. Auch verlangt der Troß, wenn man seine Deckung nicht in der Schlachtflotte selbst suchen will, die den Feind auf sich zieht, Detachierungen zu seinem Schutz. Roschdjestwensky hat diese Schwierigkeiten dadurch zu überwinden versucht, daß er einfach alles zusammenhielt, er hat aber auf diese Weise die Chancen für sein Unternehmen nicht verbessert. Durch Mitnahme der Küstenpanzerschiffe hemmte er seine strategische Bewegungsfähigkeit und durch Zusammenfassung des Ganzen in eine Formation, die durch Aufklärungsschiffe nicht genügend gesichert war, schloß er den taktischen Erfolg von vornherein beinahe aus. Solche Marschformation wäre für ihn, der den Feind schon früher hätte erwarten können, immer ein Wagnis gewesen, hier bei dem letzten Defilen des Weges, das ihn noch von Wladiwostok trennte, war es ein Leichtsinn, der sich schwer rächen mußte. Auch das unsichtige Wetter, das namentlich am Morgen des 27. Mai geherrscht zu haben scheint, kann als Entschuldigungsgrund nicht dienen. Je später ich im Stande bin, den Feind zu sichten, desto kampfbereiter muß ich marschieren.

Dies leitet uns über zu dem dritten Punkt der Beurteilung, denn ungenügendes taktisches Urteil tritt hierin zu Tage, und als die Differenz in der Schießausbildung hinzukam, war der erste Gefechtsabschnitt entschieden. Der artilleristische Mißerfolg der Russen bereitete dann die Erfolge der japanischen Torpedoboote vor, die zum Teil schon in dem Durcheinander des Kampfes,

das dem Durchbruch vorherging, zum Teil nach diesem Durchbruch in der sternklaren, beinahe windstillen Nacht zum 28. Mai angesetzt wurden. Moralisch erschüttert, physisch zum Teil niedergekämpft und, wie man sagt, durch drohende Meuterei lahmgelegt, ergab sich der Rest der Flotte dem Sieger und die See, die zum unüberwindlichen Hindernis geworden wäre, wenn Rußlands Flotte siegte, ward für Japans Heere wieder die länderverbindende Straße.

Welche Schlüsse lassen nun diese Schlachtenereignisse für uns Zuschauer zu? Wie ich bei Einschätzung des Erfolges die persönlichen Faktoren vorangestellt habe, so möchte ich es auch hier tun und sagen, dieses Beispiel aus der Wirklichkeit des Krieges zeigt uns von neuem den hohen Wert sorgsamer Schulung des Personals und möglichst kriegsmäßiger Ausbildung. Es ermahnt auch dazu, keine Kosten zu sparen, die aufgewendet werden müssen, um den komplizierten Apparat einer modernen Kriegsflotte gebrauchsfähig zu machen und zu erhalten. Auch das Risiko für Material und Personal dürfen wir uns nicht ersparen, das dadurch entsteht, daß wir unsere Friedensübungen möglichst nahe heranschieben an die Wirklichkeit des Krieges. Nur dadurch bieten sie Sicherheit dafür, daß die Stunde der Entscheidung uns vorbereitet finde und werden zugleich eine Schule für alle die Geistes- und Charaktereigenschaften, die den Sieg verbürgen.

Im übrigen hat diese Schlacht, von den gleich noch zu besprechenden Erfolgen des Fernschießens abgesehen, dem keine Überraschungen gebracht, der mit offnem Blick der Entwicklung der Verhältnisse des modernen Seekrieges gefolgt war. Dies gilt zunächst von den taktischen Formen. Daß moderne Schlachtentaktik Linientaktik sein muß, hatten sowohl Friedensübungen wie die früheren Gefechte dieses Krieges gezeigt. Das erste Beispiel moderner Linientaktik hat uns aber Admiral Ito im japanisch-chinesischen Kriege gegeben. Gewissermaßen traditionell ist dann in der japanischen Flotte ferner das Fechten in getrennten Abteilungen und auch in diesem Sinne ist die jetzige Taktik eine Wiederholung der in der Seeschlacht am Yalu im Jahre 1894 geübten. Nach vorher vereinbartem Plan in freiem Zusammenwirken der Kräfte zu verfahren, ist aber mit sicherer Aussicht auf Erfolg nur da möglich, wo besondere Umstände es zulassen und hierzu rechne ich auch einen Gegner, der auf selbständiges Handeln von vornherein verzichtet oder ihm nicht gewachsen ist. Man muß dies beachten, wenn man die japanische Taktik in den Entscheidungsschlachten dieser beiden Kriege richtig beurteilen will. Wo die Dinge anders liegen, kann man sich durch solch Verfahren doch ernsten Gefahren aussetzen. Immerhin wird es in vielen Fällen notwendig oder vorteilhaft sein, nicht zu starr an der Konzentration der Kraft festzuhalten. Richtig angewendet kann aber solche freiere Form des Gefechtes nur werden, wenn man sich beizeiten darauf vorbereitet, und solches geschieht durch organisatorische Schaffung gleichartiger Unterverbände sowie durch dahin zielende Übungen im Frieden.

Nicht zu verwechseln mit dem Ansetzen des Gefechtes von mehreren Stellen aus, ist das Zusammenwirken der drei Waffengattungen: Schlachtschiff, Kreuzer und Torpedoboot. Auch dieses hat uns die Schlacht in der

Koreastraße in einem Beispiel vorgeführt und jedem von ihnen darin die richtige Stelle angewiesen. Prüfen wir an ihm das Wesen dieser drei Typen, auf denen auch der Ausbau unsrer Schlachtflotte ruht, so bestätigt er uns aufs neue die Richtigkeit der Prinzipien, nach denen wir verfahren sind. Träger des Ganzen ist das gefechtsstarke, mit genügender Schnelligkeit ausgerüstete Schlachtschiff, bei dessen Konstruktion man immer bedenken muß, daß die in Waffen und Waffenschutz angelegte Gefechtskraft das Entscheidende ist, während ein Geschwindigkeitsüberschuß über den Gegner — auch die getrennte Fechtart der Japaner war zum Teil auf ihn basiert — wohl gelegentlich günstige Vorbedingungen für den Kampf schaffen, die Kampfkraft selbst aber nie ersetzen kann.

Die in den Schlachtschiffen aufgespeicherte Kampfkraft kommt aber nur voll zur Entfaltung, wenn ihre Verwendung gesichert ist durch eine genügende Zahl kräftiger schneller Kreuzer. Sie bilden die Brücke, die hinüberführt von der strategischen zur taktischen Situation und sind für letztere um so wichtiger, je weiter das Fernfeuer der Artillerie die Gefechtsgrenze hinausschiebt und dazu zwingt, schon ehe man selber das feindliche Gros sichtet, in die zur Einleitung des Artilleriekampfes geeignete Stellung zu gehen, damit man nicht gleich von Anfang an in Nachteil gerät. Fehler hierin sind um so schwerer wieder gut zu machen, wenn des Gegners Schlachtschiffe schnell genug sind, um eine einmal eingenommene günstige Stellung zu behaupten. Sie lassen sich nur vermeiden, wenn kampfkräftige Kreuzer das Heranführen übernehmen und mit dem Gros dauernd in Signalverbindung bleiben. Vielleicht läßt die drahtlose Telegraphie es zu, die Zahl solcher Kreuzer, wenn der Feind erst gefunden ist, zu verringern, weil dieses Signalmittel weitere Räume überbrückt und Zwischenfahrer zur Übermittlung optischer Signale entbehrlich macht. Was an Zahl gespart wird, muß aber an Kampfkraft hinzukommen, d. h. nur starke Kreuzer können sich da behaupten, wo sie stehen müssen, um ihren Auftrag auszuführen.

Zur Entscheidung haben dann schließlich in dieser Schlacht die Torpedoboote wesentlich mit beigetragen und bessere Erfolge erzielt als bei dem Ausbruch der russischen Flotte aus Port Arthur im August 1904. Es mag dies mit daran gelegen haben, daß in der Zwischenzeit nachgeholt worden ist, was an Schulung damals fehlte. Es kam aber hinzu, daß die von Admiral Togo ausgewählte Stellung die gemeinsame Verwendung von Schlachtschiffen und Torpedobooten begünstigte. Das muß man in Rechnung ziehen, wenn man den Wert der Torpedoboote richtig einschätzen will. Wie das Torpedoboot seine Existenzberechtigung verlieren würde, wenn die Schiffe fehlten, die ihm als Angriffsobjekt dienen, so erreicht es auch seine höchste Leistung erst im Zusammenwirken mit ihnen.

Es ist nun in den ersten Nachrichten über die Schlacht in der Koreastraße viel davon gesprochen worden, daß Minen oder Unterseeboote in ihr mitgewirkt hätten, man hat bei näherer Überlegung aber wohl eingesehen, daß ihre Verwendung durch die Verhältnisse hier ausgeschlossen war. Wenn man sich den Erfolg der Japaner aber nicht recht erklären konnte, ohne an diese

unheimlichen Kriegsmittel zu denken, so lag dies wohl daran, daß es der Artillerie beschieden war, eine Rolle zu spielen, die man ihr nicht zugetraut hatte. Schon in den Kämpfen vor Port Arthur sind mehrfach Unterwasserbeschädigungen der russischen Schiffe durch Fernfeuer der Japaner vorgekommen; in dem Kampf am 17. Mai sind dann mehrere Schiffe allein durch Granatfeuer — und zwar, wie es scheint, ohne Durchschlagen des Panzerschutzes der Wasserlinie — zum Sinken gebracht worden. Wenn nun auch hier der hohe Seegang mit dazu beigetragen haben mag, der ungeschützte Stellen dem Feuer aussetzte und Unterwasserbeschädigungen für die schwer rollenden Schiffe verhängnisvoll werden ließ, wenn auch einzelne Schiffe gesunken sind infolge von Explosionen, die die Brandwirkung der Granaten veranlaßt hat, so bleibt doch die generelle Erfahrung, daß solche Unterwasserschüsse möglich sind, die Hauptsache. Wohl hatte man gelegentlich davon gesprochen, daß mit steilem Einfallwinkel dicht vor dem Schiff einschlagende Granaten großen Kalibers solche Wirkung haben könnten; die Bestätigung, die diese Annahme hier scheinbar gefunden hat, gibt aber dem Fernfeuer der Artillerie eine prinzipielle Bedeutung, mit der man in künftigen Kriegen wird rechnen müssen. Von den drei vom Schiff aus zu brauchenden Waffen — Artillerie, Torpedo und Ramme — ist überhaupt die Artillerie hier mehr in den Vordergrund getreten, ihre Wirkung schiebt den Schiffstorpedo und die Ramme zurück, sie ebnet dem Bootstorpedo den Weg. Es wäre nun töricht, etwa hieraus zu folgern, da der Panzer die russischen Schiffe nicht vor dem Untergange geschützt hat, sei der ganze Typ der Schlachtschiffe falsch. Es wird immer genug Gelegenheiten im Seekriege geben, wo die Schiffe den Schutz des Panzers absolut nicht entbehren können, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollen und zwar werden diese die wichtigeren sein. Meine Folgerung aus diesem Sonderfalle lautet daher ganz anders: die Gründe, die für eine Deplacementsvergrößerung unsrer Schlachtschiffe sprechen, sind, falls die bisherigen Nachrichten über die Unterwasserschüsse sich bestätigen, um einen neuen vermehrt worden; denn nur mit Granaten großen Kalibers lassen sich solche Erfolge erzielen und nur vermehrter Unterwasserschutz, wie er aus Anlaß der in diesem Kriege wieder hervorgetretenen Minengefahr gelegentlich schon vorgeschlagen war, könnte Abhilfe schaffen, wenn man solche für nötig hält. Erhöhten Anforderungen an das Schlachtschiff — hier also Kalibersteigerung der Artillerie und Vermehrung des Unterwasserschutzes — kann man aber nur durch Vergrößerung des Deplacements gerecht werden, wenn nicht andre, ebenso wichtige Kampfgrößen darunter leiden sollen. Die Überlegung, daß wir ohne Steigerung des Deplacements den großen Schiffen unsrer mutmaßlichen Gegner nicht gewachsen bleiben, ist es ja auch, die uns diesen Entschluß aufgezwungen hat trotz aller finanziellen Bedenken. Denn nicht nur diese Schiffe selbst werden teurer, sondern auch der ganze Apparat an Docks, Schleusen und was sonst zu ihnen gehört.

Wir haben die Ereignisse dieses politisch wie militärisch bedeutungsvollen Krieges noch einmal vor unsrem Auge vorüberziehen lassen und uns bestrebt,

festzustellen, welche Rolle der Seekrieg in ihm zu spielen bestimmt war. Was er geleistet hat, um als Träger des Landkrieges für die Entscheidung mitzuwirken, steht ja in der Geschichte des Krieges nicht vereinzelt da; aber man muß in ihr weit zurückgehen, um ein so ausgeprägtes Beispiel für das Zusammenwirken von Landkrieg und Seekrieg zu finden, und in einer Hand sind die Waffen beider in dieser Vollkommenheit kaum je vereint gewesen. In den Kriegen des 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts hat z. B. die französische Übermacht für den Landkrieg nie zur Geltung kommen können, weil dazu die Seeherrschaft fehlte. Hinter Englands Seeherrschaft in dieser Zeit stand aber kein genügend starkes Heer, um durch den Landkrieg die Seeherrschaft offensiv ergänzen zu können und sie in der Niederwerfung des Gegners enden zu lassen. Dieser Krieg prägt uns denn auch von neuem ein, daß nur ein Staat mit starker Heeres- und Flottenrüstung ein Land zu besiegen imstande ist, das auf der See allein nicht zum Frieden gezwungen werden kann. England hätte solchen Krieg ohne die Bundesgenossenschaft einer starken Landmacht nicht führen können, seine Kriegsrüstung ist nach dieser Richtung hin heute noch unvollkommen. So wird der japanisch-russische Krieg zu einem Schulbeispiel für das Zusammenwirken von Landkrieg und Seekrieg, im übrigen soll man aber das nicht überschätzen, was er gebracht hat. Ob es den Japanern gelingen würde, die ultima ratio der Politik einem andern Gegner gegenüber ebenso wirksam zur Geltung zu bringen, wie es ihnen hier möglich war, bliebe doch abzuwarten. Darum komme ich zurück auf das im Anfang Gesagte, daß jeder Krieg nach den für ihn geltenden besonderen Umständen und den in ihm wirkenden personellen Einflüssen für sich betrachtet werden müsse.

Dies gilt auch für die kurzen Bemerkungen, die ich an ihn geknüpft habe über den Aufbau einer Flotte. Wie sehr die Schlacht, die den Gegner hinwegfegt vom Meere, und jede Art der Ausnutzung der durch sie gewonnenen Seeherrschaft möglich macht, in jedem Seekriege voransteht, das haben wir hier wieder gesehen. Darum steht der Aufbau des Schlachtapparats überall im Vordergrunde und von ihm allein habe ich vorher gesprochen. Davon, welchen Gang der Krieg dann aber weiter nimmt, d. h. in welcher Form man das durch die Schlacht Gewonnene ausnutzt, um den Feind zum Frieden zu zwingen, wird es abhängen, wie der Schlachtkörper ergänzt werden muß. Hier, wo es sich um Zusammenwirken von Landkrieg und Seekrieg handelte, traten die Küstenflotillen ein. Sie ergänzten die Schlachtflotte, wo deren Verwendung eine Kraftverschwendung gewesen wäre, oder wo ihre Schiffe nach der Beschaffenheit der Operationsgewässer nicht verwandt werden konnten. In Kriegen, die in Handelsschutz und Handelsschädigung enden, würden andre Anforderungen gestellt werden. England ließ nach Trafalgar die Stärke seiner Schlachtflotte bestehen, vermehrte aber die Zahl seiner Kreuzer aller Art, bis sie im Jahre 1810 ein Maximum erreichte und die Handelsherrschaft des britischen Reiches über die ganze Welt sich fühlbar machte.

Die Zahl der Kreuzer wird daher für Staaten mit ausgebreiteten Seeinteressen heute viel größer sein müssen, als der unmittelbare Gebrauch der

Schlachtflotte, von dem ich vorher allein gesprochen habe, es erfordert. Je entlegener die Kriegstheater sind, auf denen sie verwandt werden sollen, desto mehr wird man auch darauf bedacht sein müssen, sie schon im Frieden zu besetzen. Denn für die Seestaaten sind sie die Grenzprovinzen, in denen Friedensdislokation und Kriegsaufmarsch sich berühren und denen eine gewisse Selbständigkeit gegeben werden muß, bis sich übersehen läßt, wohin das Schwergewicht des Krieges sich legen wird. Das Streben, den Landkrieg anzusetzen, wird den Flottenkampf von Anfang an auf ein bestimmtes See- und Küstengebiet hinlenken. Spielen in dem Kriege aber die Handels- und Kolonialinteressen der Staaten die Hauptrolle, so wird zunächst nicht so klar zu übersehen sein, wohin der Krieg sich wenden wird. Auch in solchem Kriege ist ja die feindliche Kriegsflotte das Angriffsobjekt, und die Anfangsstellung der Flotten entscheidet über die Wahl des Kriegstheaters. Beeinflußt wird diese Wahl aber doch durch das Streben, die Handelswege in seine Gewalt zu bekommen und überseeischen Besitz zu schützen. Erst wenn die Wage sich nach einer Seite hinzuneigen beginnt, wenn von dem Handelskrieg auf dem freien Meer zur Blockade der feindlichen Küste übergegangen werden kann, werden Haupt- und Nebenkriegsschauplätze sich klarer voneinander abheben, und in ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis zueinander treten.

Wie kein Krieg dem andern gleicht, so werden auch die Flottenrüstungen der Staaten, nicht nur der Stärke, sondern auch der Zusammensetzung nach, stets verschieden sein und absolute Lehren dafür kann kein einzelner Krieg uns geben. Zwar prägen sich die drei modernen Schiffstypen — das Schlachtschiff, der Kreuzer in seinen verschiedenen Abstufungen und das Torpedoboot — allmählich fester aus, aber für die Mischung einer Flotte aus Schiffstypen wird man kein Schema aufstellen können. Jeder Staat wird den Aufbau der Flotte anpassen müssen seiner geographischen Lage, seinen überseeischen Interessen und der maritimen Machtstellung seiner voraussichtlichen Gegner. Denn hieraus erst werden die Formen sich erkennen lassen, die der Seekrieg für ihn annehmen und die Aufgaben, die er seiner Flotte stellen wird.

Thera.

Von

F. von Duhn.

F. Freiherr Hiller v. Gärtringen, „Thera. Untersuchungen, Vermessungen und Ausgrabungen in den Jahren 1895—1902". I. II. III. IV, 1. 4°. Berlin, Reimer. 1899—1904.

Viel erzählen uns von längst entschwundenen Blütetagen hoher Kultur die Schriftsteller der Alten, und doch noch lange nicht genug. Sie schreiben für ihre sehende und wissende Gegenwart; ein Teil der antiken Gedanken- und Empfindungswelt liegt wundervoll offen vor uns in großen Dichtungen, in philosophischen Schriften; einen andern Teil offenbaren uns Prosa und Poesie ihrer Inschriften, ihrer Kunstwerke, von den größten zu den bescheidensten, gerade diese letzteren häufig von allerintimstem Reiz, frei von jeder Pose, jeder Konvention. Aber ein leidlich zusammenhängendes Bild — das Wort „vollständig" anzuwenden hüte ich mich wohl — erhielten wir auf diese Weise bis jetzt doch nur von Athen, allerdings dem Auge von Hellas, dem Mittelpunkt seines geistigen Seins, und dies Bild auch nur für die Zeit von Peisistratos bis auf Alexander. Über alles Übrige deckt die Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit der schriftlichen Überlieferung einen Schleier, den zu lüften wir nach Kräften bemüht sein müssen. Wie einseitig, ja wie falsch würde unsre Vorstellung von Italien sein, müßten wir sie wesentlich nach Rom, oder etwa vom Deutschland des 18. Jahrhunderts, wollten wir es nur nach dem Dresden Augusts II. und III. beurteilen! Wo die Schriftsteller schweigen, müssen wir andre Zeugen zu gewinnen suchen.

Daß wir Archäologen nicht im Boden graben dürfen, um Schätze zu finden, sondern um das geschichtliche Bild einer Örtlichkeit festzulegen, daß wir uns dabei zu bemühen haben, so hoch hinaufzukommen mit unsrer Erkenntnis wie möglich, und ebenso tief, bis ins Mittelalter, hinabzusteigen, daß wir uns ganz als Historiker dabei fühlen und geben müssen: diese Wahrheit ist seit den glänzenden Beispielen, die unsre Aufdeckungen von Olympia

und Pergamon gegeben haben, heute Gemeingut geworden auch für die andern mitstrebenden Nationen, hätte es eigentlich schon längst sein sollen, seit vor hundert Jahren verständige Männer begannen einzusehen, daß man in Pompeji graben müsse, nicht um einzelne Kunstwerke für die königlichen Sammlungen zu finden, sondern um ein Bild darzustellen von der alten Stadt selbst, ihren Straßen, Häusern, Lebensformen, dekorativer Kunst; heute sagen wir auch: von ihrem Werden und Wachsen, von der Zeitfolge aller ihrer Lebens- und Daseinsformen.

Tief und breit ist die Flut der Erkenntnis, die aus den heiligen Bezirken von Athens Akropolis, von Olympia, Delphi, Epidauros, Eleusis und manch andern Orten unsrer Vorstellung von griechischer Geschichte, griechischem Wesen, Denken und künstlerischem Schaffen zugeströmt ist. Für die Urzeit gaben Schliemanns Grabungen, durch Dörpfelds unvergleichliche Energie, Scharfblick und Klarheit auf wissenschaftliche Höhe gehoben, mächtige Anregungen, die immer weiter wirken, und heute, wo auch Kretas Königspaläste und Gräber dem Boden entsteigen, uns verstatten, in die griechische Welt schon des zweiten Jahrtausends die überraschendsten Einblicke zu gewinnen und die übrigen Küstenländer des Mittelmeeres, von Spanien bis Ägypten, mit immer festerm und klarer werdendem Blick zusammenzuschließen, ganz anders als es noch den Forschern des vorigen Jahrhunderts möglich war. Pergamon aber begann, nach einzelnen bedeutsamen Lichtblicken, die wir der Erforschung Samothrakes und einiger andrer Punkte verdankten, uns endlich einen großen Fürstensitz des Hellenismus vor Augen zu führen, eine Entdeckung, folgenreich namentlich für unser Verständnis des Städtebaues, der griechischen Hoch- und Tiefbaukunst sowie der dekorativen Plastik und Kleinkunst vom dritten Jahrhundert v. Chr. an. Diese, wesentlich Conze und Humann verdankte Erforschung von Stadt und Landschaft Pergamon hatte im Gefolge diejenige andrer Landschaften Kleinasiens. Städte wie Aigai, Hierapolis, Magnesia, Priene, Ephesos führen die gleichen — und späteren — Perioden in reicher Mannigfaltigkeit vor Augen, während in Milet die Geschichte schon früher anfängt, jener Metropole Joniens, auf die seit drei Jahren Mittel und Tatkraft der Berliner Museumsverwaltung glücklich vereinigt sind, nachdem in Priene der größte und wichtigste Teil des Stadtbildes, in Magnesia der Kern der Stadt bloßgelegt sind und soeben in zwei wunderschönen Publikationen eine musterhafte Verarbeitung erfahren haben.

Die Aufdeckung solch großer Stadtbilder kann nur mit öffentlichen staatlichen Mitteln und Kräften durchgeführt werden. Aber unsre Vorstellung von den Lebensformen, von Verhältnissen und Bewohnern eines Landes würde unvollständig und einseitig sein, wenn wir nur die Brennpunkte des Lebens, die im größeren Verkehr berührten und befruchteten Städte kennen lernten. Reiner, eigenartiger spiegelt sich das Leben in den bescheidenen Orten, wo der Kleinbürger vorherrscht und nur die letzten Wellen der Erregung durch große äußere oder kulturelle Vorgänge leise und verloren ans Ufer plätschern. Gerade die von der Natur in so kleine Teile zerlegte griechische Welt ist reich an solchen ihrer Individualität lange treu gebliebenen

Ortschaften, deren Untersuchung manch lehrreiche Probe geben mag auf das, was wir in den größeren Städten ermittelt zu haben glauben. So war denn z. B. eine jede der poesieumflossenen kleineren Inseln der griechischen Meere in alten Zeiten, wo Wind und Wetter noch ganz anders trennten als heute, eine kleine Welt für sich, auch heute noch wundersam in ihrer einheitlichen geschlossenen Wirkung auf den Besucher, ihrem zähen Festhalten an der Väter Sitte, Glauben und „Aberglauben", in dem so viel echter antiker Glaube sich treu erhalten hat, dank der religiösen Ausgestaltung der griechisch-katholischen Kirche, von der Harnack mit großem Recht sagt, sie erscheine nicht als eine christliche Schöpfung mit einem griechischen Einschlag, sondern als eine griechische Schöpfung mit christlichem Einschlag.

Auf Delos und Tenos, Paros und Melos, Amorgos und Kos ist in letzter Zeit von Franzosen, Engländern, Deutschen und Griechen erfolgreich gegraben und geforscht worden, nirgends aber die Aufgabe gleichzeitig so umfassend und vollständig gelöst und in so musterhafter Verarbeitung vor der Wissenschaft ausgebreitet als auf Thera, durch die Arbeiten, deren Anregung, Durchführung und Veröffentlichung dem richtigen Blick, der wundervollen Energie und der großartigen Opferwilligkeit des Freiherrn Professor Dr. F. Hiller v. Gärtringen verdankt werden. Der Auftrag der Berliner Akademie, die griechischen Inschriften der Inseln zu sammeln, führte ihn hin; er sah, daß ohne Nachgrabungen vieles dunkel bleiben mußte, er tat Geld in seinen Beutel, grub und grub weiter, bis er uns ein griechisches Pompeji geschenkt hatte. Auf die Gefahr hin, manchem Leser dieser Hefte — selbstverständlich auch allen Fachgenossen — schon Bekanntes vorzutragen, wage ich es, über die schöne Insel und Hillers große Tat hier einiges zu sagen, nachdem mir vor einiger Zeit vergönnt war, auf Hillers Spuren zu wandeln, selbst zu sehen und mit den liebenswürdigen Bewohnern der Insel in freundliche Beziehungen zu treten, nachdem ferner seit kurzem das monumentale Werk Hillers im wesentlichen vollendet in mehreren stattlichen Quartbänden und Karten vorliegt.

Ein wundervoller Genuß ist es, das Ägäische Meer zu durchfurchen, aus dessen blauen Fluten bald Festland, bald Inseln in malerischen charaktervollen Formen aufsteigen, von Homers Sonne umflossen. Es erheben sich vor dir die bald im Marmorglanz oder in goldiger Färbung verwitterter Kalksteine erstrahlenden, bald im Überzug grüner Macchia beruhigend aufs Auge wirkenden Inseln oder weit ins Meer ausgreifenden Vorgebirge des europäischen oder asiatischen Festlandes, die hier wie nacheinander verlangen und durch die Nachbarschaft gleichsam zueinander hinübergezogen von den Perlenketten der Inseln verbunden erscheinen. Und welcher Inseln! Keine namen- und geschichtslosen Klippen nordischer Meere, die nur dem Auge des Landschafters ein ewig sich folgendes Bild gleichartiger Wirkung darbieten, sondern Inseln, Festlandsspitzen, deren Namen helleuchten in der Geschichte des Volkes, dem auch unser heutiges Europa das Beste seiner geistigen Kultur verdankt, verklärt durch Dichtungen und poetische Erzählungen, deren Zauber noch heute nach zweieinhalb Jahrtausenden ein Jungbrunnen ist für das alternde Herz unsrer so überklug und nachdenklich gewordenen Welt.

Von Insel zu Insel eilt das Schiff, bis es einläuft meist in den Stunden morgendlichen Sonnenglanzes in den binnenseeartig wirkenden Seekessel Theras, der fast südöstlichsten Insel des europäischen Griechenlands, Europas. Überraschend ist das Bild und wunderschön. Links die Hauptinsel Thera, in weitem Bogen sich herumschwingend, rechts das kleinere Therasia, schließen ein fast rund wirkendes Meeresbecken so ein, daß nur im Norden eine Einfahrt, im Südwest eine breitere durch ein Inselchen geteilte Ausfahrt frei bleiben. In der Mitte erhebt sich abermals eine kleine, wunderlich geformte, überall steil emporsteigende Inselgruppe, deren verbranntes, zerrissenes, unbewohntes Aussehen uns den vulkanischen Ursprung sofort verrät. Zu bedeutenden Höhen steigen Theras Wände steil empor. Wir gewahren vielfach übereinander gelagerte braune oder graue Schichtungslinien, hier und da unterbrochen durch andersartige Bildungen. Oben auf dem Rande thront gleich bei der Einfahrt in das theräische Meeresbecken eine langgedehnte Ortschaft, deren weiße Häuser und Kirchen, bald höher bald niedriger auf den Felskronen umherkletternd, einen sehr lebhaften Eindruck hervorbringen. Wir fahren weiter und gewahren bald in ähnlicher Lage den Hauptort der Insel, Phira, herabwinken, in drei Gruppen zerlegt, deren nördliche, die höchste und am weitesten ins Meer vorspringende, Skaros trägt, die Mittelalterburg, ein altes Schloß, an das Kastell von Baiae erinnernd. Auch hier erweckt das leuchtende Weiß aller Häuser, ein sorgsam immer wieder erneuter Schutz gegen den südlichen Sonnenbrand, die günstigste Vorstellung von der Sauberkeit des Innern, die diesmal auch nicht getäuscht wird, wie so oft im festländischen Griechenland, in Süditalien und Sizilien. Unter Dampf muß das Schiff halten. Kein Anker kann bei der großen Tiefe, zu der die Steilküste sofort abfällt, Boden fassen. Auf steilem Zickzackhange schleppen die bedauernswerten Esel oder Maultiere Menschen und Waren die etwa 250 m empor: sie tragen die Trübsal ihrer Existenz deutlich zur Schau. Oben ist man erfreut, ein belebtes, munteres Städtchen zu finden, dessen Häuser und Menschen durch ihren Wohlstand günstiges Zeugnis geben von der Trefflichkeit des theräischen Weines, des Hauptkulturproduktes der Insel; mit ihm und ihren vulkanischen Produkten müssen die Theräer alles bezahlen, was sie zu ihres Lebens Notdurft gebrauchen, selbst jedes Stück Holz, das der baumlosen Insel aus dem nicht mehr weit entfernten Kleinasien zugeführt wird. Sogar ein bescheidenes, aber reinliches Gasthaus erfreut uns, dessen aus Amorgos stammender Speisewirt der im Archipel bekannten Güte Amorginer Küche Ehre zu machen sich mit Erfolg bemüht. Die Bewohner erweisen sich schon auf den ersten Eindruck, den längerer Aufenthalt durchaus bestätigt, als ungemein liebenswürdig, gastfrei und friedlich; es sind fleißige Leute, bei denen Wohlstand und Bildung zu Hause sind. Überall verrät sich der Segen alter Kultur und eines starken Einschlags westlicher, italienischer Zivilisation. So gehört denn auch, von den Zeiten des Mittelalters her, jetzt noch ein Zehntel der Bevölkerung zur römisch-katholischen Kirche, die ebenso wie die griechische ihren eigenen Bischof hier hat, einen freundlichen alten Herrn, in Konstantinopel ausgebildet. Keine Eifersucht, keine Proselytenmacherei stört das Verhältnis

beider Konfessionen. Die römische Kirche sucht ihre im Mittelalter mit den ihr angehörigen italienischen Herrengeschlechtern erworbene Stellung zu halten durch ausgezeichnete Klosterschulen, stattliche Kirchen, sorgsame Auswahl ihrer Geistlichen. Sie trägt ein aristokratisches Gepräge zur Schau gegenüber der in Vertretern und Lehre tiefer stehenden orthodoxen Kirche.

Der Hauptort, sowie die siebzehn Dörfer auf Thera, die vier auf Therasia hatten 1896 zusammen 14500 Einwohner. Im Jahre 1879 gab es im ganzen 114 Priester, aber nur zwei Advokaten! Ob das Verhältnis sich jetzt zu gunsten der letzteren verschoben hat, konnte ich nicht erfahren. Gute Schulen, ein Leseklub („Lesche"), zwei Wochenzeitungen, neuerdings sogar ein Museum, neuerbaut um die Ergebnisse der Hillerschen Ausgrabungen und einheimischer Privatsammlungen aufzunehmen, geben den Theräern ein offenbares Recht, mit Stolz hinüberzublicken nach den benachbarten noch türkischen Inseln. Die Theräer kennen die große Welt; ihre Männer gehen des Erwerbes wegen viel hinaus, vermutlich nach Alexandria, streben aber immer, sobald sie es können, wieder ihrer Heimat zu. So ist der Gesichtskreis dort kein enger und ein Verständnis da für das, was not tut. Wäre dem nicht so, es wäre ihnen schwerlich der schöne Gedanke gekommen, Hiller zu ihrem Ehrenbürger zu machen und eine Straße nach ihm zu benennen.

Und recht frei ist solcher Blick über die umgebende Welt von ihrer fast immer windumbrausten Höhe. In schmaler Linie klettern die Häuser an und auf der Felskrone dahin. Es gibt manches Haus, dessen Vorderseite den Blick auf das innere Becken und darüber hinaus auf die nächsten Kykladen gestattet, während rückwärts das Auge über die großen Wasserflächen dahinschweift, aus deren Spiegel in der Nähe die einsame Anaphe, die letzte Insel des Königreichs, weiterhin noch türkische, schon zu Kleinasien gerechnete Inseln auftauchen. Überraschend ist der Gegensatz beider Seiten: Zum Becken hin zuerst jäher Absturz, nach außen eine ganz sanft geneigte Fläche, braun, vulkanisch, vor der sich, in regelmäßigen Reihen gepflanzt, zahllose Weinstöcke wie kleine grüne Flecke abheben, nicht wie bei uns an Stöcken gezogen, sondern mit Rücksicht auf Wind, Trockenheit, Hitze dicht am Boden, meist in Korbform um sich selbst gewunden. Jeder Tropfen des seltenen Regens wird so ausgenutzt. Zisternen und tiefe Brunnen helfen gelegentlich nach; glücklich wer wie der katholische Bischof einen solchen Brunnen hat anlegen können! Der vulkanische Boden kocht die Trauben gründlich durch, und so entsteht jener Edelwein, der wohl mit Recht als die Krone aller griechischen Weine angesehen wird, und den Reichtum der Insel fest gründet. Dem Wein haben fast alle andern Kulturen weichen müssen. Ein paar kümmerliche, magere, von den Stürmen grausam zerzauste Baumreihen auf einem Platz — so ziemlich dem einzigen ebenen Fleck — südlich vor Phira, geben Zeugnis vom redlichen Bestreben der Bürger Theras, sich etwas wie eine öffentliche Promenade für die Sonntage und Abende zu verschaffen — der Erfolg steht zum Streben leider in keinem Verhältnis, Wind und Wetter lächeln ihm nicht. In alten Zeiten war es anders. Wir besitzen auf Stein einen Katasterbericht aus diocletianischer Zeit: damals war in einer jetzt ganz von Wein be-

setzten großen Ebene südlich von der alten Stadt Thera nur etwa ¼ Weinland, das andre Acker- und Baumland. Auch der Ölbaum, jener Liebling der Mittelmeerküsten, gedieh damals; heute ist er auf der Insel so gut wie ganz verschwunden. Daß übrigens auch der Wein in alten Zeiten vielleicht noch nicht das war, was er jetzt ist, mag man möglicherweise erschließen aus dem um 200 v. Chr. aufgesetzten Testament einer vermögenden Dame Epikteta, die anordnete, daß bei den feierlichen, ihrem Gedächtnis zu Ehren dereinst zu haltenden Mahlzeiten, „fremdländischer" Wein vorgesetzt werden sollte; freilich ist es nicht ganz sicher, ob mit dem griechischen Adjektiv tatsächlich von auswärts eingeführter Wein gemeint ist — also hätte solcher selbst auf Thera damals mehr gegolten — oder nicht doch vielleicht ein Wein, wie man ihn den Fremden vorsetzt, also ‚Auslese': eine für die alten Theräer entschieden ehrenvollere Auslegung.

Der Baumwuchs kann freilich schon in der Kaiserzeit nicht mehr bedeutend gewesen sein; denn als im Jahre 149 n. Chr. ein reicher Wohltäter Kleitosthenes die Basilika am Markt neu herrichten und eindecken läßt, bestimmt er ausdrücklich, daß das noch brauchbare Holz der eingestürzten altersschwachen Decke für andre Privatbauten gebraucht werden dürfe. Er läßt übrigens für die Neueindeckung soviel Holz kommen, daß davon nicht nur seine Mitbürger für sich noch bekommen können, sondern auch für Herrichtung andrer baufälliger öffentlicher Gebäude zur Verwendung übrig bleibt: dessen rühmt nicht nur er sich selbst in einer Inschrift, die in eben jener Basilika ihre Aufstellung fand, sondern auch von seinen Mitbürgern wird er gerade wegen dieser seiner Freigebigkeit mit Bauholz auf einer ihm gewidmeten Ehreninschrift mit warmem Danke bedacht.

Im Südosten des vor Phira stehenden Beschauers unterbricht eine starke Erhebung das ziemlich gleichförmige Bild. Hoch empor, bis zu 565 m, steigt der Berg des heiligen Elias, von verschiedenen Vorbergen umlagert. Am augenfälligsten scheidet sich von ihm ein runder massiger Klotz nach der Seeseite zu, der Messavuno, 369 m hoch, der Träger der einstigen alten Stadt Thera. Auch das ungeübte Auge erkennt sofort, daß dies Massiv mit dem vulkanischen Bild der übrigen Insel gar nichts zu tun hat. Es ist eine hohe Klippe des alten Faltengebirges aus Kalkstein, das sich von Ost nach West zog in Zeiten, als das ägäische Meer noch kein Meer war, ein von jenem versunkenen Urgebirge stehen gebliebener Rest, gleichwie fast alle andern Kykladen. Nahe diesem Urgebirgsrest erhob sich dann aus dem Meere ein gewaltiger Vulkan, dessen Mittelpunkt, der Krater, ungefähr dort sich erhoben haben muß, wo jene verbrannte, unbewachsene und unbewohnte Inselgruppe der Kaimenai inmitten des eingeschlossenen Seebeckens unsre Aufmerksamkeit bereits bei der Einfahrt fesselte, eine Inselgruppe, deren Auftauchen, Wiederverschwinden, Wiederauftauchen, deren Vergrößerung und Verkleinerung schon im Altertum, im Mittelalter und Neuzeit, zuletzt 1866, zu verschiedenen Zeiten gemeldet wird, ein unheimliches Zeichen noch immer tätiger vulkanischer Kraft.

Dieser Vulkan stieg zu mächtiger Höhe empor und hüllte mit seinem bei jeder Eruption sich erhöhenden Schuttmantel den Fuß und einen großen Teil

der Abhänge der alten Urgebirgsklippe mit ein. Ein gewaltiger, rauchender Pik, muß dieser Vulkan noch im zweiten Jahrtausend v. Chr. den Schiffern auch auf ferner Meeresstraße tags eine weithin sichtbare Landmarke, nachts ein fernleuchtendes Fanal gewesen sein. Die Fruchtbarkeit seiner verwitterten Auswurfmassen lockte kühne Siedler an seinen Fuß. Auf der Insel Therasia hatten französische Forscher vor vierzig Jahren, auf der südlichen Spitze von Thera selbst, bei Akrotiri ebenfalls die Franzosen, und neuerdings Robert Zahn in Hillers Auftrag die Spuren dieser ersten Pioniere wiedergefunden und gewissenhaft untersucht. Unterbauten von Häusern oder Vorratskammern, aus Bruchstein gebaut, und zahlreiche Gebrauchsgegenstände aus Stein, aber auch sehr vereinzelt aus Kupfer und Bronze zeigen, daß die eigentliche neolithische Zeit schon zu Ende ging, ein Goldblättchen verriet ebenfalls Handelsbeziehungen übers Meer. Neben allerlei einheimischer, aber sehr durch fremde Beispiele angeregter Keramik fanden sich große, zum Teil mit charakteristischen Mustern in Firnisfarben bemalte Vorratsgefäße; auch gewisse Steingefäße weisen mit Sicherheit hinüber nach Kreta, wo ähnliche vielfach sich finden: von Theras Eliasberg gewahrt man bei klarem Wetter die schneeglänzenden Höhen des langgestreckten Kreta, von Kreta Thera auch jetzt noch; wie vielmehr in jenen alten Tagen des himmelhoch anstrebenden Vulkans! Auch noch frühmykenische Keramik fand sich in diesen frühen Niederlassungen. Ackerbau und Olivenkultur wurden schon getrieben, mit Netzen Fische gefangen, Esel oder Maultiere, Ziegen, Schweine, Hunde gehalten, die Wände sogar in einfachen grellen Farbenmustern bemalt.

Aus solchen Funden meinen wir mit Sicherheit zu schließen, daß hier noch in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr. diese Ansiedler ihren friedlichen Beschäftigungen nachgingen. Da trat eines Tages eine furchtbare Katastrophe ein, deren Verständnis die geologische Untersuchung der Schichtenverhältnisse, namentlich aber die Analogie des Zusammenbruchs des Krakatau am 27. April 1883 uns erschlossen hat. In sehr klarer, auch dem Laien völlig bequemer Darlegung hat A. Philippson in Bern, der beste geologische Kenner der griechischen Länder, im ersten Band von Hillers Werk ein Bild dieses Ereignisses entworfen. Durch die feurigen Gluten des Magma war allmählich das Innere des Vulkans ausgebrannt. Nur eine dünne Kruste überdeckte noch als schwache Wölbung einen gewaltigen Hohlraum. Einbrechendes Meerwasser veranlaßte heftige Explosionen, die das Magma, in Bimsstein verwandelt, in die Luft schleuderten. Diesem Bimssteinregen folgte der Einbruch des Kraters, die ganze, eben noch hoch sich erhebende Vulkanmasse sank in sich zusammen und in die Tiefe, gewaltige Meeresfluten stürzten herein und füllten das leere Innere aus; vom äußeren Vulkanrande blieb, außer dem Kalksteinkern des heiligen Elias usw., das übrig, was jetzt die Inseln Thera und Therasia sind. Die Höhe des Bimssteinregens, an den zahlreichen Durchschnitten, namentlich bei den Zahnschen Grabungen auf Akrotiri sehr gut erkennbar, gibt eine Vorstellung von den in die Luft geschleuderten Massen, die zunächst alles organische Leben töteten, alle Ansiedler, ihre Dörfer und Felder mit einem weißen Leichentuche begruben. Von da an sah

Thera im wesentlichen aus wie jetzt. Nur an der Stelle, wo der alte Hauptschlot, der diesen hohen Berg im Laufe ungezählter Jahrhunderte aufgehöht hatte, aus dem Erdinnern emporstieg, bildeten sich als Folge neu beginnender submariner Ausbrüche die Kaimenaiinseln: unheimlich brodelt es dort noch heute.

Der gewaltige Bimssteinausbruch veränderte durch seine auf die Insel geschleuderten Massen auch das Bild der stehengebliebenen Stücke. Was vom Bimsstein nicht durch die Meereswellen weggetragen wurde, setzte sich an der Küste an; alle Meeresbuchten nördlich und südlich des Messavunó wurden aufgefüllt; von den Höhen wurde viel von dieser leichten Materie im Laufe der Zeiten herabgeschwemmt, und so bildeten sich die beiden reichen Alluvialebenen am Außenrande, in deren Mitte, auf dem hohen Messavunó, sich die Griechenstadt an richtiger und für die Ernährungsverhältnisse und bescheidenen Landungsansprüche des Altertums günstiger Lage erhob. Kein Dichter noch weniger ein Geschichtschreiber hat von jenem großen, unheimlichen Ereignis berichten können, aber Jahrhunderte vergingen, ehe sein Eindruck im Gedächtnis der Menschen soweit zurückgetreten war, daß sie allen Erdbeben und sonstigen Warnrufen der Natur zum Trotz sich wieder auf die nunmehrige Inselgruppe wagten. Aber der wunderbar fruchtbare Boden war eine Lockung, gegen die alles zurücktrat, was etwa mündliche Überlieferung noch vom großen Ereignis als dunkle Sage melden mochte. Eine ferne Erinnerung mag stecken in Kult und Namen des Apollon Aiglatas, uralt Asgelatas, des „hellaufleuchtenden," hier und auf der Nachbarinsel Anaphe.

Jetzt laufen die Schiffe in das Kraterbecken ein, oben auf dem Rande gruppieren sich die Ortschaften, steile Wege verbinden sie mit dem schmalen, mühsam dem Fuß der Steilwand abgerungenen Landungsplatz; die Absturzwände selbst zeigen unserm Blick in einzig lehrreicher Weise den Durchschnitt eines Kraterinnern und gestatten, die unendliche Zahl übereinander hingefluteter Lavaströme, Aschen- und Bimssteinregen unvordenklicher Jahrtausende mit Augen zu sehen. Den Alten schauderte vor diesen Merkmalen übergewaltiger Kräfte des Erdinnern. Die Stadt Thera errichteten sie auf dem älteren nicht vulkanischen Kern der Insel, möglichst entfernt vom Kraterzentrum, seinen Schrecken, seinen Erdbeben. Der Stadtberg mochte ihnen gegen den vulkanischen Herd noch besonders geschützt erscheinen durch den überragenden Berg des heiligen Elias, auf dessen Höhe man sich gern die antike Kultstätte eines die Stadt bewahrenden Gottes denken möchte; die Klosteranlagen haben Älteres, wenn es da war, beseitigt. Wem der Berg heilig war, wissen wir nicht. Die Hälfte des Stadtberges wurde unten vom Meere bespült, ein schmaler leicht zu verteidigender Grat verband ihn mit dem Eliasmassiv; auf diesem Grat gelangt man auf kurzem Abstieg zur einzigen wertvollen Quelle in diesem Gebiet. Links und rechts vom Grat der „Sellada" (Sattel) ermöglichen niedersteigende Halden leidlich bequemen Abstieg nach den beiden Alluvialebenen und den nächsten Landungsplätzen, während ein dritter nahe der südlichen Spitze der Insel, einst durch Molen geschützt, vielleicht der Hafen Eleusis, in eine Zeit hinaufreichen mag, als die Stadt Thera noch in ihren Anfängen, ihr künftiger Vorrang über die andern Inselorte noch keineswegs entschieden war.

Die Stadt der Lebenden liegt jetzt ganz vor uns; die Stadt der Toten ist in so großem Umfang untersucht, daß, was wir aus den Gräbern für Geschichte, Handelsbeziehungen, Bestattungswesen und Totenkultus der alten Theräer lernen können, wohl im wesentlichen ermittelt ist; die physikalischen meteorologischen, klimatischen, materiellen Bedingungen des Lebens sind so genau und fachmännisch festgestellt, daß uns völlig klar wird, warum das Gemeinwesen sich gerade so und nicht anders entwickeln mußte. Und in so reinlicher Weise sind alle diese Ermittelungen von Hiller und seinen vortrefflichen Mitarbeitern in den stattlichen, mit Karten, Tafeln und Abbildungen aller Art auf das reichlichste ausgestatteten Bänden vor uns ausgebreitet, daß der Wunsch in uns mächtig wird, noch manche andre Stadt des klassischen Südens in ähnlich vorbildlicher Weise durchgearbeitet und der Wissenschaft vorgelegt zu sehen. Denn das ist das Große an Hillers Arbeit, daß ihm nichts zu klein erschien, um nicht Gegenstand aufmerksamer Forschung, nichts zu unbedeutend, um nicht auf das sorgsamste verarbeitet der Wissenschaft vorgelegt zu werden. In geradezu musterhafter Weise ist Hillers Werk zur Tatsache geworden. Er hat wundervoll gegraben und wundervoll veröffentlicht, im Wissenschaftlichen streng, im Persönlichen frisch, munter, humorvoll. Man durchlebt mit Hiller seine Freuden und Leiden während der vier, durch neun Jahre sich hinziehenden Kampagnen, bewundert seine zähe Ausdauer bei häufig recht schwerem Werk und recht einfachen Formen der äußeren Existenz, man ist ihm aufrichtig dankbar, daß er sich nicht für zu vornehm hielt, um gerade auch das Persönliche, Menschliche derartig in seine Darstellung mit zu verweben.

Wahrscheinlich gegen Ende des zweiten Jahrtausends ließen sich an verschiedenen Orten der Insel und auch auf dem späteren Stadtberg kleine Schwärme von Griechen nieder, die aus den östlichen Teilen Nordgriechenlands gekommen waren: Minyer war einer der Namen, welche die spätere Überlieferung ihnen gab — der Name tut jedoch nichts zur Sache. Sie kamen noch in der Zeit, als der sogenannte mykenische Stil sich auslebte. Während die zwischen Nordgriechenland und Thera ausgebreiteten Kykladen schon lange vorher durch eine Urbevölkerung, wahrscheinlich asiatischen Ursprungs („Karer") besetzt waren, hatte diese, einmal durch die Katastrophe vernichtet, Thera nicht wieder zu berühren gewagt. So blieb die Inselgruppe frei für jene mutigen Griechenschwärme, die von fernher kommend das Schreckliche, was Jahrhunderte vorher geschehen war, nicht wußten.

Längere Zeit mochte diese dünn verteilte Bevölkerung ruhig auf der Inselgruppe gelebt haben, als — wohl im neunten Jahrhundert — die Dorer, jener mutige, tatkräftige Stamm, der der alten achäischen Herrlichkeit im Peloponnes und auf Kreta ein Ende gemacht hatte, nun auch nach Thera übersetzte, sich des fruchtbaren Landes freute und auf dem Messavunó die wirkliche Stadt gründete. Es war ein Platz, fest genug, um allen Versuchen der früheren Siedler, ihren bisherigen Alleinbesitz der Insel zu schützen oder wiederzugewinnen, erfolgreich widerstehen zu können. Rechtlos, zum Teil wohl auch besitzlos, standen jene bald neben oder unter den neuen Herren; eine vollständige

Verschmelzung wollte nicht gelingen, obschon eine solche gewiß von beiden Seiten angestrebt, auch in mancher Hinsicht wohl zur Tatsache wurde, jedenfalls Sprache und Wesen der Dorer in merklicher Weise beeinflußte. Es spricht aber eine deutliche Sprache, daß noch dreihundert Jahre später die Aussendung der bald so glänzend aufblühenden, heutiger Kultur, geschichtlicher und geographischer Forschung leider immer noch so schwer zugänglichen Kolonie Kyrene, drüben in Afrika, mit diesen Stammesgegensätzen und Rechtsungleichheiten von der Überlieferung in Verbindung gebracht wird. Bemerkenswert ist dabei auch die Tatsache, daß kyrenäische Tongefäße, wie sie doch auf dem nicht fernen Samos, in der ionischen Kolonialstadt Naukratis in Ägypten, in Böotien, in Etrurien gefunden worden sind, auf der Mutterinsel völlig fehlen: die ausgestoßene Tochter brachte der Mutter keinen Nutzen.

Als die Geschicke Griechenlands eine Wendung nahmen, der persische Erbfeind siegreich zurückgeschlagen war, die kleinen Staaten und Städtlein ihre Unabhängigkeit opfern mußten für den Preis nationalen Zusammenschlusses und nationaler Freiheit, da trat Thera in ziemliches Dunkel zurück. Erst als im dritten Jahrhundert die ptolemäischen Könige Ägyptens für ihre griechische Politik einen strategischen Stützpunkt im Inselmeer brauchen konnten, fällt wieder helles Licht auf die Insel durch Hillersche Funde von Inschriften und Baudenkmälern. Sie wurde eine wichtige Militärstation; Mittel begannen dort wieder zusammenzufließen; der Zusammenhang mit dem großen Ptolemäerreich erleichterte es manchen Theräern, in Stellungen zu gelangen, die es ihnen später ermöglichten, als vermögende Leute heimzukommen. Nachher wird es wieder stiller; das Aufgehen in das römische Weltreich macht sich durch die üblichen Loyalitätsäußerungen und entsprechende bescheidene Kunstwerke bemerklich. Vielleicht wurde die Stadt schon früh Sitz einer jüdischen Gemeinde; das Christentum folgte bald nach. Schon in der Kaiserzeit wurde es trotz des Mauerkreises, mit dem man sich zu schützen suchte gegen die beginnende Unsicherheit der Meere, bei eigener völliger Kriegsentwöhnung, oben öde und öder, auf Kosten der Hafenplätze unten am Flachgestade. Die byzantinischen Kirchlein und Kapellen nisten sich kümmerlich ein in die Reste antiker Heiligtümer. Bald wurden Straßen und Plätze verbaut durch traurige Ein- und Umbauten der verarmten, zu Neuschaffungen unfähigen Bevölkerung. Eine große Eruption mit Erdbeben und gewaltigem Bimssteinregen im Jahre 726 mochte der Stadt den Rest gegeben haben. In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, der Zeit der schlimmsten Seeräubernot, verbarg einer der letzten Bewohner des Stadtberges seine kleine Barschaft im Versteck eines kümmerlich verbauten Hauses, ohne sie nachher retten zu können. Bald ging sogar der Name Thera unter, und man wußte kaum mehr, welche der Inseln diesen Namen trug.

Die Geschichte einer Kleinstadt! Eingegriffen in das Rad der Weltgeschichte hat sie nicht; in ruhigem Strom flossen die Jahrhunderte einer Bevölkerung dahin, deren Bestand sich nach der Dorischen Einwanderung und dem späteren Auszug eines Einwohnerbruchteils nach Kyrene schwerlich noch wesentlich verändert hat, nachdem durch natürliche Vermehrung die Ziffer

erreicht war, die die Insel mit ihren eignen Hilfsmitteln bequem ernähren konnte. Übervölkerung, Verarmung an Stelle des kräftigen Aufstiegs, der nur dauerte solange noch Platz und solange der Handel noch nicht in den Großstädten konzentriert war, temporäre oder dauernde Auswanderung einzelner, um sich auswärts ihr Brot zu verdienen, schon vom sechsten Jahrhundert ab: das ist die Entwicklung der Dinge hier wie unter ähnlichen Verhältnissen an zahllosen andren Orten. Betrachten wir das Bild jetzt näher, wie Hillers Grabungen es uns so schön vor Augen geführt haben!

Etwa einen Kilometer weit, im Nordwest schmal beginnend, weiterhin bis zu etwa 200 Meter sich verbreiternd, dann gegen Südost lang und schmal auslaufend, bedeckt das Stadtgebiet den Rücken des Messavuno. Der Stadtberg fällt nach Süd und Ost jäh, nach Nord zunächst in mehreren Terrassierungen, später in Steilabstürzen gegen Meer und Küstenebene ab; kühn aufstrebende, mehrfach geradezu imponierende Stützmauern suchen an einigen Stellen die ebene Fläche noch etwas zu erweitern, um für einige Anlagen mehr Raum zu schaffen. Namentlich gegen Ende wird der Grat so schmal, daß man auf der Straße hinschreitend zu beiden Seiten fast unmittelbar in die Tiefe blickt. Dies letzte, etwa 150 Meter lange Stück des Stadtgebiets war für die Wohnungen der Menschen tatsächlich zu eng. Man bestimmte es also schon in frühen Zeiten zu öffentlichen Zwecken, dem Wohnsitz der Götter und der Jugend, die hier unter den Augen der heimischen Götter und Heroen ihren gymnastischen Spielen, der den Göttern wohlgefälligen Ausbildung des eigenen Körpers, seiner physischen und geistigen Kräften dienen sollte: für beide Zwecke ein herrlicher Platz, zwar 50 Meter niedriger als die höchste Kuppe des Stadtberges, aber dafür am weitesten ausgreifend, Land und Meer mit weitem Blick beherrschend. Freilich begünstigte die Entlegenheit des Ortes jene besonders im Dorischen Stamm festgewurzelte, namentlich auf Kreta heimische Neigung, der Freundschaft zwischen Männern und Jünglingen eine Form zu verleihen, die den sittlichen Anschauungen nordischer Völker scharf entgegengesetzt ist. Eine Reihe zum Teil schon früher bekannter, wenn auch nicht immer richtig verstandener, von Hiller beträchtlich vermehrter und unsrem Verständnis fein erschlossener Felsinschriften bezeichnet die Stätten, die diesem Eros geweiht wurden, mit einer Unbefangenheit in Nennung der Sache und der beteiligten Persönlichkeiten, die uns zeigt, wie merkwürdig harmlos solche Verhältnisse von den Naturkindern des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. aufgefaßt wurden. Aber gering ist die Zahl dieser verfänglichen Inschriften gegen die Fülle der andern, die den Fels bedecken und von du Bois-Reymond in wunderbar geschickter Anwendung der photographischen Kunst so photographiert sind, daß die Deutlichkeit der reproduzierten Lichtbilder diejenige der Originale vielfach weit übertrifft. Überall fast, wohin der Blick sich wendet, wo er ein auch nur kleines Stück freistehender Felsfläche gewährt, heben sich vom grauen Fels durch Aufschlagen erzielte weißliche Schriftzüge ab, die rühmliches Zeugnis ablegen, wie verbreitet auf Thera die Kunst des Schreibens und Lesens war zu Zeiten, wo andre Teile der griechischen Welt noch ziemlich analphabet gewesen sein mögen. Die altertümliche Form der Buch-

staben bezeugt den frühen Wiedereinzug der seit den letzten Tagen Mykenes und den Stürmen der Völkerwanderung den Griechen wieder verloren gegangenen Schreibkunst: Thera war eben ein weit nach Osten gegen die phönikische Heimat der nachmykenischen griechischen und damit auch unsrer Schrift vorgeschobener Posten griechischer Welt. Wir stehen hier dem Augenblick der Übernahme der semitischen Schriftzeichen durch die Hellenen näher, als auf irgend einem andern Punkt der griechischen Welt, und empfinden gerade hier angesichts dieser weltgeschichtlichen Tatsache besonderen Dank gegen den Forscher, der durch sorgsame Schürfungen zahlreiche dieser ältesten Inschriften, die schon die Anlagen und Aufschüttungen bald folgender Zeiten begraben und dadurch für uns gerettet hatten, wiederentdeckt, unser Wissen so außerordentlich gemehrt hat. Die Geschichte der Alphabete, der griechischen Sprache, der auf Thera üblichen Religionsformen erfahren durch diese hochinteressante Ecke mannigfache Aufhellung.

Den Tempeln voran und vielfach neben ihnen her ging die Verehrung der Götter unter freiem Himmel. Eine im Felsen ausgetiefte und geebnete kleine Fläche bezeichnete den der Gottheit heiligen Ort. Auf diesem Platze selbst oder einem auf ihm errichteten Altar, rund oder viereckig, wurden die Gaben niedergelegt, die frommer Sinn dankbar oder furchtsam weihte. In großer Zahl nun bietet diese Ecke solche Austiefungen, und neben ihnen liest man im Felsen, schon aus hochalten, aber auch aus jungen, ganz hellen Zeiten die Namen der göttlichen Eigentümer, in der ältesten Zeit meist im Nominativ, um die Tatsächlichkeit der göttlichen Anwesenheit an diesem Fleck besonders deutlich auszudrücken, bald auch im Genitiv, der den Eigentumsbegriff betont. Nicht alle sind die bekannten großen Götter. Neben Zeus, der zwar am häufigsten gelesen wird, von den ältesten Zeiten ab, steht Apollon, die Dioskuren, Athanaia, Artemis, Ge, Nymphen, die Chariten, Hermes, Kora, die Erinnyen, aber auch Lochaia Damia, Chiron, Deuteros, Boreaios, Biris, Pheretima, eine Göttin „Kala" (die Schöne), Wesen, deren Fixierung hinaufrückt in eine Zeit, wo die später kanonische Ausgestaltung der großen Götter noch keine vollendete Tatsache war. Schon in ganz alten Zeiten ist ein Teil solcher Merkmale ältester Götterverehrung an dieser Stätte überbaut durch ein viereckiges Gebäude unklarer Bestimmung, in dem Hiller ein Heroon des Theras, des Stammesheros der Insel, vermutet. Dem Apollon aber erhob sich am Nordrand dieser Gegend auf einer sorgsam hergerichteten und geschützten Terrasse ein Tempel, bescheiden wie alles hier oben; ein Tempel ohne Säulenpracht und Skulpturenschmuck, ein einfaches, zum Teil aus dem Fels gehauenes Haus für den Karneios, jenen echt dorischen Gott. Eine einfache Cella, daneben zwei halb in den Fels gearbeitete Schatzkammern, ein Vorhof, mit kleinen Kieseln nach Art des sogenannten Berliner Pflasters gut gepflastert. Dem Apollon Karneios lag die gymnische Ausbildung der Jugend namentlich am Herzen. Wir begreifen, daß seit alter Zeit unter seinem Schutz hier die Übungsplätze der Knaben und Jünglinge eingerichtet waren. Wie er später einen Tempel erhielt, so wurde auch das Gymnasion ausgebaut, nachdem gewiß schon vorher in einer natürlichen geräumigen Felsgrotte, dem Ausgangs- und Mittelpunkt der späteren Anlagen, die beiden göttlichen Oberaufseher der Palästra, Hermes und Herakles,

Naturstätten frommer Verehrung gefunden hatten. Noch in später Zeit wurde durch Zisterneneinrichtung für reichlichen Wasservorrat zum Waschen, Baden und Trinken gesorgt. Wer das eigentliche Gebiet dieses Bezirkes betreten wollte, wurde schon vorher durch mancherlei Stätten göttlicher Verehrung darauf vorbereitet, meist spätere Anlagen, die dem heiligen Bezirk möglichst nahe sein sollten, ohne auf ihm selbst noch Platz finden zu können. Da ist denn u. a. ein dem ersten Ptolemäer-Könige geweihtes Heiligtum. Aber auch manche andre, die jetzt verschwunden sind, waren dort. Wahrscheinlich gehörte zu einem solchen ein in den Stein gehauener, einst durch schweren Steindeckel verschließbarer Thesauros, in jenen Zeiten der monumentale, gerade durch Thera uns klar gewordene Vertreter unsrer Geldschränke.

Als schmales Band, zum Teil durch Treppen vermittelt, zieht sich die gepflasterte Hauptstraße auf der Krone des Stadtberges hin, noch schmaler und steiler klettern zu ihr kleine Nebengassen hinauf, unter sich wieder durch Sträßchen gleicher Art verbunden. Auffällig klein, vielfach noch bedeutend kleiner als in Pompeji sind die eng gereihten Häuser Theras, meist einstöckig oder nur mit einem Obergeschoß, das einen Teil des Erdgeschosses erhöht, also auch wieder wie in Pompeji. Manche „Häuser" bieten wirklich nur Raum für die Schlafstätte. Die freie Luft, das Außenleben war hier trotz des oft sehr lästig brausenden Nord augenscheinlich noch mehr das Lebenselement der Bewohner als in Süditalien. Andre Häuser sind größer, einige augenscheinlich zusammengelegt aus kleineren. Die Gewohnheit der Alten, jede nur irgend verwendbare Mauer früherer Bauteilungen wieder zu verwenden, wird auch hier beobachtet. Dagegen ist die Scheu unsrer Architekten vor Felseinarbeitungen in diesem felsgewohnten Lande augenscheinlich unbekannt gewesen: Zeit hatte weniger Wert, und Steinhauerei verstand jeder Grieche, nicht bloß schön geglättete Felsflächen herzustellen, als Fußböden und Wandteile der Zimmer, sondern auch die so bitter notwendigen, mitunter sehr stattlichen Zisternen und Keller, mit großem Arbeitsaufwand ausgehauen, treten uns überall entgegen.

Unscheinbar sehen jetzt die Mauern aus; nur die Ecken sind wenigstens meistens aus regelmäßig behauenem Stein, das Übrige aus Backstein. Man verließ sich weitgehend auf die gute Bindekraft des vulkanischen Mörtels, gewiß auch vielfach bei den Dächern. Denn, wo Holz gespart werden konnte, sparte man. Die Wände waren mit Stuck beworfen und bemalt; doch sind von all diesem bunten Schmuck nur noch Reste da, bescheiden an Inhalt und Erhaltung, mit Pompejis Farbenkleid nicht zu vergleichen. Keine figürliche Malerei, nichts was den Verstand beschäftigt oder gar das literarische oder künstlerische Interesse reizt: nur Felder und Streifen in verschiedenartigen, aber zum Teil recht hübschen und wirkungsvollen Zusammenstellungen, meines Erachtens meist aus dem zweiten und dritten Jahrhundert nach Chr. Einige Tafeln Hillers geben treffliche farbige Proben. Die Fußböden sind bei weitem einfacher als in Pompeji, der bescheidenen Bergstadt entsprechend, meist Estrich oder unregelmäßig geformte kleine oder größere Steinplatten, die zusammengelegt nur ganz ungefähr aneinander schlossen: jene Weise, jedem Besucher Griechenlands und Kretas als noch heute ortsüblich in Erinnerung. Nur in besonders

wohlhabenden Häusern und deren wichtigsten Räumen sind einfache Mosaike vorgefunden. Alles bescheiden, nur dem wirklichen Bedürfnis entgegenkommend, nirgend Spuren besonderer gesuchter Eleganz oder gar von Großmannssucht, wie die Vesuvstädte sie uns so oft zeigen. Auch gegenüber griechischen Häusern in andern Städten, z. B. auf Delos, ist die Kleinheit der Verhältnisse, die Anspruchslosigkeit des äußeren Daseins auffällig. Selbst die seit ältesten Zeiten nach dem Hof des griechischen Normalhauses sich öffnenden Säulenhallen oder gar der spätere Peristylhof sind in Thera selten. Die griechische Grundrißverteilung: Hof und herumgruppierte Wohnräume, mit Lichtbezug vom Hof, geschlossene Außenwände — bildet natürlich das Grundschema, das jedoch bei weitem nicht mit der Regelmäßigkeit wie z. B. in Priene uns entgegentritt, sondern manche vom örtlichen Bedürfnis eingegebene Änderungen zeigt. In allem und jedem offenbart Thera das Gepräge einer gewordenen, keiner gegründeten Stadt, einer recht alten, in ihrer Tradition festen, dementsprechend auch recht frommen Stadt: das lehren die vielen Hausaltäre, sowohl den großen Göttern geweiht, wie Vertretern der so interessanten, vielfach dunklen, aus Urzeiten in das Licht der geschichtlichen Perioden hineinragenden Dämonenwelt.

Wo der Stadtrücken die größte Breitenausdehnung erlaubt, ist in das mit Häusern bebaute Gebiet, auf einer nach Nord geöffneten Terrasse unregelmäßiger Form die Agora, der Marktplatz, eingelagert. Auf ihn hinauf gesetzt ist eine Markthalle, nicht tief, ziemlich lang: eine mittlere Säulenstellung, später aus Stein, ursprünglich vielleicht aus Holz, unterstützte die Balken des Holzdaches und teilte den Bau in zwei Schiffe, während an einem Ende eine Art Tribüne abgeteilt war. Im zweiten Jahrhundert n. Chr. wurde das Gebäude sehr wertvoll und sehr alt genannt und als Basilika bezeichnet, ein Name, der uns natürlich zum Aufhorchen veranlaßt. Er sagt aber doch wohl nur, daß diese Halle hier in Thera die Stelle vertritt, die die von den Diadochenkönigen in den großen festländischen Städten errichteten Hallen einnahmen. Ursprünglich war der Haupteingang vielleicht von der Schmalseite, später an der Langseite. Wer den Nordwind auf Thera erlebt hat, begreift solch solide Abschlußwände nach dem Marktplatz selbst. Bei schönem Wetter boten die steinernen Rundbänke dann herrliche Gelegenheit, die Marktgeschäfte auch im Freien weiterzuführen und sich dabei zu sonnen. Für andre Bedürfnisse sorgte in dieser frequentesten Verkehrsecke der Stadt eine gut eingerichtete geräumige Bedürfnisanstalt, mit Wasserspülung, nach dem Muster so mancher Festlandstädte, wo uns z. B. in Ephesos, Priene, Pergamon dieselben zum Teil vorzüglich hergerichteten und vorzüglich erhaltenen Anlagen auffordern, einst und jetzt in Vergleich zu setzen. Die geringen Entfernungen in der Stadt ermöglichen die Benutzung solcher Wohltätigkeitsanstalt auch von den Privathäusern aus, deren nur wenige selbst damit versehen waren. Sogar in der reichen Handelsstadt Delos war es damit nicht besser.

Weiterhin, schon an der Fortsetzung der Hauptstraße nach Süden wurde dem Handelsbedürfnis durch eine weitere Kaufhalle einfachster Form Rechnung getragen. Nördlich neben der Halle erhob sich auf erhöhter Terrasse, oberhalb

der Mitte des Marktes, ein Tempel des Dionysos, hellenistisch, errichtet wie so manche andre Bauwerke während der Ptolemäerherrschaft, später selbst dem Ptolemäerkult geweiht, da Philopator gerne die Legende aufkommen ließ, er stamme von Dionysos ab. In römischer Zeit führte eine ganz prunkvoll aussehende Freitreppe hinauf. Der Gott des Weines war augenscheinlich schon damals auf Thera ein großer, zu Dank verpflichtender Gott. Die ptolemäischen Soldaten ehrten hier ihre Kommandanten: zu bakchischem Verein schlossen sie sich unterm Schutz des Gottes zusammen, eine Urkunde feiert die Aufnahme eines neu aus Alexandria gekommenen Kommandanten in diesen Verein. „So ehrten die Soldaten ihren Vorgesetzten in kluger Weise; denn bei seiner Geburtstagsfeier und auch bei diesem Eintritt in den Verein hat er sicher etwas von den Gaben des Bakchos, dem man diente, zum Besten gegeben." Noch an andern Punkten der Stadt wurden die ptolemäischen Fürsten geehrt, ebenso die Götter Ägyptens, letztere an merkwürdig aus dem Fels herausgearbeiteter Stätte am Südrand der Stadt; auch hier wurde flott Geld eingenommen und in einem in beschriebener Weise in den Fels gehauenen Sicherheitskasten aufgehoben. Nahe drängte sich hier die neue fremde Götterverehrung heran an diejenige des pythischen Apoll, wenn anders ihm ein besonders gut gebauter Tempel — klein wie alle auf Thera — an stiller Ecke über jener Terrasse der ägyptischen Götter eigen ist, wie Hiller vermutet. Später setzte sich auch der byzantinische Kultus in diesen leidlich erhaltenen Bau hinein.

Wenden wir noch einen Augenblick unsre Aufmerksamkeit zum Marktplatz zurück! Nichts verschiedener als dieser unregelmäßig geformte, von vor- und zurückspringenden Bauten sehr ungleichartigen Anblicks begrenzte Raum, und jene rechteckigen, von Marmorsäulenhallen eingefaßten, schön gepflasterten, von imposanten Bauten, namentlich am Ende der dominierenden Längsachse abgeschlossenen Prunkmärkte hellenistischer und römischer Städte! Dort der Glanz eines prächtigen Salons, für vornehme oder doch vornehm sein wollende Gesellschaft geöffnet, hier der Gebrauchsmarkt einer in Mitteln und Ansprüchen gleichermaßen beschränkten Kleinstadt. Aber gerade dieser Eindruck wirkt sehr reizvoll. Es ist Individualität darin, zu deren Erklärung es kaum des Hinweises bedarf auf ähnliche heutige Gegensätze zwischen noch mittelalterlichen und modernen Städten. Nur mit Mühe vermögen wir uns heutzutage einen Begriff zu machen von dem Umfang eines für hellenistische und römische Marktplätze typischen Schmuckes, den vielen Statuen berühmter und unberühmter Männer und Frauen: immerhin eine edlere und bleibendere Auszeichnung, als Titel und Orden. Diese Sitte zog natürlich auch im kleinen Thera ein. Und so finden wir denn namentlich im nördlichen Teil des Marktes ganz stattliche Bauanlagen, die nach Art kleiner Tempelzellen derartige Denkmäler umhegten. Erhalten ist freilich von solchen und ähnlichen Denkmälern nicht viel; doch hat immerhin im Museum von Thera und auf den Tafeln des Hillerschen Werkes eine große Reihe von Porträtköpfen und Statuenresten, zum Teil guter Arbeit, gesammelt werden können. Zwei größere Anlagen oberhalb des Marktes, auf der Höhe des Stadtberges führen uns unmittelbar in die Zeit, wo Thera ein Stützpunkt der ägyptischen Könige

war: ein aus freiwilligen Beiträgen der Garnison wieder hergestelltes Gymnasion und ein als Kommandantur oder Kaserne bezeichnetes Gebäude. Man sieht, von Staats wegen gesorgt wird für einen solchen Körperübungsplatz für die Soldaten und Offiziere auch nicht unmittelbar: hatten sie selbst auch schon begonnen, sich als besonderen Stand zu fühlen, so stand gerade auf griechischem Boden den Konsequenzen aus dieser neuen Empfindung doch noch das Schwergewicht der altüberkommenen Vorstellung, daß eben jeder Bürger auch Waffenrecht und Waffenpflicht habe, gegenüber. Mittelbar freilich nahm der Staat diese Sorge doch schon in die Hand: denn in eben diesem Gymnasion wurde ein in Stein gehauener Brief des Königs Ptolemaios Philometor vom 13. August 163 v. Chr. gefunden, der befiehlt, der Garnison gewisse Ländereien zu eigen zu geben, die in königlichen Besitz gelangt waren. Ein solches Gut stand schon früher in Beziehung zur Garnison, da die letzte Besitzerin die Einkünfte ihres Grundstücks letztwillig den Soldaten bestimmt hatte, um damit die Kosten für Opfer und Salböl zu bestreiten: wir sehen, aus dem alten Freistaat war eine ganz gut loyal gesinnte Königsstadt geworden, gewiß in dankbarer Anerkennung der materiellen Vorteile, die die Verbindung mit dem mächtigen Reich und die Belegung mit einer Garnison der stillen Insel brachte. Das Gymnasion, dessen Hauptteil ein geräumiger quadratischer Hof war, durch Statuen geschmückt, diente augenscheinlich auch den Zwecken unsrer Kasernenhöfe: es war der militärische Übungs- und Repräsentationsplatz. Daher die Weihung eines Altars durch den Stadtkommandanten an die göttlich verehrten Träger der Krone.

Nur wenige Schritte entfernt war ein großer, infolge der ansteigenden Höhe in zwei Geschosse zerlegter Kompler, durch eine eigene Straße in Gestalt einer abgestuften Rampe von der Hauptstraße aus zugänglich: wohl die Kommandantur. Eine kleine säulengetragene Vorhalle schließt quer vorgelegt die Zugangsrampe ab, eine Nische für ein kleines Kultbild nimmt die Mitte ihrer Rückwand ein, rechts ein Raum mit Pritschen, wohl das Wachtlokal, links eine Treppe in das vornehmere Obergeschoß, von dem aus der Blick den größeren Teil der Stadt, namentlich den Eingang, beherrschte.

Auch ein Theater besaß Thera. Wer griechische Städte durchwandert, staunt immer wieder über die Geschicklichkeit, mit der die Terrainverhältnisse benutzt sind, um auf möglichst einfache Weise möglichst geeignete Theaterbauten zu schaffen. Freilich bietet auch Griechenland in seinen so vielfach gefalteten Berghängen, über oder unter denen die Städte mit Vorliebe errichtet sind, vielfachste Gelegenheit — wie wohl kaum ein andres Land —, ansteigende Mulden zum Einbetten der im Halbkreis geschwungenen Sitzreihen, vorgelagerte Terrassen für Orchester und Bühnengebäude zu benutzen. Gute akustische Verhältnisse ergeben sich so von selbst, die Weiträumigkeit ermöglicht es, die Theater auch zu jeder Art von Volksversammlungen zu benutzen, worauf Einrichtung und Schmuck wenigstens in römischer Zeit ebenfalls Rücksicht nahmen. So auch auf Thera. Von der Hauptstraße unweit des Marktplatzes trat man an der Talseite zunächst in einen rechteckigen Raum, eine Art Vorhalle oder Foyer; unterhalb desselben senkten sich die Sitzstufen

hinab, mit Marmorplatten belegt, durch hinabführende schmale Treppen gegliedert. Die geringe Breite des verfügbaren Raumes machte es unmöglich, den Halbkreis der Sitzstufen nach allen Seiten gleich hoch zu führen: dem natürlichen Rand der Senkung folgten hinablaufende Mauern, die den seitlichen Abschluß des Gebäudes bildeten; an ihren Innenseiten herabgeführte Treppen dienten ebenfalls zur Vermittlung des Verkehrs zwischen dem oberen Eingang und den Sitzreihen. Eine der in Thera so häufigen Treppengassen führte überdies an der Außenseite einer jener seitlichen Einfassungsmauern herab: von ihr öffneten sich hübsche, mit Marmor eingefaßte Türen, die eine zum Eintritt in den obersten, die andre in den unteren Teil des Theaters: Dörpfelds Scharfblick hat noch aus einigen baulichen Resten und Anzeichen die Veränderungen feststellen können, die im Laufe der Zeit ebenso hier wie an fast allen Theatern der griechischen Welt in ähnlicher Folge vorgenommen wurden, um den veränderten Ansprüchen der Bühnentechnik und des Publikums entgegenzukommen, je mehr Chor und religiöser Charakter des Dramas vor der immer ausschließlicher werdenden Bedeutung des eigentlichen Bühnenspiels zurücktraten. Besonders war es wohl wiederum die schöne Zeit der ägyptischen Garnisonstadt, das zweite Jahrhundert, das die eingreifendsten Veränderungen und Verschönerungen herbeiführte.

Noch von gar manchem wäre vielleicht zu erzählen, was das wiedergewonnene Bild dieser Kleinstadt uns lehrt: von den zahlreichen in und um die Stadt verteilten Heiligtümern, kleineren und größeren, darunter nicht wenigen, die das Christentum sich hernach zu eigen machte; gerade wie so manche katholische Kirche und Kapelle Stiftung frommer Privatleute ist, so auch hier. Besonders hat ein Nicht-Theräer, Artemidoros von Perge in Pamphylien, es verstanden, seine werte Persönlichkeit durch fromme Stiftungen zur Geltung zu bringen. Sogar sein Bildnis, in Medaillonform ganz eigenartig ausgearbeitet, hat er bei einer dieser Anlagen angebracht, damit man ja nicht vergessen könne, wie er ausgesehen habe. Da es im griechischen Altertum keine Freizügigkeit in unserm Sinne gab, der Ortsfremde immer nur geduldet war, ist es psychologisch begreiflich, wenn ein Mann, der Veranlassung haben mochte, von diesem stillen Eiland auf die bewegte Welt zurückzublicken, die Achtung seiner Mitbürger — man verlieh ihm später sogar das Bürgerrecht — auf eine Weise zu erringen suchte, die auch heute in ähnlichen Fällen noch mitunter angewendet werden soll. Übrigens scheint er sich auch um Herstellung der Eintracht unter den Theräern irgendwie besonders verdient gemacht zu haben, war jedenfalls ein sehr frommer Herr, der sich seiner Frömmigkeit dabei auch freute; auch durch freilich etwas billige philosophische Lehre und Dichtung suchte er seinen neuen Mitbürgern zu imponieren. Gewiß ist ihm das auch gelungen.

Nach unsern Begriffen läßt sich die Vorstellung einer mittelalterlichen Stadt nicht trennen von einer besonders befestigten Burg, der letzten Zuflucht, der sichersten Stätte, um zu bergen, was besonders gut geborgen sein muß, ferner von Mauerkreis und Toren. In Thera war das ursprünglich nicht so. Gewiß nicht, weil die Dorer auch anderswo, wie z. B. in Sparta, die

Einhegung durch eine Mauer verschmähten: Sparta lag gesichert im Binnenland; nur von der See schien in jenen alten Zeiten ernste Gefahr den Spartanern zu drohen. Theras Widerstandskraft beruhte in der großen Naturfestigkeit der Lage — der ganze Stadtberg war eine einzige Burg — und der Beschränkung der Zugangsmöglichkeit eigentlich nur auf den einen schmalen Selladarücken im Nordwesten, dessen gute Bewachung gegen eine Überrumpelung etwa durch Seeräuber oder die vordorischen Bewohner der Insel genügenden Schutz zu bieten schien. Außerdem waren durch befestigte Einzelwachposten, die durch aufgemauerte Laufgänge verbunden waren, noch kleine Ziegenpfade gedeckt, auf denen geschickte Kletterer — und das sind die Insulaner alle — unmittelbar von der Küste die Stadtburg hätten erklimmen können. Später wurde das anders. Als der Weltfrieden des römischen Reiches wieder zu wanken begann, als Seeräuberhorden, Saracenen usw. die Meere wieder unsicher machten, die lange Friedenszeit die Wehrhaftigkeit der Bewohner gebrochen hatte, da gab es Befestigungsmauern, innere und äußere, und ein sorgsam konstruiertes Stadttor: der Anfang vom Ende städtischer Existenz auf der stolzen Meerfeste.

Dies ist ungefähr das Bild der Stadt Thera, mit Pompeji vergleichbar und doch wieder sehr verschieden, viel mehr zerstört, ohne das gewinnende Schmuckkleid von Stuck und Farbe, ohne alle die intimen Reize der Unmittelbarkeit, womit dort das jäh abgerissene Leben in tausendfachen Äußerungen noch vor unsern Augen zu pulsieren scheint, ohne daß wie dort ein bestimmter Zeitpunkt im Strom der Jahrhunderte festgelegt wäre für das Bild, und ohne daß mit solch festbestimmtem Zeitpunkt auch ganz festumrissene, damals lebende Menschen vor unsrer Phantasie Gestalt bekommen, in ihren Beziehungen zueinander wirkliche Individualitäten, Persönlichkeiten werden können. Anders ist es mit der Stadt der Toten. Auch ihr Frieden ist vielfach durch räuberische Hände schon im Altertum zerstört worden; aber die Anlagen selbst sind geblieben, viele Ausstattungsstücke der Gräber sind so auf uns gekommen, daß Verwendung und Zweck uns noch klar ist, manche Gräber sind auch völlig unberührt dem Boden entstiegen und haben uns über die Vorstellungen der alten Theräer von der Natur des Todes und der Fortexistenz nach dem Tode in ausgiebiger Weise belehrt, uns durch die überaus zahlreichen, meist mit Linearmotiven bemalten Gefäße und vielerlei andre Gegenstände die Eigenindustrie und Handelsbeziehungen der Insel klar vor Augen geführt.

Die Gräber sind die Archive der antiken Städte, und nirgends auf griechischem Boden sind bisher in so umfassender und gleichzeitig so methodischer Weise die Gräber aufgesucht, auf das sorgsamste aufgegraben, registriert und veröffentlicht wie durch Hillers Verdienste auf Thera. Erst jenseit des Meeres, in Sizilien, in den Orsi unterstehenden Nekropolen ist schon früher ähnlich reine und volle Arbeit gemacht. Denn in Italien ist seit Jahrzehnten mit Fleiß und Methodik getan worden, was in griechischen und kleinasiatischen Ländern bisher nur sehr unvollständig hat erreicht werden können. Daher wissen wir auch trotz der vielfach so mageren geschriebenen Überlieferung von den Städten Italiens vielfach so sehr viel mehr als von den griechischen.

Das muß anders werden: auch das hat Hillers weiter Blick erkannt, und der ganz besondre Dank der Wissenschaft gebührt ihm auch dafür, ebenso den Spezialforschern, denen er diese Arbeit übertragen hat, namentlich Hans Dragendorff, dem der ganze zweite Band des großen Therawerks, der die Gräber umfaßt, verdankt wird, Alfred Schiff, dessen glückliche Hand und sorgsames Auge sehr Wesentliches zutage gefördert hat, und Ernst Pfuhl, der auf Dragendorffs Ergebnissen weiterbauend die Grabungen nützlich fortführte und von diesen eine vorzügliche Bearbeitung in den Athenischen Mitteilungen für 1903 hat erscheinen lassen, die durch die reiche Ausstattung mit Abbildungen auch für die Geschichte der älteren Keramik von Thera und andern Orten Altgriechenlands recht wichtig geworden ist.

Eine große Überraschung war für uns, daß die alte Zeit die Toten durchweg und gänzlich verbrannte; die Asche wurde in Behältnissen aus Stein, Metall oder Ton geborgen und in gemauerten Familiengräbern beigesetzt, in Leinwand gehüllt, die mit schönen Heftnadeln zugesteckt war. Mitgegeben wurden dem Toten, wie wenn die durch die Verbrennung freigewordene Seele mit dem vernichteten Körper sich doch noch einmal wieder vereinigen könnte, „was der Tote brauchen und wünschen konnte", aber vorwiegend das Nötigste, „Speise, Trank und Salben": Sitten, die noch rudimentär auf einstige Zeiten, als man die Leichname bestattete, zurückweisen. Am noch offenen Grabe, „schon vor der Beisetzung, wurden nach alter Sitte blutige Opfer dargebracht und verbrannt, teils im Grabe selbst, teils in besondern Opfergruben," wie insbesondere Pfuhls Grabungen sie uns häufig zeigen. Auch gleich nach der Beisetzung wurde wieder geopfert, ebenso noch in späterer Zeit: denn allerlei Funde aus den Gräbern, kleine Opfertischchen aus Ton u. dgl., die die Hinterbliebenen an den Gräbern niederlegten, zeigen, daß hier wie auch anderwärts der Geschlechtszusammenhang als ein starkes zwingendes Band zwischen Toten und Lebenden empfunden wurde, daß man auch den in Asche aufgelösten Leib des Toten mit frommen Gaben zu ehren pflegte, ursprünglich mehr aus Furcht — eine schwere harte Ehrung nennt noch Aeschylus einmal solche Ehrung der Toten —, später mehr aus Pietät. Nur spärlich und kurz sind die Grabinschriften. Auf der kleinen Insel kannte jeder den andern, jede Familie ihre Grabstätten; die edle Schweigsamkeit griechischer Grabschriften auf einer Insel, wo schon in ganz alter Zeit so viel geschrieben wurde, tritt uns hier als besonderer charakteristischer Zug entgegen.

Je älter die Zeit, um so näher der Stadt begrub man. Später war man genötigt, sich weiter zu entfernen. Die Hänge links und rechts vom Selladagrat waren bald besetzt. Wollte man nicht die Toten mühselig den Berg hinunterschaffen und unten verbrennen, so mußte man einen schwierigen Weg um die jähen Abhänge des Eliasberges herum bauen und versuchen, an die sanfteren Hänge zu gelangen, mit denen er in die nördliche Ebene abfällt. Das tat man. Jetzt ist der Weg bis auf geringe Spuren wieder verschwunden, und nur halsbrecherisches Klettern, bei dem die Hände ebensoviel zu tun haben wie die Füße, bringt den schwindelfreien Archäologen zu den Stätten, auf denen Grab an Grab sich reiht, in den Fels gehauen, ursprünglich noch Brand,

später daneben auch Bestattung. Zahlreiche, an die Felsen zu Seiten des künstlichen Weges geschriebene Inschriften wären an jenem Wege gar nicht ausführbar gewesen, sind auch mit seiner Voraussetzung häufig noch recht achtungsvolle Beweise für die Kletterkunst der alten Theräer. Während die Gräber des fünften und sechsten Jahrhunderts sich kaum haben zeigen wollen — vielleicht sind sie, weil offen in den Fels gearbeitet und schon in alten Zeiten ausgeraubt, nicht mehr als solche erkenntlich —, breitet sich in langer Folge die Geschichte der folgenden Zeiten vor uns aus in den Gräberreihen der „Plagades" und empfängt noch manches Licht durch Grabanlagen in der Ebene und weiterhin, namentlich an der Südspitze der Insel. Dort reihen sich tempelartige Grabfassaden, aus dem Fels herausgehauen, die wieder in ihrer Sohle in den Fels gehauene Vertiefungen bergen, in die hellenische und römische Zeiten ihre Toten oder deren Asche legten. Die jüngeren Zeiten neigen gerne zu reicheren Formen; an die Oberfläche drängen sich mitunter fast indiskret die Vorstellungen von einem höheren besseren Dasein der Toten; jene vornehme Frau hinterließ in ihrem schon oben einmal genannten sehr merkwürdigen inschriftlichen Testament die eingehendsten Bestimmungen über die Ehrungen, die sie und die ihrigen von den Nachfahren beanspruchen. Wie viel würdiger, einfacher jene alten Brandgruben nahe der Stadt, die durch die Sorgsamkeit der Herrichtung, der Beigaben, der Opferspuren von dem innigen Verhältnis der hinterbliebenen Geschlechtsgenossen zu den abgeschiedenen wirklich beredtes Zeugnis ablegen!

Mit Recht hat man die große Ähnlichkeit hervorgehoben, die diese alte Art auf Thera mit derjenigen verbindet, die die homerischen Gedichte uns schildern, die auch in ihrer Gegenwart nur Verbrennung als das Übliche kennen — anders als die mykenische Zeit — und für die poetische Formulierung dieser Vorstellungen eine Gegend und eine Zeit voraussetzen, wo die Verbrennung wirklich ausschließlich Sitte war. Das war sie nicht in Jonien, nicht im eigentlichen Griechenland, wohl aber außer auf Thera auch auf den östlich davon sich weit ins griechische Meer hinausstreckenden, früh hellenisierten Festlandspitzen von Karien. Nördlich von Thera winkt Jos herüber, die schon von den Alten mit dem Namen „Homers" — sein Grab wurde dort gezeigt — verbundene Insel; nach den andren mit „Homer" verknüpften Punkten ist auch nicht weit. Auf Paros war im siebenten Jahrhundert, nach einem Zeugnis des Dichters Archilochus, Verbrennung die herrschende Sitte. Gelingt es, auch auf andren gerade dieser Inseln und benachbarten Punkten des kleinasiatischen Festlands den homerischen Grabritus in gleicher Reinheit und in derselben Zeitspanne zwischen dem neunten und siebenten Jahrhundert wiederzufinden, so kann die Archäologie sich so glücklich preisen, für die viel verhandelte Frage nach Ort und Zeit der Entstehung unsrer Sammlung der homerischen Gedichte wesentlich fördernde Tatsachen ans Licht gebracht zu haben. Freilich müßte die Forschung überall mit gleicher Sachkenntnis und ihre Veröffentlichung mit gleicher Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit durchgeführt sein, wie es auf Thera geschehen ist, deutscher Wissenschaft und Opferwilligkeit zum Ruhm, durch Professor Dr. Friedrich Freiherrn Hiller von Gärtringen.

Die weltwirtschaftliche Bedeutung Marokkos.

Von

Theobald Fischer.

Marokko hat in den letzten Jahren auch in Deutschland die Aufmerksamkeit in stetig wachsendem Maße auf sich gelenkt trotz der Vorgänge in Südwestafrika, in Ostasien und in Rußland. Die in dem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, angebahnte Verständigung zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich dürfte den herannahenden Abschluß langer Wirren und das Aufdämmern einer neuen Zeit für Marokko bedeuten. Der Vertrag vom 8. April 1904 zwischen England und Frankreich, dem dann bald ein ähnlicher zwischen Frankreich und Spanien gefolgt ist, bedeutete einen Friedensschluß zwischen England und Frankreich; denn tatsächlich führten beide Mächte Krieg gegeneinander wie um andre Fragen, so vor allem um die Vorherrschaft in Marokko. England hatte, namentlich durch den Schotten Mac Lean, einen ehemaligen englischen Offizier, der schon nahezu zwei Jahrzehnte im Dienste der Sultane steht, derartig überwiegenden Einfluß auf den jungen Sultan gewonnen, daß Frankreich, das schon wegen der Beziehungen zu Algerien naturnotwendig einen gewissen Einfluß in Marokko zu wahren suchen muß, fürchten mußte, ganz auf die Seite geschoben zu werden. Ob Frankreich den Aufstand des Bu Hamara unmittelbar hervorgerufen oder ihn nur unterstützt und benützt hat, möge unentschieden bleiben; jedenfalls führten die Erfolge der Aufständischen in Verbindung mit den unter englischem Einflusse begangenen Fehlern des Sultans, die diesem die Herzen der Gläubigen entfremdeten, zu einem vollständigen Siege Frankreichs, der in jenem Vertrage, in dem England freigebig verschenkte, was es nicht besaß, zum Ausdruck kam. War schon die völlige Außerachtlassung des Deutschen Reiches ein Grundfehler in Delcassés Rechnung, so kam doch bei allen Einsichtigen in Frankreich bald die Überzeugung zum Durchbruche, daß eine friedliche Auffaugung Marokkos — für schöne Schlagwörter sind die Franzosen außerordentlich empfänglich — ein Ding der Unmöglichkeit sei. Wirklich Landeskundige hatten von vornherein nicht daran geglaubt. Die Aussichten, welche sich Frankreich in dem Augen-

blicke eröffnet hätten, wo es anfing in Marokko Gewalt zu brauchen, waren allerdings die allergefahrdrohendsten. Diese Erwägungen, das völlige Versagen des verbündeten Rußland, vielleicht auch die Tatkraft und das Geschick der deutschen Diplomatie vereinigt, haben diese neue Wendung herbeigeführt, deren Kern darin liegt, daß keine Macht in Marokko überwiegenden Einfluß haben, besondere Vergünstigungen genießen wird, außer vielleicht Frankreich an der algerischen Grenze, wo man ihm solche ohne Schaden zugestehen kann. Tatsächlich wird es sich, wenn nicht schließlich doch noch eine Abgrenzung von Interessensphären dabei herauskommen sollte, fortan um einen wirtschaftlichen Wettkampf von Engländern, Franzosen und Deutschen handeln, bei dem die Franzosen sicher den kürzeren ziehen werden.

Es dürfte daher der gegebene Augenblick sein zu untersuchen, was Marokko in der Gegenwart in der Weltwirtschaft bedeutet, und was es in Zukunft bedeuten kann. Die Möglichkeit zu einer solchen Untersuchung ist jetzt auch einigermaßen gegeben, da Marokko in den letzten fünf bis sechs Jahren erst von Deutschen, die, auch nach der Ansicht der Franzosen, den wirtschaftlichen Wert dieses Gebiets erst klar erkannt haben, dann durch diesen Vorgang angespornt, auch von Franzosen sowohl im allgemeinen, wie namentlich hinsichtlich seiner inneren Hilfsquellen in den großen Zügen wenigstens hinreichend erforscht worden ist. Ich selbst habe Marokko schon seit dreißig Jahren besondere Aufmerksamkeit geschenkt und habe zuerst 1888, dann 1899 und 1901 Reisen dort durchgeführt, die zwar in erster Linie rein wissenschaftlich geographische Ziele verfolgten, auf denen ich aber auch die wirtschaftlichen Erscheinungen scharf im Auge behielt und vor allem deutsche wirtschaftliche Interessen zu schaffen und zu fördern bemüht war, die dereinst in die Wagschale geworfen werden sollten, um dem deutschen Volke den ihm gebührenden Anteil an den dort noch ungehobenen Schätzen zu sichern. Ich darf für mich den Nachweis in Anspruch nehmen, daß Marokko, wenigstens in seinen Küstenlandschaften, am meisten auf seiner etwa 20 000 qkm bedeckenden Schwarzerde, deren Vorhandensein und Ausdehnung bis dahin völlig unbekannt war, eines der reichsten Ackerbauländer der Erde ist. Zur Erforschung seiner daher außerordentlich wichtigen klimatischen Verhältnisse habe ich deutsche meteorologische Stationen errichtet, deren heute nicht weniger als fünf, vier an der Küste des atlantischen Ozeans in Mogador, Saffi, Mazagan und Casablanca, die fünfte im Innern, in der südlichen Hauptstadt Marrakesch, in Tätigkeit sind. Einsichtige, tüchtige deutsche Kaufleute unterziehen sich freiwillig auch diesem Beobachtungsdienste.

Wenn die natürliche Ausstattung Marokkos so spät und noch heute unvollkommen erforscht ist, — dies gilt besonders von den inneren Schätzen des Bodens —, so beruht das darauf, daß politische, geschichtliche und geographische Verhältnisse zusammengewirkt haben, um dies Land überhaupt bis in die allerneueste Zeit unbekannt zu erhalten. Die Eifersucht der Mächte war der Aufrechterhaltung dieses verrotteten Staatswesens mit seinen mittelalterlichen Zuständen im Angesichte Europas günstig. Die Regierung hielt daher nach Kräften alle Europäer fern und erschwerte das ohnehin infolge Fehlens von

Straßen, Unterkünften, Sicherheit u. dgl. sehr erschwerte und gefahrvoll gemachte Reisen so weit wie möglich. Es ist noch nicht lange her, daß man sich hüten mußte mit auffälligen Meßinstrumenten zu arbeiten, ja daß man sich bei Empfang eines Sultanspasses, der überhaupt zum Reisen unerläßlich war und noch ist, beispielsweise verpflichten mußte, keine Steine zu klopfen und mitzunehmen. Ich selbst wurde auf meiner letzten Reise, nachdem es mir gelungen war, ohne Sultanspaß ins Innere zu gehen und sechs Wochen lang, durch keinen Regierungssoldaten behindert, in dem die Bewohner einen Blutsauger zu sehen gewohnt sind, ganz nach eigenem Ermessen zu reisen, schließlich unter dem Vorwande der Sorge für meine Sicherheit unter Regierungsschutz gestellt. Geschichtlich begründet ist der Haß, der die ganze Bevölkerung gegen die Christen erfüllte, in den jahrhundertelangen Kämpfen zwischen Islam und Christentum erst in dem nahen und in jener Zeit mit Marokko besonders eng verbundenen Spanien, dann, nach Vernichtung auch der maurischen Herrschaft in Granada und schließlich der Vertreibung der Mauren aus Spanien, in den Seeräuberüberfällen, die ganz besonders von Marokko, der Rifküste, von Sla und Rabat, lange Zeit gefürchteten Seeräubernestern am Ozean, ausgingen und zu Züchtigungen seitens der christlichen Mächte führten. Besaßen doch die Portugiesen, nachdem sie 1415 durch die Eroberung von Ceuta, das damals namentlich durch die Italiener als Emporium der Meerenge zu einer blühenden Handelsstadt geworden war, fast alle wichtigen Städte an der Ozeanküste und ihre Umgebung unter häufigen plündernden Streifzügen ins Innere. Noch allenthalben erkennt man die Spuren ihrer Herrschaft in den Küstenstädten. Arsila, 40 km südlich von Kap Spartel, heute kaum mehr als ein Trümmerhaufen, ist noch von den verfallenen portugiesischen Mauern umgeben, ebenso Mazagan, das die Portugiesen nach 260jährigem Besitz erst 1769 räumten. Die einzige Spur einer Hafenanlage an der Küste, der kleine Bootshafen von Mazagan, ist noch aus der portugiesischen Zeit erhalten. Tanger, das die Portugiesen 1471 erobert hatten, kam 1662 als Mitgift einer portugiesischen Prinzessin an England, wurde aber, weil es mehr kostete als einbrachte, in einem unbedachten Augenblicke 1684 an den Sultan zurückgegeben. England machte bekanntlich diesen Fehler wieder gut, indem es 1704 Gibraltar besetzte.

Wie Spanien nach der Wiederfreigebung Portugals Ceuta behalten hatte, so hatte es in den Kämpfen mit den Mauren längs der ganzen mediterranen Küste der Atlasländer, ja zeitweilig bis Tripolis eine Reihe wichtiger Küstenpunkte erobert und behauptet, von denen es noch heute fünf, die sog. Presidios, längs der Mittelmeerküste von Marokko festhält, Ceuta, das westlichste, und Melilla, beide Vorgebirgsstädte, die größten, die übrigen kleine felsige Küsteninseln, alle ohne wirtschaftlichen Wert, ihre Besatzungen mehr Gefangene der Rifberbern als Wächter der Meerstraße. Wie diese spanischen Besitzungen immer und immer wieder bis in die neueste Zeit zu Kämpfen mit den Eingeborenen, ja zu förmlichen Kriegen mit Marokko Anlaß gegeben haben, so auch die Besetzung und Eroberung Algeriens durch die Franzosen. An drei Seiten besaß also Marokko Reibungsflächen mit der christlichen Welt, auch

England, Österreich und Preußen hat im vorigen Jahrhundert Anlaß zu bewaffnetem Einschreiten gehabt. Dies würde den Christenhaß der Eingeborenen reichlich erklären. Doch ist derselbe bei weitem nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt, oder er hat sich allenthalben wesentlich gemildert, ja, er macht sich nur noch im Norden, dem Gebiet der häufigsten und erbittertsten Reibungen, geltend. Ich selbst habe nie wirklich unter Christenhaß zu leiden gehabt, wenn ich auch ein paarmal Unfreundlichkeiten erfahren habe, die aber ebensogut auf meine Begleitung durch einen Regierungssoldaten zurückgeführt werden können. Bei den unabhängigen Gebirgsberbern kommt wohl noch hinzu, daß sie, und wohl mit Recht, in jedem Fremden einen Spion des Sultans oder fremder Herrschaft sehen.

Schließlich sind auch die geographischen Verhältnisse der Erforschung und ebenso der wirtschaftlichen Erschließung ungünstig; Marokko ist trotz seiner Ecklage, seiner Lage an einer der größten Welthandelsstraßen ein verschlossenes, schwer zugängliches Land. Seine Küsten, sowohl die Rifküste am Mittelmeere, eine echte Längs- und Abschließungsküste, wie die am Ozean, eine neutrale Schollenküste, entbehren der natürlichen Häfen durchaus. Die Rifküste weist zwar reiche Gliederung im kleinen auf, eine Wirkung der Brandungswelle, aber kein Punkt, auch Tanger nicht, an so schön geformter Bucht es auch liegt, bietet sichere Ankerplätze. Und dahinter erheben sich steil die Parallelketten des Rifgebirges, zu deren verhältnismäßig hohen Pässen enge, gewundene Täler emporführen. Zur See hat daher Marokko niemals enge Beziehungen zu den Mittelmeerländern unterhalten. Doch wird es für die moderne Technik keine besonders große Aufgabe sein, an einer dieser halbkreisförmigen Buchten, etwa der von Alhucemas, einen Hafen anzulegen und denselben durch eine Eisenbahn mit dem von dort, in Luftlinie, nur 115 km entfernten Fâs, der nördlichen Hauptstadt und dem wichtigsten Brennpunkte des wirtschaftlichen und geistigen Lebens in Marokko, zu verbinden.

Die Ozeanküste entbehrt der Gliederung im großen wie im kleinen. Sie ist überwiegend, wenn auch mäßig hohe Steilküste, arm an Landmarken, fast stets von heftiger Brandung umtobt und häufig, besonders im Sommer, infolge der kühlen Auftriebwasser, welche der als ablandiger Wind auftretende Passat unmittelbar an der Küste emporsaugt, in Nebel gehüllt. Dazu erscheint die Küste auf weite Strecken durch eine breite felsige Abrasionsterrasse wie gepanzert und müssen schon deshalb die Schiffe weitab vom Lande Anker werfen. Leuchtfeuer, abgesehen von dem von den europäischen Mächten errichteten und unterhaltenen Leuchtturme auf dem Kap Spartel, der Nordwestecke Afrikas, Seezeichen u. dgl. fehlen selbstverständlich an der ganzen Küste. Die Dampfer müssen daher auch bei ruhigem Wasser beständig unter Dampf liegen, um bei den oft plötzlich losbrechenden Stürmen rasch die hohe See gewinnen zu können, und die Brandung, die Barren vor den Flußmündungen zwingen dieselben, tagelang auf der Reede zu liegen, ja wochenlang vor der Küste zu kreuzen, ehe es möglich ist, mit dem Lande in Verbindung zu treten. Nur der Reichtum des nächsten Hinterlandes und die Notwendigkeit, mit den im Innern gelegenen Hauptstädten Beziehungen zu unterhalten, hat daher

einer ganzen Reihe von Küstenstädten eine gewisse Bedeutung verliehen, die aber in der Neuzeit nur diejenigen zu behaupten vermocht haben, welche dem Fremdhandel geöffnet sind. Arsila, Mehedia und Azemur, letztere beiden die Mündungsstädte der beiden größten Flüsse Sebu und Um-er-Rbia, Agadir, die beste Landestelle an der ganzen Küste, das natürliche Tor der reichsten südlichen Landschaft Sus, Fdalla und andre sind daher heute tote Städte, ja sie liegen zum Teil in Trümmern. Die heute dem Fremdhandel geöffneten Küstenstädte liegen entweder an Flußmündungen, wie Larasch und Rabat-Sla, oder an kleinen durch Meereserosion gebildeten Buchten, wie Casablanca, Mazagan, Saffi und Mogador. Immerhin würden mehrere, namentlich die Flußmündungsstädte und Mogador, dessen Innenreede durch eine kleine Küsteninsel, den abgegliederten Haken einer alten Düne, etwas geschützt ist, ohne allzugroße Kosten in gute Häfen verwandelt werden können, die dann auch große Bedeutung als Stützpunkte für friedlichen und kriegerischen Verkehr nach der ganzen westafrikanischen Küste, nach Mittel- und Südamerika werden würden, ja auch, wenigstens die nördlichen, als solche für den Mittelmeerverkehr zu dienen vermöchten.

Welch reiches Feld der Betätigung europäischen Kapitals und europäischer Intelligenz wird sich also zunächst hier eröffnen, um diese lange Küste mit den neuzeitlichen Hilfsmitteln des Weltverkehrs zu versehen, Häfen zu bauen, sie mit Staden, Kränen, Docks auszurüsten, Leuchtfeuer und Seezeichen, Sturmwarnungssignale u. dgl. einzurichten!

Vor allem wird es dann auch erst möglich werden, die reichen Schätze zu heben, die das Meer an dieser Küste wie an allen Küsten kühler Auftriebwasser birgt: den Fischreichtum auszubeuten. Die Eingeborenen, die jetzt des Meeres ganz entwöhnt, sind kaum dazu imstande, und auch die spanischen und namentlich die portugiesischen Fischer, die allsommerlich hier erscheinen, leisten mit ihren urtümlichen Einrichtungen nur wenig. Deutscher Unternehmungsgeist hat daher hier schon eingesetzt: seit dem vorigen Jahre sind deutsche Fischdampfer hier in Tätigkeit. Auch die großen Flüsse, vor allem die Um-er-Rbia und der Bu Regreg, sind reich an wertvollen Speisefischen, die besonders im Frühling in denselben emporsteigen, aber nur wenig gefangen werden.

Wie Marokko so erst durch kostspielige Arbeiten mit dem Meere in engere Beziehungen gesetzt werden kann, so sind auch seine Landgrenzen dem Verkehr nicht günstig. Nach Südosten ist ihm die weite Wüste vorgelagert, die es von dem an Menschen und Erzeugnissen reichen Sudan trennt. Immerhin sind die Wüstenstraßen, namentlich von deren jetzt in französischen Besitz übergegangenen Knotenpunkte, dem Oasenarchipel von Tuat aus, so weit gangbar, daß seit dem Mittelalter ein lebhafter Handel mit dem Sudan unterhalten wurde, der die Erzeugnisse derselben, im Mittelalter von Ceuta, in der Neuzeit von Mogador aus, Europa zuführte, Marokko mit Sklaven in ungeheurer, heute selbst ethnisch ins Gewicht fallender Zahl versah, ja gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf lange Zeit den Brennpunkt des Sudanhandels gegen die Wüste hin, Timbuktu, unter marokkanische Herrschaft brachte. Wie die

Bewohner von Tuat, um sich vor der französischen Besetzung zu schützen, auf ihre Zugehörigkeit zu Marokko hinwiesen, so erklärten auch die Bewohner von Timbuktu 1887 dem französischen Marineleutnant Caron, sie ständen unter Marokko. Seit Frankreich vom Sudan Besitz ergriffen und systematisch allen Handel nach dem Senegal abgelenkt hat, ist von einem Handel Marokkos mit dem Sudan kaum mehr die Rede. Auch die Sklaveneinfuhr hat fast aufgehört.

Anders liegen die Dinge an der östlichen Landgrenze. Diese hat in der Geschichte beständig geschwankt. Bald hat das Mittelland der Atlasländer, das wir heute Algerien nennen, namentlich von seinem westlichsten Brennpunkte der Kultur und politischen Macht, Tlemcen, dem afrikanischen Granada, aus, seinen Machtbereich weiter nach Westen ausgedehnt, bald hat umgekehrt Marokko, Maghreb-el-Aksa, der äußerste Westen der Araber, weit nach Osten ausgegriffen. Dazu befähigte es eine von der Natur vorgezeichnete Verkehrslinie, die in Zukunft eine große Rolle spielen wird, die Linie, die von Tlemcen über Udschda und das jetzt vielgenannte Thasa nach Fäs führt. Erst im Mittelalter, in arabischer Zeit, ist diese Verkehrslinie zu Bedeutung gelangt. Die römische Herrschaft war nicht soweit ins Innere gedrungen, um die diese Straße beherrschenden Gebirgsberbern zu unterwerfen. Das römische Marokko, Mauritania tingitana, umfaßte nur den Nordwesten des Atlasvorlands, ungefähr dem heutigen El Gharb entsprechend, also bis zu der noch heute wirksamen, von unabhängigen Berbern bewohnten, daher noch ungenügend erforschten Gebirgsscheide zwischen dem nördlichen und dem südlichen Atlasvorlande. Dasselbe stand in viel engeren Beziehungen zu Spanien, von dem aus es vorzugsweise kolonisiert wurde, wie zu Numidien, mit dem es durch keine römische Landstraße, sondern nur zu Wasser längs der Rifküste in Verbindung stand, bis zu dem westlichsten relativ guten Hafen des heutigen Algerien, dem Portus divinus. Mers el kebir bei Oran, heute eine Station der französischen Mittelmeerflotte. Also genau so wie heute der Sultan, da die Aufständischen die natürliche Straße beherrschen, genötigt ist, seine Besatzungen und Truppen an der Grenze von Algerien zur See von dem spanischen Melilla, ja von französischem Gebiet aus mit Vorräten zu versehen.

Diese Verkehrslinie, eine Tiefenlinie, zwischen dem Rifgebirge im Norden, dem marrokkanischen Atlas im Süden, ist zugleich eine geologische und eine orographische Grenzlinie. Sie allein knüpft, ähnlich wie die Arlbergstraße das schwäbische Vorarlberg an das bayerische Tirol und so an Österreich knüpft, das Mulujagebiet an Marokko, das nach seinen geographischen Grundzügen dem Mittellande Algerien und namentlich der Provinz Oran viel näher steht. Die politische Grenze zwischen Marokko und Algerien ist hier eine willkürliche, meist ganz offene und bietet, da die Bevölkerung durch die Trockenheit des Landes zu nomadischem oder halbnomadischem Leben gezwungen ist, unabläßig Anlaß zu Reibungen. Eine gute Grenze hier zu schaffen, erscheint allerdings schwierig. Diese auch hydrographisch durch den Nebenfluß des Sebu Innauen und den Muluja-Nebenfluß Msun gut ausgeprägte Tiefenlinie würden die Franzosen sobald wie möglich zu einer Eisenbahn ausbauen

müssen, durch die es allerdings möglich wäre, den französisch-algerischen Handel mit Marokko zu beleben, in einem großen Teile des nordöstlichen Marokko die Alleinherrschaft im Handel zu erlangen und großen politischen Einfluß auf ganz Marokko auszuüben. Diese nur etwa 370 km lange Linie Fâs-Tlemcen, das heute der Endpunkt des algerischen Eisenbahnnetzes und vor allem der wichtigen heute bis Tunis ausgebauten Längsbahn der Atlasländer ist, würde keine besonderen Geländeschwierigkeiten zu überwinden haben, keine 1000 m Höhe erreichen und nur durch Ebene und Hügelland führen. Sie würde vor allem gebaut werden müssen, um mit der pénétration pacifique Ernst zu machen. Freilich würde es mit dem Beginn ihres Baues auch mit der pénétration pacifique vorüber sein, denn derselbe ist nur möglich nach gewaltsamer Unterwerfung der nördlich und südlich derselben in den Gebirgen sitzenden Berberstämme, namentlich der Rhiata und Haina, der allerunbändigsten, der Hauptträger des jetzigen Aufstandes. Von Fâs müßte diese Eisenbahn dann naturgemäß bis an den Ozean verlängert werden, am besten wohl bis Mehedia an der Mündung des Sebu, vielleicht auch bis Larasch an der Mündung des Lukkos oder Rabat-Sla an der Mündung des Bu Regreg. Das vielgenannte Thasa, eine natürliche auf einem Gebirgssporne über dieser Verkehrslinie gelegene Festung beherrscht dieselbe völlig.

Ist Marokko somit von außen her überall schwer zugänglich, so birgt es auch im Innern, in den Gebirgsländern des Rif und des marokkanischen Atlas natürliche, schwer zugängliche Festungen. Der westliche Teil des Rifgebirges, das Gebiet des Djeballa, ist heute noch etwa in der Ausdehnung eines preußischen Regierungsbezirks völlig unerforscht, da die Bewohner es verstanden haben, alle Europäer fern zu halten. Der marokkanische Atlas, dessen von Südwest nach Nordost streichenden Parallelketten sich kulissenartig voreinander schieben, hat eine Länge von etwa 1000 km und eine mittlere Breite von 200 km, ist also ein Gebirge, welches, da auch seine höchsten Gipfel 4500 m erreichen, unsern Alpen an Ausdehnung nur wenig nachsteht, sie aber an Unwirtlichkeit weit übertrifft. Das Rifgebirge scheint ziemlich wasserreich und in den Tälern, deren einzelne mit ausgedehnten Fruchthainen gefüllt sind, in größerer Ausdehnung anbaufähig, auch schon jetzt ziemlich dicht bevölkert und an Erzeugnissen, von den wahrscheinlich vorhandenen inneren Schätzen des Bodens ganz abgesehen, ziemlich reich zu sein. Ähnliches dürfte auch noch von den nach Nordosten vorgeschobenen Ketten des sogenannten mittleren Atlas gelten, dem Quellgebiet des Sebu und seiner Nebenflüsse, teilweise aber auch von Nebenflüssen der Muluja und des Bu Regreg. Dort liegen noch weite Waldreviere mächtiger Atlaszedern, und in den zum Teil breiten Flußtälern dehnen sich Haine von Ölbäumen und andern Fruchtbäumen aus. Anders der hohe Atlas und noch mehr der Anti-Atlas, die am weitesten nach Südwesten gegen den Ozean vorgeschobene Kulisse. Trotz der bedeutenden Höhe des Gebirges und seiner Rolle als Scheidewall zwischen der großen Wüste und der atlantischen Abdachung scheinen die auf die kühlere Jahreshälfte zusammengedrängten, im Hochgebirge folglich in der Form von Schnee fallenden Niederschläge, wenn auch größer als auf der vorliegenden Hochebene des Atlasvorlands, doch so

gering zu sein, daß man allenthalben im Charakter der Landschaft und der Vegetation den Eindruck der Trockenheit empfängt. Anbau und Besiedelung sind daher auf die Täler beschränkt und steigen nur zu geringer Höhe, meist wohl nicht über 2500 m empor. Die angebauten Flächen sind, da die Täler, vorzugsweise Quertäler, eng und steil geböscht sind, nicht groß. Viehzucht, sonst eine der wichtigsten Erwerbsquellen der Gebirgsbewohner, vermag auch keine Rolle zu spielen, da das Pflanzenkleid der steinigen, schuttreichen Hänge ein sehr dürftiges ist, und frischgrüne Almen, wie in unsern Alpen, ganz zu fehlen scheinen. Die Waldarmut ist sehr groß, soweit man bis jetzt urteilen kann, vielleicht mehr infolge der Trockenheit als infolge von Waldverwüstung. Ob das Gebirge innere Schätze birgt, ist noch unbekannt. Steinsalz wird in der Nähe von Demnat in Tagebauen gewonnen; ich sah große Blöcke, die dort auf den Markt gebracht wurden. Was an Wegen vorhanden ist, sind kaum gebahnte, schwierige Saumpfade, auf denen die Lasttiere bei plötzlichen Stürmen, namentlich Schneestürmen, die im Hochgebirge bis in den Sommer hinein vorkommen, schwer gefährdet sind und oft in die Abgründe gestürzt werden. Die Bewohner sind reine, auch noch berberisch sprechende Berber, im Nordosten Amazirghen, im Südwesten Schlöh, in viele Stämme zerspalten, vielfach in Blutfehde miteinander, aber alle ausgezeichnet durch unbändige Freiheitsliebe. Sie sind niemals einem fremden Eroberer untertan gewesen, wie sie auch tatsächlich von den Sultanen völlig unabhängig sind, so oft diese auch, namentlich noch der Vorgänger des jetzigen, unter furchtbaren Verheerungen und Grausamkeiten die Gebirgsbewohner zu unterwerfen gesucht haben. Nur die wichtigsten Querverbindungen haben sie zur Not offen zu halten vermocht, von Fâs nach ihrem Stammlande, dem Oasenarchipel von Tafilalet, den die Atlasflüsse in der Wüste hervorgezaubert haben, von Marrakesch nach den Hochtälern des Wad Draa, der mit seinen Nebenflüssen die saharische Abdachung entwässert, aber außerhalb derselben in breitem, flachem, dem Gebirge parallelem, oasenreichem Tale fließend, den Ozean nur selten in offenem Strome erreicht, beziehungsweise über niedrige Pässe nach der südwestlichsten unterworfenen Kulturlandschaft, dem Sus, in dem sich zum Ozean öffnenden Dreieck zwischen dem Atlas und dem Anti-Atlas.

Leicht und natürlich wegsam ist somit in Marokko nur das Atlas-Vorland, das Gebiet, das durch die Divergenz des nach Südwesten streichenden Atlas und des zuerst von Osten nach Westen laufenden, dann nach Norden zum andalusischen Faltensysteme, von dem es nur durch einen zur Straße von Gibraltar ausgearbeiteten Querbruch getrennt ist, umbiegenden Rifgebirges entsteht, die Abdachung zum Ozean, die Stirnseite von Marokko. Ich habe diesem Gebiet den zusammenfassenden, bereits allgemein angenommenen Namen des Atlas-Vorlands beigelegt. Es ist das Herzland von Marokko, die bei weitem größte und wichtigste der mit diesem Namen belegten Gruppe von Landschaften, vor allem auch der staatliche Kristallisationspunkt, von dem aus namentlich die umrahmenden Gebirgslandschaften sowohl, wie die Steppen- und Oasenlandschaften des Malujagebiets, wie die jenseits des Atlas und die Landschaften, die sich vom Sus nach Süden am Ozean entlang erstrecken, be-

herrscht werden können, da sie alle wirtschaftlich vom Atlas-Vorlande abhängen. Dies allein nämlich vermag ihnen genügend Brotstoffe zu liefern und gegen Datteln und andre Erzeugnisse abzugeben. Dies allein verbindet sie, allerdings zum Teil künstlich, indem nur die Küstenplätze des Atlas-Vorlands dem Fremdhandel geöffnet sind, mit der übrigen Welt und vermittelt ihnen die Zufuhr von Erzeugnissen europäischen Gewerbfleißes. Das ganze wirtschaftliche, politische und geistige Leben von Marokko ist daher fast ausschließlich im Atlas-Vorlande vereinigt, wenn wir, mit einem gewissen Recht, das Sus dazu rechnen, das als ein Nebenraum des großen Empfangssaales angesehen werden kann, mit diesem durch zwei Eingänge verbunden, den einen von Mogador längs dem Meere, den andern von Marrakesch her über den Bibauan-Paß des hohen Atlas. Vielleicht wird man es einmal die Schatzkammer von Marokko nennen.

Das Atlas-Vorland, ein Gebiet von etwa 85000 qkm Flächeninhalt, also etwa so groß wie drei preußische Provinzen, kann als ein Hochland, ja überwiegend als ein Tafelland bezeichnet werden, das fast überall steil, wenn auch nur mit Höhen von 30 bis 50 m, hie und da aber bis 100 m, vom Ozeane aufsteigt und sich in zwei Stufen bis zu dem im größten Abstande noch nicht 300 km entfernten Fuße des Atlas erhebt. Die untere Stufe, die sich in einer Länge von etwa 650 und einer Breite von 60 km am Ozean entlang erstreckt, hat eine mittlere Höhe von 150 m und steigt nach innen sanft und unmerklich bis 250 m empor. Sie besteht überwiegend aus ungestörten Ablagerungen der jüngsten geologischen Perioden, die in großer Ausdehnung von einer meist dünnen Decke von Schwarzerde verhüllt werden. In steilem, etwa 100 m hohem, nur durch die Täler der Gießbäche erleichtertem Anstiege, der einem alten Meeresufer ähnelt und wohl auch ein solches bezeichnet, steigt man auf die obere, im Mittel 110 bis 140 km breite Stufe empor, deren dem Ozean zugekehrter unterer Rand 350 bis 400 m hoch ist, die sich aber bis zum Fuße des Atlas auf etwa 700 m hebt. Der Atlas selbst steigt über dieser Hochebene so steil auf, daß seine mehr als 4000 m hohen, den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckten Gipfel in Luftlinie nur 30 bis 40 km von derselben entfernt sind. Unten auf der Hochebene, in furchtbarer Sonnenglut, vom Durst gequält dahinreitend, sehnt man sich schmerzlich nach diesen kühlen, wasserreichen Höhen, deren Schneefelder herüberwinken und das Gebirge im größten Teile des Vorlands in den Gesichtskreis rücken.

Seinem Aufbau nach lassen sich im Atlas-Vorlande gewissermaßen zwei Stockwerke unterscheiden. Den Unterbau bildet der stehengebliebene Sockel eines einst steil zu großen Höhen emporgefalteten alten Gebirges, das dann durch die Brandungswogen des übergreifenden Meeres wieder abgetragen worden ist. Aus den Trümmern der zerstörten und aufbereiteten Schichten bildeten sich nun auf dem Meeresgrunde neue Schichten, auf dem Grundgebirge lagerte sich ein Deckgebirge ab, das heute, nachdem das ganze Gebiet wieder über den Meeresspiegel gehoben worden ist, die Oberfläche des Landes bildet und dessen wagerechte, ungestörte Schichten ungleichförmig auf den mehr

oder weniger steil aufgerichteten des Grundgebirges lagern. Die Hebung ist offenbar in zwei Perioden erfolgt, die aber beide geologisch nicht weit zurückliegen, einer etwas älteren, jungtertiären, die die obere Stufe trocken legte, und einer wohl quartären, der die untere Stufe entspricht. Das Grundgebirge tritt sowohl an der Küste, eine Abrasionsterrasse bildend, wie im Innern hervor, sei es, daß das Deckgebirge bereits wieder abgetragen worden ist, sei es, daß aus festerem Gestein bestehende Teile des Grundgebirges der Abrasion widerstanden und als Aufragungen stehen blieben. Diese bilden hie und da kleine Gebirge, wie der etwa 100 km lange felsige Djebilet (das kleine Gebirge), der am nordwestlichen Horizonte von Marrakesch etwa 300 m über der Hochebene aufsteigend von Südwest nach Nordost streicht und große hydrographische Bedeutung hat, indem er die aus dem Atlas auf die Hochebene hervorbrechenden Gewässer abdrängt und in zwei Rinnen vereinigt, dem Tensift, einem echten Saumfluß, der dem Atlas in nach Westen wachsendem Abstande folgt, und die größere Um-er-Rbia, die um das Nordostende des Djebilet herum sich einen Weg über das Hochland zum Ozeane gebahnt hat. Diese Aufragungen des Grundgebirges kennzeichnen die obere Stufe und lassen die Oberfläche des Tafellandes weniger einförmig erscheinen. Eine derselben, der Dj. Achdar, der sich am unteren Rande der oberen Stufe erhebt, ist eine weithin sichtbare Landmarke, die bei einer künftigen Landesaufnahme als trigonometrischer Punkt erster Ordnung eine große Rolle spielen wird, etwa wie unser Brocken. Ich lagerte an seinem Fuße, durfte aber nicht wagen ihn zu besteigen, da er als ein heiliger Berg gilt und gerade in jener Jahreszeit das Ziel von Pilgerfahrten war.

Die natürliche Wegsamkeit dieses Hochlands ist, da es in der Tat in großer Ausdehnung, vielfach selbst, wo die steil aufgerichteten Schichten des Grundgebirges den Boden bilden, als Ebene erscheint, abgesehen von der hie und da schwierigen Wasserversorgung, eine sehr große. Wenn überhaupt, so würde nur hie und da, aber nur auf kurze Strecken, künstliche Wegebahnung nötig sein, um die Küstenplätze, etwa Saffi, Mazagan und Casablanca an Stelle der jetzigen Kamel- und Maultierkarawanen durch hohe zweirädrige Karren, wie sie die Franzosen in Tunesien sofort nach der Besetzung bei ähnlicher Oberflächengestalt und Landesnatur eingeführt hatten, ja selbst durch Kraftwagen mit der südlichen Hauptstadt Marrakesch zu verbinden. Auch Eisenbahnen, deren natürliche Knotenpunkte im Innern Fâs und Marrakesch sein würden, werden im Atlas-Vorlande wenigstens keine kostspieligen Kunstbauten erfordern. Von Fâs würden die schon erwähnten Linien ausstrahlen sowohl an das nahe Mittelmeer, wie an den Ozean, wohl auch noch eine solche nach Tanger. Von Marrakesch Linien nach den Küstenplätzen, von Mogador bis Rabat und Stichbahnen nach den Atlas-Randstädten. Nur zwei große Verkehrshindernisse gibt es im Atlas-Vorlande: die tief in die Hochfläche eingeschnittenen, windungsreichen Täler der beiden genannten Flüsse. Diese Täler sind so tief, so eng und so steil, bei der Um-er-Rbia auf gewiß 80 km ein wahrer Cañon, daß selbst die Herden nur schwer an den Fluß hinab zur Tränke gelangen können. Dazu ist die Strömung stark, ja bei der Um-er-Rbia

reißend und wahre Stromschnellen bildend. So würde selbst Brückenbau, an den hier aber noch niemand gedacht hat, schwierig sein. Auch Fährboote gibt es an der Um-er-Rhia nur an zwei Stellen, an der Mündung bei Azemur und an der Meschra Buchallu oberhalb der cañonartigen Strecke. An beiden Stellen überschritt ich den Strom, dessen Lauf im Atlas-Vorlande ich 1899 und 1901 zuerst erforscht und festgelegt habe. An andern Stellen stehen nur Flöße zur Verfügung, die aus aufgeblasenen, an Stangen befestigten Schläuchen bestehen, recht gebrechliche und gefährliche Fahrzeuge. Die Eingeborenen überschreiten den Fluß wohl auch mit Hilfe eines Schlauches schwimmend, wobei sie von der Strömung weit stromab getragen werden. Der Tensift ist, obwohl an Lauflänge etwa unsrer Weser vergleichbar, außer bei Hochwasser, welches plötzliche Schneeschmelze im Atlas oder heftige Regen hervorrufen, meist wasserarm und an vielen Stellen furtbar. Ich durchschritt ihn, als ich 1899 seinem bis dahin noch nicht festgelegten Laufe folgte, zahlreiche Schlingen der Steilheit der Ufer wegen abschneidend, nicht weniger als siebzehnmal. Schon dadurch mindert sich die Bedeutung des Tensift als Verkehrshindernis, noch mehr aber dadurch, daß ihn bei Marrakesch, wo er noch in ganz flachem Tale fließt, eine aus der guten alten Zeit erhaltene, vielbogige Brücke überschreitet und die Karawanenwege nach Mogador und Saffi ihm parallel laufen. Auch der Um-er-Rhia laufen die meisten Wege aus dem Innern an die Küste parallel, nur der Karawanenweg von Marrakesch nach Casablanca bezw. Rabat muß sie überschreiten.

Der wertvollste Teil des ganzen Atlas-Vorlandes ist die untere Stufe, weil sie in großer Ausdehnung außerordentlich fruchtbaren Boden besitzt, teils eine Roterde, namentlich aber eine Schwarzerde, deren Verbreitung, Mächtigkeit, Zusammensetzung und Bedeutung ich namentlich auf der Reise von 1901 besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe. Genaue, von Fachmännern ausgeführte Analysen mitgebrachter Proben haben die außerordentliche Fruchtbarkeit und namentlich auch die Fähigkeit, große Mengen Wasser aufzunehmen und lange festzuhalten, nachgewiesen und mich in der Ansicht bestärkt, daß diese Schwarzerde auf Ablagerung von Staub zurückzuführen ist, welchen Wirbelwinde aus den Steppen der oberen Stufe herbeiführten und der in dem feuchteren, mit Vegetation bedeckten Küstengebiet dauernd festgehalten wurde. Überall erkennt man in dem Steppengürtel die abtragende Wirkung der Winde, streckenweise sieht man kein Stäubchen zwischen den die Oberfläche bedeckenden kantigen Gesteinsbrocken, wohl aber häufige Staubtromben, die über die dürre Ebene dahinsausen. Die dunkle Farbe ist natürlich auf zersetzte pflanzliche Stoffe zurückzuführen, die zum Teil schon in dem Staube enthalten waren — das flüchtige Pflanzenkleid der Steppe zerfällt im Sommer zu Staub — vorzugsweise aber an Ort und Stelle erzeugt sind. Holzgewächsen feindlich war dieser Boden, ehe ihn der Mensch bebaute, und heute noch ist er, wo er nicht bebaut wird, von einer Vegetation von Disteln, Ferula, Daucus usw. bedeckt, die an Üppigkeit ihresgleichen sucht. Ich bin durch Disteldickichte geritten, die über den Kopf des Reiters ragten. Daß alle Schwarzerde in Marokko dieser Entstehung sei, will ich nicht behaupten, örtlich

mag sie vielleicht als Moorboden aufzufassen sein. Ihre Mächtigkeit ist meist eine geringe, die Unterlage ist eine verschiedene, aber in den besten Schwarzerdegebieten meist ein weißer bröckeliger (wohl Süßwasser-) Kalk, der ganz unmöglich eine derartige Verwitterungsschicht geben kann. Bezeichnend ist auch, daß diese dünne schwarze Decke oft große Löcher aufweist, in denen also die Unterlage zutage tritt, oder daß sie von einer Kalkkruste unterbrochen wird. Diese im südlichen Mittelmeergebiete und besonders in den Atlasländern häufig vorkommende Kalkkruste ist eine travertinartige Bildung und Erzeugnis des Klimas. Sie verschließt den Boden, macht Anbau unmöglich und läßt nur dürftige Steppenpflanzen vereinzelt in den Spalten Nahrung finden. Der Gegensatz zwischen der üppige Weizenfelder tragenden Schwarzerde und der Steppe der Kalkkruste dicht daneben ist ein überaus greller.

Die winterliche Niederschlagshöhe dieses Schwarzerdegürtels dürfte kaum unter 400 mm sinken, was bei der großen Wasserkapazität dieser Bodenart durchaus genügt, um Ackerbau treiben zu können, zumal mit Beginn der wärmeren Jahreszeit hier so reichliche Taufälle einsetzen, daß dieselben dem Boden immer einen Teil der verdunsteten Feuchtigkeit zurückgeben und die Bauern geradezu mit diesen Taufällen rechnen. Eine Maisart, die hier ohne künstliche Bewässerung, was sonst im südlichen Mittelmeergebiete unmöglich sein würde, in den drei Monaten April bis Juni gebaut wird, begnügt sich mit der noch vom Winter her vorhandenen Bodenfeuchtigkeit und dem Tau, ja, die Bauern erklären, der Regen schade ihm. Allerdings sind es recht ansehnliche Wassermengen, welche die großen Blattflächen gegen Morgen infolge der nächtlichen Abkühlung aus den Dampfmengen, welche untertags der Seewind herbeigeführt hat, verdichten und den Wurzeln der Pflanze zuführen.

Soweit sind also die Bedingungen für reich lohnenden Ackerbau gegeben. Dennoch dürfte dies Gebiet ursprünglich nur von Nomaden bewohnt gewesen sein. Erst der Mensch hat es seßhaft bewohnbar gemacht. Es fehlt ihm nämlich Trinkwasser für Menschen und Vieh. Das mußte künstlich beschafft werden. In der Nähe der beiden großen, auch im Sommer von den Schneemengen des Atlas genährten Flüsse war die Wasserbeschaffung, wo die Flüsse zugänglich waren, nicht schwierig, zumal auch die Um-er-Rbia ihr Tal durch das Deckgebirge hindurch tief in das Grundgebirge eingeschnitten und dadurch das von dem undurchlässigen Grundgebirge zurückgehaltene Grundwasser vielfach in Quellen angeschnitten hat, die somit kleine Oasen zu beiden Seiten des Stromes bilden. Aber weiter ins Land hinein fehlen Quellen in der tischgleichen Ebene und fehlt auch rinnendes Wasser durchaus. Die wenigen Gießbäche, die im Winter von der höheren Stufe herabkommen, versiegen sehr rasch. Es waren ursprünglich wohl nur kleine flache Wannen auf der Kalkkruste, in denen sich das Regenwasser sammelte und länger hielt, die den Aufenthalt von Menschen ermöglichten. Davon war es nur ein Schritt, das Regenwasser in künstlich angelegte Teiche zu leiten, deren heute viele hundert, vielleicht Tausende, meist von Kreisform, über das Land, namentlich die Provinzen Abda und Dukkala, verstreut sind. Ich sah ganz neu angelegte. Da aber in solchen offenen Teichen das Wasser der starken Verdunstung ausgesetzt

ist, so war der nächste Schritt Grabung von Zisternen, namentlich im Bereich der Kalkkrusten, die ein Einzugsgebiet sichern. Noch später sind wohl dazu Ziehbrunnen gekommen, die ich zuweilen in flachen Mulden und neben den offenen Teichen angelegt sah, in der Weise, daß sie, der mühsamen Wasserhebung wegen, erst im Sommer, wenn die Teiche vertrocknen, in Gebrauch genommen werden. Die Grabung dieser Brunnen ist ein schwieriges Werk, da sie meist sehr tief sind und es vielfach an Steinen zum Ausmauern fehlt. Ich habe viele gemessen und die Temperatur des Wassers bestimmt. Bei einem bestimmte ich die Tiefe zu 61 m, die Temperatur seines Wassers zu 24.8° C. Es war also leidlich warm und zum Überfluß so mit Salzen versetzt, daß es selbst als Teewasser ungenießbar war und meine Pferde es nicht saufen wollten. Dabei war dies aber der einzige Brunnen, auf den die Bevölkerung weit in der Runde angewiesen und der deshalb in der Kasba eines Gouverneurs angelegt war, auch ein Mittel, sie in Abhängigkeit zu erhalten. Ein Pferd war von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang beschäftigt, Wasser in Schläuchen aus dem Brunnen zu heben. Anderwärts sah ich Maultiere, Kamele, ja selbst ein halb Dutzend Frauen dazu verwendet. Diese Brunnen sind offenbar durch das meist durchlässige Deckgebirge bis auf das undurchlässige Grundgebirge niedergeführt. Ihre Zahl ließe sich aber, nach allem, was ich habe feststellen können, beliebig vermehren und Windmotoren zum Heben des Wassers verwenden, da windstille Tage in dieser Küstenebene selten sind. Viele Tausende von Windmotoren ließen sich in denselben aufstellen, auch ein Feld der Betätigung deutschen Unternehmungsgeistes. Damit wäre aber auch die Möglichkeit zu künstlicher Berieselung gegeben. Auch die Wassermassen der Um-er-Rbia emporzuheben und über den fruchtbaren Boden auszubreiten, etwa wie man auf die Höhen der Rauhen Alp in Württemberg Wasser, zum Teil durch hydraulische Widder aus dem Donautale emporgehoben hat, wäre der europäischen Technik eine unschwer zu lösende Aufgabe.

Damit würde aber dieses ohnehin schon reiche Ackerbaugebiet einer noch reicheren Zukunft entgegengeführt, namentlich würde der Anbau von Baumwolle im großen ermöglicht werden, wofür sich die Schwarzerde vorzüglich eignen dürfte, da sie ihrer Zusammensetzung nach der berühmten schwarzen Baumwollerde Vorderindiens ähnelt, sie an Fruchtbarkeit aber übertrifft. Schon heute ist diese Küstenebene, trotz der Mißwirtschaft und künstlichen Unterbindung des Erwerbssinnes, namentlich auf Schwarzerde in großer Ausdehnung zu 50, ja hier und da zu 75% der Bodenfläche angebaut und sieht man im Frühling unabsehbare wogende Weizenfelder von einer Üppigkeit, wie man sie in den fruchtbarsten Gegenden Deutschlands nicht sieht, alles ohne Düngung und bei dürftiger Bearbeitung des Bodens. Die natürliche Fruchtbarkeit der Schwarzerde erneuert sich nämlich immer wieder dadurch, daß dieser Boden im Sommer von tiefen Spalten zerrissen wird, in die die oberste Schicht, beim Einsetzen der Winterregen sich in Schlamm auflösend, hineinfließt, so daß immer neue Schichten an die Oberfläche kommen. Allerdings sah ich gelegentlich, genau wie auf den bestgeleiteten Gütern Deutschlands, lange Reihen von Arbeitern, auch Frauen, Felder von Unkraut säubern. Es

herrscht hier vielfach ungeheurer Großgrundbesitz, da die Gouverneure kein Mittel scheuen, um sich zu bereichern. Der bekannte Kaid Aissa Ben Omar, den man den Fürsten von Abda nennen könnte, und der seine ungewöhnliche Stellung dem Umstande verdankt, daß er nach dem Tode Mulay Hassans, des Vaters des jetzigen Sultans, 1894 sich für den von diesem zum Nachfolger eingesetzten jüngeren Sohn erklärte und ihm in ganz Abda, zum Teil durch schmählichen Verrat, Anerkennung verschaffte, ist so Besitzer eines großen Teils dieser fruchtbaren Landschaft. Allenthalben sieht man in seinem Machtbereich die Trümmer der Burgen von ihm beseitigter kleinerer Machthaber und verfallende Bauernhöfe, deren Besitzer unter irgend einem Vorwande ihres Besitzes beraubt und ins Gefängnis geworfen sind. An ihre Stelle sind dann riesige, kastellartige Meierhöfe getreten, von denen aus das Land, wie es scheint, gut bestellt wird. Selbst im Osten Deutschlands mit ausgedehntem Großgrundbesitz habe ich niemals so ungeheure Flächen mit einer einzigen Fruchtart angebaut gesehen. Für Großgrundbesitz und Bewirtschaftung mit europäischen Maschinen erscheinen diese weiten steinlosen Ebenen wie geschaffen, und europäischem Geld und Intelligenz ist hier ein reich lohnendes Feld landwirtschaftlicher Betätigung in dem Augenblicke eröffnet, wo Erwerb von Grund und Boden, der heute nur durch Umgehung der bestehenden Gesetze und immer auf unsicherer Grundlage möglich ist, gestattet sein wird. Der harte, glasige Weizen, der sich besonders zu lange haltbarem Backwerk eignet, reift hier schon anfangs Juni, könnte also zu günstiger Zeit auf den Markt gebracht werden. Auch die Beförderung in die Küstenplätze verursacht nur geringe Kosten. Wie dieses Gebiet heute die Kornkammer von Marrokko ist, so könnte es die Kornkammer von Europa werden. Land steht noch in Fülle zur Verfügung, und selbst die Kalkkruste, die meist wenig mächtig ist, kann so leicht mit Hämmern zertrümmert werden, daß selbst die Eingeborenen sie schon vielfach urbar gemacht und die Steine zu Grenzwällen und Haufen aufgetürmt haben.

Aber noch mehr! Schon heute wird hier eine Mannigfaltigkeit von Gewächsen gezogen, allerdings zum Teil unter dem Einflusse der europäischen Kaufleute, die die Bauern, zur Umgehung der törichten Ausfuhrverbote von Getreide, zum Anbau neuer Gewächse anleiten. Zu Weizen kommen von Brotstoffe liefernden hinzu: Gerste, Mais, Durrah, die freilich mehr und mehr verschwindet, dann Saubohnen, Kichererbsen, Erbsen, Linsen; ferner Gewürzpflanzen, wie Kumin (Cuminum Cyminum L.), Kümmel, Koriander, Fenugrek, die Leguminose Trigonella foenum graecum L., arabisch Holba, ein kleeartiges Gewächs, dessen aromatische Samen nach Amerika ausgeführt werden, um verdorbenem Heu beigemischt es dem Vieh annehmbar zu machen. In Algerien verwenden die Eingeborenen dieselben auch in der Medizin. Koriander wird im Lande gar nicht gebraucht, sondern nach den Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich ausgeführt, wo daraus Öl gewonnen wird. Ferner Kanariensamen und Flachs, deren Anbau seit 1900 sich sehr rasch ausdehnt, da der Same ganz besonders ölreich ist. Auch für Erdmandeln (Arachis hypagaea L.), deren ölhaltige Früchte in großen Mengen aus Westafrika

nach Deutschland eingeführt werden, dürfte Boden und Klima hervorragend geeignet sein. Große Gebiete würden sich auch für Weinbau eignen, wie Nord-Marokko schon im Altertume als Weinland gerühmt wurde. Im kleinen sieht man allenthalben Reben, auch in offenen Feldern, von den Berbern gezogen.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ich empfand, als ich, aus dem Innern kommend, im Frühjahr 1901 von der oberen Stufe und aus den Steppen von Ahmar in die gesegneten Gefilde der tischgleichen Ebene von Abda hinabstieg und unabsehbar, bis er mit dem Horizonte verschwamm, den grünen Teppich ihrer üppigen Felder vor mir ausgebreitet sah, aus dem sich hier und da eine weiße, weithin leuchtende Kubba, ein Heiligengrab erhob, oder weniger deutlich erkennbar, die zahlreichen kleinen Dörfer mit ihren niedrigen würfelförmigen Häuschen. Aber kein Baum, außer etwa einer vereinzelten Dattelpalme, wohl aber dazwischen, im Vordergrunde deutlich erkennbar, blaublühende Flachsfelder oder der Steppenboden auf Kalkkruste mit Herden von Rindern, Pferden und Schafen bedeckt.

Wesentlich andre Züge trägt die obere Stufe. Sie ist, schon weil meerferner, weit trockener und besitzt nur in geringer Ausdehnung am vorderen Rande kleinere Decken von Schwarzerde, wenn auch hier und da namentlich in den zahlreichen kleinen Wannen die wohl ausschließlich äolische Denudation geschaffen hat, fruchtbarer Boden vorhanden ist, der in regenreichen Wintern gute Ernten bringt. Doch überwiegen leichte, sandige Böden, ja der kahle Felsboden tritt auf weite Strecken zutage, oder von kantigen Gesteinsbrocken gebildete Hammada. Im größten Teile des Gebiets ist die Wasserarmut noch größer, Brunnen sind selten tief, Quellen noch seltener. Die Baumarmut ist aber kaum größer als auf der untern Stufe, ja Gestrüppdickichte, die auf der Holzgewächsen feindlichen Schwarzerde fehlen, finden sich hier und da, freilich vorzugsweise von niedrigen, blattarmen, aber dornreichen Sträuchern gebildet, unter denen der Sdr, Zipyphus Cotus *L.*, die erste Rolle spielt. So ist die obere Stufe zum großen Teil Steppenland, das nur im Winter und Frühling ergrünt und große Herden von Rindern, Schafen, Pferden, auch Kamelen zu ernähren vermag, die im Sommer ins Gebirge oder ins Kulturland der Küstenebene ausweichen müssen. Aber im Frühling bietet die Steppe als wahre Blumensteppe auf weite Strecken ein entzückendes Bild. Bald überwog eine Farbe, namentlich gelb oder weiß, bald war gelb, weiß, blau, rot bunt untereinander gemischt: das Vorbild der marokkanischen Teppiche. Die gelben Töne lieferte Cladantus arabicus *(L.) Coss.*, das außerordentlich üppig in 25 Zentimeter hohen Exemplaren den Boden bedeckte. Darunter gemischt, mehr orangegelb die kleine Calendula stellata *Cav.* Ein lichteres Gelb lieferte eine Brassica (arvensis?) Weiß bezw. weißlich blühte eine Sinapisart, auch Eruca sativa var. stenocarpa *Coss.*; violette und blaue Töne gaben Lavendula multifida *L.* und Erodium cicutorium *L'Hér.*, das überreich behaarte Echium tuberculatum *Lk.* und Echium angustifolium *Lam.* Auch eine weit verbreitete kleine Linaria ist häufig. Aber all diese Pracht ist völlig vergänglich. Kommt man einen Monat später, so ist alles ver-

dorrt, die Samen sind gereift und harren im Boden der nächsten Winterregen, und bald hat der Wind auch die in Staub zerfallenen Reste des Pflanzenkleides verweht. Die Natur hat diesen Gürtel der überwiegenden Steppe also vorzugsweise zum Weidelande gemacht, ihre Bewohner zu Zeltbewohnern, zu Nomaden oder Halbnomaden.

Der Steppengürtel erstreckt sich langsam bis zu 600, 700 m ansteigend bis an den Fuß des Atlas, und dort ist, weil das Gebirge die Wasserdämpfe vom Meere her verdichtet, wieder, wenn auch nur in schmalem Saume, Anbau von Getreide ohne künstliche Berieselung möglich. Aber in einem Landgürtel von etwa 30—40 km Breite und 330 km Länge unmittelbar vor dem Gebirge, den ich den subatlantischen Gürtel der Berieselungsoasen genannt habe, werden dadurch neue Bedingungen geschaffen, daß zahlreiche Flüsse und Bäche, durch die Schneeschmelze auch im Sommer Wasser führend, aus dem Gebirge hervorbrechen und durch seine Sinkstoffe zugleich befruchtendes Wasser zu künstlichen Berieselungen liefern. Diese Wasservorräte sind schon im Mittelalter durch ein bewundernswertes, freilich jetzt vielfach in Verfall geratenes System unterirdischer Sammelkanäle, sog. Chattaras, vermehrt worden, welche das Grundwasser auf der geneigten Ebene in kleinen, bald natürlichen Quellbächen ähnelnden Rinnen an die Oberfläche leiten. Damit sind zahlreiche, bald größere, bald kleinere Oasen unter künstlicher Berieselung ins Leben gerufen worden. Dieselben bestehen vorzugsweise aus südlichen Fruchtbäumen, besonders Ölbäumen, Mandelbäumen, Aprikosen, Pfirsichen, Apfelsinen, Zitronen, Granaten u. dgl., in der Umgebung von Marrakesch auch aus einem großen Walde dort ihre Früchte reifender Dattelpalmen. Im Schutz dieser Bäume, zum Teil aber auch außerhalb und rings um die Fruchthaine, soweit im Winter größere Wasservorräte zur Verfügung stehen, sind nun Felder von Getreide, Gemüse u. dgl. angelegt. Namentlich Marrakesch ist fast ringsum von einem ungeheuren Haine von Fruchtbäumen und einem breiten Gürtel üppiger Gärten umgeben, soweit nicht zu steiniger Boden oder die auch da vorhandene Kalkkruste den Anbau unmöglich macht. Der Boden dieses Landgürtels besteht nämlich nur aus den miteinander verwachsenen Schuttkegeln, welche die Atlasflüsse, beim Austritt aus dem Gebirge ihren Lauf verlangsamend, dort in der Glacial-(Pluvial-)Zeit aufgeschüttet haben bezw. noch aufschütten. Hier und da sind es wahre Blockfelder, die der reißende Gebirgsstrom erst gestern hinterlassen zu haben scheint, in die er aber später enge, malerische, schwer zu überschreitende Täler eingeschnitten hat. Rein morphologisch meinte ich mich hier in den Landgürtel versetzt, welcher dem Fuß der bayrischen Alpen unmittelbar vorgelagert ist. Wo fein zerriebene Stoffe abgelagert sind, entwickelt daher der Boden unter künstlicher Berieselung äußerste Fruchtbarkeit; aber selbst auf dem Schotterfelde, ja selbst zwischen den Blöcken sah ich schöne Weizenfelder. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Oasen, die heute, von einer der Vorhöhen des Gebirges gesehen, wie die dunkeln Flecken eines Pantherfelles über die gelbe Fläche der Steppe verstreut erscheinen, durch sorgsamere und vollständige Verwendung des zur Verfügung stehenden Wassers über die ganze subatlantische Hochebene ausgedehnt werden

könnten. In ähnlicher Weise könnte auch die weite Tieflandsbucht des Gharb, das Gegenstück der Guadalquivirbucht Andalusiens, in der die untere Stufe weit ins Innere ausgreift, durch den Sebu in eine große Huerta verwandelt werden. Und so die Sohle manches andern Flußtals. So ergänzen sich die drei Gürtel des Atlasvorlands, das Getreideland, das Viehland, das Land der Baumfrüchte, in überaus glücklicher Weise. Alle drei aber lassen erkennen, was dies Land unter geordneter Verwaltung bieten könnte, wie viel Raum menschlicher Betätigung dort noch zur Verfügung steht. Wie viel europäisches Geld und europäische Intelligenz kann hier noch nutzbringend angelegt werden, um größere Flächen in Anbau zu nehmen und zu höherem Ertrage zu bringen, Wassersammelbecken, Hebewerke, Berieselungskanäle, die alle, wie in Oberitalien, zugleich Triebkräfte liefern könnten, u. dgl. m. herzustellen. Selbst für große gewerbliche Anlagen und elektrische Kraftübertragung eignen sich viele dieser gefällreichen Atlasflüsse. Es erweist sich auch in dieser Hinsicht das gewaltige, im Angesichte des Ozeans aufsteigende Gebirge des Atlas als einer der großen Sonderzüge Marokkos gegenüber dem von der Natur weit weniger begünstigten Algerien und Tunesien.

Das ganze Atlasvorland dürfte aber auch an vielen Punkten innere Schätze bergen. Ich schließe das daraus, daß es in seinem geologischen Aufbaue und namentlich in dem alten Grundgebirge Spanien gleicht, das ja, wie schon im Altertume so noch heute, eines der reichsten Bergbaugebiete der Erde auf Kupfer, Silber, Blei, Zink, Eisen, Quecksilber usw. ist, wenn auch fremdes, diese Schätze ausbeutendes Kapital daran vorzugsweise den Nutzen hat. Ich brauche nur die Quecksilberbergwerke von Almadén und die Kupferbergwerke von Rio Tinto zu nennen. Nachgewiesen ist allerdings in diesem Gebiete bisher nur das Vorkommen von Eisenerzen, diese aber an vielen Stellen. Und Eisenbergbau ist wohl schon im Altertume und später hier betrieben worden, wie alte Gruben und Halden zeigen.

Von Erzvorkommen im Atlas wissen wir so gut wie nichts, — Blei soll im Gebiet der Rhiata gewonnen werden —, vom Rifgebirge nur wenig. Doch ist von diesem, da es die Fortsetzung sowohl des algerischen Tell-Atlas wie des andalusischen Faltengebirges ist, die beide zahlreiche in Ausbeute begriffene Erzvorkommen aufweisen, von vornherein ein gewisser Erzreichtum anzunehmen. Gewonnen wurden hier ehemals Eisenerze nahe bei Melilla. Salz scheint an vielen Punkten, im Atlas wie im Rifgebirge, vorzukommen und ausgebeutet zu werden, wie bei Demnat, wo die im Sommer trockenen Betten mehrerer Flüsse und Bäche sich mit Salzkrusten überziehen, vor allem aber in einem tertiären Salzgebirge in Nordmarokko, etwa zwischen Uessan und Fâs, wo zahlreiche salzige Flüsse und Bäche vorkommen und nahe bei Fâs Salz gewonnen wird. Salzquellen liefern Salz am Dj. Hadid zwischen Mogador und dem Tensift, und der einzige ansehnlichere See des trockenen Landes, der kleine flache Sima-See in Ahmar, drei bis vier Tagemärsche landeinwärts von Saffi, liefert große Mengen von Salz, die man in sehr urtümlicher Weise aus der den Boden des Sees bedeckenden Schicht gewinnt, indem

man einfach die Kamele eine Strecke weit in den See treibt, sich legen läßt und dann mit Schaufeln ihre Palmbastkörbe füllt. Im Sommer soll sich der See mit einer Salzkruste bedecken.

Die an innern Schätzen reichste Landschaft Marokkos ist unzweifelhaft die südwestlichste, Sus, am Ozean zwischen dem Atlas und Antiatlas. Sie ist auch reich bewässert, hat fruchtbaren Boden und könnte wohl in großer Ausdehnung in eine Huerta verwandelt werden, wo neben südlichen Fruchtbäumen, namentlich auch Dattelpalmen, wie im Mittelalter Zuckerrohr und Baumwolle, wohl auch Erdmandeln in Fülle gezogen werden könnten. Schon heute ernährt das von Oasen übersäete Land mit seiner Fülle von Mandeln, Olivenöl, Fellen u. dgl. überwiegend den Handel von Mogador.

Proben von Eisen- und zum Teil sehr reichen Kupfererzen, die mir von verschiedenen Punkten vorliegen, bezeugen den Erzreichtum des Sus. Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren nach G. Rohlfs Kupferminen nördlich, nahe bei Tarudant, der Hauptstadt des Sus, im Betriebe, und Kupferverarbeitung zu Gefäßen der verschiedensten Art hat im Mittelalter und später hier große Bedeutung gehabt. Eisen ist an zahlreichen Punkten gewonnen worden. Sehr wahrscheinlich ist nach älteren Zeugnissen das Vorkommen von Gold und Silber. Von irgendwelchem Erzbergbau ist heute in ganz Marokko nicht die Rede. Derselbe ist zum Teil künstlich unterdrückt worden, um die Christen nicht anzulocken. Demgegenüber ist aber zu betonen, daß heute im Sus ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung die Erschließung der Bodenschätze des Landes wünscht und zu fördern bereit sein dürfte, schon aus echt berberischem Erwerbssinn. Ein vor zwei Jahren gemachter Landungsversuch einer französischen Gesellschaft im Sus, um die Vorkommen, auf die sie wohl durch aus dem Sus stammende Arbeiter in den Gruben Algeriens aufmerksam gemacht worden war, näher zu untersuchen, wurde von der marokkanischen Regierung mit Gewalt vereitelt.

Von einer irgendwie ins Gewicht fallenden Verarbeitung der im Lande vorkommenden Rohstoffe, einer Gewerbtätigkeit, ist heute keine Rede. Nur die allergewöhnlichsten Bedarfsgegenstände werden erzeugt: meist grobe Bekleidungsstoffe aus Wolle, Teppiche aus Wolle, Matten und Körbe aus Palmfasern und Halfa, Hausgeräte aus Holz, Kupfer, Messing, welche letzteren aus Europa eingeführt werden; Sättel und Pferdegeschirre aus Leder, Schuhe, namentlich solche aus gelbem Saffianleder, die noch im großen, besonders in Marrakesch, angefertigt werden und einen wichtigen Gegenstand der dortigen Marktwaren bilden, meist gewöhnliche Tonwaren u. dgl. Alle diese Zweige der Gewerbtätigkeit waren früher in großer Blüte, besonders die Erzeugung von Teppichen und Seidenstoffen, diese in Fâs, wo man gelegentlich noch köstliche Stücke von Brokatstoffen, alte Frauengürtel, kostbare, wertvolle Stickereien u. dgl. zu kaufen bekommt. Auch die Verarbeitung von Edelmetallen, in erster Linie Silber, war von Bedeutung und lieferte eigenartige, künstlerische Formen. Ebenso hat Holzschnitzerei und Bildnerei in Gips hier geblüht. Einige wenige aus besseren Zeiten erhaltene Bauwerke zeugen von der früheren hohen Gesittung des Landes. Heute herrscht durch-

aus die Bauart aus gestampftem Lehm mit Feldsteinen vor, also einem sehr vergänglichen Stoffe, der allen Bauten bald ruinenhaftes Aussehen verleiht.

Wie im heutigen Zustande von Ackerbau, Viehzucht, Verkehr, im völligen Erliegen von Bergbau und Gewerbtätigkeit unter der Jahrhunderte langen, allen Erwerbssinn unterdrückenden Mißwirtschaft, so prägt sich auch die Verkommenheit dieses von der Natur reich ausgestatteten Landes in der geringen Zahl seiner Bewohner aus, denn schließlich sind die Menschen doch überall die kostbarsten Schätze eines Landes. Marokko besitzt viele Gebiete, die völlig unbewohnbare Wüste sind, andre nur dünn für Nomaden bewohnbare Steppen, aber auch Landschaften, wie ganz Nordmarokko, die untere Stufe des Atlasvorlands mit dem Sus, den Gürtel der subatlantischen Berieselungsoasen, welche bei dem milden und durchaus gesunden Klima, das geringe Anforderungen an Ernährung, Kleidung, Wohnung stellt, lediglich auf Grund des Anbaues des Bodens einer großen Verdichtung der Bevölkerung zugänglich sind. Nach meinen Schätzungen dürften aber auch in den dichtest bevölkerten Landschaften, wie auf der Schwarzerde von Abda, das streckenweise wie mit kleinen Dörfern übersäet erscheint, nicht mehr als fünfzig Menschen auf einem Quadratkilometer wohnen. In ganz Marokko glaube ich nicht mehr als 8 Mill. Bewohner, also 13 auf 1 qkm, davon im Atlasvorlande 3 Millionen, also 35 auf 1 qkm annehmen zu sollen. Demgegenüber sind die oben erwähnten Landschaften bei geordneter Verwaltung, aber ganz abgesehen von dem möglichen Einflusse, den Bergbau, Gewerbtätigkeit und Handel einmal ausüben werden, einer Bevölkerungsverdichtung zugänglich, welche diejenigen des heutigen Sizilien, wo jetzt 137 Köpfe auf 1 qkm leben, noch übertreffen dürfte. Wenn wir dieses dichterer Besiedelung zugängliche Gebiet noch auf etwa 150000 qkm schätzen, so vermöchte es allein etwa 25 Mill. Menschen zu ernähren, ganz Marokko etwa 40 Mill., das Fünffache der heutigen Bevölkerung. Wir haben also hier vor den Toren Europas ein Gebiet, wo noch Raum für viele Millionen Menschen ist, und zwar auch für Europäer! Der Zeitpunkt, auf diese Frage näher einzugehen, würde in diesem Augenblicke übel gewählt sein, ich begnüge mich daher mit der Bemerkung, daß, nachdem in Algerien, das zum großen Teil malariaverpestet war und noch ist, der Beweis der Möglichkeit europäischer und selbst deutscher Besiedelung gegeben ist, — es gibt dort seit fünfzig Jahren bestehende und deutsch erhaltene Dörfer — es keinem Zweifel unterliegen kann, daß das durchaus gesunde und malariafreie Marokko ein ganz ausgezeichnetes Ziel deutscher Auswanderung sein würde.

Nachdem wir so den inneren Wert und die Zukunftsmöglichkeiten von Marokko klargelegt und festgestellt haben, daß dort ein von der Natur reich ausgestattetes Land noch in mittelalterlichen Zuständen verharrt, der Anbau des Bodens, die inneren Schätze desselben, die Wasserkräfte, die Viehzucht der Förderung durch europäische Geldmittel und vervollkommnete Methoden harren, daß dort alle Verkehrswege und -mittel erst zu schaffen sind, also ein unabsehbares Feld europäischer Betätigung der Erschließung harrt, drängt sich die Frage auf, was Marokko weltwirtschaftlich heute bedeutet. Sehr wenig!

Die Summen, welche die Rohstoffe ausmachen, die Marokko auf den Weltmarkt liefert, — fast nur um solche, etwa von geringen Mengen billiger Teppiche abgesehen, handelt es sich — und die Erzeugnisse europäischen Gewerbfleißes, die es aufnimmt, sind verschwindend gering, da ja Brotstoffe und Vieh für gewöhnlich überhaupt nicht ausgeführt werden dürfen, und bei dem Mangel an Häfen und Eisenbahnen die Verwertungsmöglichkeit vieler Landeserzeugnisse unterbunden wird. Ich will nur zwei von mir selbst beobachtete Fälle als typisch hier anführen. Im Jahre 1899 war in der Umgebung von Rabat die Gerste vorzüglich geraten, aber da sie nicht ausgeführt werden durfte und die Beförderung durch Karawanen in andre notleidende Gebiete zu teuer geworden wäre, lohnte es nicht, sie überhaupt nur zu ernten. Eben bei Rabat, im Tale des Bu Regreg, aber ähnlich auch bei Azemur, im Tale der Um-er-Rbia und anderwärts finden sich ausgedehnte Apfelsinenhaine, welche eine Fülle von Früchten hervorbringen, die zu den besten gehören, die ich in den Mittelmeerländern gegessen habe. Sie sind fast wertlos. Ein deutscher Kaufmann in Rabat versuchte sie auszuführen und kaufte eine Menge auf. Ein unglücklicher, aber leider sehr häufiger Zufall fügte es, daß kein Dampfer über die gefährliche Barre mit dem Lande in Verbindung treten konnte. Dem Kaufmann blieb schließlich nichts übrig, als seine Apfelsinenkisten auf Kamele zu laden und sie zwei starke Tagemärsche weit nach dem nächsten etwas begünstigteren Küstenplatze Casablanca zu schicken. Ehe sie dort verladen werden konnten, waren sie verfault! Dazu halte man sich gegenwärtig, daß auch der Telegraph in Tanger endigt, daß die Witterungsverhältnisse höchst unsichere sind, daß man von Hamburg aus nach San Francisco rascher und sicherer kommt als beispielsweise nach dem südlichsten Küstenplatze Mogador! Das sind nur einige der Schwierigkeiten, mit denen die Entwicklung des Handels in diesem Lande zu kämpfen hat.

Wie groß die Handelsziffer wirklich ist, das weiß niemand. Alle Zahlen beruhen auf mehr oder weniger unsicheren Schätzungen, den Berichten der Konsuln, den Angaben der Dampfergesellschaften u. dgl. Auch wohin die Waren gehen oder welches ihr Ursprungsland, ist häufig nicht mit Sicherheit anzugeben. Unter diesen Vorbehalten können wir die gesamte, in den letzten Jahren langsam steigende Handelsbewegung von Marokko zu rund 80 Mill. Mark angeben. Davon kommen auf England etwa 48, Frankreich 21, das Deutsche Reich 15, die übrigen Staaten etwa 16%. Meist halten sich Aus- und Einfuhr das Gleichgewicht, nicht selten aber überwiegt erstere. Die große Überlegenheit Englands beruht einerseits auf der allgemeinen Überlegenheit des englischen Handels, namentlich in Baumwollenwaren, anderseits auf der Nähe von Gibraltar, dessen Besatzung und Bewohner vorzugsweise von Marokko aus ernährt werden und das als bequem gelegenes, namentlich jeden Augenblick erreichbares Zwischenlager gelten kann. Dazu kommt, daß England die rascheste und regelmäßigste Dampferverbindung, jede Woche einmal, auch mit den südmarokkanischen Häfen, hat, dank der vertragsmäßigen Versorgung der Londoner Markthallen mit Gemüsen und Früchten aller Art von den kanarischen Inseln. Neben den billigen englischen Baum-

wollenwaren liegt auch die Einfuhr des marokkanischen Nationalgetränks, Tee, in englischen Händen. Den in ungeheuren Mengen dazu verbrauchten Zucker liefert aber Frankreich, dessen Handel sich vorzugsweise darauf stützt. Alle Bemühungen, das deutsche Zuckergewerbe für den marokkanischen Handel zu erwärmen, sind bisher erfolglos gewesen. Nur Belgien beteiligt sich etwas an Zuckereinfuhr.

Der deutsche Handel, dem eine so feste Stütze fehlt wie sie England in Baumwollenwaren und Tee, Frankreich in Zucker hat, ist überdies der jüngste, und seine Vertreter müssen sich neben den alteingesessenen englischen und französischen Handelshäusern erst mühsam Bahn brechen. Noch im Jahre 1894 hatte England z. B. in Saffi den ganzen Ausfuhrhandel in der Hand gehabt, während schon 1897 die deutsche Ausfuhr mit 46% der englischen mit 47,8% nahe kam, freilich ohne sich auf dieser Höhe behaupten zu können. Auch in Mogador war 1900 die deutsche Ausfuhr auf 34% der Gesamtausfuhr gestiegen. Es fehlt dem deutschen Handel auch ein Stützpunkt, wie ihn England in Gibraltar, und das so viel nähere Frankreich in Algerien, besonders Oran, hat. Auch die deutschen Dampferverbindungen sind noch jung und unentwickelt, es fehlt noch immer, abgesehen von Tanger, an häufiger und vor allem zuverlässiger Dampferverbindung. Es fehlt ein Geldinstitut u. dgl. m. Man kann in Marokko überhaupt erst seit 1880 von deutschem Handel sprechen. Wenn sich der deutsche Handel in dieser kurzen Zeit zur dritten Stelle emporzuschwingen vermocht hat, so muß man der Rührigkeit, Umsicht und Tatkraft seiner Vertreter alle Anerkennung zollen. Sie sind zuerst von allen Europäern nicht in den Küstenplätzen sitzen geblieben und haben sich die Waren bringen lassen, sondern sie sind denselben ins Innere entgegengegangen. Deutsche Häuser haben zuerst in Fâs, namentlich aber in der südlichen Hauptstadt Marrakesch Zweigniederlassungen gegründet, wie überhaupt der deutsche Handel in Südwestmarokko sich besonders Bahn gebrochen hat. Derselbe ist auch vorzugsweise Ausfuhrhandel, da wir bisher nicht in der Lage waren, einen Einfuhrgegenstand zu finden, der sich irgendwie an Bedeutung mit Baumwollenwaren, Zucker und Tee messen könnte. Die Ausfuhr marokkanischer Rohstoffe nach dem Deutschen Reiche ist meist doppelt so groß und größer als die Einfuhr der Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes. Es werden besonders nach Hamburg, neben dem nur noch Bremen, aber in sehr geringem Maße, in Betracht kommt, ausgeführt: Mandeln, Olivenöl, Ziegenfelle, Ochsenfelle, Wolle, Hühnereier, Wachs, Sandarac-Harz, Saubohnen, Kichererbsen, Mais, Gerste — wenn die Ausfuhr von Brotstoffen einmal erlaubt ist — Kanariensamen, Leinsaat, Linsen, Kümmel, Hörner und Knochen, Rinder, die aber nur in vertragsmäßig beschränkter Zahl ausgeführt werden dürfen, meist nach Spanien, ferner auch gelegentlich geringe Mengen von Teppichen, Datteln, Gummiarabikum u. dgl.

Die Einfuhr deutscher Erzeugnisse erstreckt sich besonders auf Wollwaren, besonders Tuche, Kaffees, Eisen- und Metallwaren, Farben, Drogen und Chemikalien, Papier, Kurzwaren, Glaswaren u. dgl. Von andern Staaten bezieht Marokko außer den schon genannten Gegenständen: Holz, Kerzen,

Petroleum, Seife, Parfümerien, Kolonialwaren, Seidenstoffe, diese besonders von Frankreich, Steingut, Kerzen, auch gelegentlich Mehl. So wichtig der deutsche Handel mit Marokko auch heute schon ist, wichtiger als der mit dem deutschen Schutzgebiete Ost-Afrika, so ist derselbe doch nur nach der kurzen Zeit seines Vorhandenseins, nach den Schwierigkeiten des Bahnbrechens und als Saat für die Zukunft zu beurteilen. Dazu kommen aber 8—10 Mill. Mark deutschen Kapitals, die nach amtlichen Erhebungen schon vor einigen Jahren in Marokko angelegt waren. Dazu kommen die Interessen der deutschen Schiffahrt, der Dr. Jannasch erst 1890 Bahn gebrochen hat. Nachdem sich die Wörmann-Linie von Marokko zurückgezogen hat, liegt das Schwergewicht auf der Oldenburg-Portugiesischen Linie, welche jede zweite Woche die Küstenplätze am Ozean anlaufen läßt; zu ihr gesellt sich die deutsche Ostafrika-Linie, die Hamburg-Amerika-Linie, die Sloman-Linie, welche Tanger anlaufen. Es ist ferner auf die deutsche Post hinzuweisen, der eine Privatpost deutscher Kaufleute von Mogador und Saffi nach Marrakesch vorgearbeitet hatte, und welche heute Poststellen in Tanger, Ksar el Kebir, Meknâs, Fâs, Larasch, Rabat, Casablanca, Mazagan, Saffi, Mogador und Marrakesch eingerichtet hat, die sehr rasch sich das allgemeine Vertrauen, namentlich bei den Eingeborenen und im Geldverkehr, erworben haben und die andern europäischen Postanstalten in Schatten zu stellen beginnen. Es ist ferner noch einmal auf die fünf deutschen meteorologischen Stationen zu verweisen, jede ungefähr einer solchen zweiter Ordnung im preußischen meteorologischen Dienste gleichstehend, die in Casablanca, Mazagan, Saffi, Mogador und Marrakesch in Tätigkeit sind, und schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß deutsche Geographen und Forschungsreisende, von Gerhard Rohlfs an mit den kärglichsten privaten Mitteln soviel zur Aufhellung von Marokko beigetragen haben, daß sie in dieser Hinsicht nur von den Franzosen, denen jederzeit reiche Mittel und energischste, amtliche Förderung zur Verfügung stand, übertroffen werden.

Das deutsche Volk, dessen Lebensinteresse auch gebieterisch fordert, daß nicht noch die letzten Gebiete freier Betätigung ihm verschlossen werden, hat somit ein Anrecht auf ein gut Teil des Lohnes, auf den die Erschließer Marokkos hoffen dürfen. Und wenn ein französischer Kolonialpolitiker auf Grund seiner eingehenden Studien über Marokko es ausgesprochen hat, daß Marokko, wenn heute Algerien eine jährliche Handelsbewegung von 600, Tunesien eine solche von 100 Mill. Franken habe, beide fast ausschließlich zum Vorteil Frankreichs, in wenigen Jahrzehnten sich zu einer Handelsbewegung im Betrage von 1000 Mill. Franken aufzuschwingen imstande sei, so ist es überaus dankenswert, daß die deutsche Staatskunst sich anschickt, in ebenso besonnener wie energischer Weise dem deutschen Volke den ihm gebührenden Anteil an diesen Zukunftshoffnungen zu sichern.

L'intruse.

Von

Anselma Heine.

Ja, nun war sie fertig!

Frau Baltzer klappte die Schreibmaschine zu und schloß sie ein; dann steckte sie den Schlüssel in ein fertig adressiertes Kuvert, rückte die Lampe beiseite und legte die beiden andern Briefe zum ersten. Ordentlich, einen unter den andern.

Fertig! Sie lächelt, da sie sich das Wort sagen hört. Es drückt so gut aus, warum sie aus dem Leben gehen will. Einfach, weil sie fertig ist: die Arbeit weggepackt, die Liebe zum Ende gelebt, die Kraft verbraucht.

Der Brief gestern von der Bank ist nur der letzte Anlaß. Kaum das! Wenn sie in eine kleine Stadt zöge, würde sie wahrscheinlich mit ihren 2300 Mark auskommen; irgendwie dazu verdienen, oder man gibt sich in eine billige Pension und bringt da seine Tage leidlich gemächlich zu Ende. Natürlich könnte sie das! Und es gäbe auch Freunde hier und da, die sie einladen würden, aufs Land. Für eine kleine Reise.

Aber wozu das alles? Warum nicht lieber aufstehen von der Tafel, an der man gefeiert hat? Warum nicht einfach von dem Fest nach Hause gehen, still und dankbar?

Sie hat nie lange Zwischenakte geliebt. Schon als Kind empfand sie das Nebensächliche als verächtlich. Ihre Geschwister behaupteten, sie wäre faul, weil sie nicht mit ihnen schreien und laufen wollte. Aber dann saß sie oben auf einem Baume, so daß sie eine sichere Einsamkeit um sich herum bekam, und träumte. Und das war viel schöner als alles, was sie erleben konnte. Es machte immer so ungeduldig, daß man nie etwas so herrlich und so stark erhielt, wie man es sich wünschte.

Wenn sie reiste, mit der Eisenbahn fuhr, hätte sie überall aussteigen mögen, jedes Ding mitraffen, an sich pressen, in sich hineinpressen. Alles lockte und versprach. Aber sobald man es berührte, verlor es seine schöne Ewigkeit und wurde menschlich.

Ging man über Blumenwiesen — nur einen Arm voll vermochte man zu umspannen von all dem Reichtum. Und pflückte man die schönsten Blüten — nach ein paar Tagen waren sie verfärbt und begannen schlecht zu riechen. Und Mathilde Baltzer haßte alles Verwelken!

Ihr selber unvermutet kommt ein Lächeln über sie, froh und zärtlich. Sie denkt jener Zeit, da sie Welken und Vergänglichkeit vergaß, der Zeit mit Ado. Ja, damals ist alles heiß gewesen, blühend, voll Glanz!

Sie denkt an die gemeinschaftlichen Künstlerfahrten durch Amerika, nach London, nach Paris, nach Petersburg, nach Rom; an ihre grünen, stillgefüllten Sommer im Gebirge und am Meere: an alle Begeisterung und Liebe, die man ihnen auf den Weg legte. Und sie waren noch beide jung. Der Ruhm war noch prickelnd und verheißungsvoll, ihr Durst nach neuen Siegen noch lebendig.

Dann starb Ado.

Damals hatte sie es tun wollen. Alles war vorbereitet. Aber gerade an dem Tage kam der Freund ihres Mannes, der Maler, der ihr Porträt begonnen hatte. Es war zur großen Ausstellung nach Paris angemeldet, es wäre für den Mann ein Unglück gewesen, es nicht zu beenden. So verschob sie ihr Vorhaben. Und dann — ja dann ist das Leben gekommen und hat sie mitgezerrt. Nicht wieder in den vollen Strom hinaus — damit war es vorbei. Die Trauer hatte ihr für immer die Freude an sich selber ausgelöscht. Kühl und kritisch verkehrte sie mit sich, wie mit einer lästigen Fremden, die man ertragen muß. In dieser Gleichgültigkeit starb ihre Schönheit, ihre Gesundheit. Namentlich die Augen erholten sich nie wieder. Sie mußte es aufgeben, noch in Konzerten zu spielen. So verlor sie auch ihre Arbeit.

Aber nun hatte sie ja gelernt, sich an andern zu freuen, einzusehen, wie sie lebten, gelernt, ihnen zu raten. Alle kamen sie und legten ihre Schicksale vor Mathilde Baltzers Augen hin, damit sie sie entwirren sollte. Und die müde waren, kamen, um sich in Mathilde Baltzers Dämmerung auszuruhen. So war es gewesen diese zehn Jahre lang. Jetzt, wo sie ihr Geld verloren hat, zerfiele wohl auch das. Ein Kopf voll Werktagsmattigkeit und Alltagssorgen hat keine Kraft, an andre zu denken. Außerdem kriechen diese andern nicht gerne in den Schatten. Sie brauchen ja Sonnenlicht, um ihre Schmerzen und Freuden funkeln zu lassen.

Überhaupt geht es wohl der Frau so: Ist sie zwanzig Jahre, will man ihren Mund, sie soll schwatzen und küssen. Ist sie dreißig Jahre, wünscht man ihre Augen, um darin zu lesen. Man legt alles, was einen bewegt, vor diese Augen hin. Man holt sich Rat bei ihnen. Ist sie vierzig Jahre, braucht man nur ihr Ohr. Sie soll zuhören. Nach dem vierzigsten Jahre aber wollen die Menschen nur noch ihre Hand — zum Geben.

Das alles kann Mathilde nun nicht mehr. Vor allem, sie will nicht mehr. Sie hat keine Lust, zuzusehen, wie ihr Dasein blasser wird und blasser. Vielleicht ist sie schon ein wenig zu lange sitzen geblieben an der Tafel. Schon hat man die Blumen hinausgetragen, jetzt wird das Almosen aufgesetzt; Speisen für Leute, die essen, um dem Hunger zu entgehen, Plebejer.

Schnell weg also!

Mit einer ungestümen Bewegung erhebt sie sich. Wie sie nun steht, fängt ihr Herz an rasend zu schlagen.

Sie hatte geglaubt, ganz ruhig zu sein.

Sie tritt ans Fenster. Die senkrechte Lichtzeile drüben am Vorderhause ist ihre Uhr. Um zehn Uhr wird das Flurgas gelöscht, das Haus geschlossen. So lange muß sie warten. Es könnte noch jemand kommen.

Am Fenster setzt sie sich wieder nieder und blickt auf die schwarzen feuchten Winterzweige des Gärtchens. Über ihr hustet eine alte Dame, die seit Monaten nicht sterben kann; unter ihr übt eine Sängerin, deren Stimme zerbrochen ist, frivole Liedchen ein. Sie will ans Brettl. Von seitwärts oben dringt das gelbweiße Licht eines Kronleuchters. Da drinnen predigt der blasse, magere Theosoph einer verzückten Gemeinde Fleischabtötung, Überwindung des Karma, Erwerbung des Astralleibes. Ach Gott! Mein Gott!

Im Halbdunkel des Zimmers geht sie ruhelos auf und ab.

Die Hauptsache ist jetzt, alles vernünftig einzurichten, vernünftig und ordentlich. Es ist so albern, zu pfuschen.

Sie überlegt. Um sieben kommt die Aufwartefrau. Dann ist es schon hell, man braucht kein Licht mehr anzuzünden. Das ist gut. Es könnte sonst eine Explosion geben. Sollte man vielleicht die Küche zuschließen? Damit die Frau sie da nicht ganz unvorbereitet findet?

Mathilde Baltzer geht durch den Flur, drückt den Hebel des Haupthahns nieder, dann geht sie in die Küche und löst den Gaskocher vom Schlauch. Alles im Dunkeln. Zuletzt ergreift sie das Vogelbauer, das da am Fenster hängt, und trägt es in die Wohnstube. Wozu soll das Tierchen ersticken?

Sie geht zur Küche zurück und stellt sich ans Fenster. Aus dem großen Mietsbureau unten fällt starker Lichtschein auf die Seitenwand. Eifrig redende Silhouetten schieben sich hindurch. Das geht da unten bis tief in die Nacht hinein — Feilschen, Beschwatzen, Hoffen und Klagen, Dienstboten- und Herrschaftsmarkt. Gier und List kämpfen miteinander. Ach Gott! Mein Gott!

Ihr gegenüber die kirchenartig hohen Fenster sind unverhüllt und hell erleuchtet. Richtig, Sonnabend! Ball im Tanzlokale! Dienstmädchen in dunklen Wollkleidern, helle, glockenförmige Spreewälderinnen, Männer in dunkeln Röcken mit roten Gesichtern.

Sie sieht die Paare doppelt. Erst an den vielen Fenstern vorbeitanzend, dann noch einmal im Spiegel, der die Saalwand drüben bedeckt. Und wie sie da steht, kommt ihr dies unablässige Tanzen, zu dem sie die Musik nicht hört, wie gespenstisch vor. Als hätten die da drüben spukhafte Schuhe an den Füßen und müßten tanzen, tanzen, bis ihnen die Kräfte versagen, sie tot hinsinken.

Sie zieht die Gardinen sorgfältig zusammen. So, als müsse sie sich schützen, bergen vor alle den Atemlosen da draußen. Und jetzt, da sie ganz im Dunkeln steht, verhängt und verwahrt, überkommt sie eine Wärme, ein Vorgeschmack von Zufriedenheit, fast Schadenfreude.

Im Eßzimmer schlägt der Regulator zehn. Jetzt also!

Frau Baltzer geht ins Wohnzimmer zurück und löscht die Lampe. Ihre Hände sind wieder ganz eiskalt geworden. Einen Augenblick denkt sie mit Angst ans Sterben. Aber sie überwindet das.

Und nun geht alles, wie sie es sich vorgenommen hat. Am Herde sitzt sie auf dem Küchenstuhl und hat den Gasschlauch im Munde. Tapfer überwindet sie die ersten Widerstandsbewegungen. Sie hält die Hände fest verkrampft im Schoße. Nun beginnt ein Brausen in den Ohren. Es klingt wie Meer. Dazwischen ein Glöckchen. Gleich darauf noch einmal. Ach, das ist ja — nein, sie ist noch ganz wach — das ist ja die Türklingel, die sie hört. Mit einer unwillkürlichen Bewegung springt sie auf, um zu öffnen; dabei wird ihr so schlecht, daß sie sich wieder setzen muß. Zugleich sagt sie sich, daß es ja Unsinn gewesen wäre, zu öffnen. Aber sie dreht doch den Gashahn wieder in Sicherheit. Da klingelt es zum dritten Male. Halb aus Nervosität, halb gewohnheitsmäßig springt Frau Baltzer auf und öffnet.

„Guten Tag, guten Tag. Na, soll ich nicht hereingelassen werden? Ich sah doch noch vor zehn Minuten Licht bei Ihnen. Aber das riecht ja hier entsetzlich nach Gas. Riechen Sie denn nichts?"

„Ja, schrecklich." Mathilde tritt in die Küche zurück und öffnet das Fenster. Auch gegenüber, im Eßzimmer, macht sie alles auf und stellt Stühle vor die offenen Türflügel, damit sie nicht zuklappen. „Kommen Sie ins Wohnzimmer. Hier zieht's."

Man merkt ihr nicht einmal an, daß sie nur maschinenmäßig den gewohnten Apparat abklappert. Die kleine Besucherin wenigstens merkt nichts. Ungeniert legt sie ab und erzählt. „Raten Sie, woher ich komme! Vom Theosophen. Da mußte ich Sie noch überfallen. Ihnen alles brühwarm erzählen. Haben Sie vielleicht eine Apfelsine? Meine Kehle ist ganz ausgetrocknet. Es war eine gräßliche Luft da oben."

Mathilde holt Apfelsinen, Teller, Löffel und Zucker aus dem Büfett. Dann setzt sie sich der kleinen lebhaften Frau gegenüber. Sie kämpft mit einer quälenden Übelkeit. Und ihr Kopf ist noch ganz durchströmt von Brausen. Die Kleine aber erzählt. Sie fängt an, zu berichten, springt dann ab, redet von einem Wohltätigkeitsbazar, in dem sie verkauft, und dann von einem Dienstmädchen, das sie zum April gemietet hatte. „Aber denken Sie nur, vor ein paar Tagen finde ich im Briefkasten ein kleines verknautschtes Paket, auf dem stehen mit Bleistift folgende denkwürdige Worte: ‚Ich stecke es in den Kasten, denn sieben Zimmer sind mir zu schwer, und ich habe Angst, wenn erst die Türe aufgeht und ich gnädige Frau wiedersehe, denn ich weiß, dann lasse ich mich bereden, wo der Dienst mir doch zu schwer ist.' In dem Päckchen lag der Mietstaler. Ist das nicht himmlisch? Eigentlich ein Kompliment für meine Unwiderstehlichkeit. Nicht?"

Die kleine Frau lacht. Das ganze Zimmer ist erfüllt von ihrem Gezwitscher.

Von Mathilde weicht es langsam, wie ein Nebel. Bis jetzt hat sie auf ihren Besuch kaum achtgegeben. Nur ungeduldig die Pause zu Ende gewartet. Jetzt, wie sie das kleine Ding da herumlärmen und =eiteln sieht, kommt ein

Gefühl beluſtigenden Wohlwollens über ſie. Die junge Frau ſcheint ihr wie ein buntes, zutrauliches Tierchen, das man ſtreicheln möchte. Sie blickt hinüber zu ihr. Und ihre ſchwachen, unzulänglichen Augen zeigen ihr in dem unbedeutenden, kleinlich gezierten Geſichtchen nur die großen Züge; nur das, was die Natur ſich gedacht hatte, als ſie dies Geſchöpfchen werden ließ. Und Mathilde freut ſich daran. Warm dringt es ihr zum Herzen, behaglich pulſiert es ihr durch Kopf und Finger.

Auf einmal erſchrickt ſie. Sie hat begriffen, was geſchehen iſt! Sie hatte geglaubt, ſich retten zu können vor dem Leben, nun war es wieder bei ihr eingedrungen. In ſeiner banalſten Geſtalt zwar, aber dennoch bekam es Macht über ſie. Denn ſchon begann ſie wieder, es zu lieben. Warum mußte ſie auch die Türe öffnen!

Auf einmal beugt Frau Baltzer ihren Kopf und beginnt zu weinen.

Die kleine Frau ſteht auf. Was iſt Ihnen denn? Und wie blaß Sie ausſehen. Kopfſchmerzen? Warum haben Sie mich nicht fortgeſchickt? Ich wollte mich ja nur ein bißchen ausplaudern bei Ihnen. Nein, nein, bleiben Sie nur, der Portier wird ſchon aufſchließen."

Mathilde läßt ſie gehen.

Mitten im Zimmer ſteht ſie und weint heiße Tränen auf ihre müden Hände herab.

Endlich geht ſie zum Schreibtiſch und zerreißt die drei Briefe, die da liegen.

Sie iſt doch noch nicht fertig!

Langſam ſteckt ſie den Schreibtiſchſchlüſſel in die Taſche, dann geht ſie zum Fenſter und zieht die Vorhänge zurück. Sie öffnet. Beide Flügel. Mag jetzt doch hereinkommen, was da will. Ausgeliefert iſt ſie ja doch!

Die feuchte Nacht berührt ſchweſterlich ihr naſſes Geſicht; über den Dächern ſchwimmt rötlicher Laternenſchein, die bunten Lämpchen der Reklameſchilder ſchicken alle Farben in das Grau des Himmels, wechſeln, erlöſchen und tanzen wieder auf. Leiſe regen ſich die beglänzten Bäume, als könne der künſtliche Schein ihnen Knoſpen wecken. Alles iſt erregend, lockt und verſpricht, wie es von jeher tat.

In dieſem Augenblick klingen ihr im Gedächtnis die Worte von vorhin nach: „Ich weiß, dann laſſe ich mich bereden. Wo der Dienſt mir doch zu ſchwer iſt." Sie muß faſt lachen über ſich ſelbſt, und daß ſie weniger ſchlau zu Werke gegangen iſt als das Dienſtmädchen.

Sie hätte die Türe nicht öffnen ſollen!

Sie hört Muſik, das Reiben, Rucken und Schleifen der elektriſchen Bahn. Mathilde findet, es iſt wie Kettengeklirr. Die fernen Menſchenſtimmen klingen wie unterdrücktes Stöhnen. Und alle dieſe Töne ſchwimmen auf einem leiſen, unabläſſigen, fernen, doch machtvollen Brauſen, das ſie zu tragen ſcheint.

Mathilde lehnt ſich weit hinaus und horcht.

Sie hat die Stimme des Lebens erkannt; der Herrin, der ſie von neuem fronen wird.

Die Ausstellung von Werken deutscher Landschafter in Berlin.

Von allen Jahrhunderten der Kunstgeschichte ist das neunzehnte zweifellos eins der am schlechtesten gekannten. So verwunderlich dies auf den ersten Blick erscheinen mag, so leicht ist es zu verstehen. Während bei den früheren viele Generationen tätig gewesen sind, um den Stoff zu sichten, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden und die Fäden der Entwicklung bloßzulegen, hat hier die Arbeit erst kaum begonnen. Und diese Arbeit selbst ist wegen des unheimlichen Anwachsens der Produktion im 19. Jahrhundert auch unendlich viel schwieriger. Wenn man bedenkt, daß ein Pariser Salon in unsrer Zeit mindestens zehnmal soviel Kunstwerke umfaßt wie einer um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und daß damals Deutschland, Italien, Spanien und England neben Frankreich nur untergeordnete Rollen spielten, während von slawischer, skandinavischer und amerikanischer Kunst noch kaum die Rede war, so kann man eine annähernde Vorstellung von dieser Zunahme gewinnen. Dazu kommt, daß die zeitgenössische Kritik im 19. Jahrhundert nicht nur wenig brauchbare Vorarbeit geliefert, sondern die Begriffe zum Teil geradezu unheilbar verwirrt hat. Während die Liebhaber früherer Jahrhunderte fast stets wußten, worauf es in der Kunst ankommt, wurden nun meist Werke erworben, die durch Umfang, Stoffwahl oder irgendeinen technischen Trick vorübergehend Sensation erregten, so daß wenigstens die älteren Bestände vieler unsrer Provinzsammlungen nur ganz wenige Werke von bleibendem Werte enthalten. Glücklicherweise beginnt jetzt diese Einsicht, ohne die ein Neuaufbau unmöglich ist, allgemein durchzudringen.

In Frankreich öffnete zuerst die Centennale von 1889 dem größeren Publikum die Augen darüber, daß nicht in den großen Bildern von Horace Vernet und Delaroche, von Cabanel und Baudry, sondern in den unscheinbaren Bildern von Millet, Corot und ihren Genossen der wahre Ruhm der französischen Kunst zu suchen sei. Seitdem sind auch bei uns die Kunsthistoriker und Kunstfreunde eifrig wie Schatzgräber dabei, das Erdreich der deutschen Kunst nach ungekannten Kostbarkeiten zu durchforschen. Und manche Schätze sind bereits zutage gefördert worden. In Hamburg, Frankfurt a. M. und andern Orten sind ganze Lokalschulen entdeckt worden, von deren Vorhandensein man vorher kaum eine Ahnung hatte. Wir haben Menzel, Böcklin, Leibl jetzt nach ihrem ganzen Werte kennen gelernt; wissen, daß zu einer Zeit, wo man in Deutschland angeblich das Malen verlernt hatte, Männer wie Waldmüller köstliche Landschaften und Bildnisse schufen, und daß um 1870 in München nicht nur Leibl und Thoma, sondern eine ganze Gruppe junger Künstler Meisterwerke hervorbrachten, die einen sicherern Anspruch auf Unsterblichkeit haben als die Werke der Piloty-Schule. Und immer wieder gibt es neue Überraschungen. So zeigt die jetzige große Berliner Kunstausstellung zum erstenmal den Reichsdeutschen Werke des jüngst verstorbenen Wieners Rudolf v. Alt, der zwar nicht die Vielseitigkeit Menzels, aber ein ebenso untrügliches Auge und eine ebenso sichere Hand besaß wie dieser.

Die erste wichtige Etappe in diesem Entdeckungsfeldzuge soll nun die deutsche Jahrhundertausstellung werden, die vom Januar des kommenden Jahres ab in der

Berliner Nationalgalerie stattfinden wird. Seit langer Zeit sind in allen größeren deutschen Städten Kenner und Liebhaber beschäftigt, das Charakteristischste und Wertvollste auszusuchen, so daß man die Erwartungen nicht leicht zu hoch spannen kann. Denn wieviel Schönes auch von wenigen Leuten und in verhältnismäßig kurzer Zeit auf diesem Gebiete zusammengebracht werden kann, das beweist die Ausstellung von Werken deutscher Landschafter des 19. Jahrhunderts, die gewissermaßen wie ein Präludium zu jener in den Rahmen der diesjährigen Großen Berliner Ausstellung eingefügt worden ist und den denkbar größten Beifall gefunden hat.

Man hat ihren Veranstaltern, unter denen sich neben dem Professor an der Berliner Akademie, Friedrich Kallmorgen, besonders der Landschaftsmaler Franz Hoffmann-Fallersleben Verdienste erworben hat, den Vorwurf gemacht, sie hätten der Jahrhundertausstellung vorgreifen und sie dadurch schädigen wollen. Nichts ist falscher und ungerechter als diese Verdächtigung. Nach allem, was wir gesagt, lag die Idee so in der Luft, daß jeder sie aufgreifen konnte, und Kallmorgen hatte sie lange gefaßt, ehe er von dem andern Unternehmen überhaupt erfuhr. Außerdem wurde er von wesentlich andern Erwägungen dabei geleitet als Tschudi, v. Seidlitz, Lichtwark und ihre Freunde. Diese wollen historische Anschauungen korrigieren, er wollte nach den Ausstellungen der französischen und belgischen Landschafter, die in den letzten Jahren stattgefunden haben, zeigen, wieviel Schönes und Nachahmenswertes, für den Deutschen besonders Nachahmenswertes, auch unsre älteren deutschen Landschafter geleistet haben. Dabei kam es ihm weniger darauf an, durchaus unbekannte Werke zusammenzubringen, als solche, die ungerechterweise in den Hintergrund gedrängt und von dem jüngeren Geschlecht mißachtet oder vergessen waren.

Natürlich darf man keinen zu hohen Maßstab an die Ausstellung legen. Auch bei der aufopferndsten Tätigkeit können ein paar Männer, die obendrein durch ihren Beruf gebunden sind, nicht in wenigen Monaten eine Arbeit leisten, die unter normalen Verhältnissen ein Jahr beanspruchen würde. Manche Anfragen, Bitten, Besuche, ja wohl selbst Reisen sind ergebnislos verlaufen. Vielleicht noch hinderlicher war es, daß zuweilen Rücksichten genommen werden mußten, an die die Veranstalter der Jahrhundertausstellung nicht gebunden sind. Manches eingeschickte Bild mußte aufgehängt werden, wollte man den Besitzer nicht unnötig kränken. Ein paar Beispiele mögen genügen: ein Feuerbach, auf den große Hoffnungen gesetzt worden waren, wurde in letzter Stunde abgesagt; ein Leibl stellte sich bei seiner Ankunft als eine unbedeutende Skizze heraus. Man bemühte sich um ein Bild von Morgenstern, den ersten Münchner Stimmungslandschafter, und erhielt ein von Schleich fertig gemaltes Werk aus seiner letzten Zeit, das für seine geschichtliche Stellung natürlich so wenig charakteristisch wie nur möglich ist; man wollte den jüngst verstorbenen Hamburger Valentin Ruths vertreten haben, und statt seiner intimen Heidebilder kamen zwei seiner italienischen Landschaften an. Wenn man alle diese Schwierigkeiten in Betracht zieht, so kann man den Veranstaltern nur Glück dazu wünschen, daß sie trotzdem eine so ansehnliche und beachtenswerte Sammlung vereinigt haben.

In den Mittelpunkt gerückt und am stärksten vertreten sind Friedrich Preller, Andreas Achenbach und Karl Buchholz, zwei erklärte Liebhaber des deutschen Volkes und ein fast unbekannter Künstler. Daß den beiden ersten Ehrenplätze gebührten, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Ob es aber nötig war, sie in einer Ausstellung so reich zu bedenken, die von einem Schindler, vielleicht dem feinsten deutschen Stimmungslandschafter, und von einem Böcklin nur je ein Bild enthält, darüber sind nicht ganz unberechtigte Zweifel laut geworden. Allerdings haben hier Gründe nicht historischer Art mitgesprochen. Aber soll man der Ausstellungsleitung wirklich Vorwürfe darüber machen, daß sie den in Berlin fast spurlos vorübergegangenen hundertsten Geburtstag des Malers der Odysseebilder noch nachträglich ein wenig feiern und daß sie dem nun neunzigjährigen Nestor der deutschen Malerei eine besondere Ehrung zuteil werden lassen wollte? Und doch wäre weniger hier vielleicht mehr gewesen. Drei oder vier unbestrittene Hauptwerke hinterlassen, wirksam

gruppiert, eine nachhaltigere Wirkung als fünfzehn, unter denen sich einiges Mittelgute befindet. Die Schwächen der beiden Meister treten so deutlich hervor. Bei Preller ist es vor allem sein Mangel an koloristischem Gefühl. Gewiß kann ein Maler ganz groß sein, wenn er auch hart und herb in der Farbe ist. Allein Preller ist nicht herb. Er wollte sich nicht bescheiden, wollte als Kolorist erscheinen und wurde dabei oft flau. Man muß von seinen späteren Bildern zu der wundervollen Eichengruppe auf Rügen aus dem Weimarer Schlosse gehen, um seine Größe ganz zu empfinden. Bäume von solcher Schönheit und Erhabenheit hat allerdings kaum ein einziger andrer Künstler des 19. Jahrhunderts gemalt. Besonders freudig zu begrüßen sind außerdem die Farbenskizzen zur endgültigen Fassung der Odyssee, die aus Eisenacher Privatbesitz zum erstenmal seit langer Zeit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind. Bei Achenbach ist man erstaunt darüber, wievielen Einflüssen der sonst eher als eintönig verschriene Meister zugänglich gewesen ist und wie oft er demgemäß seine Art verändert hat. Auf frühe Bildchen, bei denen er ganz von den Holländern oder von den durch diese beeinflußten deutschen Kleinmeistern vom Anfang des 19. Jahrhunderts abhängig ist, folgt ein in Motiv und Stimmung sich ganz an Lessing anlehnendes, dann eins, in dem er mit Isabey an Kraft des Tones wetteifert, ein durchaus im Sinne des französischen Paysage intime gehaltenes, eins, das ganz an die Werke seines Bruders anklingt. Für die historische Würdigung der beiden Meister sind diese Betrachtungen ungemein wertvoll. Allein es entsteht doch ein gewisser Zwiespalt. Wollte man sie nur ehren, so durfte man sie nicht in ihrer Beschränkung zeigen; wollte man sie historisch eingliedern, so durfte man sie nicht äußerlich so vor den andern auszeichnen.

Anders verhält es sich bei Buchholz. Da es hier galt, einen fast verschollenen prächtigen Meister wieder zu Ansehen zu bringen, mußte man zeigen, daß ihm nicht nur hie und da ein gutes Bild geglückt sei. Viele Künstler des 19. Jahrhunderts, die nachmals berühmt wurden, sind verkannt und im Elend gestorben, weil die Zeit für sie noch nicht reif war. Daß aber ein bedeutender Künstler, dessen Werke gar nichts Herausforderndes oder liebe Gewohnheiten Verletzendes haben, mit vierzig Jahren seinem Leben selbst ein Ende macht, weil er überhaupt kein Bild mehr loswerden kann, das steht wohl ohne Beispiel da. Es müssen hier ganz merkwürdige Verhältnisse mit im Spiele gewesen sein. Buchholz war kein Bahnbrecher. Seine in den siebziger und achtziger Jahren geschaffenen Bilder sind milde und reife Werke, vor denen man am ehesten an die einige Jahrzehnte früher geschaffenen der Meister von Barbizon, besonders Diaz und Daubigny, denkt. Zuerst ging er ganz naiv der Natur nach, malte in lichten Farben das, was ihm am nächsten lag: einen Garten oder eine Dorfstraße. Dann taten es ihm die alten Meister an; nun konnte er sich in Lasuren nicht genug tun, um den tiefen, satten Glanz ihrer Werke herauszubekommen. Seine Motive aber holte er sich nach wie vor aus den Dörfern, Feldern und Wäldern der Umgebung Weimars. Bald ist es ein ausgeholzter Wald, in den ein einsamer Weg hineinführt, bald ein frisch gepflügtes Feld mit weitem Horizont in der ersten Frühlingsstimmung oder ein kleiner Hügel, über den man in eine sonnenbeglänzte weite Landschaft hinausblickt, oder ein verschneites Dorf, über dem der rötliche Vollmond aufgeht. Alles das ist phrasenlos, mit innigster Empfindung für die Schönheiten und den Charakter der heimatlichen Erde gemalt. Hoffmann-Fallersleben konnte dem vor sechzehn Jahren gestorbenen Freunde kein schöneres Denkmal setzen, als mit dieser Ausstellung von fünfzehn seiner Werke, die ihn für immer der Geschichte einreiht.

Buchholzs Werke sind die wichtigste, aber keineswegs die einzige Entdeckung, die man in dieser Ausstellung macht. Gleich am Anfang steht eine Überraschung, eine 1794 datierte liebenswürdige Ansicht von Partenkirchen von dem Schweizer J. J. Bidermann. Daß man in dieser Zeit nur harte und langweilige Veduten malte, dieses Dogma ist also auch unhaltbar. Daß es für Frankreich nicht stimmte, wußte man ja schon längst, und ebensowenig traf es für England zu, wo damals

schon Old Crome, Constable und Turner malten. Das feine Verständnis für die Struktur der Berge, die zarten Farben und bläulichen Schatten in Bidermanns Landschaft deuten bereits auf die Werke vor, die Waldmüller und Alt seit den dreißiger Jahren schufen. Er war ein Schüler von Graff, dem glänzenden Bildnismaler; dadurch wird alles erklärt. So ist also die Kontinuität zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, über die die Eingeweihten sich seit langem einig waren, wieder durch ein Beispiel erhärtet. Am Ende kommt man einmal zu der jetzt noch völlig revolutionär klingenden Frage, ob nicht der ganze Klassizismus von Carstens bis Cornelius nur eine verhältnismäßig geringe Oberströmung im deutschen Kunstleben gewesen ist.

Über der Bidermannschen hängt eine undatierte Hochgebirgslandschaft von Olivier, die ebenfalls freudig überrascht. Die Staffage ist vollkommen nazarenisch, aber das Gras und die Bäume, die grauen Berge und der bewölkte Himmel darüber sind so fein nuanciert und so vortrefflich zusammengehalten, daß man auf einen viel späteren Meister raten würde. Dahl, Waldmüller, Bürkel sind leider nur mit wenig bedeutenden Werken vertreten. Blechens großes „Assisi" wirkt ziemlich konventionell, aber aus einigen kleinen Bildchen kann man sein feines Verständnis für die Luftstimmungen wenigstens ahnen. Wie frisch und ehrlich man auch nach ihm in Berlin der Natur nachging, beweisen zwei kleine Landschaften von Eduard Meyerheim und seinem sonst ganz unbekannten Freunde Reinhold Jacobi. Ihre Bildchen sind ja kleinlich und spitz, aber wieviel erfreulicher wirken sie dennoch als die Theaterkunst, die kurz darauf unter belgisch-französischem Einflusse in Berlin aufkam; sind sie doch wenigstens Kunst aus erster Hand. Auf so vorbereitetem Boden konnte die Malerei Menzels gedeihen. Nicht ihre außerordentlichen Verdienste werden dieser durch solche Erkenntnis genommen, wohl aber der Nimbus des Wunderbaren. Es gibt in der Entwicklung keine Sprünge. Auch der Berliner Constantin Schmidt mag hier genannt sein, obwohl man aus seiner kleinen Landschaft bei Weinheim nur Mutmaßungen über sein sonstiges Schaffen schöpfen kann.

Unter den Werken aus späterer Zeit werden die eigentlichen Überraschungen natürlich seltener. Aber man muß bedenken, daß Peter Burnitz noch vor wenigen Jahren fast völlig vergessen war, daß Louis Eysen erst durch seine Nachlaßausstellung bekannt wurde, und daß der 1903 verstorbene Charles Schuh eigentlich erst eine Entdeckung des letzten Winters ist. Auch um Johann Sperl würde sich heute noch kaum jemand kümmern, wenn die Biographen Leibls nicht auf sein inniges Zusammenarbeiten mit dem großen Bauernmaler hingewiesen hätten. Werden diese Künstler also auch hier nicht zum erstenmal entdeckt, so wird man doch von neuem auf die große Schuld hingewiesen, die an sie abzutragen ist. Mehrere andre hatten zwar zu Lebenszeiten ihr Publikum gefunden, waren aber von dem heutigen beinahe vergessen worden: so der prächtige Düsseldorfer Ludwig Hugo Becker, der mit drei Werken, darunter einem stimmungsvollen verschneiten Dorfweg im ersten Morgengrauen (Auf dem Wege zur Weihnachtsmesse) und einem frischen Kornfeld, vertreten ist, so der Berliner Hermann Eschke, dessen „Elisabeth Castle" eine höchst bemerkenswerte Feinheit des Tones zeigt, und vor allem Bennewitz v. Loefen der Ältere. Bennewitz ist vielleicht der preußischste von allen preußischen Malern. Ohne alle Sentimentalität und ohne allen künstlichen Aufputz schildert er die Mark in ihren schlichten grünen, grauen und graubraunen Tönen, mit ihren Seen und Nadelwäldern, so wie sie Alexis und Fontane gesehen. Vor seinen Bildern denkt man weder an die Holländer noch an die Barbizoner, wie bei Schleich und Lier oder bei Burnier, sondern nur an den Gegenstand selbst.

Das würden etwa die Überraschungen sein, die uns die Ausstellung bietet. Was sie uns an Genüssen gewährt, das kann man schwer mit wenigen Worten sagen, ohne in eine ermüdende Aufzählung zu verfallen. Unter den zweieinhalbhundert Werken dürften sich kaum ein oder zwei Dutzend befinden, die uns nicht in irgendeiner Hinsicht eine Freude bereiteten. Koch und Rottmann, Louis Gurlitt und

Spitzweg, Hildebrand und Hoguet, Gude und Bracht, Baisch und Schönleber, Böcklin und Gleichen-Rußwurm, vor allem aber Carl Friedrich Lessing sind mit prächtigen oder wenigstens interessanten Werken vertreten. Aber das sind lauter Namen, die auch weiteren Kreisen der Kunstfreunde seit langem vertraut sind. Nur auf zwei Meister möchte ich noch besonders hinweisen, deren Namen zwar jeder kennt, die aber doch immer noch nicht den Platz in der Kunstgeschichte einnehmen, den sie verdienen, Caspar David Friedrich und Heinrich Franz — Dreber. Auch der Greifswalder Meister mit dem kindlich naiven Gemüt, der nach seinem eigenen Ausdruck seine Landschaften nicht erfand, sondern empfand, ist eigentlich erst eine Entdeckung der neuesten Zeit. Selbst in den doch sonst so ausführlichen Kunstgeschichten von Rosenberg und Muther fehlt er noch ganz. Von seinen Zeitgenossen am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde er überhaupt nicht verstanden. Er war einer der ersten, in Deutschland wohl der allererste, der ganz moderne Probleme angefaßt hat, der erkannte, daß es bei der Landschaft weniger auf das Gegenständliche ankommt als auf die Stimmung, die den Gegenständen durch das Spiel des Lichtes und der Luft verliehen wird. Die Nebelmassen, die um die Gebirge wallen, fesselten ihn mehr als die Höhenzüge selbst, der Sonnenschein über einer weiten Ebene mehr als ihre Dörfer und Gehöfte. Die menschlichen Figuren, die er in seine Bilder hineinsetzt, beanspruchen keine selbständige Bedeutung, sondern sollen die Stimmung der Natur nur noch einmal widerspiegeln und dadurch erhöhen. Der einsame Wanderer, der, auf dem Bilde „Der Regenbogen", auf seinen Stab gestützt, von der Düne herab die liebliche Strandlandschaft genießt, könnte eine Thomasche Erfindung sein. Noch merkwürdiger ist ein Bild aus dem Hochgebirge, auf dem man weiter nichts als eine Anzahl Höhenzüge im Morgendunste sieht, den die ersten Strahlen der Sonne gerade zu durchleuchten beginnen. Wie wenig es ihm dabei auf topographische Genauigkeit ankam, beweist ein drittes Bild, bei dem er eine Studie von der Klosterruine Eldena bei Greifswald ruhig vor den Kamm des Riesengebirges setzt. Man sollte das Bild deshalb aber auch nicht nach dem Motiv, sondern etwa „Abendstimmung im Tal" benennen. Auch ob Friedrichs Licht- und Lufterscheinungen immer ganz naturwahr sind, bleibe dahingestellt. Er war eben doch nur ein Vorläufer, der die weitere Ausgestaltung seiner Probleme späteren Generationen überließ.

Auch Dreber ist lange Zeit nicht nach seinem vollen Werte gewürdigt worden. 1822 geboren, also fast eine Generation nach Rottmann und Preller, kam er in einer Zeit zur Reife, die sich der klassischen Landschaftsauffassung mehr und mehr entfremdet hatte. Später hat er der neuen Richtung übrigens einige Zugeständnisse gemacht. Seine Darstellungen der vier Jahreszeiten wirken ziemlich flau in der Farbe und sehr konventionell in den Figuren; die große Landschaft aber aus dem Besitze des Generaldirektors der Königl. Museen, Exzellenz Schöne, gehört zu den Meisterwerken ihrer Gattung. Wir verstehen jetzt wieder die Sehnsucht nach Größe, die aus ihr spricht. Wie man sich unter lauter klassischen Landschaften zuweilen nach einem simplen Kartoffelfeld sehnen mochte, so würden wir unter den „intimen" Landschaften unsrer Ausstellungen mit Freuden einmal einem solchen Werke ganz großen Stiles begegnen. Aber es ist zu fürchten, daß diese Kunst unwiederbringlich verloren ist. Es ist eine Landschaft aus den römischen Bergen mit Bäuerinnen im Vordergrunde. Rechts zieht sich über felsigem Gestein ein Rasenhang mit großen Bäumen hinan. Große weiße Wolken ziehen ruhig am Himmel hin. Jedes Stück auf diesem Bilde ist wundervoll durchgeführt und ein Kunstwerk für sich, und doch ordnet sich jedes dem Ganzen unter. In der gesamten modernen Kunst wüßte ich keine Landschaft von diesem Umfang zu nennen, die so durch und durch ausgeglichen wäre. Mit Recht hat man das Werk in den Mittelpunkt des Hauptsaales gestellt. So zieht es den ersten Blick des Besuchers auf sich und führt ihn aus dem bunten Getriebe der modernen Ausstellung in eine erwartungsvolle und empfängliche, fast feierliche Stimmung. Walther Gensel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Der friedliche Charakter, der in der auswärtigen Politik Deutschlands seit dem deutsch-französischen Kriege sich niemals verleugnet hat, ist auch in den diesjährigen Sommerreisen und in den Monarchenbegegnungen des Kaisers Wilhelm II. zum Ausdrucke gelangt. Vergebens versuchten auswärtige Blätter dem kurzen Besuche, den der deutsche Kaiser aus Anlaß seiner Mittelmeerfahrt in Tanger abstattete, eine keineswegs der Aufrechterhaltung des Friedens dienende Bedeutung beizumessen. Der Verlauf der Marokko-Angelegenheit hat inzwischen gezeigt, daß gerade der Kaiserbesuch in der marokkanischen Hafenstadt einen entscheidenden Wendepunkt im Sinne eines friedlichen Ausgleichs früherer Gegensätze bedeutete. Die seinerzeit von dem ehemaligen französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, angestrebte Politik der „pénétratique pacifique", deren Erfolg dieser Staatsmann durch die Abkommen mit Großbritannien und Spanien sichern zu können wähnte, hätte zu einem latenten Konflikte mit Deutschland führen müssen. Die deutsche Regierung war im Recht, wenn sie unter Berufung auf die internationale Madrider Konvention von 1880 betonte, daß die für Deutschland und die andern Signatarmächte gewährte Meistbegünstigung nur durch eine neue internationale Vereinbarung abgeändert werden könnte.

So ergab sich das Konferenzprojekt als eine unabweisbare Forderung, die dann auch der Sultan von Marokko sich aneignete, indem er die Mächte zur Beratung über die in seinem Lande durchzuführenden Reformen einlud. Nachdem Frankreich seine prinzipielle Zustimmung erteilt hatte, konnte es nicht fehlen, daß auch die übrigen Mächte ihre Bereitwilligkeit erklärten. In Frankreich selbst regten sich eine Zeitlang Besorgnisse, als ob Deutschland die Marokko-Angelegenheit nur als Vorwand benutzen wolle, um allerlei „finstere Pläne" gegen die Nachbarrepublik durchzuführen. In Wirklichkeit zeigte sich indessen, daß Deutschland vielmehr bereit sei, mit Frankreich ein Programm zu vereinbaren, das dann als Grundlage der Beratungen dienen solle. Dem diplomatischen Takt des französischen Konseilpräsidenten und Ministers des Auswärtigen, Rouvier, ist es auch gelungen, zunächst ein prinzipielles Einvernehmen herbeizuführen. In einem ausführlichen Memorandum faßte Herr Rouvier unlängst die Wünsche Frankreichs zusammen, als deren Voraussetzung immer gelten muß, daß die in der Madrider Konvention von 1880 gewährleisteten wirtschaftlichen Interessen der die Meistbegünstigung genießenden Signatarmächte nicht beeinträchtigt werden dürfen.

Im Hinblick auf seine algerischen Besitzungen erhebt Frankreich mit Recht den Anspruch auf eine bevorzugte Stellung in den östlichen Grenzgebieten Marokkos. Auch darf nicht in Abrede gestellt werden, daß Frankreich am Bestehen geordneter Verhältnisse in dem Nachbarlande Algeriens ein besonderes Interesse hat. Aufgabe der marokkanischen Konferenz wird es daher sein, die verschiedenen Interessen unter-

einander in Einklang zu bringen. Deutschland hat von Anfang an den Standpunkt eingenommen, keine politischen Vorrechte oder gar territorialen Besitz zu verlangen, wäre es auch nur in der Form einer Kohlenstation am Mittelländischen Meer oder an der atlantischen Küste Marokkos. Vielmehr betonte die deutsche Reichsregierung, daß sie aus der Madrider Konvention keine andern Rechte und Befugnisse herleiten wolle als die übrigen Mächte. Der Grundsatz der „offenen Tür" sollte ausschließlich als Richtschnur dienen.

Nun ist allerdings gemeldet worden, daß gewisse Hafenbauten in Tanger deutschen Unternehmern überlassen werden sollten. An diese Konzession wurde in der auswärtigen Presse die Unterstellung geknüpft, Deutschland beabsichtige, noch ehe die Konferenz zusammentrete, sich wirtschaftliche Privilegien zu sichern, wie denn auch behauptet wurde, daß, abgesehen von der Molenanlage im Hafen von Tanger, eine Reihe andrer Konzessionen in Betracht käme. Da als Voraussetzung des zwischen Frankreich und Deutschland erzielten prinzipiellen Einvernehmens die beiderseitige Vertagung der Erlangung besonderer wirtschaftlicher Vorteile gelten mußte, durfte als völlig ausgeschlossen angesehen werden, daß die deutsche Reichsregierung auch nur im geringsten von dieser loyalen Verhaltungslinie abgewichen wäre. Tatsächlich figurierte die marokkanische Konzession für Hafenbauten in Tanger niemals in dem politischen Programm Deutschlands. Diese Angelegenheit wurde vielmehr bereits vor dem deutsch-französischen Abkommen in freier Konkurrenz von mehreren Staaten betrieben, so daß sie eines jeden politischen Charakters entbehrt. Auf deutscher Seite hat man sich auch seit der deutsch-französischen Verständigung, um die Empfindlichkeiten Frankreichs zu schonen, von dem Betreiben andrer wirtschaftlichen Zugeständnisse in Marokko absichtlich ferngehalten.

Für die friedlichen Gesinnungen Deutschlands bezeichnend ist die Tatsache, daß der deutsche Kaiser, wie auf der Grundlage sicherer Informationen hervorgehoben werden darf, ebenso wie der deutsche Reichskanzler den lebhaften Wunsch hegt, den im jüngsten Memorandum des Konseilpräsidenten Rouvier begründeten Wünschen so weit wie möglich zu entsprechen. So darf gehofft werden, daß der Kaiserbesuch in Tanger, weit entfernt, eine minder friedliche Ära eingeleitet zu haben, gleichsam das Signal behufs Anbahnung freundschaftlicherer Beziehungen zwischen den beiden Kulturnationen Deutschland und Frankreich sein sollte. Deutschland wird eben auch in Zukunft an dem bereits vom Fürsten Bismarck betonten Grundsatze festhalten, wonach der französischen Kolonialpolitik jeder mögliche Vorschub geleistet werden soll. Jules Ferry konnte bereits dieses Entgegenkommen der deutschen Politik würdigen; auch hätte Frankreich aus Ägypten nie verdrängt werden können, wenn die von Jules Ferry angestrebte Politik nicht aufgegeben worden wäre. Ebenso zeigte sich auf der Berliner Kongo-Konferenz, daß die französische Kolonialpolitik auf deutscher Seite keinen prinzipiellen Gegensatz findet.

Wie der deutsche Kaiserbesuch in Tanger trotz des ursprünglichen Anscheines sich als ein friedliches Element erwiesen hat, durfte auch die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren als ein höchst erfreuliches Symptom begrüßt werden. Wiederum waren es auswärtige, namentlich englische Blätter, die die Initiative dieser Monarchenbegegnung im Widerspruche mit den Tatsachen dem Kaiser Wilhelm zuschrieben. Zuverlässige Informationen lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Initiative tatsächlich vom Kaiser Nikolaus II. ausgegangen ist. Als selbstverständlich erscheint, daß Kaiser Wilhelm II., ehe er sich nach den finnländischen Gewässern begab, den Kaiser von Rußland hiervon benachrichtigte, wie es dem internationalen Brauche gemäß ist. Der Zar war also in der Lage, diesen Akt der Courtoisie zu erwidern, indem er einen Admiral oder General zur Begrüßung entsendete oder ein russisches Kriegsschiff zu demselben Zwecke abgehen ließ. Ein herzliches Telegramm würde gleichfalls genügt haben. Charakteristisch ist nun gerade, daß der Kaiser von Rußland, dessen innige persönliche Beziehungen zum Kaiser Wilhelm II. seit der Begegnung in Reval feststehen, wo die beiden Monarchen ihre

Aiguilletten, die Generalsabzeichen, austauschten, sich selbst zur Begrüßung einfand. Daß es nicht an zahlreichen phantastischen Lesarten über den Zweck und den Verlauf der Unterredungen der beiden Kaiser fehlte, bedarf nicht der Erwähnung.

Nahe genug liegt die Vermutung, daß der Zar nach den tief einschneidenden Ereignissen des Krieges und den Vorgängen im Innern Rußlands den dringenden Wunsch hegte, bei der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit einem aufrichtigen Freunde sein Herz auszuschütten. Wie war es möglich, anzunehmen, daß Kaiser Wilhelm von der Abschließung des Friedens einerseits, von der Einführung innerer Reformen anderseits abgeraten haben sollte! Wir glauben nicht bei der Versicherung fehlzugehen, daß der deutsche Kaiser, in vollem Einklange mit seinen auf die Erhaltung des allgemeinen Friedens abzielenden Bestrebungen, die Beendigung des blutigen Krieges in Ostasien für höchst wünschenswert erachtet.

Ein der Würde und der zukünftigen Weltmachtstellung Rußlands entsprechender Friede würde daher in vollem Maße den Wünschen des deutschen Kaisers entsprechen, der in den Unterredungen mit dem Zaren sicherlich kein Hehl aus seiner Überzeugung machte. Es hieße auch, das Verhältnis des Zaren zu dem russischen Volke und ihr wechselseitiges Vertrauen verkennen, wollte man die vom Kaiser Nikolaus II. als unumgänglich notwendig anerkannte Reformpolitik im Prinzip oder in Einzelheiten anfechten. Deshalb darf als gewiß gelten, daß der deutsche Kaiser den Zaren in seinen Bestrebungen weit eher bestärkt hat. Die Zukunft wird es lehren.

Auch die Begegnungen zwischen dem deutschen Kaiser und den Königen von Schweden und Dänemark geben zu völlig grundlosen Konjekturen keinen Anlaß. Hier wurde die Phantasie durch die Zwischenfälle der schwedisch-norwegischen Krisis beflügelt. Ganz ernsthaft wurde versichert, daß der deutsche Kaiser den Norwegern für ihren Thron einen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern zur Verfügung stellen wollte. Andre wieder behaupteten, daß Kaiser Wilhelm II. in Kopenhagen gegen die Ernennung eines dänischen Prinzen zum Könige von Norwegen Stimmung gemacht habe. Wie naiv ist eine solche Darstellung, in der dem deutschen Kaiser die merkwürdige Rolle zugeschrieben wird, seinem königlichen Gastgeber in Kopenhagen unliebsame Ratschläge zu erteilen!

In Wirklichkeit war die vom deutschen Kaiser beobachtete Verhaltungslinie viel klarer. Als das norwegische Volk den Wunsch geäußert hatte, einen jüngeren Prinzen aus dem Hause Bernadotte auf dem Throne Norwegens zu sehen, konnte Kaiser Wilhelm sich für diesen Wunsch interessieren, in der Voraussetzung, daß König Oskar selbst zustimmen würde. Nachdem der deutsche Kaiser jedoch aus seiner Unterredung mit dem König von Schweden die Auffassung gewonnen hatte, daß dieser der Begründung einer Sekundogenitur durchaus abgeneigt sei, verzichtete er auf jede Einmischung in die dynastische Frage in Norwegen, die unter Umständen überhaupt gegenstandslos werden würde. Es könnte immerhin geschehen, daß nach der in Norwegen am 13. August vollzogenen Volksabstimmung über die Unionsauflösung später die Republik proklamiert wird. Von deutscher Seite wird jede Einmischung, gleichviel welcher Art, unterbleiben, auch dann, wenn durch das norwegische Volk eine Abänderung der Staatsform beschlossen werden sollte.

Die angekündigte Übungsfahrt des englischen Kanalgeschwaders nach der Ostsee wurde von allzu eifrigen politischen Schwarzsehern als ein Gegenzug gegen die vom Kaiser Wilhelm unternommenen Ausflüge bezeichnet. Daran wurden dann die kühnsten Kombinationen geknüpft, nach denen Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark die Ostsee als mare clausum erklären könnten. In Deutschland hat unzweifelhaft kein ernsthafter Politiker bisher daran gedacht, der Ostsee ihren Charakter als offenes Meer zu nehmen, um die Einfahrt fremder Kriegsschiffe zu verhindern. Deutschland würde sich sogar vermutlich in einer andern Frage, der der freien Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch die Dardanellen, auf einen liberaleren Standpunkt stellen als Großbritannien. Wie Deutschland auf wirtschaftlichem Gebiete die Durchführung des Grundsatzes der „offenen Tür“ in Marokko, in China und anderwärts

anstrebt, ist es auch der Beschränkung des internationalen Verkehrs auf offener See durchaus abgeneigt. Die Aufregung eines Teils der englischen Presse über die angeblich geplante Schließung der Ostsee für fremde Kriegsschiffe entbehrte mithin jeder tatsächlichen Grundlage. Sollten Rußland und Frankreich in Zukunft auf Flottenbesuche im Stile desjenigen von Kronstadt verzichten wollen? Diese Frage hätte sich die englische Presse nur zu stellen brauchen, um sie sogleich selbst im negativen Sinne zu beantworten. Die der deutschen Regierung zugeschriebenen düsteren Pläne mußten doch auf den ersten Blick um so mehr als Phantasiegebilde erscheinen, als Deutschland gar nicht in der Lage ist, die Zufuhrstraßen zur Ostsee zu beherrschen.

Das englische Kanalgeschwader wird also auch in Zukunft Übungsfahrten und andre Exkursionen nach der Ostsee unternehmen können. Überdies stellte sich heraus, daß die diesjährigen englischen Flottenmanöver bereits geraume Zeit vor den Fahrten des deutschen Kaisers in den nordischen Gewässern geplant und angekündigt waren. Da das englische Geschwader auch in Swinemünde und Neufahrwasser anlegen wird, kann vorhergesagt werden, daß die britischen Seeleute dort einen freundlichen Empfang finden werden. Selbst wenn es nicht an Parallelen mit dem jüngsten Empfange englischer Kriegsschiffe in Brest fehlen sollte, wird doch auch die deutsche Gastfreundschaft sich wiederum nicht verleugnen.

Nach dem Austausch der gegenseitigen Vollmachten überreichten die Japaner auf den Wunsch der russischen Bevollmächtigten schon am 10. August ihre Friedensbedingungen. Am Sonnabend, den 12. August, erhielten die Russen ihre Antwort, die, obwohl sie in den zwei Hauptpunkten: der Forderung einer Kriegsentschädigung und der Abtretung der inzwischen von der japanischen Flotte in Besitz genommenen Insel Sachalin ablehnend war, den Japanern doch genügend erschien, in weitere Verhandlungen einzutreten. Diese Verhandlungen sind bis zum 15. August mit gegenseitigem Entgegenkommen so weit gefördert worden, daß die Vollendung des Friedenswerkes an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Die Russen haben die Vorherrschaft Japans über Korea anerkannt, die Räumung der Mandschurei und die Übergabe der Eisenbahn von Charbin bis an das Meer an die chinesische Regierung zugesagt. Diese rasche Nachgiebigkeit setzt bei ihnen die Überzeugung voraus, daß ihrerseits auch die Japaner ihre Bedingungen einschränken werden. Die Notwendigkeit des Friedens macht sich eben für beide Mächte geltend durch die Erschöpfung der Kriegsmittel, und die Rücksicht auf die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten tut das ihrige, den Verhandlungen einen versöhnlichen und höflichen Ton zu sichern. Die Hoffnung, daß auch die Entschädigung der Kriegskosten und die Abtretung der Insel Sachalin in einer die Interessen und den nationalen Ehrenpunkt ausgleichenden Weise ihre Erledigung finden werden, ist nicht mehr abzuweisen. Weder die Russen noch die Japaner können sich, nachdem die Unterhandlungen so weit vorgeschritten sind, in den Modalitäten unerbittlich zeigen.

Literarische Rundschau.

Pädagogisches für Haus und Schule.

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Von Adolf Matthias. Fünfte Auflage. München, C. H. Beck. 1904.

Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Von Fr. W. Förster. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Es ist überraschend, und doch wohl erklärlich, in den vorliegenden Büchern der beiden Verfasser auf eine Einheit in der Grundanschauung zu stoßen bei aller ausgeprägten Individualität im einzelnen. Goethe sagt: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Stimmungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken." Beide Pädagogen wollen ihre Zöglinge nicht für sich selbst erziehen; sie erklären sich als Erzieher also nicht in Permanenz, wie kurzsichtige Eltern, sondern wissen, daß jede rechte Erziehung die Aufgabe hat, sich durch sich selbst überflüssig zu machen, sonst wird die Wohltat zur Plage. Das Lebensglück der Kinder ist ihr leuchtendes Ziel.

Matthias schreibt für die Eltern, Förster für die Lehrer. „Benjamin" ist die typische Bezeichnung für das Lieblingskind des Hauses; er war des Erzvaters Jakob jüngster und verwöhnter Sohn, der ihm die meisten Sorgen und das größte Leid bereitete, doch auch die tiefste Freude und Seligkeit, das Kind, „an dessen Seele seine Seele hing". Mutter Rahel nannte ihn Ben-Oni, den Schmerzenssohn, aber sein Vater hieß ihn Ben-Jamin, den Glückssohn. „So ist jedes Kind ein Ben-Oni, solange die Sorgen um sein Werden erziehender Eltern Herz erfüllen; es sollte aber jeder Ben-Oni ein Ben-Jamin werden durch gute und gesunde Erziehung." Dieses Buch mit seinen 23 Kapiteln ist von einer anmutenden Einfachheit, Klarheit und Trefflichkeit. Darin beruht sein geheimer Zauber. Der Verfasser kennt den Spruch und hält sich danach: „'s ist leider manchen Leuten eigen, Daß ihnen Schlichtes nicht gerät, Sie müssen immer ins Fenster steigen, Auch wenn die Haustür offen steht." Er nimmt immer den natürlichen Weg. So schreibt er: „Wer mit seinem kleinen Kinde sich große Sorge macht und diese nicht kleinlich ausübt, sondern mit gesundem Blick zu unterscheiden weiß zwischen Regungen und Äußerungen, die natürlich und kindlich sind, und zwischen solchen Äußerungen, die zu Unnatur und Unart führen, der wird sein Kind, wenn anders nicht ganz unheimliche Anlagen in ihm sind, so erziehen können, daß es ihm später Freude macht. Bequem sind ja solche Sorgen nicht; Kindererziehung in den ersten Jahren ist Selbstüberwindung

und kostet für die Erziehenden immer Opfer, die sie ihrer schwachen Natur abgewinnen sollen. Nur echte Liebe und willige Erziehungskraft vermag sie zu bringen. Die Sorgen aber, die man sich für das körperliche wie geistige Wohl der Kinder in den ersten sechs Jahren macht, sind die bestangewandten, sie lagern ein Kapital ab, das sich im Leben vortrefflich verzinst. Was in diesen ersten Jahren nicht erzogen ist, können alle übrigen Erziehungsjahre, kann keine noch so vortreffliche Schule, kann das Leben mit seiner erziehenden Wirkung nimmer gutmachen. Deshalb nehme es Vater und Mutter in inniger Gemeinschaft recht ernst, halte sich beim Werke Großmütter, Tanten, Kinderfrauen und Kindermädchen fern, dann werden sie etwas von der Freude des Winzers am ‚eigenen Wachstum' in späteren Jahren empfinden."

Auf diese gediegene Hausmelodie ist das ganze Buch gesetzt, so vielseitig auch der Text. Kindheit muß sich ausspielen, erklärt unser Pädagog, denn das spielende Kind ist des arbeitenden Mannes Vater. Er bezeichnet die rechte Kinderstube als fruchtbare Keimstätte der Phantasie und als wichtigste Übungsstätte freiester Selbsttätigkeit und der Selbständigkeit. Goldene Worte widmet er dem Spielzeug und den Bilderbüchern, während er in den Kindergärten und Kleinkinderschulen im besten Falle notwendige Übel erblicken will. Matthias hält es noch mit der alten Vierzahl der Temperamente, die er psychologisch feinfühlig auf die Kindesnatur anwendet mit steter Mahnung zur individualisierenden Erziehung; „die Menschennatur ist bei ihrer Erschaffung nicht über einen Leisten geschlagen worden, sie kann deshalb auch nicht über einen Leisten denken, empfinden, handeln und erzogen werden". Beim Kapitel von der Lüge fallen vortreffliche Bemerkungen über die Phantasielüge, die von der Angst-, Verstandes-, Trotz- und Gewohnheitslüge energisch abgesondert wird. In diesem Zusammenhang liest man auch das gute Wort: „Unser ganzes politisches, soziales und religiöses Leben hätte sicherlich keinen Schaden, wenn die deutsche Art, die sich phrasenstolz auf deutsche Treue so viel zugute tut, auch auf schlichte Treue gegen die Wahrheit hielte."

In bezug auf die Strafen huldigt Matthias der alten Anschauung, daß eine ordentliche Tracht Prügel zur rechten Zeit und auf dem rechten Fleck von größtem Segen für das Kind sein könne, während Förster Rute und Stock vollständig verbannen will aus Schule und Haus. In diesem Punkt scheiden sich die Geister. Ich meinerseits stehe auf der Seite des Älteren und stimme auch nicht mit Ellen Key überein, die jeden Schlag für einen Erziehungsfrevel hält — daß die Strafe nicht mit dem Stock beginnen und sich mit dem Stock nicht erschöpfen darf, ist selbstverständlich. Matthias entwickelt als Grundsatz, daß sie maßvoll sei, gerecht und schnell sich vollziehend, der Untat auf dem Fuße folgend, und unterscheidet die stumme Strafe, das strafende Wort, die natürlichen Strafen, Entziehungsstrafen, Freiheitsstrafen und schließlich die körperliche Züchtigung.

Der Ausgangspunkt für Försters „Jugendlehre" ist ein andrer: er ist moderner gestimmt als Matthias und bringt vor allem einen seltenen Reichtum von veranschaulichender Phantasie zu seinem Werke mit, in dessen Beispielen und illustrativen Bildern der große Reiz der Arbeit liegt.

Sehr wertvoll vor allem sind Försters Bemerkungen: „Der Lehrer muß sich selbst die Frage stellen, die er den Kindern stellen will. Er muß selber ans Beobachten gehen. Er muß innerlich mit den Menschen umzugehen beginnen. Er muß wach werden für das wirkliche Leben. Dazu aber muß ein modern gebildeter Mensch vollständig umlernen. Das ist die wichtigste und schwerste, aber auch unumgänglichste Vorbereitung für ethische Lebenslehre: dieses Übersetzen unsrer abstrakten Überzeugungen in konkrete Bilder und geschautes Geschehen. Viele abstrakte Lebensgedanken in unserm Gehirn halten dem nicht stand — sie lassen sich überhaupt nicht konkret ausdrücken — sie sind damit gerichtet. Solches Umlernen kann Jahre dauern. Man lasse sich die Mühe nicht verdrießen. Es kommt nicht nur den Kindern zugute, sondern uns selbst. Unser Denken über das Leben faßt wieder Wurzel im wirklichen Leben." Aus der Fülle von Beispielen, die den größeren Teil der „Jugendlehre"

ausmachen, und von denen nicht wenige geradezu mustergültig sind, hebe ich das von der kleinen Schraube heraus: Ein englischer Dichter erzählt ein Märchen von einer ganz winzigen Schraube, die in einem riesigen Panzerschiff mit tausend andern ebenso kleinen Schrauben zwei große Stahlplatten miteinander verband. Diese kleine Schraube fing mitten in der Fahrt durch den Indischen Ozean plötzlich an, etwas locker zu werden, und drohte herauszufallen. Da sagten die nächsten Schrauben zu ihr: Wenn du herausfällst, dann gehen wir auch. Und die Nägel unten am Schiffskörper sagten: Uns wird es auch zu eng, wir lockern uns auch ein wenig. Als die großen eisernen Rippen das hörten, da riefen sie: Um Gotteswillen, bleibt, denn wenn ihr nicht mehr haltet, dann ist es um uns geschehen. Und das Gerücht von dem Vorhaben der kleinen Schraube verbreitete sich blitzschnell durch den ganzen riesigen Körper des Kolosses. Er ächzte und erbebte in allen Fugen. Da beschlossen sämtliche Rippen und Platten und Schrauben und auch die kleinsten Nägel, eine gemeinsame Botschaft an die kleine Schraube zu senden, sie möge doch bleiben, denn sonst würde das ganze Schiff bersten und keines von ihnen die Heimat erreichen. Das schmeichelte dem Stolz der kleinen Schraube, daß ihr solch ungeheure Bedeutung beigemessen wurde, und sie ließ sagen, sie wolle sitzen bleiben. Die kleine Schraube dachte, wenn sie sich's ein wenig bequem machte, so sei das nur ihre eigene Sache und ginge niemanden etwas an. Aber an dem Entsetzen, das durch den ganzen Schiffskörper ging, mußte sie sofort merken, wie eigentlich das ganze Schiff von ihrem Beispiel abhing. Was sie tat, war also von der größten Bedeutung für alle Teile des Schiffes. So wußte sich die kleine Schraube *verantwortlich*. Wie natürlich wird hier der Pflichtbegriff an dem schön erzählten Beispiel gewonnen! Das kann auf junge Gemüter seiner Wirkung nicht verfehlen.

Th. K.

Marie Eugenie delle Grazie.

Sämtliche Werke von Marie Eugenie delle Grazie. Neun Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903—1904.

Die Werke von Marie Eugenie delle Grazie, die dem Publikum längst vorteilhaft bekannt war, liegen jetzt in einer nahezu vollendeten Gesamtausgabe vor. Epen, Novellen, Trauerspiele, Lustspiele, lyrische Gedichte, Märchen, Schilderung verschiedenster Volkstypen — von Italienern, Deutschen, Zigeunern, Arabern der Wüste — der Gegenwart und vergangener Zeiten: dies alles läßt sie mit merkwürdiger Schaffensleichtigkeit ihrer Feder entströmen. Aber ebenso bemerkenswert ist die Verschiedenheit im Werte dieses Schaffens. Freilich kann uns ein Zeitraum von über zwanzig Jahren nicht Gleichwertiges bringen, und mit Interesse glaubt man die Steigerung einer durch das Leben und große Vorbilder wachsenden Persönlichkeit zu sehen; aber dennoch würden wir eine Gesamtausgabe gern von inhaltlich und formell allzu simplen Versen sehr viel stärker gesichtet sehen. Ihrer lebhaften Phantasie, ihrem südlichen, leidenschaftlichen Temperament müssen wir diese Kritiklosigkeit vielleicht etwas zugute halten. Der „Moderne" mit ihrem strengen Stilisieren, dem Ausarbeiten des rein Formalen und Klangschönen steht sie fern — „zu herzlich für

die Seidenhasen", wie Nietzsche sagt. Daß ihr in Prosa wie in Versen oft ungewöhnliche sprachliche Schönheiten zu Gebote stehen, soll damit nicht geleugnet werden.

Was sie erlebt, was sie sieht — sei es in Wirklichkeit oder im Kunstwerk — es wandelt sich ihr in Poesie, in der wir überall echtes Empfinden und Mitempfinden fühlen. „Man glaubt gar nicht, wie viel verkannte Poeten es gibt! Und große, gewaltige, die uns die wunderbarsten Dinge erzählen, uns jeden Augenblick rühren oder erschüttern können. Und die wir bloß darum nicht anhören, weil zuviel Hast oder Stumpfheit in uns ist oder zuwenig von jenem heiligen Sinn, der sich allem hingibt, weil er sich allem verbunden fühlt." Ein Bild ihres Wesens, diese Worte, und in einer ihrer reizenden kleinen Skizzen „Von der Landstraße", die so beginnt, kommt dies Allem-sich-hingeben zu ergreifendem Ausdruck. Was ihr auch begegnet, sie sieht es nicht nur menschlich, nein, auch malerisch, verwachsen mit der Landschaft, in der jeder Sonnenblick, jeder Windhauch, jeder Amselruf mitklingt in dem ganzen Bilde. Vielleicht am packendsten gelingt ihr dies in einer andern kleinen Skizze „Höhenrausch", wo sie in Weltabgeschiedenheit und Gefahr vom Zauber und der Gewalt des Gebirges doppelt ergriffen wird.

Starke Eindrücke der Natur und des Schicksals geben, wie überhaupt ihrem Schaffen, auch ihren Novellen das Gepräge. Aber die Strahlenbrechung jener Eindrücke durch eine feingezeichnete Individualität, vertiefte psychologische Entwicklung finden wir bei ihr weniger — oft ist es ein Erlebnis, das wie eine bengalische Flamme sein Licht über ein ganzes Leben breitet. Ihren Dramen kommt diese Art zustatten. Sie sind voll lebhafter Handlung und dramatischer Wirkungen, auch verschiedene, wie „Der Schatten" und „Schlagende Wetter", mit Erfolg in Wien und Berlin aufgeführt. Wenn wir in dem letztgenannten Drama, im Kampf zwischen Kapital und Arbeit, Hauptmann durchschimmern zu sehen glauben, so scheint über dem poetischen kleinen Stück „Arme Seelen" ein sehr andrer Geist, nämlich der Maeterlincks, zu schweben. Eine so ganz symbolische, tiefinnerliche Poesie — nur im Anfang wäre eine unmittelbarere Klarheit zu wünschen — könnte man sich freilich durch die Theaterwirkung allzusehr ihres Zaubers beraubt denken. Diese merkwürdige Konzentration der Seligkeitsträume, wie sie mit all ihren Wurzeln einzig und allein der Erde entstammen und ohne sie in der Schattenwelt des Jenseits in nichts zerfallen — es sind kaum Geschehnisse, nur Bilder von so durchsichtiger Zartheit, daß kein Theater ihnen gerecht werden könnte.

Welche Form diesem Talent in seinen glücklichen Stunden am meisten entspricht, wäre schwer zu sagen, und der Raum ist hier zu eng, um auf alles einzugehen. In ihren großen Epen ist leider ein zu andauerndes Fortissimo, und große Längen sowie eine „unkünstlerische Überdeutlichkeit", wie Richard M. Meyer diese Art einmal treffend bezeichnet, schaden dem Eindruck. Auch in den Gedichten findet sich manches Mißlungene, aber dann wieder höchst Bemerkenswertes: wer die Nietzsche zugeeigneten Verse „Vogel Rokh" schaffen konnte, haftet sicher nicht an der Oberfläche der Dinge.

B. O.

Zur Memoiren-Literatur.

Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Zweiter Band 1856—1863. Erstes und zweites Tausend. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1905.

Der Verfasser, einstmals Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV. in seinen späteren Jahren, dann Wilhelms I., später General der Artillerie und Generaladjutant, in militärischen Kreisen längst bekannt durch seine „Militärischen Briefe", „Strategischen Briefe", „Gespräche über Reiterei" und andres, hat sich auch außerhalb derselben einen Namen gemacht durch die Rückhaltlosigkeit und den Freimut seiner Kritik. Er hat dann Memoiren hinterlassen, deren erster Band (vom Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Kommandos in Wien 1856) vor längerer Zeit erschienen ist, deren zweiter Band jetzt vor uns liegt, und deren abschließender dritter Band (über die Kriegsjahre 1864—1871) binnen kurzem erscheinen soll.

Wenn man die bei uns jetzt immer mehr anschwellende Memoiren-Literatur in die zwei Hälften der interessanten und der uninteressanten Literatur einteilen darf, so gehört das neue Buch durchaus zu der ersteren Hälfte. Der größere Teil desselben enthält die Aufzeichnungen über die letzten Jahre Friedrich Wilhelms IV., zumal über die letzte Zeit seiner gesunden Jahre — Aufzeichnungen, die uns das Bild des unglücklichen Königs im freundlichsten Lichte zeigen und dem Historiker wohl mancherlei Ergänzungen oder Berichtigungen gewähren können. Wer in so unmittelbarer Nähe mit offenem Auge das Leben des königlichen Ehepaares beobachtet hat, wer dabei ein so frisches, selbständiges Urteil entfaltet, wird nicht nur sehr unterhaltende Dinge zu erzählen haben, sondern auch mancherlei Erhebliches, mancherlei Neues und bisher Unbekanntes. So sagt er uns über die sogenannte Camarilla, die den König in seinen späteren Regierungsjahren umgeben und umgarnt haben soll, allerhand Einzelheiten, die aus der unmittelbaren Umgebung die Nebel zerstreuen durch ein Licht, das jene unheimlichen Mächte auf die einfache Wahrheit zurückführt. Die äußerst pietätvolle Schilderung der Eigenart des Königs ist mindestens geeignet, die liebenswürdigen Seiten seines Naturells hervorzuheben, wenn sie auch für die politische Würdigung dieser tragischen Persönlichkeit keineswegs an der Hauptsache etwas Wesentliches wird ändern können. Öfters verleitet den Verfasser die Pietät zu starken Superlativen. So sagt er bei dem Vergleiche Friedrich Wilhelms IV. mit seinem Nachfolger (S. 251): „Wissenschaften und Künste, Politik und Heeresangelegenheiten, juristische und Finanzfragen — in allem überstrahlte er seine Ratgeber an Wissen und Einsicht." Wollten wir diese Behauptung ernst nehmen, so müßten wir dazu bemerken: ein trauriges Zeichen für die Ratgeber, die sich der unglückliche Monarch wählte. In andern Fällen schütteln wir den Kopf, ob wir es hier mit einer Gedächtnisschwäche des Autors oder mit sonst dergleichen zu tun haben. So bei der Episode von König Wilhelm, da dieser den Mann „niederzustechen" droht, der bei der Enthüllung von Thaers Denkmal (Frühjahr 1861): „Fort mit der Polizei!" ruft. Ist so etwas denkbar, daß ein König von Preußen statt des Schutzmannes einschreitet und denjenigen „niedersticht", der sonst nur vom Schutzmann „festgenommen" werden darf? So etwas tut selbst ein Kaiser von Rußland nicht. Und der Autor will als Flügeladjutant dabei gestanden haben!

Desto uneingeschränkter darf der Charakter der Königin Elisabeth, für den solche politische Gesichtspunkte nur in sehr bescheidenem Maße von Bedeutung sind, diese liebenswürdige Darstellung für sich beanspruchen. Sie sei weder (wie so oft behauptet worden) eine heimliche Katholikin noch eine Pietistin gewesen. So habe

sie gelegentlich über die „Dummheit“ eines pietistischen Hofbediensteten sich rechtschaffen entrüstet, als dieser den kranken König darin bestärkte, sich zum Gottesdienste in der kalten Kirche zur Winterszeit zu begeben, und dies ihr gegenüber rechtfertigte durch den „Segen des Himmels“, der mächtiger sei als die etwaige Erkältung. Darauf habe die Königin gesagt: „Gegen solche Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ Von andern Persönlichkeiten ist es der Leibarzt Böger, dessen Charakter des höchsten Lobes teilhaftig wird; desto weniger Schönlein. Reumont tritt in der Zeit des römischen Aufenthalts (Winter 1858—1859) in der Umgebung des Königs auf und führt mit seinen ultramontanen Bestrebungen eine interessante Szene herbei, in der des Königs lutherisches Bewußtsein sich gegen die Jesuiten und deren Ordensgeneral sehr handgreiflich empört.

Solche kleine Andeutungen mögen zur Lektüre des höchst interessanten Buches reizen.

γ. **Der Krieg von 1859. Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland.** Von Annie Mittelstädt, Dr. phil. Stuttgart, Cotta Nachf. 1904.

Diese Schrift berührt sich inhaltlich mit der von Dr. Scheffer, „Die preußische Publizistik im Jahre 1859" (Leipzig 1902), erstreckt sich aber doch, wie schon der Titel sagt, auf ein weiteres Gebiet. Die Verfasserin stellt in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung das Verhalten Bismarcks, der, in der festen Überzeugung, daß der Gegensatz Preußens und Österreichs unter den damals gegebenen Umständen unbedingt nur mit dem Schwert ausgetragen werden könne, am liebsten — im Einvernehmen mit Frankreich — Österreich zum Verzicht auf seine deutsche Stellung gezwungen hätte. Hätte er sein Ziel erreicht, so wäre das, was 1866 geschah, sieben Jahre früher eingetreten. Erst als sich Bismarck überzeugen mußte, daß die maßgebenden Persönlichkeiten in Preußen, der Prinz-Regent voran, in den Erinnerungen von 1813 befangen, für eine solche Politik keinesfalls zu haben waren, befürwortet er als zweites, was mit Preußens Interessen noch am ehesten vereinbar sei, Preußens Neutralität in dem Kriege Österreichs gegen Frankreich und Sardinien. Bei der Charakteristik der preußischen Politik und der öffentlichen Meinung Deutschlands unterscheidet Fräulein Mittelstädt in scharfer und wohldurchgeführter Teilung die Zeit bis zum österreichischen Ultimatum vom 23. April 1859 bis zum Frieden von Villafranca vom 11. Juli 1859 und die Zeit nach dem Kriege. Ebenso scharf werden unterschieden jeweils nach den einzelnen Stadien die Publizistik der Großdeutschen mit den Unterabteilungen ultramontan, reaktionär, liberal und demokratisch, die der Kleindeutschen (liberal und demokratisch) und die halbamtliche, preußische Publizistik. Die Untersuchung ist umsichtig, sorgfältig und mit sichtlichem Streben nach Unparteilichkeit geführt; das Ergebnis ist aber, daß fruchtbare Gedanken für die deutsche Zukunft nur bei den Kleindeutschen vorhanden, daß aber auch hier nur Konstantin Rößler offen und klar — in spielender Weise Lassalle — für die Umgestaltung des Deutschen Bundes unter Ausschluß Österreichs und Preußens Führung, in freundlicher Haltung gegen Frankreich, eintrat. Aber auch er meinte, daß dies Ziel auf friedlichem Wege erreichbar sei — klar stand die Zukunft des Vaterlandes und der Weg zu ihr nur vor dem Auge des größten Sohnes Deutschlands: Bismarcks.

γ. **Wie Rußland den Krieg verschuldete.** Von Baron Suyematsu. London, Probsthain & Co. 1905.

Der japanische Diplomat und Schriftsteller Baron Suyematsu hat in der englischen Zeitschrift „Nineteenth Century and After" in London 1904 eine urkundlich belegte Anklageschrift gegen Rußland unter dem obigen Titel veröffentlicht, die nun auch in deutscher Übersetzung erschienen ist. Suyematsu stößt insofern, um einen Ausdruck Mommsens über Cicero zu gebrauchen, offene Türen mit Gepraffel ein, als er den urkundlichen Nachweis der unbestreitbaren Tatsache erbringt, daß Rußland beständig als einen der „Fundamentalgrundsätze" betreffs der chinesischen Frage den Ausschluß von allem im Munde führte, was zu einer Teilung Chinas Anlaß geben könnte; daß es aber gleichwohl die Boxerunruhen vom Jahre 1900 benutzte, um sich in der Mandschurei festzusetzen, von der Mandschurei aus seine Hand auf Korea zu legen, usw. Gleichwohl ist Suyematsus Schrift deswegen eine ausgesprochene Parteischrift, weil er die Frage nicht einmal aufwirft, geschweige denn eingehend erörtert, ob Rußland zu seinem Vorgehen nicht durch unabweisbare Gründe des staatlichen Selbsterhaltungstriebs veranlaßt wurde, mit andern Worten, ob es nicht nach dem Besitz der Mandschurei und des Zugangs zum Golf von Petschili zu streben gezwungen war, wenn es seine ostasiatische Stellung nicht verkrüppeln lassen wollte. Hierin liegt die Entschuldigung der russischen Ausdehnung, wie umgekehrt Japans Lebensinteressen ihm geboten, dieser Ausdehnung sich entgegenzustellen. Unter diesem Gesichtspunkt gibt es weder hüben noch drüben eine Schuld, sondern beide Male nur Notwendigkeit.

βλ. **Le Chevalier d'Éon (1728—1810).** Par Octave Homberg et Ferdinand Jousselin. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1904.

Zwei Autoren haben ihre Kräfte vereint, um die Gestalt des Chevalier d'Éon aus den Irrgängen der Legende wieder in das Historische zu übersetzen. Den meisten Lesern der Unterhaltungslektüre, die sich mit dem 18. Jahrhundert beschäftigt, ist von dem Manne nur die romantische Episode seines Lebens bekannt, nach der er den abenteuerlichen Versuch wagte, sich für eine Frau auszugeben. Er war aber ein Mann: darüber beruhigen uns auch seine letzten Biographen, die durch bisher unbenutzte Briefe und Dokumente des Chevalier zu ihrer Arbeit angeregt wurden. Und zwar griff er erst dann zu diesem merkwürdigen Auskunftsmittel, als seine Karriere, die des Agenten Ludwigs XV. im Dienste seiner geheimen Diplomatie, versagt hatte. D'Éon war damals 43 Jahre alt. Der tolle Einfall scheint ohne sein Zutun entstanden zu sein, denn anfangs lehnte er den Zweifel an seinem Geschlecht mit Entrüstung ab. Bald aber erschien ihm die Sache als eine willkommene Gelegenheit, die Welt mit sich zu beschäftigen und den Peinlichkeiten seiner Lage, nicht zum wenigsten den ihn bedrängenden Gläubigern, zu entgehen. Voltaire u. a. ließ sich durch die gut gespielte Rolle der „Chevalière" wenn nicht völlig täuschen, so doch zu Zweifeln hinreißen, und die enigmatische Persönlichkeit wurde im philosophisch denkenden Paris populär. Ein weiblicher Dragoneroffizier, der Heldentaten verrichtet und Staatsgeheimnisse gewußt hatte, reizte das Sensationsbedürfnis dieser blasierten Welt. D'Éon wurde durch eine physische Veranlagung unterstützt, die im vorliegenden Bande durch sein Porträt als ältere, sehr häßliche Matrone den Wahrscheinlichkeitsbeweis antritt. Das Ministerium Vergennes wurde endlich der Komödie müde,

ließ „das Phänomen“ einsperren und internierte es hierauf in seiner Vaterstadt, wo Prinz Heinrich von Preußen ihn — oder sie — 1785 aufsuchte. Bald darauf ging d'Eon nach London, schwärmte für die Revolution, stellte sich den Jakobinern vergebens zur Verfügung, fristete sein Dasein mit dem Mute des leichtsinnigen Abenteurers, der er war, und starb dort im Elend 1810.

q. **Les malheurs d'une grande dame sous Louis XV.** Par Ch. de Coynart. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Unter diesem romanhaften Titel erhalten wir hier auf Grund umfassender archivalischer Forschung die Geschichte der Ehe des Fräuleins Elisabeth Colins de Mortaigne mit dem Grafen Philipp v. Montboissier, der dem Hochadel der Auvergne angehörte. Unsre Heldin ist nicht den großen Frauencharakteren zuzuzählen, die im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt haben; auch nicht als „document humain“, als fein angelegte und durchgeführte psychologische Studie hat das Buch unser Interesse zu beanspruchen. Was ihm seinen Wert verleiht, ist die Schilderung der sozialen Verhältnisse Frankreichs in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Anschaulich wird uns der innerhalb des Adels immer mehr um sich greifende Zersetzungsprozeß vor Augen geführt. Auf der einen Seite waren es der Luxus und die maßlose Verschwendung, auf der andern die daraus sich ergebende Verschuldung, die den Adel vor die Frage stellte, entweder seine alten Besitzungen zu verkaufen, wie es von seiten der alten Grafen Mortaigne an den Urgroßvater der Elisabeth Colins geschah; oder durch eine Geldheirat seine Verhältnisse zu ordnen, „seine Güter zu düngen“ (fumer ses terres), wie man humoristisch sagte. Das war der Ausweg, den der junge Montboissier erwählte. Begann damit bereits die Abgeschlossenheit des Adels den andern Klassen gegenüber zu schwinden, so sehen wir dann auch geradezu unlautere Elemente in seine Kreise dringen, Abenteurer, die sich für „Abbés“ und „Chevaliers“ ausgeben und unter diesem Titel leichten Zutritt finden. Ein solcher Abenteurer war es, der in der unglücklichen Ehe Elisabeths die Katastrophe herbeiführte. Auch dieser Schlußakt wird dadurch von allgemeinerem Interesse, daß uns in aktenmäßiger Darstellung ein Beispiel vorgeführt wird, wie die Willkür des Ancien Régime zugunsten der einflußreicheren Partei mit einem „lettre de cachet“ eingreift. — Inmitten dieser Tragödie spielt eine Episode, die zeigt, wie trotz aller aufklärerischen Bestrebungen der Zeit auch in den vornehmen Kreisen Frankreichs der Aberglaube noch wurzelte. Es ist eine Zauber- und Beschwörungsgeschichte, in die mit unsrer Heldin noch verschiedene Mitglieder des französischen Hochadels verwickelt werden. Aus den Prozeßakten der Teufelsbeschwörer werden wir über alle Einzelheiten genau unterrichtet, und wir schulden dafür dem Verfasser großen Dank, daß er nicht nur die gerichtlichen Aussagen für seine Darstellung im weitesten Maße oft wörtlich benutzt, sondern auch im Anhang ein bei den Akten der Bastille liegendes und damals beschlagnahmtes Zauberbuch (grimoire) zum Abdruck gebracht hat. Auf dieses letztere sei besonders hingewiesen: denn aus seinem Inhalt ergibt sich, daß es alten Ursprunges und jedenfalls unter dem Einfluß der okkulten Wissenschaften und kabbalistischen Studien des Mittelalters entstanden ist. Die Beimischung religiöser Elemente scheint sogar auf eine Einwirkung des Exorzismus hinzudeuten. Wir bedauern nur, daß der Verfasser in dem „Avant-propos“, in dem er die Zauberkunst des 18. Jahrhunderts mit ihren vornehmlich auf Gewinnung von Reichtümern und auf Erkenntnis der Zukunft gerichteten Tendenzen behandelt, diesen höchst interessanten Zusammenhängen nicht weiter nachgegangen ist.

βλ. **L'Émigré.** Par Sénac de Meilhan. Publié par C. Stryenski et F. Funck-Brentano. Paris, Fontemoing. 1904.

Das selten gewordene, aber nicht unbekannt gewesene Buch ist ein Roman in Briefform, der, 1793 geschrieben, die Zeitereignisse schildert. Sein Verfasser, der, 1734 geboren, 1803 zu Wien bei seinem Freund, dem Fürsten Ligne, starb, war unter der Monarchie Intendant in der Provence, dann zu Valenciennes. Ein kluger Kopf und ein feiner Beobachter, unternahm er es, am Faden der erdichteten Geschichte eines jungen Offiziers, der seine Liebe opfert, um für seine Sache zu kämpfen und auf dem Schafott zu enden, die von ihm erlebten Ereignisse zu erzählen. Seine Wertung derselben ist eine eigentümliche. Im Brief 44 leugnet er die Mitschuld der Philosophie des 18. Jahrhunderts am Umsturz des Bestehenden: „La Revolution est purement accidentelle“. Erst nachdem sie infolge der Schwäche der Regierenden ausgebrochen war, berief man sich, nach Sénac de Meilhan, auf die Systeme, die ihren Gang unterstützten. Diese Auffassung kennzeichnet den Verfasser und ist nicht haltbar. Das Verdienst des Buches besteht in den einzelnen Beobachtungen einer Welt, die er genau kannte. Besser als im Roman „L'Émigré“ hat er sie in seinem Buch „La Société en France avant la Révolution“ geschildert. Viele Briefe der witzigen Marquise de Créqui sind ebenfalls an Sénac de Meilhan gerichtet. Seine politische Stellung wird durch seine leidenschaftliche Bekämpfung Neckers verständlich. Überlegen war er nicht, und die Herausgeber des „Émigré“ überschätzen den Wert des Romans als historisches Dokument, indem sie ihn „einen bleibenden“ nennen.

δη. **Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M.** Ein Zeit- und Lebensbild. Von Johannes Proelß. Mit zwei Bildnissen. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.). 1905.

Als Friedrich Stoltze am 28. März 1891 gestorben war und ihn viele Tausende seiner Mitbürger zur letzten Ruhestätte begleitet hatten, gingen allerhand Anekdoten über ihn durch die Zeitungen. So zumal diese: es sei einmal ein Brief angekommen mit der bloßen Adresse: „An den populärsten Mann von Frankfurt“ — die Post habe ihn ohne alles Bedenken an Stoltze geschickt, und es sei in der Tat richtig so gewesen. Er war ein halb Jahrhundert

lang der Lokalpoet von Frankfurt, zum großen Teile im Frankfurter Dialekt dichtend, humorvoll und sentimental, scherzhaft und pathetisch. Namentlich aber ein politischer Dichter nach dem Maßstabe des Frankfurter Kleinbürgertums, dessen echtes Kind er war. Eine Art von Béranger im kleinen, dessen großes Vorbild auf ihn bedeutenden Eindruck gemacht hatte. Das vor uns liegende Buch ist zum erheblichen Teile aus Stücken der eigenen Schriftstellerei Stoltzes zusammengesetzt. Wer noch gar nichts von Stoltzes Werken gelesen, der erhält durch dies neue Werk Gelegenheit dazu. Der Faden der neuen Biographie ist weit überwiegend (und ziemlich reichlich) die freiheitliche Bewegung in Frankfurt seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie hatte teilweise ihr Standquartier im „Rebstock“ — dem Gasthause, dessen Besitzer der Vater Stoltzes war. So wuchs Stoltze als ein Freiheitsmann auf, ganz nach der Art jener Zeit. Er schwärmte für Freiheit im allgemeinen, ohne jemals in seinem Leben mit wirklichen Staatsangelegenheiten etwas zu tun gehabt zu haben. Seine Dialektpoesie ist so spezifisch Frankfurterisch, daß sie nicht weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgedrungen ist — anders als seine Vorgänger oder Zeitgenossen J. P. Hebel und Fritz Reuter, die doch ein erhebliches Sprachgebiet durch ihre Mundart in Beschlag genommen haben. Und doch haben Stoltzes „Gedichte in Frankfurter Mundart“ es bereits zur 27. Auflage gebracht. — Man hat neulich in einer vervollständigten Ausgabe (von zwei starken Bänden) die Briefe von Goethes Mutter herausgegeben, die des Sohnes Frohnatur als ein Erbteil der Mutter beweisen. In Stoltzes Art und Dichtweise ist vieles, was an die gleiche Gemeinschaft erinnert: ein ganz lokal Frankfurterischer und doch echt deutscher Zug des Humors und der unverwüstlichen Heiterkeit.

γ. **Religionsgeschichtliche Volksbücher.** Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg, Halle, Gebauer-Schwetschke. 1904 ff.

Dieses Unternehmen gliedert sich in drei Unterabteilungen: 1. Die Religion des neuen Testaments, 2. die Religion des alten Testaments, 3. allgemeine Religionsgeschichte und Religionsvergleiche. Von der ersten Reihe liegen uns vor das vierte Heft, in dem Professor Eberhardt Vischer aus Basel über die Briefe des Paulus handelt: die Hefte 5 und 6, in denen Professor Brede aus Berlin Leben, Charakter und Lehre des Paulus entwickelt, und endlich Heft 9, in dem Professor v. Dobschütz aus Straßburg das apostolische Zeitalter schildert. Von der positiven Seite ist die religionsgeschichtliche Schule als der eigentliche Feind bezeichnet worden, den es in den nächsten Jahrzehnten zu bekämpfen gelte und den man nicht zur Verkündigung des evangelischen Glaubens zulassen dürfe, wenn man nicht die Kirche töten wolle: so stand wörtlich in den „Berliner christlich-sozialen Blättern“ zu lesen. Der Grund dieser Feindseligkeit ist darin zu suchen, daß die religionsgeschichtliche Richtung vollen Ernst damit macht, das Christentum als etwas geschichtlich Gegebenes und Umgrenztes zu fassen, und dabei besteht unleugbar die Gefahr, daß der einzigartige Charakter des Christentums, der es über alle andern Religionen hinaushebt, abgeschwächt oder ganz verkannt wird. Wenn wir aber die vorliegenden Hefte betrachten, so können wir nicht finden, daß in ihnen diese Gefahr verwirklicht wäre. Es will uns vielmehr scheinen, daß alle drei Verfasser unter vollem Respekt vor der Wissenschaft und im vollen Besitz ihrer Methode und Mittel ein wirkliches Bild der Personen und Tatsachen, die mit der Entstehung des Christentums verknüpft sind, uns gezeichnet haben. Es genügt, hierfür auf das Wort von v. Dobschütz hinzuweisen: „Die Offenbarungen des verklärten Herrn sind Realitäten, so wenig wir sie zu fassen vermögen. Sie erweisen sich durch die von ihnen ausgegangenen Kraftwirkungen.

ϱμμ. **Er versprach ihr einst das Paradies.** Eine Novelle von S. Höchstetter. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Die begabte Verfasserin hat schon einmal in einem temperamentvollen Aufsatz energisch das unbedingte Recht der Subjektivität im Roman verfochten. Fast erscheint ihr neuestes Werk als eine Ausführung dieser theoretischen — und vor allem individuellen Meinung in Novellenform. Der stark tendenziöse Charakter wird so besonders verständlich. — Eine schöne Exposition führt das Liebesglück einer jungen Schriftstellerehe liebenswürdig vor. Dann — ein jäher Bruch! Der Dichter verfällt durch Überanstrengung in eine schwere Krankheit und ist nach der Genesung nicht mehr der Alte Denn die Freude an der Beobachtung der Wirklichkeit ist Herr über ihn geworden! Interessante Umgebungen haben es ihm angetan. Sie aber empfindet das als Verrat — und wird dabei von der Verfasserin unbedingt unterstützt. Eine begreifliche Heftigkeit des nervösen Mannes gegen das Kind, das sein Mannskript zerrissen hat, gibt der Gattin Anlaß, ihn zu verlassen und ihn dadurch ganz dem verruchten Milieustudium auszuliefern. Spät finden sie sich wieder — und noch das letzte Wort des Buches ist eine Anklage gegen den Unglücklichen, dem doch die Geliebte das versprochene Paradies nicht weniger schuldig geblieben ist als er ihr. — Nicht bloß der Name des „Helden“ — er heißt Geyer, wie der der „Renate Fuchs“ — erinnert an Jakob Wassermanns flackernde Art. Aber freilich hilft gerade auch dieser Vergleich die Vorzüge von S. Höchstetters Kunst ins Licht setzen: das warme Licht ihrer Stimmungen, die geistreiche Anordnung der Gestalten, die überraschenden Entwicklungen. Weniger Geschmack vermögen wir gewissen anspruchsvollen Äußerlichkeiten, wie der Einteilung in „Abschnitte“, abzugewinnen. Aber wir sehen einen großen Fortschritt der Technik gegenüber dem so reizvoll anhebenden und leider fast ganz in „Reden“ auslaufenden „Pfeifer“ der Verfasserin: die Subjektivität, deren gutes Recht niemand mehr bestreiten wird, fängt an, sich den Hausgesetzen der Erzählung einigermaßen unterzuordnen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Apianus. — Geschichte Böhmens. Von H. Apianus. Leipzig, Hitmar Apian-Bennewitz. 1905.

Bagiensky. — Dichtungen von Trußta v. Bagiensti. Berlin, W. Schäffer. O. J.

Balzacs Ausgewählte Werke. — Übersetzt von Alfred Brieger. Fünfter Band: Vater Goriot. Berlin, Franz Ledermann. 1905.

Barratin. — Sur le tard. Par A. Barratin. Paris, Alphonse Lemerre. 1905.

Bäumer. — Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte. Von Gertrud Bäumer. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Bausteine. — Zeitschrift für neuenglische Wortforschung. Unter Mitwirkung des neuphilologischen Vereins in Wien herausgegeben von Leon Kellner und Gustav Krüger. Erster Band, erstes Heft. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. 1905.

Beck. — Amerikanische Streiflichter. Von Carl Beck. Berlin, Leonhard Simions Nachf. 1905.

Behrens. — Der tanzende Papst. Stimmungen auf Reisen durch Italien, London, Paris. Von Ed. Behrens. Zürich, Arnold Bopp. 1905.

Bloch. — Die Entwicklungstendenzen und Betriebsformen im Tuchhandel der Stadt Zürich. Ein Beitrag aus der Gegenwart. Von Sigfried Bloch. Zürich, Ed. Raschers Erben. 1904.

Bödewaldt. — Johannes Doje der Erfolgreiche in anderer Beleuchtung. Von Jacob Bödewaldt. Tondern, Heinrich Nissen. 1905.

Brachvogel. — Die Marquise de Pompadour. Von Carry Brachvogel. Leipzig, Friedrich Rothbarth, G. m. b. H. O. J.

Bradel. — Mein Leben. Von Ferdinande Freiin v. Bradel. Mit zwölf Kunstdruck- und zwei Handschriftbeilagen. Köln a. Rh., J. P. Bachem. O. J.

Craig. — Die Kunst des Theaters. Von E. Gordon Craig. Übersetzt und eingeleitet von Maurice Magnus, mit einem Vorwort von Harry Graf Kessler. Berlin und Leipzig, Herrmann Seemanns Nachf. 1905.

Davitschoff. — Die Tugendhaften. Von Lela Davitschoff. Leipzig, Friedrich Rothbarth, G. m. b. H. O. J.

Devrient. — Jugenderinnerungen. Von Therese Devrient. Mit 12 Text- und Vollbildern. Stuttgart, Karl Krabbe (Verlag Erich Gußmann). 1905.

Felder. — Vom entnüchternden Zauber der Frau. Von Erich Felder. Leipzig, Friedrich Rothbarth, G. m. b. H. O. J.

Freimark. — Anderes und Drittes. Skizzen und Studien. Von Hans Freimark. Leipzig, Verlag des „Harmonium". 1905.

Freimark. — Bunte Lieder. Von Hans Freimark. Leipzig, Verlag des „Harmonium". 1905.

Friedrich. — Sonnenschule. Ein Wiener Probejahr. Von Johann Friedrich. Leipzig und Berlin, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Grabowsky. — Das Zeugende. Von Adolf Grabowsky. Berlin, Verlag der „Barke". 1905.

Hauser. — Der Reigen der schönen Frauen. Von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Ibel. — Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht von Wilhelm Ibel. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H. 1905.

Immich. — Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. Von Max Immich. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1905.

Karst. — Gedichte von Ernst Karst. Berlin, M. Lilienthal. 1905.

Krukenberg. — Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Von Elsbeth Krukenberg. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905.

Luther. — Goethe. Sechs Vorträge von Arthur Luther. Bauer und Leipzig, Oskar Hellmann. O. J.

Merk. — Freundinnen. Novelle von Emma Merk. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Michaelis. — Giovanna. Eine Geschichte aus der Stadt mit den schönen Türmen. Von Sophus Michaelis. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1905.

Müller. — Der russisch-japanische Krieg, seine Vorgeschichte, sein Ausbruch und seine Folgerungen, dargestellt von Franz Müller. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Müller. — König Nero. Eine Hofgeschichte von Franz Xaver Müller. Regensburg, G. J. Manz. 1905.

Mülsebeck. — Ernst Moritz Arndt und das kirchlich-religiöse Leben seiner Zeit. Von Ernst Mülsebeck. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905.

Nissen. — Oberst Nissens Kart over det nordlige Norge. Kristiania, Aschehoug & Co. 1905.

Nissen. — Oberst Nissens Kart over det sydlige Norge. Kristiania, Aschehoug & Co. 1905.

Pain. — The memoirs of Constantine Dix by Barry Pain. London, Leipzig, Paris und Turin, T. Fisher Unwin. 1905.

Plaßhoff-Lejeune. — Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes. Von Eduard Plaßhoff-Lejeune. Gießen, Alfred Töpelmann. 1905.

Rambosson. — Le cœur ému. Par Yvanhoé Rambosson. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Rochefoucauld. — Der Liebhaber und der Arzt. Roman von Gabriel de la Rochefoucauld. Autorisierte Übersetzung. Budapest, G. Grimm. 1905.

Roeder. — Worte für Menschen zur Entgegnung auf Chamberlains Worte Christi. Von Hans Roeder. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Roux. — Vorträge und Aufsätze über Entwicklungsmechanik der Organismen. Herausgegeben von Wilhelm Roux. Erstes Heft: Die Entwicklungsmechanik. Ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft. Von Wilhelm Roux. Mit zwei Tafeln und einer Textfigur. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1905.

Schandorph. — Ausgewählte Novellen und Skizzen von Sophus Schandorph. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. Von Clara Bener. Bern, Gustav Grunau. 1905.

Schmarsow. — Grundbegriffe der Kunstwissenschaft. Am Übergang vom Altertum zum Mittelalter kritisch erörtert und in systematischem Zusammenhange dargestellt von August Schmarsow. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Schumann. — Leitfaden zum Studium der Literatur der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Walther Schumann. Gießen, Emil Roth. O. J.

Seedorf. — Friedrich Schiller. Rede zur Gedenkfeier der hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Von H. Seedorf. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1905.

Seilliére. — Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. Von Ernest Seilliére. Autorisierte Übersetzung von Theodor Schmidt. Berlin, H. Barsdorf. 1906.

Silvester. — Das Verhältnis. Von Ewald Silvester. Leipzig, Friedrich Rothbarth, G. m. b. H. O. J.

Sternberg. — Politische Federzeichnungen. Von Graf Adalbert Sternberg. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Strauß und Torney. — Das Erbe. Novelle von Lulu v. Strauß und Torney. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Sutro. — Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache. Ein Versuch, das eigentliche Wesen unbewußter Vorgänge klar zu erkennen und in die Ursachen von Erscheinungen einzudringen. Von Emil Sutro. Herausgegeben unter dem Protektorate der internationalen physio-psychischen Gesellschaft. Berlin.

Unus. — Schülertagebuch. Von Walther Unus. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Vierordt. — Ausgewählte Dichtungen. Von Heinrich Vierordt. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg, Carl Winter. 1906.

Weichbrodt. — Sünden des XX. Jahrhunderts oder Es lebe die Korruption!! Eine moderne Kreuzzugsrede von Felix Weichbrodt. Werdohl i. Westf., Wilhelm Scholz. 1905.

Zobeltitz. — Das Tagebuch einer Hofdame. Roman von Hanns v. Zobeltitz. Berlin, Leipzig und Wien, W. Vobach & Co. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 13 1967

AP
30
D4
Bd.124

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY